Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/goetheundseineli131bela

Goethe und sein Liebeleben.

Historischer Novellenkreis

von

H. E. R. Belani.

Erster Theil.

„Allgegenwärt'ge Liebe
Durchglühst mich;
Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren der Brust;
Hast nun gegossen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben und Muth.
Goethe.

Leipzig, 1866.
Verlag von C. F. Schmidt.

RBR
Jantz
#1289

Goethe, als Knabe

und sein erstes Liebewehen.

Genrebild und Novellette.

(1749—1759.)

Druckfehler.

im ersten Theile.

S.	58	Z. 2 u. 5 v. o.	statt:	Liebesweſen,	lies:	Liebeswehen.
„	60	„ 9 v. u.	„	Geringeren	„	Geringerem
„	„	„ 8 v. u.	„	altfranzöſiſchen	„	altfranzöſiſchem
„	62	„ 3 v. o.	„	ihn	„	ihm
„	67	„ 2 v. u.	„	brünetten	„	brünettem
„	70	„ 6 v. o.	„	Liebeweſen	„	Liebeswehen
„	75	„ 9 v. o.	„	Poiſarde	„	Poiſſarde
„	„	„ 15 v. o.	„	er	„	Er.
„	84	„ 3 v. o.	„	Grau Freund iſt alle Theorie Grün nur iſt des Lebens ew'ger Baum.		
			lies:	Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie, Und grün des Lebens goldner Baum.		
„	87	„ 9 v. o.	statt:	Ihrer	lies:	ihrer
„	„	„ 14 v. o.	„	verdienen	„	verdient
„	91	„ 10 v. u.	„	Cordelia	„	Cornelia
„	98	„ 4 v. u.	„	dieweil	„	die wei
„	99	„ 2 v. u.	„	Müßige	„	müßige
„	100	„ 10 v. o.	„	Dieſe	„	Dieſes
„	104	„ 4 v. u.	„	eines	„	keines
„	105	„ 6 v. u.	„	Glauben	„	glauben
„	106	„ 2 v. u.	„	und	„	und da er
„	109	„ 4 v. o.	„	Ste	„	Sie
„	113	„ 1 v. o.	„	aber	„	eben
„	114	„ 4 v. o.	„	Gemeine	„	gemeine
„	115	„ 2 v. u.	„	das	„	daß
„	128	„ 5 v. o.	„	und da er	„	und er
„	„	„ 6 v. o.	„	Geſchöpf erblickt	„	Geſchöpf
„	131	„ 11 v. o.	„	den	„	den des
„	„	„ „ v. o.	„	Würdenträger	„	Würdenträgers
„	157	„ 12 v. o.	„	Confrondation	„	Confrontation
„	170	„ 14 v. o.	„	anderen theils	„	anderntheils
„	181	„ 10 v. u.	„	miſentropiſchen	„	miſanthropiſchem
„	184	„ 11 v. u.	„	Ihrige	„	ihrige
„	228	„ 1 v. u.	„	einem Jahr	„	drei Jahren
„	229	„ 12 v. u.	„	1668	„	1768
„	252	„ 13 v. o.	„	Cordelia	„	Cornelia
„	281	„ 7 v. o.	„	Guten	„	Gutem
„	„	„ „ v. o.	„	Vergnüglichen	„	Vergnüglichem

Inhalt des ersten Theiles.

I. Goethe als Knabe und sein erstes Liebewehen. — Genrebild und Novellette.

II. Gretchen aus Frankfurt. — Novelle.

III. Annette (Käthchen) aus Leipzig. — Novelle.

IV. Friederike Oeser aus Leipzig. — Novelle.

V. Charitas Meixner in Worms. — Novellette.

VI. Emilie und Lucinde in Straßburg. — Novelle.

Vorwort.

Hiermit übergebe ich der Lesewelt die erste Zusammenstellung der „Goethe-Novellen", das heißt seines reichen Liebelebens in Novellenform bearbeitet.

Alles was wir seither an Mittheilungen dieser Art besitzen, ist nichts als Material zu einer umfassenden novellistischen Darstellung Desselben

Die Hauptquelle Derselben ist Goethe's unübertreffliche Selbstbiographie: „Wahrheit und Dichtung". Diese ist aber weder so umfassend, daß man daraus allein schon das vollständige Material für einen solchen Novellenkreis, wie hier vorliegt, schöpfen konnte (namentlich fehlt u. A. in Wahrheit und Dichtung die Schilderung seines interessanten Liebesverhältnisses zu Friederike Oeser aus Leipzig — und noch vieles andere Detail; und dann ist so zu sagen der novellistische Stoff in eine solche heterogene Masse von andern Ereignissen seines reichen Lebens eingewickelt, daß

wahrhaftig mehr als Sysiphus-Geduld dazu gehört, die Liebesgeschichten Goethe's herauszuschöpfen und zu einem Gesammtbilde von Goethe und dessen Liebeleben künstlerisch zusammenzustellen. Das ist nicht jedem Leser gegeben und würde die Herausſuchung des Materials an sich schon eine Arbeit sein, welche jeden Kunstgenuß stört und jedes Gesammtbild von Goethe's poetischem Liebeleben zur Unmöglichkeit macht.

Erleichtert ist aber eine solche Uebersicht durch ein mit Beifall aufgenommenes Werk: „Goethe's Liebe und Liebes-Gedichte" (Berlin 1805). Dieses aber hat ganz entschieden eine mehr ästhetisch- und historisch-kritische Tendenz, als die einer geistvollen Unterhaltung. Diese Tendenz geht dahin, seinen Liebesgedichten gewissermaßen den historisch-kritischen Commentar zu ermitteln. — Die Erzählungsform darin ist nichts weniger als novellistisch; daher dient dieses Werk mehr dem Studium der Goethe-Literatur zur kritisch-historischen Grundlage, als einer geistvollen Unterhaltung, wie sie dem größeren gebildeten Leserkreise nur die Novellenform gewährt.

Ein solches Werk fehlt unserer schönen Literatur noch gänzlich. Hier wird es gegeben.

Zu diesem erwähnten Material für die Zusammenstellung der Goethe-Novellen gehört aber noch außer den angeführten beiden Schriften eine Masse von Liebesgedichten, dramatischen Arbeiten, Romanen und Briefen Goethe's an

Freunde und Freundinnen, die in einer fast überreichen Goethe-Literatur zerstreut sich vorfinden.*

Wenn sich in den unten benannten Werken und zahllosen Liebesgedichten noch feine Züge aus Goethe's Liebeleben fanden, die in Folge eines sorgsamen, umfassenden Quellenstudiums in diesen Goethe-Novellen mit aufgenommen sind, so wird man bekennen müssen, daß dieselben in ihrer novellistischen Kunstbildung viel reicher an Thatsachen ausgestattet erscheinen müssen, als es Goethe's zerstreute Mittheilungen in seiner Selbstbiographie „Wahrheit und Dichtung" möglicherweise sein können.

---

* Wir erwähnen an Schriften, die außer den genannten als historisches Material für die nachstehenden Novellen aus Goethe's Liebeleben mehr oder weniger benutzt sind, seine Liebesgedichte, namentlich: „Goethe's Leipziger Liederbuch" — „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde (Bettina)" — Eckermann's „Gespräche mit Goethe" — „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde" — Viehoff's Commentar zu Goethe's Gedichten" — dessen: „Goethe's Leben" — dessen: „Goethe's Familie" — Düntzer's „Studien zu Goethe's Werken" (daraus: „Goethe's Lotte und Leiden des jungen Werther") — „Goethe's Briefe an Frau v. Stein" — Riemer's „Mittheilungen über Goethe" — Zelter's „Briefwechsel mit Goethe" — Düntzer's „Goethe's Lily" — Humboldt's „Briefe an eine Freundin" — „Goethe's Briefe an Auguste v. Stollberg" — und dazu solche Werke Goethe's, in welchen er (außer seinen Liebesgedichten) Charakterzüge aus seinem Liebeleben angebracht hat, als: sein Schäferspiel: „Die Laune des Verliebten" (wegen Käthchen — Annette — aus Leipzig), die Schauspiele „Faust" und „Egmont" (wegen Grethchen) und die „Leiden des jungen Werther" (wegen Friederike von Seesenheim) u. a. m.

Diese Novellen sind nicht blos eine Compilation von Goethe's Selbstbekenntnissen, sondern auch eine Umdichtung derselben in eine andere, ebensosehr den Geist anziehende wie die Unterhaltung fesselnde Kunstform. Es wird uns damit ein plastisches Bild seines Liebelebens und Seelenlebens gegeben, wie es auf keine Weise jenes Material, wenn man es auch, was doch unmöglich ist, fließend hintereinander weglesen könnte, gewähren würde.

So bleibt hiermit Goethe's Geist, seine eigene Darstellung unberührt und nur erscheint uns dieser Geist concentrirter und in einer Kunstform, die ein lebenvolles plastisches Gesammtbild von Goethe's Liebeleben gewährt.

Es kann aber nichts Interessanteres geben als das Liebeleben eines so großen Dichters. Goethe sagte von sich selbst: „Ich kann nicht lieben ohne zu dichten, und nicht dichten ohne zu lieben."

In dem Liebeleben eines so großen Genius, wie Goethe war, herrscht — trotz alles Wechsels der Gegenstände seiner Liebesneigungen — nichts Triviales. — Der alltägliche Werthmesser des Menschen in Hinsicht der Liebesverhältnisse will hier nicht passen. — Die Romantik einer einzigen, ewigen Liebe findet keine Anwendung auf solche geniale Geister wie Goethe war. Von einem solchen läßt sich erwarten, daß er mit seinen Neigungen die zartesten Blüthen des jungfräulichen Lebens umfaßte.

Daher gewähren denn auch diese Novellen aus Goethe's

Liebeleben so anziehende, ungewöhnliche Situationen, so feine, psychologische Züge in meisterhafter Charakterschilderung, wie ein reines Phantasiegebilde nicht zu gewähren wüßte.

Und das ist es, was wir dem Leser hiermit darbieten, — zum Erstenmale im Dienste novellistischer Kunstform. Goethe's Liebesgeschichten sind damit gewissermaßen zum Erstenmale popularisirt worden.

Und somit wünschen wir, daß nicht die fruchtlose Untersuchung über den Fragen: wird hier auch nicht allzu Bekanntes gegeben? — ist es Originalarbeit oder Compilation? — ist es schon Dageweſenes oder Neues — mindestens in der Form? — sich den unterhaltenden Kunstgenuß an dieser neugeschaffenen Umdichtung, diesem novellistischen Seelen- und Lebensbilde — verkümmern möge.

Wir erkennen in Goethe's langem und reichem Liebeleben drei Perioden, wie sie nach dem Laufe der Natur durch Alter, Bildung und Lebensstellung bedingt sind. Die Erste ist die des Jünglingsalters; die Zweite der vollen Manneskraft; die Dritte seines Greisenalters.

Die erste Periode — die so früh begonnene des Jünglingslebens, reicht bis zu seinem Aufenthalt in Weimar

und geht auch noch in die ersten Jahre seines dortigen Lebens hinein.*

Es ist ein wunderliches Chaos von jugendlichen Neigungen und Bestrebungen, theils von weltstürmerischen Natürlichkeiten, theils von origineller Naturkraft begleitet, theils in sie übergehend. So erfüllte sie den Knaben und Jüngling bis zum Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Natur und Cultur, zwischen ungezügelter Freiheit und nachdenklicher Besonnenheit. Es ist dieses die Periode der feurigsten Jugendliebe — offenbar die interessanteste und lehrreichste. In ihr zeigte er sich am offensten und liebenswürdigsten.

Der Character der zweiten Periode seines Liebelebens ist der: durch den Kampf der Trennung von Friederike aus Seesenheim gelangte Goethe zur Ruhe und Mäßigung, zur Ordnung, Kunst, zur Schönheit; durch Erfassung des Geistes und Sinnes des Alterthums; er steht auf der Höhe der Kunst; das Jugendfeuer der Liebe flackert häufig nur noch in schönen Erinnerungen. Er tritt uns jetzt in der Wirklichkeit wie in der Poesie mehr als ein ästhetischer Liebhaber entgegen. Allmählich hat sich der Rang seiner Freundinnen erhöht: von den Wirthstöchtern „Grethchen" und „Annette" zu der reichen und vornehmen Kaufmannstochter „Lili". — Jetzt erhöhte sich sein innerer und äußerer Rang,

* Nach Lehmann: „Goethe's Liebe und Liebesgedichte" (Berlin 1852) in der Einleitung.

sein fürstlicher Geist, sein fürstliches Herz; seine äußern Verhältnisse gaben weder Raum, noch Zeit, noch Gelegenheit, in die Unschuldswelt der Jugend herabzutauchen. — Der Vulkan ist ausgebrannt; vorübergehende Neigungen, flüchtige Erscheinungen, interessante Tändeleien und Spielereien, äußere Begegnungen, ästhetische Hinblicke, sinnliche Auffassungen bringt ihm die Gegenwart. — Mehr ruhige Kälte als stürmisches Feuer treffen wir an.

Aber in der dritten Periode seines Liebelebens, dem späteren Mannes- und Greisenalter, artet die Schönheit allmählich in Eleganz, die Begeisterung in Nüchternheit, die warme Poesie in Prosa aus. Und so mußte denn auch der alte behagliche Herr sich die Hausmannskost der Liebe zur Leibespflege und als höhere Standessitte (obwohl nicht ohne denkbare Innigkeit) erwählen und konnte er nur noch die Ausströmung der Electricität der Jugendliebe wie ein schwaches Nordlicht schauen. Aber eben dieser Wiederschein des lyrischen Lebens verjüngte ihn wieder. — Nur einmal flammte ihn, den 75jährigen Greis, noch die Leidenschaft einer gegenwärtigen Liebe in ganzer Jünglingskraft auf; aber er dämpfte sie in würdiger Selbstüberwindung.

So war Goethe's Liebeleben gleichsam ein Drama von drei Acten. Aber die Uebergänge von einem zum andern erscheinen in so feinen Zügen, daß sich eine eigentliche scharfbegrenzte Acteintheilung in dem nachstehenden Novellenkreis nicht machen läßt.

Es möge dieses genügen, die feinen, psychologischen Fäden anzudeuten, die die einzelnen Theile des anziehenden Seelengemäldes, welches nachstehender Novellenkreis uns entfaltet, zu einem interessanten Gesammtbilde der erotischen Richtung eines großen und reichen Dichtergenius zusammenfassen.

Potsdam.

Der Verfasser.

1

Goethe's Geburtshaus in Frankfurt am Main.

Es war noch vor dem für Frankfurt verhängnißvollen Jahr 1759. Da sah man dort in den zum Theil engen und krummen Gassen, noch viele alterthümliche Häuser, deren vorspringende Etagen, mit Holzschnitzerei am Gebälk von Eichenholz, vom Alter grau geworden, mit hohen, nach der Straße zugewendeten Giebeldächern, und hier und da angebauten Erkerdach — über dem düstern Gewinde dieser Straßen den Himmelsraum beengten. — Aber eins dieser Häuser war wohl das Merkwürdigste. Es war das Haus, in welchem am 28. August 1749 Mittags um 12 Uhr, dem Rath Goethe von seiner ehrbaren Hausfrau — der Frau Rath, wie sie immer genannt wurde — sein nachmals — als der größeste Dichter Deutschlands so berühmt gewordene Sohn: „Wolfgang Goethe" geboren wurde.

Seine Jugenderinnerungen schildern uns dieses Haus.

„Es waren", sagte er, „eigentlich zwei neben einander stehende alterthümliche und schon ziemlich verfallende

Häuser, deren Zwischenwände, im Innern vielfach durchbrochen, die Verbindung zwischen einem endlosen Gewirr von Zimmern, dunklen Gängen und kleinen Treppen herstellten. Eine thurmartige Wendeltreppe führte zu diesen unzusammenhängenden Gemächern und die Ungleichheit der Stockwerke war durch kleine Treppen ausgeglichen.

Dieses alte Haus lag am sogenannten Hirschgraben, einer Straße, worin es freilich damals weder einen Graben noch Hirsche gab. — Doch soll nach einer Sage dieser Raum in alten Zeiten, nicht zu der Stadt gehört haben, sondern von einem tiefen und breiten Graben umzogen gewesen sein, in welchem von Seiten des hohen Raths stets einige Hirsche unterhalten wurden, weil, nach einem alten Herkommen, vom Magistrat zu Rathhause jährlich ein Hirsch verspeiset wurde und daher in weiser Vorsorge, damit es zur rechten Zeit am rechten Stoff nicht fehle dieser Wildgarten dort angelegt war.

Doch dem sei, wie ihm wolle; kehren wir in das Haus zurück, so finden wir da gleich beim Eintritt eine große, hohe durch mehrere Etagen gehende Hausdiele. Treppen und Gänge in selber Höhe führten zu den verschiedenen Stuben- und Kammerthüren im zweiten Stock und das Sparrwerk des Daches bildete mit einem dunklen Gewirr von Balken die hohe Decke dieses Raumes.

Diese Hausdiele aber war der tägliche und liebste Spielplatz der Kinder des Hauses, welche damals aus unserem

Wolfgang und einer jüngern Schwester bestanden; auch lebte noch ein jüngerer Bruder, der aber später, noch klein, verstarb.

Diese weiträumige Hausflur mit ihren großen Thorwegen und Einfahrten vom Hofe und von der Straße her, hatte noch eine Merkwürdigkeit, die in unsern Zeiten auch nicht mehr vorkommt. Es befand sich nämlich neben der Haupteinfahrt von der Straße her, ein vogelbauerartiges, nach der Straße hin eisernes Gitterwerk, wie es damals noch an vielen Häusern angebracht war und Geräms genannt wurde. Dort in diesem Vogelbauer saßen am liebsten die Frauen des Hauses, mit Nachbarinnen plaudernd und mit Nähen oder Stricken beschäftigt; oder die Köchin putzte dort ihr Gemüse und verlas dort den Salat. — Genug — es lag darin etwas Gemüthliches und freundlich Nachbarliches in diesem öffentlichen häuslichen Leben, wie es heute zu Tage nicht mehr vorkommt.

Diese Lage gab dem lebhaften Buben zu manchem heiteren Muthwillen Veranlassung. So war einst Topfmarkt gewesen. Für die Küche war der nöthige Vorrath an neuem Geschirr angekauft. Die Kinder hatten zum Spielen kleine Töpfe, Teller und Schüsseln aller Art empfangen und spielten damit im Geräms. Da wußte am Ende der kleine Wolfgang nichts Besseres damit anzufangen, als daß er ein Stück nach dem Andern auf das Steinpflaster warf und sich daran ergötzte wenn es tüchtig

zerschellte. Auch die Nachbarsleute gegenüber, in ihrem Geräms hatten ihre Lust daran, lachten, klatschten Beifall und riefen: „Mehr noch!“ — da wurde es gewissermaßen eine Ehrensache für den kleinen Patron den Großen zu spielen und alles Geschirr was er nur erreichen konnte in der Küche, auf die Straße zu werfen. Das war ein Jubel und eine Lust für den kleinen Muthwilligen, bis endlich die Frau Rath, seine Mutter, dazu kam und mit ernster Weisung der Sache ein Ende machte. Aber Wolfgang war schon damals ihr kleiner Liebling. Sie hielt dem genialen Knaben den lustigen Streich zu Gute und kaufte heimlich das Geschirr wieder, um die Sache nur vor dem gestrengen Vater zu vertuschen.

Die Großmutter, der eigentlich das Haus gehörte, wohnte in einem großen Zimmer, das hinten hinauslag. Der Eingang dazu durch eine schwere Eisenthür, war unmittelbar von der Hausflur aus; das hinderte aber die Kinder nicht ihre Spiele bis in die Stube vor ihren Sessel und wenn sie krank war, bis vor ihr Bette fortzusetzen. Sie war eine große hagere Matrone von immer noch schönen sanften Gesichtszügen —, stets weiß und auf das sauberste gekleidet. Mild, freundlich und wohlwollend war die Erinnerung an sie, wie die eines guten Geistes, Goethen noch aus ferner Knabenzeit für das ganze Leben tief und unauslöschlich im Gedächtniß geblieben.

Der obere Stock gewährte besonders nach hinten hinaus

aus den Fenstern des zweiten Stockes, eine überaus freundliche Aussicht auf die vielen Nachbargärten, die besonders im Frühlinge ein entzückendes Blüthenmeer gewährten. Die Gärten zogen sich an die entfernte Stadtmauer. Leider aber war bei der Anlage derselben, durch Vertheilung von Gemeindeplätzen, Goethe's Haus, so wie mehrere andere Eckhäuser sehr zu kurz gekommen und sahen sich durch eine hohe Mauer von diesem Paradiese, das vom Roßmarkt ausging, ausgeschlossen.

So wurde denn eben jener zweite Stock in der schönen Jahreszeit der Lieblingsaufenthalt der Familie. Ein Zimmer daselbst wurde die Gartenstube genannt, weil man sich geholfen hatte, durch vor die Fenster gestellte Blumentöpfe den freundlichen Eindruck eines solchen zu gewinnen.

Dort war, als Wolfgang heranwuchs, sein liebster, sehnsüchtiger aber nicht zur Schwermuth stimmender Aufenthalt.

Ueber jene Gärten und die Stadtmauer und Wälle hinaus sah man in eine schöne und fruchtbare Ebene, welche sich nach Höchst dahin zieht. — Dort lernte der junge Goethe, zur Sommerzeit seine Lectionen, wartete die Gewitter ab und konnte sich nicht satt sehen an der untergehenden Sonne, welche ihre letzten glühenden Strahlen gerade gegen die Fenster sendete. — Von dort aus sah er aber auch die Nachbarn in ihren Gärten wandeln, Blumen pflanzen und begießen oder sich sonst harmlos beschäftigen, sah die Kinder spielen oder Gesellschaften sich

ergötzen; hörte die Kegel fallen und sah die Kugeln rollen. — So erweckte diese Umschau schon früh in seiner jungen Seele, ein Gefühl von Einsamkeit mit der Sehnsucht das, den ernsten Gedanken und Gefühlen entsprechend, welche die Natur in sein Gemüth gelegt hatte, sich auf sein ganzes übrige Leben fortpflanzte.

Die alte winkelhafte Beschaffenheit des Hauses war übrigens wohl geeignet Schauder und Furcht in den jungen Gemüthern der Kinder zu erwecken. Nach der alten Erziehungsmethode ihres Vaters wurde diese Erregung von Furcht nicht selten angewendet, um sie zum Gehorsam zu bringen, doch die verständige Mutter milderte dann wieder durch besonnene Vorstellungen und Ermahnungen für die Furchtlosen, den üblen Eindruck, den wohl der Vater mit umgekehrten Schlafrock, auf dunklem Gange sich in den Weg stellend, zu machen liebte.

2.

Umbau des Hauses.

So lange die Großmutter lebte, hatte sich der alte Rath Goethe wohl gehütet das Geringste, außer den dringendsten Reparaturen an dem verfallenden alten Hause vornehmen zu lassen. Ein Umbau desselben war nothwendig geworden und wurde nun beschlossen, nachdem die würdige Matrone verschieden war.

Wie Alles, so griff er auch diesen Neubau rasch an. Das Beste wäre gewesen, das ganze alte Haus niederzureißen und ein Neues zu bauen. Allein der Magistrat hatte unlängst eine Verordnung erlassen, welche den alten Uebelstand der vorspringenden obern Etagen, wodurch die Straßen verdunkelt wurden, nach und nach abschaffen sollte und solche Uebergriffe bei Neubauten, auf das strengste verpönte.

Das war nun dem alten Herrn nicht recht, der da meinte, der dadurch für die obern Etagen gewonnene größere Raum sei sein vollberechtigtes Eigenthum. Um also diese ihm unangenehme Magistratsverfügung zu umgehen, entschloß er sich zu einem successivem Umbau von unten nach oben, der unter dem Vorwand einer Reparatur hübsch Alles beim Alten lassen konnte. Da es an Geld nicht fehlte, so ging der Bau vor sich und wurde rasch gefördert. Der obere Theil des Hauses wurde unterstützt und der untere abgebrochen, um überall neue Balken und Wände einzufügen. Nach Vollendung der untern Etage ging es an die zweite und dritte und dann an das Dach. Der alte Herr Rath konnte sich nicht entschließen während des Baues sein Haus zu verlassen. Dieses hatte manche Unbequemlichkeit zur Folge, auch Störung des Unterrichts der Kinder. — Man mußte aus einer Etage in die andere ziehen, sah sich überall zusammengedrängt, in seiner gewohnten Gemüthlichkeit gestört, Hammer- und Axtschläge

und Bauschutt überall, der in Staubwolken aufwirbelte störte dieses gewohnte Behagen noch mehr. Schweigend, wenn auch murrend ertrug der an pedantische Ordnung gewöhnte Vater dieses Ungemach; nur die überall heitere, verständige und practisch eingreifende Mutter, wußte Alles wieder ins gehörige Gleis zu bringen. So ging es denn leidlich fort, während der lästigen Bauzeit, bis am Ende das Dach aufgerissen wurde und nun selbst die einstweilen übergelegten Wachstuchtapeten nicht mehr gegen Wind und Regen schützten, so daß in einer schönen Nacht die Schlafenden davon in ihren Betten heimgesucht wurden. Da entschloß er sich denn endlich, wenn auch ungern, seine Kinder bei wohlwollenden Freunden unterzubringen, die sich schon früher dazu erboten hatten, auch die Kinder, da die Fortsetzung seines eigenen Unterrichts nun nicht mehr möglich war, in eine öffentliche Schule zu schicken.

Hatte schon der Bau, der so sehr die gewohnte Hausordnung störte, seltsam auf die Kinder eingewirkt, die dadurch ihre Unterrichtsstunden ausgesetzt oder unterbrochen sahen, die nicht ohne Verwunderung einen ihrer gewohnten Spielplätze nach dem andern, die Corridore, so wie die große Hausflur, unter der Axt verschwinden und ihre unruhigen und beweglichen Geister auf innere Räume zusammengedrängt sahen: so war jener Uebergang aus dem engsten häuslichen Privatleben in die öffentlichen Schulen, noch von größeren Nachtheilen begleitet.

3.

Erziehung und Unterricht.

Im Hause, unter den Augen einer höchst verständigen Mutter, stets rein und streng gehalten, waren sie für die sorgsamste Wohlanständigkeit erzogen. — Nun kamen sie — wie die öffentlichen Schulen damals waren —, in eine Masse von Kindern jeden Alters und Geschlechts, die an Gemeinheit, Niederträchtigkeit, Rohheit jeder Art und Unsauberkeit gewöhnt, die fein erzogenen, anständiger gekleideten Kinder des Rath Goethe mit Spott und Hohn in ihren wilden Haufen empfingen und besonders in der Zwischenzeit der Stunden auf dem Schulhof ihrem Muthwillen gegen sie die Zügel schießen ließen. — Nicht selten kam Wolfgang und seine Schwester weinend zurück in das Haus ihres Gastfreundes, der sie aufgenommen hatte und vom Lernen in jenen Schulen war gar nicht die Rede.

Wolfgang fand sich indeß bald darein, indem es seiner angeborenen Liebenswürdigkeit gelang, selbst unter dieser Rotte Korah sich Gespielen und Freunde zu gewinnen. Mit ihnen trieb er sich dann auf den Straßen und Plätzen der Stadt herum und lernte dadurch erst eigentlich die Stadt und das Volksleben so recht kennen. Indeß auf die Sittlichkeit seiner edlen Natur konnten selbst böse Beispiele keinen verderbenden Einfluß mehr gewinnen. Er zog

unbewußt den Gewinn von diesen erweiterten Lebenskreisen, ohne den Nachtheil davon in sich aufzunehmen.

Das neue Haus war indeß fertig geworden. Nun versammelte sich dort wieder die ganze Familie und das freundliche, einfache bürgerliche Stillleben begann aufs neue wohlthätig auf alle Mitglieder des Goetheschen Hauses einzuwirken. Alle fühlten sich behaglich in der neuen Behausung; denn ein wohlausgedachter Bauplan, wenn er vollendet da steht, läßt alles vergessen was die Ausführung desselben Unbequemes gehabt hat. Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug; durchaus hell und heiter; die Treppe frei, die Vorsäle luftig und jene reizende Aussicht über die Gärten dahin, konnte man nun bequem aus mehreren Fenstern des obern Stocks genießen; der innere Ausbau und was zur Vollendung der Zierde gereichte, wurde nach und nach vollendet und diente zugleich zur Beschäftigung und zur Unterhaltung.

Das Erste, was man in Ordnung brachte, war die Büchersammlung des Vaters. Sie bezeugte in ihrer heitern Ordnung, in ihren reinlichen Einbänden, zum Theil in Halbfranz, die übrigen in Pergament, meistens Quartanten und der sorgfältigen Auswahl der besten Ausgaben, besonders im Amsterdamer Druck, der damals so berühmt war, eben sowohl für die fast pedantische Accurateſſe des alten Herrn als für die Richtung seiner Gelehrsamkeit, die mehr ein Ergebniß des anhaltendsten Fleißes als des

Genies war, das ihm — wie er selbst anerkannte — völlig fehlte.

Besonders reich vertreten war die Italienische Literatur, die der Rath Goethe auf seinen früheren Reisen nach Italien, bei längeren Aufenthalt daselbst lieb gewonnen hatte. Besonders für Tasso zeigte er eine große Vorliebe. — Auch die besten und neusten Reisebeschreibungen waren vorhanden. Nicht weniger hatte er sich mit den nöthigen Hülfsbüchern und besten Wörterbüchern in verschiedenen Sprachen versehen. Auch andere Werke zum Nutzen und Vergnügen fehlten nicht.

So fehlte es nun nicht dem jungen Goethe an Mitteln sich zu unterrichten und er benutzte diese auch mit der Lebendigkeit eines rasch aufstrebenden Geistes. — Und doch suchte seine lebhafte Phantasie noch andere Geistesnahrung, die er nicht in der Bibliothek seines Vaters fand, und dazu bot ihm und seiner Schwester ein Büchertrödler Gelegenheit, der sein Tischchen mit sogenannten Volksbüchern vor dem Goetheschen Hause aufgestellt hatte.

Da fanden sie denn, mit stehenden Lettern auf Löschpapier, ganz schrecklich gedruckt und nur locker zusammengeheftet, die prächtigen Werke, wie „der Eulenspiegel", „die vier Haimons Kinder", „die schöne Malusine", „der Kaiser Octavian", „die schöne Magelone", „Fortunatus" mit der ganzen Sippschaft, bis auf „den ewigen Juden." — Das waren denn Schätze für die Kinder, die gleich-

sam verschlungen und sehr bald völlig zerlesen wurden, doch dann waren diese Werke für wenige Kreuzer bald wieder angeschafft und wurden dann wieder aufs Neue mit Eifer gelesen. So war denn auch diese Volksliteratur nicht ohne Einwirkung auf die poetische Entwickelung von Goethe's dichterischem Geiste. — Er versuchte sich früh als Knabe schon in kleinen Poesien, die freilich nicht auf die Nachwelt gekommen sind, aber immer schon den Keim für größere Entfaltung einer tieferen Poesie in sich getragen haben mögen.

Auch für seine, sich in späteren Jahren so herrlich entwickelnde Liebe für die Kunst sollte Wolfgang schon im väterlichen Hause die erste Anregung empfangen.

Der Rath Goethe hatte von seinem früheren Aufenthalt in Italien eine große Vorliebe für Gemälde gewonnen und davon nach und nach eine ganz artige Sammlung zusammen gebracht, die sonst im alten Hause an den Wänden der verschiedenen Zimmer zerstreut aufgehangen waren, jetzt aber, im neuen Gebäude, alle in schwarzen Rahmen, mit Goldleisten in einem neben der Studirstube des alten Herrn befindlichen größeren Zimmer aufgehängt waren und dort eine kleine Gallerie bildeten. Der alte Goethe hatte den Grundsatz, den er öfter sogar leidenschaftlich aussprach, daß man die lebenden Meister beschäftigen und weniger auf die Abgeschiedenen wenden solle, da bei der Abschätzung der alten Bilder viel Vorurtheil mit unterlaufe.

Er hatte die Vorstellung, daß es mit den Bildern, wie mit den Rheinweinen gehe, daß sie bei zunehmendem Alter immer werthvoller würden, „Alle die modernen Bilder," fuhr er fort, „dunkeln ja nach und werden dadurch den alten classischen Bildern immer ähnlicher und deshalb erhalten sie für Liebhaber einen größern Werth — es ist mir gar nicht bange," fuhr der alte Herr fort, — „daß alle meine Bilder künftig auch schwarz, und dann wie alte Originale bezahlt werden."

Diese Bemerkung frappirte denn doch den lebhaften Knaben und er fragte ganz naiv: „Also Papa, wenn man nichts mehr sehen kann von den Bildern, so sind sie am schönsten und werthvollsten?" —

Von dieser Bemerkung wurde denn der kaiserliche Rath Goethe einigermaßen betroffen: „Ei — hm — hm" — entgegnete er, „das möchte ich denn doch nicht gerade behaupten, indeß werden sie dadurch den alten Bildern am ähnlichsten und leicht dann zu höheren Preisen verkauft."

„Womit dann die Käufer betrogen würden," fügte der kleine Wolfgang hinzu und sein Vater that, als hätte er diese Bemerkung nicht gehört und rühmte die sonstigen trefflichen Eigenschaften seiner Werke von den damals berühmten in Frankfurt lebenden Malern „Seekatz" und Anderen.

Man schritt nun auf diese Weise zu der Vollendung der übrigen Zimmer, nach ihren verschiedenen Bestimmun-

gen. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im Ganzen. Vorzüglich trugen die großen Spiegelscheiben der Fenster, die an die Stelle der kleinen runden Fensterscheiben des alten Hauses getreten waren, viel dazu bei, das Innere des Hauses hell und gemüthlich zu machen. Wolfgangs Vater war jetzt heiter und zufrieden, daß ihm Alles so trefflich gelungen war.

Der Unterricht, den meistens der Vater selbst besorgte, ging nicht immer seinen regelmäßigen Gang und war wol nicht geeignet den talentvollen Knaben wissenschaftlich auszubilden. Dieser aber hatte eine so wunderbare Fassungsgabe, daß derselbe die leiseste Andeutung verstand und in sich aufnahm. „Junge," rief der alte Goethe einst mit Erstaunen aus, „wenn ich deinen Kopf hätte, so würde ich es zu etwas Höherem in der Welt gebracht haben."

Das war ein Bekenntniß, welches allerdings geeignet war den Lerneifer des geistvollen Knaben ungemein zu beleben. Was ihm nicht gelehrt wurde, das studirte er selbst, so das Französische, da sein Unterricht sich nur auf italienische Sprachkenntnisse beschränkte; denn der Rath Goethe, der bei der Kaiserkrönung den römischen Kaiser in aller Herrlichkeit gesehen hatte, schwärmte für denselben und für die österreichschen Waffen und die der Alliirten, gegen die Franzosen, die er als Revolutionäre und Königsmörder unversöhnlich haßte. So sollte denn Wolfgang auch nicht einmal ihre Sprache lernen; doch die Zeiten drängten wol

dazu — und so ersetzte er denn durch eigene Kraft, was ihm an Unterricht fehlte.

Ueberhaupt ließ sich Wolfgang nicht leicht andere Schranken, als die seines eignen Willens gefallen und der im ganzen wortkarge Vater ließ ihn gewähren; seine verständige Mutter sorgte nur dafür, daß er nicht leicht Schaden an Leib und Seele litt und ihre besseren Reden, die bei aller Einfachheit eines kleinbürgerlichen Lebens manches Körnlein von Weisheit und Lebensklugheit enthielten, machten auf ihn einen bleibenden tiefen Eindruck.

Wir können hier nicht auf den ganzen Erziehungsgang Goethe's eingehen, ohne besorgen zu müssen unsre Leser damit zu ermüden. Nur so viel genüge daß ihm Freiheit gelassen wurde, sich durch seine eigene geistige Lebenskraft frei und selbstständig zu entwickeln und so erschloß sich denn früh schon in seinem Jugendleben die Blumenknospe, deren Entfaltung Deutschland seinen größesten Dichter gab. Und das geschah unter mancherlei Störungen des häuslichen Stilllebens dieser allgemein geachteten Familie, die fast nur auf sich selbst beschränkt, wenig Verkehr nach außen hin hatte.

An solchen mancherlei Störungen der gewohnten Hausordnung konnte es auch nicht fehlen. Die Pocken brachten harte Krankenlager; andere Kinderkrankheiten den Verlust mehrerer kleinerer Geschwister Goethe's. Nur eine seiner Schwestern, Cordelia, blieb leben und entwickelte sich zu

einem stattlichen Mädchen, daß auch später nicht ohne Einfluß auf Goethe's Liebeleben blieb, wie wir in der Novelle Lilli später sehen werden.

Nach überstandenen Krankheiten sollte alles Versäumte durch verdoppelten Fleiß wieder eingeholt werden. Wolfgangs Vater hatte einen Erziehungs- und Unterrichtskalender gemacht, von dem er nicht abgehen wollte; die Genesenden belegte er mit doppelten Lectionen, die ihnen beschwerlich fielen, besonders dem jungen Goethe, dessen innere Entwickelung eine entschieden geistigere Richtung genommen hatte, welche durch das Auswendiglernen leerer Formeln sich gewissermaßen zurückgedrängt fühlen mußte.

4.

Großvater und Tanten.

Vor solchen didactischen und pädagogischen Bedrängnissen flüchtete er zu dem Großvater, einem angesehenen und würdigen Greis, der im Rath der Stadt die bedeutende Stelle eines Stadtschulzen begleitete.

Dessen Wohnung lag auf der Friedeberger Gasse und schien ehemals eine Burg gewesen zu sein. Wenn man herankam, sah man nichts als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarhäuser stieß. Trat man hinein, so kam man durch einen langen schmalen Gang, endlich in einen ziemlich breiten Hof, um

geben von ungleichen Gebäuden, die nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren.

Gewöhnlich eilten die Göthe'schen Kinder sogleich in den Garten, der einen besondern Reiz für sie hatte, weil dort die prächtigen Stachelbeer- und Johannisbeerbüsche ihrer Naschlust preisgegeben waren, während die linke Seite des langen Gartens mit seinen Pfirsich- und Weingeländern ihnen ein verbotener Bezirk war. Ein Maulbeerbaum war ihnen von großer Bedeutung, sowohl wegen seiner Früchte, als auch weil man ihnen erzählt hatte, daß dessen Blätter den Seidenwürmern Nahrung gäben, um das wunderbar zarte und doch so feste Gespinnst zu bilden, welches den Stoff zu den schönsten Damenkleidern liefert. Solche Gedanken regten in dem jungen Goethe die schon früh geweckte Naturliebe mächtig an.

In diesen freundlichen Gartenräumen fanden sie jeden Abend den würdigen greisen Großvater, der als Stadtschultheiß im Rath der Stadt eine große Rolle spielte und in keinem Augenblick den Ernst und die Würde seiner Stellung verleugnete, mit behaglicher Geschäftigkeit eigenhändig sehr sorgsam seine Obst- und Blumenzucht besorgte, während ein Gärtner die gröberen Arbeiten verrichtete. Die vielfachen Bemühungen, welche nöthig sind, eine schöne Nelkenflur zu erhalten und vermehren, ließ er sich niemals verdrießen. Er selbst band sorgfältig die Zweige der Pfirsichbäumchen in Fächerform an die Espaliers. Das Sor-

tiren der Zwiebeln von Tulpen, Hyazinthen und anderen Zierblumen, so wie die Sorge für die Aufbewahrung derselben überließ er ebenfalls keinem Andern. Besonders beschäftigte er sich vielfach mit Oculiren der verschiedenen Rosenarten. Dabei zog er dann, um sich vor den Dornen zu schützen, die dicken ledernen Handschuhe an, von welchen er nach einem alten Herkommen jährlich drei Paar feierlich von dem Pfeifergericht empfing. Dabei trug er immer einen talarähnlichen Schlafrock und auf dem Haupte eine schwarze Sammetmütze, wodurch er ein ehrwürdiges Ansehen gewann.

Alle diese Gartenarbeiten betrieb der Stadtschultheiß Goethe so regelmäßig und genau, wie seine Amtsgeschäfte. Ehe er herunterkam hatte er immer in seiner Studierstube schon die Vorträge im Collegium für den folgenden Tag in Ordnung gebracht. Ebenso regelmäßig fuhr er alle Morgen aufs Rathhaus, speiste nach seiner Rückkehr und ruhte dann in seinem Großvaterstuhl aus. So ging es einen Tag wie alle Tage. Er sprach wenig, zeigte keine Spur von Heftigkeit. Nie hatte man ihn zornig gesehn. Alles, was ihn umgab, war alterthümlich. In seiner getäfelten Stube hat man nie die geringste Neuerung wahrgenommen. Seine Bibliothek enthielt, außer juristischen Werken, merkwürdige Reisebeschreibungen, besonders der Seefahrer. Nie hat man aber einen Zuwachs oder eine Verminderung derselben, oder auch nur die geringste Un-

ordnung in der Sauberkeit und Aufstellung der Bücher bemerkt. — Es giebt keinen Zustand im menschlichen Leben, der so wie dieser das Gefühl des innern Friedens und einer ewigen Dauer desselben gegeben hätte.

Was noch die Ehrfurcht des jungen Goethe für diesen würdigen Greis bis zum Höchsten steigerte, war die Ueberzeugung, daß derselbe die Gaben der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihm selbst und sein Schicksal betrafen. Viele kleine Züge geben für diese Meinung die auffallendsten Belege.

Für den kleinen Wolfgang sorgte er stets mit echt großväterlicher Vorliebe. Er suchte ihm jede Unterhaltung und Zerstreuung zu verschaffen und förderte seine Entwickelung dadurch, daß er ihm früh schon einige Selbstständigkeit vermittelte, wodurch Goethe als Knabe schon Gelegenheit erhielt, Welt und Menschen genauer kennen und beurtheilen zu lernen, als dies sonst bei Kindern seines Alters der Fall zu sein pflegt.

Zu diesem magischen Familienkreise, in welchem sich der junge Goethe während seiner Entwickelungsperiode bewegte, gehörten auch noch zwei verheirathete Tanten, in deren Häusern die Kinder glückliche Stunden verlebten.

Die Eine war die an den Materialhändler Melbert verheirathete zweite Tochter des alten Schultheiß Goethe. Die Wohnung und der Laden ihres Gatten lag mitten im lebhaftesten und gedrängtesten Theile der Stadt, am Markte.

Dort sahen nun die Goethischen Kinder das Gewühl und Gedränge, in welchem sie sich scheuten sich zu verlieren, sehr vergnüglich aus den Fenstern zu, und wenn im Laden sie anfangs nur von allen den verschiedenen Gegenständen das Süßholz interessirte, so wurden sie doch allmählich mit einer großen Menge von Gegenständen bekannt, welche in einer solchen Handlung im Verkehr sich befinden.

Diese Tante Melbert war unter allen ihren Geschwistern die Lebhafteste. Wenn Goethes Mutter, Frau Rath, in jüngern Jahren, in reinlicher Kleidung, bei einer zierlichen weiblichen Arbeit oder im Lesen eines Buches sich gefiel, so lief jene in der Nachbarschaft umher, um sich, wo es noth that, der versäumten Kinder anzunehmen, sie zu warten, kämmen und waschen und herum zu tragen — womit sie denn auch dem kleinen Wolfgang in den ersten Jahren seines Lebens viel zu Gute gethan hat. Nur zur Zeit öffentlicher Feierlichkeit, besonders bei der Kaiserkrönung, war sie nicht im Hause zu halten.

Auch in ihrem Hause war um sie her alles lebendig und munter, und die Kinder hatten dort ihre fröhlichsten Stunden.

In einem ruhigeren, aber ihrer Natur angemessenen Zustande befand sich die andere Tante, die zweite Tochter des Schultheiß. Sie war an den Pfarrer Stark verheirathet, der an der St. Catharinkirche angestellt war, dieser lebte seiner Neigung und seinem Stande gemäß sehr

einsam und besaß eine schöne Bibliothek. Hier lernte Wolfgang zuerst den Homer kennen, zwar nur in einer prosaischen Uebersetzung, die mit Kupferstichen ausgestattet war. Aber diese Bilder verdarben dem jungen Goethe die Einbildungskraft, die sonst durch die Erzählung der Begebenheiten bedeutend angeregt wurde.

Das war der stille freundliche Familienkreis, in welchem Goethes Knabenzeit sich bewegte und in frühzeitiger geistiger Entwickelung so herrlich und Hoffnung gebend entwickelte.

War auch schon durch das Erdbeben von Lissabon, welches an der lebhaften Phantasie des erregbaren Knaben nicht ohne tiefen Eindruck vorüber gegangen war, gewissermaßen eine lange nachzitternde Störung in diesem stillen Familienleben geworden, so sollten doch bald noch viel schwerere Erschütterungen die ganze vieljährig gewohnte Häuslichkeit des Rath Goethe um und umkehren und ihn selbst in die tiefste Verbitterung des Gemüths versetzen und das geschah im Jahre 1759.

5.

Die Franzosen in Frankfurt. Der Königs-Lieutenant.

Schon seit 1756 hatte der siebenjährige Krieg gewüthet. — Friedrich der Große hatte Oestreich gezwungen sich mit ihm gegen Frankreich zu alliiren. Die von ihm

verletzte Eitelkeit der Marquise von Pompadour, bekannter Maitresse Ludwigs XIV., hatte unter dem Prinzen Soubise die Franzosen über den Rhein geführt. So rückte denn der Neujahrstag des Jahres 1759 heran, — den Kindern zur großen Freude, denn da gab es Musik und Naschwerk aller Art; aber für ältere und verständige Leute gab dieser Tag zu großen Sorgen und Beunruhigungen Veranlassung.

Der Durchmärsche der Franzosen war man schon gewohnt. Nun aber fingen sie an sich öfter und häufiger zu ereignen, besonders in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsstädtischer Sitte versäumte der Thürmer des Hauptthurms nicht, so oft Truppen heranrückten, Allarm zu blasen, und an diesem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören. Das war ein Zeichen, daß mehrere Heereszüge von mehreren Seiten her in Bewegung waren. Wirklich zogen sie auch bald in großen Massen durch die Stadt. Alles lief zusammen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, um sie vorbei marschiren zu sehen.

Am zweiten Januar aber kam eine starke Colonne von Infanterie mit Sack und Pack über die Mainbrücke von Sachsenhausen her, durchzog die schmale Fahrgasse und machte vor der Constablerwache Halt. — Das kleine Wachcommando daselbst mußte die Waffen strecken und die Franzosen besetzten die Wache; dann zog sich das Groß des Corps die Zeltgasse hinunter und überwältigte nach einem geringen Widerstande auch die Hauptwache. Augen-

blicklich waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Dort lagerten sich die Truppen bis sie als geregelte Einquartirung auf die Bürgerhäuser der Stadt vertheilt waren.

Diese unerwartete, seit vielen Jahren unerhörte Einquartirungslast drückte gewaltig auf die behaglichen Gewohnheiten der Bürger. Niemandem aber fiel sie beschwerlicher als dem Vater unseres jetzt 10 Jahr alten Wolfgang Goethe, der in sein kaum vollendetes Haus fremde militärische Bewohner aufnehmen und seine meist wohl verschlossenen und mit Sorgfalt sauber gehaltenen Staatszimmer ihrer Willkühr preisgeben sollte. Und das traf ihn um so härter, als er mit Leib und Seele preußisch gesinnt war und nun sollte er sich in seinem eigenen Hause von den ihm verhaßten Franzosen belagern lassen! — Das war das Traurigste, was ihm nach seiner Denkweise begegnen konnte.

Wäre es ihm nur möglich gewesen, die Sache leichter zu nehmen, so hätte der Rath Goethe wohl, da er gut Französisch sprach und sich überhaupt mit Würde und Anmuth zu benehmen wußte, sich manche trübe Stunde ersparen können; denn man quartirte in dem stattlichen Goethischen Hause den Königs-Lieutenant ein, der zwar auch eine höhere Militärperson war; aber doch nur das Amt hatte Streitigkeiten zwischen Soldaten unter einander oder diesen und den Bürgern zu entscheiden.

Es war der Graf Thorane aus Graſſe in der Provençe unweit Antibes gebürtig, eine lange, hagere und ernſte Geſtalt, das Geſicht durch Blatternarben ſehr entſtellt. Er hatte ſchwarze feurige Augen und ein würdiges zuſammen genommenes Benehmen.

Gleich ſein Eintritt war für die Hausbewohner günſtig. Man ſprach von den verſchiedenen Zimmern, welche theils abgegeben, theils der Familie verbleiben ſollten. Als der Graf die Gemäldezimmer erwähnen hörte, ſo erbat er ſich gleich, obwohl es ſchon Nacht war, bei Licht die Bilder wenigſtens flüchtig beſehen zu dürfen. Er hatte daran eine übergroße Freude und bezeugte dieſe auf die verbindlichſte Weiſe gegen den ihn begleitenden Hausherrn und als er vernahm, daß die meiſten der Künſtler, die dieſe Bilder gemalt hatten, noch lebten und ſich in Frankfurt oder der Nachbarſchaft aufhielten, ſo verſicherte er, daß er nichts mehr wünſche, als ſie baldigſt kennen zu lernen und zu beſchäftigen.

Aber auch dieſe Annäherung von Seiten der Kunſt vermochte nicht die Geſinnungen des Vaters unſeres jetzt zehnjährigen jungen Goethe zu ändern, noch ſeinen Charakter zu beugen. Er ließ geſchehen, was er nicht verhindern konnte; hielt ſich aber in unwirkſamer Entfernung, und das Außerordentliche, was um ihn herum vorging, war ihm bis auf die geringſte Kleinigkeit unerträglich.

Graf Thorane benahm ſich indeß ſeinerſeits mit der

größten Schonung und Delikateſſe. Nicht einmal ſeine Landcharten wollte er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, ſtill und ordentlich; aber freilich, da es weder am Tage noch in der Nacht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagender dem Andern folgte, Arreſtanten gebracht und fortgeführt, alle Offiziere, Adjudanten und Ordonnanzen bei ihm aus- und eingingen und der Graf zudem offene Tafel hielt, ſo gab es in dem mäßig großen und nur für eine Familie eingerichtetem Hauſe, das nur eine durch alle Stockwerke durchgehende unverſchloſſene Treppe hatte, eine Bewegung und ein Geſumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich Alles ſehr gemäßigt, ernſthaft und ſtreng zuging.

Zum Vermittler zwiſchen dem verdrießlichen, ſich täglich mehr hypochondriſch abquälenden Hausherrn und ſeinem zwar ſehr wohlwollenden, aber ſehr ernſthaften und genauen Militairgaſt fand ſich glücklicherweiſe ein behaglicher Dolmetſcher, ein ſchöner, wohlbeleibter und heiterer Mann, der ein Bürger Frankfurts war und gut Franzöſiſch ſprach, ſich in alles zu ſchicken wußte und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten, nur ſeinen Spaß trieb.

Durch dieſen Hausfreund hatte Frau Rath, Goethe's Mutter, dem Grafen über die Lage und den Gemüthszuſtand ihres Gatten Vorſtellungen machen laſſen. Er hatte die Sachen ſo kläglich ausgemalt, das neue, noch nicht einmal fertige Haus, die gewohnte Zurückgezogenheit

des Besitzers, die Beschäftigungen mit seiner Familie und was sich Alles sonst noch sagen ließ, zu bedenken gegeben, so daß der Graf, der in seiner Stellung in die höchste Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz setzte, auch hier sich als Einquartirter musterhaft benahm und dieses Benehmen unverändert fortsetzte während seines zweijährigen Aufenthalts in Frankfurt.

Goethe's Mutter besaß wol Kenntnisse der italienischen Sprache, die übrigens Niemanden aus der Familie fremd war; aber dem Drange der Umstände nachgebend, entschloß sie sich Französisch zu lernen, wozu ihr der Gevatter, wie der Dollmetscher, den sie in stürmischen Zeiten ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, genannt wurde, gern die Hand bot. Besonders lernte sie diejenigen Phrasen auswendig, die sie Veranlassung haben konnte, persönlich dem Grafen vorzutragen. Der Graf Thorane fühlte sich geschmeichelt, durch die Mühe, welche sich die Hausfrau noch in ihren späteren Lebensjahren gab und weil er einen heitern, geistreichen Zug in seinem Charakter hatte, auch eine gewisse biedere Galanterie damit verband, so entstand daraus das beste Vernehmen, und die verbündeten Gevattern konnten von ihm verlangen was sie wollten.

Wäre es möglich gewesen, Goethe's Vater zu erheitern, so würde dieser Zustand der Dinge nichts Drückendes für ihn gehabt haben. Der Graf übte die strengste Uneigen-

nützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stellung gebührten, lehnte er ab; das Geringste, was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewiesen. Seinen Leuten war es auf's Strengste befohlen dem Hausbesitzer nicht im Mindesten Umstände zu machen. Dem ohnerachtet nahm die üble Laune des Rath Goethe zu. Er konnte sich durchaus nicht in das Unvermeidliche fügen. Wie sehr quälte er sich, seine Gattin, den Gevatter, alle Freunde und die Rathsherren, um diese Einquartirung los zu werden. Vergebens stellte man ihm vor, daß sein stattliches Haus doch nicht frei von Einquartirung bleiben dürfe und daß es ihm damit leicht noch viel schlimmer ergehen könne.

Auf solche Weise wurde die Thätigkeit von Goethe's Vater vielfach gelähmt, die er sonst auf die Erziehung seiner Kinder zu verwenden pflegte. Das was er ihnen zu lernen aufgab forderte er nicht mehr mit derselben Genauigkeit wie früher, und Wolfgang und seine Schwester gewannen damit Zeit und Freiheit ihre Neugier an militairischen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, und das geschah nicht allein im Hause sondern auch auf der Straße, welches um so leichter anging, als die Hausthür Tag und Nacht offen stand, nur von einer Schildwache bewacht, und diese sich um das unruhige Hin- und Herlaufen der Kinder nicht bekümmerte.

Die mancherlei Angelegenheiten, die vor dem Richter-

ſtuhle des Königs-Lieutnants entſchieden wurden, gewannen dadurch noch einen beſondern Reiz, daß dieſer einen großen Werth darauf legte, ſeine Entſcheidungen zugleich mit einer witzigen, geiſtreichen und heitern Wendung zu begleiten. Was er befahl war ſtreng gerecht; die Art, wie er ſich ausdrückte war launig und pikant. Er ſchien ſich den Herzog Oſſena zum Vorbilde genommen zu haben. Es verging kaum ein Tag, daß der Gevatter Dolmetſcher nicht den Kindern und ihrer Mutter eine oder die andere Anecdote von ſolchen Aeußerungen erzählte.

Den wunderbaren Charakter des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen, man war ſich ſelbſt ſeiner Eigenheiten auf das genauſte bewußt. Und weil er gewiſſe Zeiten haben mochte, wo ihm eine Art von Unmuth, Hypochondrie, oder wie man die böſen Dämonen nennen ſoll, überfiel, ſo zog er ſich in ſolchen Stunden, die ſich manchmal zu Tagen verlängerten in ſein Zimmer zurück, ſah Niemanden, als ſeinen Kammerdiener Seint Jean, und war ſelbſt in den dringendſten Fällen nicht zu bewegen Audienz zu geben. Sobald aber der böſe Geiſt von ihm gewichen war, erſchien er wieder mild, heiter und thätig, nach wie vor.

Dieſer Kammerdiener war ein kleiner, hagerer Mann von munterer Gutmüthigkeit. Man konnte annehmen, daß der Graf in frühern Jahren einmal, von einer ſo unglücklichen Stimmung überwältigt, ein großes Unglück an-

gerichtet und ſich nun vor ähnlichen Verirrungen bei einer ſo wichtigen, vor der Welt offen liegenden Stellung, durch Zurückgezogenheit, zu hüten ſuchte.

Gleich in den erſten Tagen der Anweſenheit des Grafen Thorane ſetzte er ſich mit den berühmteſten Malern Frankfurts und der Umgegend in Beziehung und indem er Beſtellungen bei ihnen machte, ſchaffte er ſich nach und nach eine kleine Bildergallerie an, die aus Gemälden der Maler Seekatz von Darmſtadt, den Brüdern Graffe, Trautmann und Andern beſtanden. Wunderliche Bilder brachte er dadurch hervor, daß er die beſondere Geſchicklichkeit eines jeden Malers für einzelne Kunſtzweige benutzte, um durch Zuſammenwirkung in einer gemeinſchaftlichen Darſtellung ein vollkommnes Bild zu Stande zu bringen. Doch ein falſches Kunſtgemiſch von Thieren des Einen, Figuren des Andern, in der Landſchaft eines Dritten, die mit Baumſchlag eines Vierten geſchmückt war, zerſtörte alle Harmonie.

Was übrigens das Verhältniß des Grafen Thorane zu Goethe's Vater betraf, ſo konnte es bei der großen Spannung des letztern nicht ausbleiben, daß am Ende dieſe zum Durchbruch kam und ein Zuſammenſtoß entſtand, der ſehr unglückliche Folgen hätte haben können.

Die Veranlaſſung dazu bot ein Sieg, den die Franzoſen über die Alliirten erkämpft hatten.

6.

Zusammenstoß zwischen dem Rath Goethe und dem Grafen Thorane.

Der Aufenthalt des Königs-Lieutenants im Goethe'schen Hause verschaffte dem jungen Goethe Gelegenheit nach und nach die bedeutendsten Personen im französischen Heere genau zu sehen, da sie sämmtlich öfter den Grafen besuchten. Die durch alle Etagen sich ziehenden Treppen und Podeste boten dem wißbegierigen Knaben den bequemsten Schauplatz dar, in dieser Hinsicht seine Neugierde zu befriedigen. Besonders war es der Prinz Soubise, der allerdings ziemlich unfähige Befehlshaber der französischen Armee, ein schöner Mann, der seine Aufmerksamkeit auf sich zog, und der Wechsel der Uniformen der Generale, ihr Glanz und die zahlreichen Ordensdecorationen erhöhten noch das Interesse an diesem Schauspiel.

Der Prinz Soubise kam mehreremale zum Königs-Lieutenant, und Wolfgang, der auf Alles achtete, bemerkte wohl daß von wichtigen Dingen die Rede war, wenn er auch noch nicht genug Französisch verstand, um den Inhalt der Unterhaltung zwischen Beiden, die er unbemerkt belauschte, verstehen zu können.

Die Goethe'sche Familie, jedoch mit Ausnahme des Vaters, hatte sich nach Verlauf eines Vierteljahres so ziemlich an die Belästigung durch ihre Einquartirung gewöhnt, als

ſich erſt dunkel, dann immer beſtimmter die Nachricht verbreitete; die Alliirten ſeien im Anmarſch und Herzog Ferdinand von Braunſchweig an der Spitze der preußiſchen Truppen ziehe heran, die Franzoſen vom Main zu vertreiben. Man hatte übrigens ſeit der Schlacht bei Roßbach keine beſondere Vorſtellung von der Tapferkeit der franzöſiſchen Truppen und glaubte ſie gründlich verachten zu dürfen. Auf den Herzog Ferdinand von Braunſchweig ſetzte man das größte Vertrauen und alle Preußiſchgeſinnten erwarteten mit Sehnſucht die Befreiung von der Laſt franzöſiſcher Einquartirung.

Goethe's Vater war in dieſen feſtem Vertrauen ganz heiter geworden; ſeine Mutter aber lebte in Sorgen. Sie war klug genug, einzuſehen daß das gegenwärtige geringere Uebel leicht mit einem größeren Ungemach vertauſcht werden könne, denn es zeigte ſich nur allzudeutlich daß man dem Herzog nicht entgegen gehen, ſondern einen Angriff von deſſen Seite in der Nähe der Stadt erwarten wolle und dann würde eine Niederlage der Franzoſen, eine Flucht, eine Vertheidigung der Stadt, wäre es auch nur um den Rückzug zu decken und die Brücke zu halten, ein Bombardement, eine Plünderung zur Folge gehabt haben. Alles das ſtellte ſich beiden Parteien vor Augen und machte auch der Frau Rath viel Sorge um die Ruhe und den Frieden ihres Hausweſens, welches ihr ſehr am Herzen lag. Und ſie konnte Alles ertragen — nur keine Sorgen. Sie

ließ durch ihren Gevatter bei dem Grafen anfragen; worauf sie in solchen Fällen die gebräuchliche Antwort erhielt: sie möge sich ganz beruhigen; es sei nichts zu befürchten; übrigens solle sie sich nur still verhalten und mit Niemanden von der Sache sprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß sie bei Bergen Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich und das Goethe'sche Haus war mehrere Tage und Nächte hindurch der Schauplatz steter Unruhe geworden.

In dieser Zeit hatte der junge Goethe den Marschall Broglie mehrere Mal gesehen. Er war immer heiter und unbefangen und wenn man aus den Gesichtern bedeutender Personen die Geschicke der Völker zum voraus zu lesen pflegt, so konnte die heitere Haltung dieses nachmals so berühmt gewordenen Heerführers wohl einige Zweifel für das erwartete Mißgeschick der Franzosen erwecken.

So kam endlich nach einer unruhigen Charwoche, der erste Festtag des Jahres 1759 heran. Eine große Stille verkündigte den heranziehenden Sturm.

Den Kindern war es verboten aus dem Hause zu gehen; ihr Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann. Wolfgang stieg auf den obersten Boden des Hauses; konnte er auch dort von den Bewegungen der Heere nichts sehen; so vernahm er doch ganz deutlich den

Donner der Kanonen und hörte das Rottenfeuer der Gewehre knattern.

Nach einigen Stunden sah man die ersten Zeichen der geschlagenen Schlacht in der Stadt — eine Reihe von Wagen, auf welchen Verwundete und Verstümmelte mit schmerzlichen Geberden vorübergefahren wurden. Diese wurden in das zum Lazareth umgewandelte Liebenfrauenkloster gebracht. — Sogleich regte sich die Barmherzigkeit der guten Bürger von Frankfurt. Bier, Brod, Wein und Geld wurde denjenigen hingereicht die noch etwas annehmen konnten. Als man aber bald darauf auch blessirte und verstümmelte Deutsche unter diesen Zügen sah, fand das Mitleid keine Grenzen mehr. Es schien, als wolle Jeder sich von Allem entblösen, was er nur Bewegliches besaß, um seinen bedrängtesten Landsleuten beizustehen.

Diese Verwundeten und die Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für die Alliirten unglücklich abgelaufenen Schlacht.

Goethe's Vater war dagegen in seiner Parteilichkeit ganz sicher, daß diese gewinnen würden. Er hatte die leidenschaftliche Verwegenheit den gehofften Siegern entgegen zu gehen, ohne zu bedenken, daß die geschlagene Partei doch immer erst über ihn wegfliegen müsse, ehe er die vermeintlichen Sieger erreichen konnte.

Erst begab er sich in seinen Garten, vor dem Friedberger Thore, wo er Alles ruhig und einsam fand. Dann

wagte er sich auf die Bornheimer Haide. Dort aber fand er bald verschiedene zerstreute Nachzügler, die sich den Spaß machten nach den Grenzsteinen zu schießen, so daß dem Wandernden die abprallenden Bleikugeln um die Ohren flogen. So hielt er es denn doch für gerathener, wieder umzukehren und erfuhr bei einiger Nachfrage, was ihm schon der Schall des Feuers hätte klar machen sollen, daß Alles für die Franzosen gut stehe und an kein Weichen derselben zu denken sei.

Nach Hause gekommen, voll Unmuth, gerieth er, bei dem Anblick seiner gefangen genommen und verwundeten Landsleute ganz außer seiner gewöhnlichen Fassung. Auch er ließ den Vorbeiziehenden manche Spende reichen, aber mit dem ausdrücklichen Befehl, damit nur die Deutschen, nicht aber die Franzosen zu versorgen; was sich denn freilich nicht immer thun ließ.

Die Mutter war beruhigt, sowohl durch die Zusicherung des Grafen, als durch ihr Orakel, ein sogenanntes Punktirbuch, das ihr eine glückliche Zukunft geweissagt hatte. Sie wünschte dem Vater gleichen Glauben und gleiche Gesinnung. Frau Goethe und die Kinder schmeichelten ihn, wie sie nur konnten; Alles vergebens. Er war nicht aufzuheitern, noch weniger zu bewegen etwas zu genießen.

Er entzog sich ihren Liebkosungen und begab sich auf sein Zimmer. — Die Andern aber waren froh, daß sich

die Sache endlich entschieden hatte, ohne daß die befürchteten Folgen eingetreten waren. Der Königs-Lieutnant, der gegen seine Gewohnheit zu Pferde gestiegen war, kehrte zurück. Die Mutter mit ihren Kindern empfing ihn. Da sie ihn für ihren Retter ansahen, wollten sie ihm danken, daß er sie beruhigt habe. Die Kinder küßten ihm die Hände. Das schien den Grafen zu erfreuen: „Wohl", sagte er freundlicher, als man es an ihm gewohnt war, „ich bin auch um Eurentwegen vergnügt, lieben Kinder!" und schickte für die Kinder des Hauses eine Menge Confitüren und anderes Naschwerk herunter, was ihnen trefflich schmeckte. Nur das Eis goß Frau Rath fort, weil sie sich in ihrer einfach bürgerlichen Vorstellungsweise nicht denken konnte, daß ein menschlicher Magen Eis vertragen könne, ohne krank zu werden.

Dennoch hielten die Kinder eine köstliche Collation und wünschten nur, daß der Vater daran Theil nehmen möge; allein Frau Rath, klüger als die Andern, wußte wohl wie unerfreulich ihm solche Gaben sein würden. Sie machte ein Abendbrod zurecht und hätte ihm gern seine Portion auf sein Zimmer geschickt. Aber Vater Goethe war nicht der Mann, der sich so leicht aus seiner Lebensordnung bringen ließ. Nach einigem Zögern willigte er ein, zum Essen in das Familienzimmer zu kommen; aber der Gang dorthin sollte ihm bald ein verhängnißvoller werden.

Bekanntlich lief die Treppe frei durch das ganze Haus,

an allen Vorsälen vorbei; so mußte denn auch der Rath Goethe, indem er herabstieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehen. Unglücklicherweise stand gerade sein Vorzimmer so voller Leute, daß der Königs-Lieutnant sich entschloß hinauszutreten und mehrere Parteien zugleich abzufertigen. In diesem Augenblick ging Vater Goethe vorüber. Graf Thorane, der bei ihm keine anderen Gesinnungen, als bei seiner Familie voraussetzte, trat ihm freundlich entgegen, begrüßte ihn heiter und sagte: „Nun Ihr werdet doch uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.“ — Das war zu viel für die Gesinnungsart des alten Herrn. Er verlor ganz den Kopf und antwortete mit Ingrimm: „Ich wollte sie hätten Euch zum Teufel gejagt und wenn ich hätte mitfahren sollen!“ — der Graf schwieg einen Augenblick, ganz betroffen von dieser Antwort; dann aber fuhr er mit Wuth auf: „das sollt ihr büßen; nicht umsonst sollt Ihr der gerechten Sache und mir selbst solche Beleidigungen zugefügt haben!“

Von diesem gefährlichen Intermezzo hatte die unten im Speisezimmer versammelte Familie keine Ahnung. Vater Goethe war ganz gelassen herunter gestiegen und setzte sich zu den Seinigen. Er schien ganz heiter zu sein, denn er war vergnügt darüber, endlich einmal den verhaßten Franzosen derb die Wahrheit gesagt zu haben, und fing an zu essen. Alle freuten sich darüber und wußten nicht auf

welche bedenkliche Weise er den Stein von seinem Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde Frau Rath hinausgerufen und die Kinder hatten große Lust ihrem Vater auszuplaudern, welche herrliche Süßigkeiten ihnen der Graf verehrt habe.

Die Mutter aber kam nicht zurück. Endlich trat der Nachbar Gevatter, der als Dollmetscher und Hausfreund der Goethe'schen Familie so große Dienste erwies, herein. Auf seinen Wink wurden die Kinder zu Bette geschickt. Es war schon spät und sie gehorchten gern.

Nach einer ruhig durchschlafenen Nacht erfuhren sie am andern Morgen erst, welche gewaltsame Bewegung am vorigen Abend den Frieden und die Ruhe des Hauses erschüttert hatte.

Der Königs-Lieutenant hatte nämlich befohlen gehabt den Rath Göthe auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemals zu widersprechen war. Doch hatten sie sich manchmal Dank verdient, wenn sie mit der Ausführung zauderten. Diese Gesinnung kannte der Gevatter Dolmetsch, den die Geistesgegenwart niemals verließ, und wußte sie zu einem Aufschub zu bewegen. Der Tumult war ohnehin so groß, daß eine Zögerung sich von selbst verstand oder entschuldigte. Er hatte Frau Rath heraus rufen lassen und ihr gleichsam den Adjudanten in die Hände gegeben, damit sie durch Bitten und Vorstellungen wenigstens einigen Aufschub erlangen

konnte. Er ſelbſt, der Gevatter, eilte ſchnell hinauf zum Grafen, der ſich bei großer Selbſtbeherrſchung ſogleich nach dem unangenehmen Vorfall in das Innere ſeiner Zimmer zurückgezogen hatte und es vorzog lieber die dringendſten Geſchäfte einen Augenblick ſtocken zu laſſen, als den ihm erregten Unmuth an einem Unſchuldigen auszulaſſen.

Der dicke Gevatter war eitel genug, und hatte auch Grund dazu, das mit diplomatiſcher Klugheit geführte Geſpräch der Familie wieder und immer wieder zu erzählen. So ging denn kein Wort davon verloren.

Er hatte es gewagt in das Kabinet des Grafen zu treten — eine Handlung die im Uebrigen höchſt verpönt war.

„Was wollt Ihr," rief ihm der Graf entgegen, „hinaus mit Euch! hier hat Niemand das Recht einzutreten als Saint Jean."

„So haltet mich einen Augenblick für Saint Jean" — antwortete der Gevatter mit großer Ruhe.

„Dazu gehört eine gute Einbildungskraft. Seiner zwei machen noch nicht einen, wie Ihr ſeid. Entfernt Euch".

„Herr Graf — Ihr habt eine große Gabe vom Himmel empfangen und an die appellire ich".

„Ihr denkt mir zu ſchmeicheln. Glaubt nicht, daß es Euch gelingen werde".

„Ihr habt die große Gabe Herr Graf, in Augenblicken der Leidenſchaft, in Augenblicken des Zorns, die Geſinnungen Anderer anzuhören".

„Wohl, wohl, von Gesinnungen ist eben die Rede, die ich schon zu lange angehört habe. Ich weiß nur zu gut, daß man uns hier nicht liebt, daß uns diese Bürger scheel ansehen.“

„Nicht alle.“

„Sehr viele! — Was? diese Städter, Reichsstädter wollen sie sein? Ihren Kaiser haben sie wählen und krönen gesehen und wenn dieser ungerecht angegriffen, seine Länder verlieren und einem Usurpator zu unterliegen Gefahr läuft; wenn er glücklicherweise treue Alliirte findet, die ihr Geld, ihr Blut und ihren Vortheil verwenden, so wollen sie die geringe Last nicht tragen die zu ihrem Theil sie trifft, daß der Reichsfeind gedemüthigt werde.“

„Freilich kennt Ihr diese Gesinnungen schon lange und Ihr habt sie als ein weiser Mann geduldet; auch ist es nur die geringe Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenschaften des Feindes, den Ihr ja selbst als einen außerordentlichen Mann schätzt, wenige nur, Ihr wißt es“.

„Ja wohl! zu lange habe ich es gewußt und geduldet, sonst hätte sich dieser nicht unterstanden, mir, in den bedeutendsten Augenblicken solche Beleidigungen ins Gesicht zu sagen. Es mögen sein, so viel ihrer wollen, sie sollen in diesem ihren kühnen Repräsentanten gestraft werden.“

„Nur Aufschub, Herr Graf!“

„In gewissen Dingen kann man nicht zu geschwind verfahren.“

„Nur einen kurzen Aufschub!“

„Nachbar! — Ihr denkt mich zu einem solchen Schritt zu verleiten. Es soll Euch nicht gelingen.“

Jeder Andere würde nach solchen Aeußerungen den Muth verloren und die Sache aufgegeben haben; aber der Gevatter fuhr mit unerschütterlicher Ruhe fort: „Weder verleiten will ich Euch zu einem solchen Schritt, noch von einen falschen Schritt zurückhalten. Euer Entschluß ist gemacht. Er geziemt dem Franzosen, dem Königs-Lieutnant; aber bedenkt, daß Ihr auch Graf Thorane seid.“

„Der hat hier nicht mit zu sprechen“.

„Man sollte den braven Mann doch auch hören.“

„Was würde er denn sagen?“

„Herr Königs-Lieutnant! würde er sagen — Ihr habt so lange, mit so vielen dunklen, ungeschickten und unwilligen Menschen Geduld gehabt, wenn sie es Euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freilich sehr arg gemacht; aber gewinnt es über Euch Herr Königs-Lieutnant! und Jedermann wird Euch deshalb loben und preisen.

„Ihr wißt, daß Ich Eure Possen manchmal leiden kann; aber mißbraucht nicht mein Wohlwollen. Diese Menschen, sind sie denn ganz verblendet? Hätten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblick, was würde ihr Schicksal sein? — wir schlagen uns bis vor die Thore, wir sperren die Stadt, wir halten, wir vertheidigen uns, um unsere Retirade über die Brücken zu decken. Glaubt

Ihr, daß der Feind die Hände in den Schooß gelegt hätte? er wirft Granaten und was er bei der Hand hat. Sie zünden, wo sie können. Dieser Hausbesitzer da — was will er? In diesen Zimmern platzte jetzt wohl eine Feuerkugel und eine andere folgte hinterdrein. In diesen Zimmern deren vermaledeite Peckingtapeten ich geschont, mich genirt habe meine Landkarten anzunageln; den ganzen Tag hätten sie auf den Knieen liegen sollen."

„Wie viele haben das gethan!"

„Sie hätten sollen den Segen für uns erflehen, den Generalen und Officiren mit Ehren- und Freudenzeichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegen gehen. Anstatt dessen verdirbt mir das Gift dieses Parteigeistes die schönsten, glücklichsten, durch so viele Sorgen und Anstrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens."

„Das ist ein Parteigeist; aber ihr werdet ihn doch durch die Bestrafung dieses Mannes noch vermehren. Die mit ihm Gleichgesinnten werden Euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren ausschreien; sie werden ihn als einen Märtyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat und selbst die anders Gesinnten, die jetzt seine Gegner sind, werden in ihm nur den Mitbürger sehen, werden ihn bedauern und indem sie Euch recht geben, dennoch finden, daß Ihr zu hart verfahren seid."

„Ich habe Euch schon zu lange angehört — macht daß Ihr fortkommt!"

„So hört nur noch dieſes an. Bedenkt, daß es das Unerhörteſte iſt, was dieſen Mann, dieſer Familie begegnen könnte. Ihr hattet nicht Urſache von dem guten Willen des Hausherrn erbauet zu ſein; aber die Hausfrau iſt allen Euren Wünſchen zuvorgekommen, und die Kinder haben Euch als ihren Oheim betrachtet. Mit dieſen einzigen Schlage werdet Ihr das Glück und den Frieden dieſes Hauſes, dieſer Familie auf immer zerſtören. Ja ich kann wohl ſagen: eine Bombe, die in das Haus gefallen wäre, würde nicht größere Verwüſtungen angerichtet haben. Ich habe Euch oft über Eure Faſſung bewundert, Herr Graf, gebt mir dieſesmal Gelegenheit, Euch anzubeten. Ein Krieger iſt ehrwürdig, der ſich ſelbſt im Feindeshauſe als einen Gaſtfreund betrachtet. Hier iſt kein Feind nur ein Verirrter. Gewinnt es über Euch und es wird Euch zum ewigen Ruhme gereichen!“

„Das müßte wunderlich zugehen!“ verſetzte der Graf mit einem Lächeln.

„Nur ganz natürlich“ — erwiderte der Dolmetſcher — „ich habe die Frau, die Kinder nicht zu Euren Füßen geſchickt; denn ich weiß daß Euch ſolche Scenen verdrießlich ſind; aber ich will Euch die Frau, die Kinder ſchildern, wie ſie Euch danken; ich will ſie Euch ſchildern, wie ſie ſich zeitlebens von dem Tage der Schlacht bei Bergen, und von Eurer Großmuth an dieſem Tage unterhalten, wie ſie es Kindern und Kindeskindern erzählen und auch Frem-

den ihr Intereſſe für Euch einzuflößen wiſſen werden. Eine edle Handlung dieſer Art kann nie untergehen!"

„Ihr trefft meine ſchwache Seite nicht, Dolmetſcher. An den Nachruhm pfleg' ich nicht zu denken; der iſt für Andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu verſäumen, meiner Ehre nichts zu vergeben, das iſt meine Sorge. Wir haben ſchon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und laßt Euch von den Undankbaren danken, daß ich ſie verſchone." —

Der Nachbar, durch dieſe unerwartet glückliche Wendung überraſcht, konnte ſich der Thränen nicht enthalten. Er wollte dem Grafen die Hände küſſen. Dieſer aber wies ihn ab und ſagte ſtreng und ernſt: „Ihr wißt, daß ich dergleichen nicht leiden kann!" und mit dieſen Worten trat er auf den Vorſaal um die auf ihn wartenden dringenden Geſchäfte zu beſorgen — ohne Zweifel in dem befriedigendem Gefühl eine edle That durch Selbſtüberwindung, vollbracht zu haben.

So wurde denn dieſe dringende Gefahr beſeitigt. — Mutter und Kinder waren überglücklich und dankten dem Dollmetſcher aus vollem Herzen. Nur Vater Goethe konnte von ſeinem Starrſinn nicht ablaſſen. Kaum vermochte er ſich ſeiner Rettung zu erfreuen, und ſein Franzoſenhaß wurde in nichts gemildert. In dieſe Zeit der Bewegung im Goethe'ſchen Hauſe, die ſo viel beigetragen hatte die

frühzeitige Entwickelung des geistvollen Knaben zu fördern — fiel auch das erste Liebeswesen seines jungen Lebens. Wir werden davon erzählen.

7.

Sein erstes Liebeswesen.

Während dieser unruhigen Bewegungen lernte der junge Goethe mit Leichtigkeit die französische Sprache, worin ihn sein Vater, aus Vorurtheil noch nicht hatte unterrichten lassen. Er lauschte besonders auf die Töne und den Accent der französischen Sprachlaute, wenn er Gelegenheit hatte die Diener des Grafen oder französische Soldaten miteinander reden zu hören; sein fein gebildetes Ohr und die gewandten Sprachorgane wußten leicht diese Töne genau aufzufassen und wiederzugeben, noch ehe er ihre Bedeutung verstand. Auch diese suchte er sich nach und nach zu erklären. Indem er den Einen oder den Andern bat ihm etwas vorzulesen merkte er sich die Aussprache. Eine große Leichtigkeit, die dem Knaben früh schon eigen war, fremde Sprachen zu lernen und die Kenntniß der lateinischen und italienischen Sprache, erleichterten ihm das Verständniß und die Aneignung der französischen Wortbildung.

So machte er in dieser originellen Selbstbildung merkwürdige Fortschritte, und brachte es bald wie durch Inspiration dahin, daß er an einer französischen Unterhal-

tung nothdürftig Theil nehmen konnte, wenn er auch noch nicht über Alles sich mitzutheilen vermochte.

Was aber ihn dazu noch am meisten anreizte und ihm dabei von der größesten Hülfe war, das war der fast tägliche Besuch des französischen Theaters, welches sich seit dem Erscheinen der französischen Einquartirung in Frankfurt niedergelassen hatte.

Von seinem Großvater, der als Rathsherr selbst ein Partoutbillet besaß, hatte er dasselbe für alle Vorstellungen erhalten. Das war freilich keine pädagogische Maaßregel nach dem Sinne seines Vaters, aber der Großvater war zu sehr eine Autorität in der Familie, um ihm widerstreben zu dürfen.

So saß denn an einem schönen sternhellen Winterabend, der junge Göthe bei dem düstern Schimmer eines bürgerlichen Talglichts auf zinnernem Leuchter vor dem kleinen Tisch, mit geschweiften Beinen, neben dem Stehpult, in seinen kleinen Mansardenstübchen, das, da die Wände desselben nur geweißt, nicht gemalt waren, Abends bei schwacher Beleuchtung, einen stillen, ziemlich öden und fast schauerlichen Aufenthalt bildete, besonders da nur zwei Strohstühle, außer jenem Tisch und Stehpult, nebst Kleiderschrank von schlichtem Tannenholz, das ganze Meublement bildeten. — Am Tage, wenn die Sonne durch die tief in die schrägen Mansardenwände eingeschnittenen Fenster hinein schien, war das reinliche Zimmer mit

seinen weißgehaltenen Wänden überaus freundlich, besonders wenn der Blick hinausstreifte über die im Frühling blühenden Gärten und die ferne Mainbrücke mit ihrem auf einer Säule stehendem Hahn.

Jetzt aber schlug es auf der an der Wand hängenden schwarzwälder Uhr fünf und der junge Göthe machte, lebhaft angeregt durch die Andeutung dieser Stunde, die zwei vor ihm liegenden Bücher zu, die nichts Geringeres waren, als ein französisches Lexicon und die schwunghaften Trauerspiele von Racine. — Dann warf er einen langen und forschenden Blick auf den daneben liegenden französischen Komödienzettel und las halb laut: „Hypermnestre" von Lemière. Ein schönes Stück — sprach er bei sich selbst — das darf ich nicht versäumen.

Und da es gerade Sonntag war, so hatte er die Berechtigung den besten Sonntagsstaat, wie ihn selbst die Knaben aus vornehmen Familien trugen, anzulegen. Dieser bestand in nichts Geringeren als einem violetten Sammtkleide, von altfranzösischen Schnitt, einer Weste von Goldbrocat, die ihm aus der abgelegten Krönungsweste seines Großvaters gemacht war, kurzen, schwarzen, seidenen Beinkleidern und weißen seidenen Strümpfen mit Schuhen, deren brillantirte Schnallen, wie auch die Knieschnallen und die beiden Uhrketten keinen geringen Bestandtheil seines Sonntagsstaats ausmachten. Gleich bei dem Beginn dieser Toilette war der Bediente geklingelt und dieser

mußte seinen jungen Herrn in den Pudermantel hüllen und sein von Natur schon krauses blondes Haar mit ganzen Staubwolken von Puder überschütten. Das gab allerdings dem feinen, etwas blassen Gesichte des jungen Göthe eine interessante Zartheit. — Wenn auch die ganze übrige Ausstattung desselben, mit dem Haarbeutel, dem kleinen gefaßten Chapeaubas unter dem Arme, den kleinen galanten Degen in einer Scheide von weißem Pergament mit dem facettirten Stahlgriff, dessen Bügel, statt eines Portépé mit einer großen Bandschleife geziert war, dem überaus zierlichen Figürchen des zehnjährigen jungen Herrn ein marionettenartiges Ansehen gab; indeß das war die Mode der damaligen Zeit und hatte nichts Auffallendes.

So herausstaffirt begab sich Wolfgang in das Familienzimmer, um sich von seinen Eltern zu beurlauben. Der Vater entließ ihn nicht sehr freundlich, denn die ganze französische Komödie war ihm zuwider, wie das französische Wesen, das jetzt in Frankfurt regierte; desto freundlicher war seine Mutter. Sie fand Wohlgefallen an ihrem als Cavalier gekleideten Söhnchen, der damit ein gar vornehmes Ansehen gewonnen hatte, zupfte ordnend an seiner Halskrause und den Manschetten von Brüssler Kanten und fragte ob er auch noch Taschengeld habe. „Jawohl antwortete Wolfgang — Großpapa hat mich damit versehen. Er sagte, ich solle nur was drauf gehen lassen, denn ich müsse dem Namen Göthe Ehre machen. — Der Vater

nickte beifällig, denn er war stolz auf diesen Namen und die Frau Rath entließ ihren Sohn mit vielen Warnungen und einem Handkuß, den sie ihn gestattete.

Unter diesen Warnungen war keine der Ueberflüssigsten, sich auf den dunklen Straßen, die damals in Frankfurt noch keine Beleuchtung hatten, vor den vielen Wagen und Schlitten in acht zu nehmen. Aus Vorsorge schickte sie noch den Bedienten mit, der mit der großen Stocklaterne, die drei Lichter enthielt, den kleinen Cavalier nach dem Theater geleiten sollte.

Doch vor dem ersten Materialwaarenladen blieb er stehen und trat hinein. Er fragte nach Apfelsinen und wählte lange um die größeste und schönste der ihm vorgelegten Prachtexemplare anzukaufen. In der weiten Tasche seines Kleides fand sie bald ihren Aufbewahrungsort. — Dann im Laden eines Italieners versorgte er sich mit einer großen Düte voll Bonbons, die in der andern Tasche ihre Niederlage fand und in dem Keller einer Blumenhändlerin kaufte er einen zierlichen, nicht allzugroßen Blumenstrauß von Orangerie, blühender Myrthe und Granatblüthen, so gut wie es nur im Winter zu haben war. Der Laden einer Putzhändlerin lieferte ihm das rosafarbene Atlasband, welches die Schleife am Bouquet bilden sollte, dazu, und mit einer großen Nadel befestigte die französische Directrice das Bouquet am Knopfloch des jungen Stutzers. So ausgerüstet schien der junge Goethe dem

Befehl seines Großvaters, ihm Ehre zu machen, buchstäblich nachgekommen zu sein und er erreichte auch das Theater noch zu rechter Zeit vor Anfang des Stücks.

Hier saß er nun im Parterre vor einer ihm fremden Bühne und paßte um so mehr auf die Mimik des Spiels und den Tonfall der Sprache, als er wenig von dem, was dort oben gesprochen wurde, verstand und daher seine ganze Unterhaltung sich fast nur auf die Bewegung und den mimischen und Rede-Ausdruck beschränkte. Von der Komödie verstand er noch am wenigsten, weil darin der Dialog mit rapider Geschwindigkeit gesprochen wurde und sich die Rede auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke ihm gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam seltner vor und der gemessene Schritt, der Pathos und das Taktartige im Recitiren des Alexandriners, sowie das Allgemeine des Ausdruckes machten sie ihm, in jeden Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, so nahm er den Racine, den er in der Bibliothek seines Vaters fand, zur Hand und declamirte sich die Stücke nach theatralischer Art und Weise vor, und das geschah mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß er noch den ganzen Zusammenhang hätte verstehen können. Ja er lernte ganze Stellen auswendig und recitirte sie, wie die eingelernte Sprache eines Papageien.

Das versificirte französische Lustspiel war damals sehr beliebt. Die Stücke von Detouches, Mariveaux, Lachaussée

kamen häufig vor und manche characteriſtiſche Figuren blieben ihm unvergeſſen. Nur Molière iſt ihm weniger im Sinn geblieben. Was den meiſten Eindruck auf ihn machte, war die erwähnte Tragödie: Hypermneſtre von Lemière, welche auch an dieſem Abend als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt wurde. Höchſt anmuthig war der Eindruck den: „Devin de Village“, „Rose et Colas“, „Annette et Lubin“ auf ihn machten. Noch lange blieben die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen ihm unvergeſſen.

Die Bühneneinrichtung war aber damals nach altfranzöſiſcher Sitte, worüber ſchon Voltaire klagte, ſehr ſonderbar und jede Illuſion ſtörend. Das Proscenium war ſehr tief und an beiden Seiten mit Sitzen noch auf der Bühne eingefaßt, die durch eine niedrige Barrière beſchränkt, ſich in mehrern Reihen hindereinander aufbauten, und zwar dergeſtalt, daß die erſten Sitze nur wenig über der Bühne erhaben waren. Das Ganze galt für einen beſondern Ehrenplatz; nur Officiere bedienten ſich deſſelben, obwohl die Nähe des Schauplatzes nicht nur jede Illuſion, ſondern auch jedes Wohlgefallen an der Darſtellung aufhob. Ja, dieſer Mißbrauch ging ſo weit, daß, wenn bei ſehr gefülltem Hauſe und bei Truppendurchmärſchen fremde angeſehene Officiere nach jenem Ehrenplatz auf dem Proscenium ſtrebten und dieſer ſchon beſetzt war, ſo ſtellte man noch einige Reihen Bänke oder Stühle dazu

und auf die Bühne selbst und es blieb dann den Helden und Heldinnen vom Theater nichts übrig, als in einem sehr mäßigen Raume, zwischen Uniformen und Orden ihre Geheimnisse mit Pathos zu enthüllen. —

Unter solchen Umständen sah der junge Goethe auch, dieses Mal vom Parquet aus, die Aufführung der Hypermnestre.

Der Vorhang fiel nicht zwischen den Acten und da auch die Unsitte herrschte, daß zwei Grenadiere während der Vorstellung Gewehr beim Fuß, an beiden Seiten vor dem hintersten Vorhang aufgestellt waren, so wurden diese beim Einfallen der Musik bei offener Scene ganz Wachparadenmäßig abgelöst und die während des vorigen Actes dort aufgestellt gewesenen Schildwachen zogen sich zurück. Das war die Bezeichnung des Zwischenactes, welche Anordnung dann auch jede Möglichkeit einer Illusion aufhob.

Merkwürdig genug fiel diese Einrichtung, welche alle Täuschung aufhob, in eine Zeit als Diderot durch Lehre und Beispiele, schon die natürlichste Natürlichkeit auf der Bühne gefordert und eine vollkommene Täuschung als das eigentliche Ziel der theatralischen Kunst angegeben hatte. — Aber so geht es her in der Theaterwelt; ehe ein vieljährig geübter Schlendrian abgeschafft wird, wenn er auch noch so sehr Aug und Ohr der Zuschauer beleidigte, läßt man die Weltverbesserer der Bühne, sich heiser

darnach schreien, nach einer Reform, die der gesunde Verstand von selbst darbieten müßte. — So heute noch gegen das alle Illusion störende Unwesen der Verwandlungen bei offener Scene, das so leicht durch eine von beiden Seiten aufzuziehende Gardine beseitigt werden könnte.

Es ist kein Wunder, wenn bei solchen Störungen schon nach dem ersten Act bei dem jungen Goethe der Wunsch entstand hinter der Scene, sich, wie bisher öfter geschehen, ein interessanteres Schauspiel zu verschaffen. — Aber noch fehlte ihm der junge Freund, der ihn dort einzuführen pflegte. Er verließ daher den Schauplatz, um ihn draußen im Vorsaal aufzusuchen und richtig fand er ihn in der Gegend der Casse.

Dieser junge Freund war der Sohn eines Schauspielers, den Goethe in seinen Denkwürdigkeiten „Derones" nannte. — Es war ein schöner und lebhafter Knabe, kaum ein Jahr älter, als Wolfgang Goethe, der nur Französisch sprach und sich deshalb in den Zwischenacten besonders an ihn angeschlossen hatte, weil er sich mit dem jungen Goethe doch nothdürftig verständigen konnte.

Dieser Knabe war ein allerliebster kleiner Aufschneider. Er schwatzte charmant und unaufhörlich; wußte viel von seinen Abentheuern und Händeln zu erzählen. Der junge Goethe fühlte sich dadurch auf das Köstlichste unterhalten und lernte damit in vier Wochen mehr von der Sprache,

als ein Anderer, bei dem besten Unterricht, in einem ganzen Jahre.

Der kleine Derones führte nun unsern Wolfgang, in seinem Stutzerhabit nach damaliger Mode, hinter die Coulissen des Theaters und von da in die Garderobe. — Da die Bühne in einem großen Concertsaal aufgeschlagen war, so fehlte es hinter derselben an Räumlichkeit und ein großes, an den Saal gränzendes Nebenzimmer mußte beiden Geschlechtern zur gemeinschaftlichen Garderobe dienen, wo sie sich denn vor einander und den Kindern wenig beim Aus- und Ankleiden genirten. Wenn dieses auch anfangs dem wohlerzogenen jungen Goethe höchlich auffiel, so gewöhnte er sich doch bald daran, ohne Arges dabei zu denken und die Verschiedenheit der Situationen von dem gewohnten Leben, die stark aufgelegte weiße und rothe Schminke, welche den Gesichtern etwas wachsfigurenartiges gab, der Flitterstaat aller Art, der sich als Glanzleinwand auswies, was vom Parterre her gesehen, der schönste Atlas zu sein schien; die freien Scherze zwischen Schauspielerinnen und Schauspielern, das Alles erfüllte seine lebhafte Phantasie mit so vielen neuen Bildern, daß er sich auf das Beste unterhalten fühlte.

Endlich war sie gefunden unter der Menge fremdartiger Gestalten, in welcher Mitte sich Goethe und sein junger Freund befanden. Es war ein feingewachsenes, schlankes, junges Mädchen, von tief brünetten Teint, regelmäßiger Gesichtsbildung, schwarzen Haaren und braunen Augen;

das übrigens im ganzen Benehmen etwas Stilles und einen melancholischen Ernst auf ihren feinen angenehmen Gesichtszügen hatte. In mitten der leichtsinnigen Frivolität und des herausgeputzten Flitterstaats, war ihre milde Erscheinung, wie die eines Engels unter Dämonen. Sie verfehlte nicht auf das empfängliche Gemüth des geistreichen Knaben den lebhaftesten Eindruck zu machen.

Scherzend führte ihr der junge Derones den als Cavallier gekleideten Knaben vor, indem er muthwillig sagte: „Hier liebe Schwester — Dein stiller Anbeter! Monsieur Goethe konnte nicht ruhen im Theater bis er mich fand, um Gelegenheit zu erhalten, Dir seine Huldigungen zu Füßen zu legen." — „Mach' keine Dummheiten", entgegnete sie „der junge Herr ist viel zu artig erzogen, um schon an solche Thorheiten denken zu können". — Diese Worte, die gewissermaßen schon im Voraus eine Abweisung der Huldigungen des jungen Goethe enthielten, setzten ihn in nicht geringe Verlegenheit. Die Apfelsine und die Bonbons brannten ihm in der Tasche, so wie das Bouquet im Knopfloch und doch mußte um jeden Preis eine Wendung gefunden werden, um seine Galanterie anzubringen.

In dieser Verlegenheit unterbrach sie das Stillschweigen mit den Worten: „Ei wie geputzt — Monsieur Goethe; und dieser Blumenstrauß?" —

„An meinem Herzen", entgegnete er Französisch, „wachsen nur Blumen für Euch Mademoiselle, — darf ich sie

Euch anbieten?" und damit überreichte er ihr den Strauß. „Ei wie schön", rief sie aus und nahm das Geschenk mit einer anmuthigen Freundlichkeit auf. — Wer war glücklicher als der junge Goethe? — Nun kam die Apfelsine an die Reihe. Er hielt sie in der Tasche schon in der Hand. — „Ei mein Gott Mademoiselle", sprach er, „mich dünkt es sei hier sehr heiß." „Ja", entgegnete sie, „man hat das Holz nicht geschont, und die vielen Menschen." — „Dürfte ich Euch für diesen Fall eine kleine Erfrischung anbieten?" damit präsentirte er ihr die Apfelsine. „Ah, wie prächtig!" rief sie aus, und klopfte Goethe freundlich auf die Wange. Aber eben diese Freundlichkeit war ihm nicht recht. Es war das zutrauliche Benehmen einer ältern Schwester gegen einen jüngern Bruder, wie sie ihm denn überhaupt in ihrem ganzen Wesen die Ueberlegenheit eines erwachsenen Mädchens gegen einen freundlichen Knaben fühlen ließ, dem sie, trotz seines Degens und seines Haarbeutels, noch als Kind zu behandeln pflegte. Verstimmt darüber wagte er nicht ihr auch noch das dritte Cadeau anzubieten. Er versüßte damit seinen ersten Liebesschmerz, indem er eins nach dem andern enthülsete und während der weiteren Vorstellung verzehrte.

Doch konnte er es nicht unterlassen am folgenden Tage seinen jungen Freund in dessen Wohnung zu besuchen. Seine Mutter war auf der Probe; aber seine Schwester zu Hause. Bald stellte sich, anstatt der steifen Galanterie,

eine gewisse, heitere, zutrauliche Freundlichkeit ein. Nur was den erwachenden Jünglingsgefühlen verletzend war — sie nahm so eine gewisse tantenhafte Superiorität in ihrem Benehmen gegen den zehnjährigen Knaben an; sie schien keine Ahnung davon zu haben, daß sie in einem so jugendlichen Herzen schon das erste Liebewesen seines Lebens erweckt hatte. Auch mochten wohl ihre Gedanken und Neigungen sich im Stillen mit ganz andern Dingen beschäftigen. — Wenigstens gab ihm der junge Derones einigermaßen den Schlüssel zu ihrer Hinneiguug zur Schwermuth. Er zeigte ihm, hinter dem Bettvorhang seiner Mutter hängend, das Portrait eines bildschönen, jungen Mannes in Pastell gemalt, und sagte mit schlauer Miene: „das ist wohl nicht eigentlich der Papa; aber eben so gut wie der Papa. Indem er diesen Mann rühmte und nach seiner Art umständlich und prahlerisch von ihm erzählte, was auf ein intimes Verhältniß desselben mit seiner Mutter schließen ließ, glaubte der junge Goethe heraus zu fühlen: daß zwar die von ihm geliebte Schwester, die rechte Tochter des Gatten ihrer Mutter sei, nicht aber die beiden Söhne — deren Papa ohne Zweifel jener Hausfreund war — allerdings ein Verhältniß, das wol geeignet sein mochte, eine feinfühlende Jungfrau schwermüthig und ernst zu stimmen.

Um so mehr wurde nun die arme Derones Gegenstand seiner Neigung. Er glaubte die Härte ihres Geschicks —

eine Mutter zu haben, die sie nicht achten konnte, mitzufühlen. Wegen dieses rein weiblichen Zartgefühls wurde sie ihm nur um so theurer. In seiner für alles Schöne und Edle so früh schon aufgeschlossenen jungen Seele, war sie das Ideal schöner Weiblichkeit geworden — wofür er schwärmte. Und um nur das Glück zu haben sie täglich sehen, und wenn auch unerwidert, im Stillen anbeten zu können, ertrug er die Aufschneidereien ihres Bruders, die nicht selten alle Grenzen überschritten. Wie ein junger Cavalier, rühmte er sich seiner Ehrenhändel. Er hatte, wie er ausführlich erzählte, schon mehr Duelle gehabt, wie Haare auf dem Kopfe. Besonders rühmte er sich seines Muths uud seiner Fechtkünste. Wenn man ihm glauben wollte, so war er unverwundbar, weil die große Sicherheit im Pariren auch dem geübtesten Gegner keine Blöße gab; seine Finten waren so unvermeidlich — daß jeder Stoß saß wenn er wollte; doch übte er gern Großmuth, da er durch eine fabelhafte Geschicklichkeit im Logiren, es stets in der Hand hatte, seinen Gegner zu entwaffnen und ihm den Degen aus der Faust zu winden. Da er sich nur stets der Ehre wegen geschlagen habe, so habe er nie beabsichtigt den Gegner zu tödten oder zu verwunden, sondern ihn nur auf diese leichtere Weise hors de combat zu setzen gesucht. Einmal habe er jedoch sich dadurch in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Er habe seinen Gegner durch ein gewandtes Logiren den Degen aus

der Hand gewunden und dieſen dabei in die Höhe geſchleudert, daß derſelbe in den Zweigen eines Baumes hängen geblieben ſei und es große Schwierigkeiten gekoſtet habe, wieder in den Beſitz des Degens zu kommen.

Da nun der junge Goethe eines Tages beim Spielen auf der Straße mit einem ungläubigen Lächeln, ſolche Bravaden anhörte, ſo fühlte ſich der junge Bramarbas dadurch beleidigt und forderte ihn, um ihm den Beweis zu geben, daß er nicht ein ſolcher Großſprecher ſei, wie dieſer wohl meinen möge. Obgleich der kleine Wolfgang vom Fechten noch nicht das Mindeſte verſtand, ſo ſtachelte ihn doch das Ehrgefühl, dieſes erſte Duell ſeines Lebens nicht zu refuſiren. Er zog ſogleich mit kühnen Muth den Degen; aber Derones bedeutete ihm, er habe ſchon viele Ehrenhändel gehabt und wiſſe, daß man ſolche im Stillen abmachen müſſe, um von der Polizei nicht geſtört zu werden. Und nun führte er ſeinen jungen Gegner in eine enge, wenig paſſirte Gaſſe, die ſich zwiſchen der Kirche und dem Schuppen am Spritzenhauſe, wo die Feuerleitern aufgehängt waren, befand.

Dort nun betraten beide die Menſur. Die Knaben kreuzten mit großen Ernſt ihre Klingen und nun begannen die Stöße, Stoß um Stoß — doch alle vorbei — bis zuletzt Derones Degenſpitze die Bandſchleife von Goethes Degengriff durchbohrte. Da erklärte der kleine Franzoſe Satisfaktion zu haben. Er ſteckte den Degen ein und um-

armte seinen Gegner auf theatralische Weise, indem sich beide gegenseitig ewige Freundschaft schworen. Dann begaben sie sich in eine nahe Conditorei, wo sie ihre Kampfhitze durch ein Glas Mandelmilch abkühlten, womit Goethe seinen Gegner traktirte. Von da kehrten sie Hand in Hand auf den Spielplatz zurück und Derones erzählte seinen jungen Kmameraden, mit nicht geringer Ruhmredigkeit den Ehrenhandel, den beide soeben gehabt hatten, wobei er es aber nicht unterließ Goethens Tapferkeit sehr hoch zu stellen, um dadurch die seinige noch höher zu erheben.

Alle die mannichfaltigen Vorstellungen welche dem jungen Goethe täglich im Theater geboten wurden, konnten jedoch weder ihn, noch seinen jungen Spielkameraden während der ganzen Aufführung im Theater festhalten. Bei schönem Wetter verließen sie das Haus und trieben auf der Straße ihre oft muthwilligen Knabenspiele, die an Sonn- und Festtagen wenig paßten zu den geschilderten Cavalieranzügen der Söhne vornehmerer Eltern — mit Chapeaubas und Degen.

Uebrigens sah es Goethe nicht ungern, als bald darauf Derones in Gegenwart seiner Schwester diese Ehrensache erzählte. Er glaubte damit ein Ansehen von Ritterlichkeit zu gewinnen, das ihm doch endlich vor den Augen seiner Angebeteten einige Bedeutung geben mußte.

Aber wie sollte er enttäuscht werden? Anstatt ihre Bewunderung seines ritterlichen Muthes und ihre Theilnahme

zu erwecken, sagte sie im Tone einer mütterlichen Autorität: „das kommt davon, wenn man Kindern solches gefährliches Spielzeug in die Hände giebt — dann machen sie solche Dummheiten!“ —

Also wieder Kind! — und wieder Kind! — das war nicht zum Aushalten! Um ein zehn Zoll mehr Höhe, hätte er in diesen Augenblick sein halbes Leben gegeben. Aber er mochte sich recken wie er wollte, — seine Angebetete — seine Göttin, — der Gegenstand seiner ersten schwärmerischen Liebesgedichte, die freilich nicht auf die Nachwelt gekommen sind — war um eine ganze Kopflänge höher als er.

Unmuthig darüber, daß die Natur so lange zögerte, den Knaben zum Jüngling und diesen zum jungen Mann zu machen, begab er sich wieder gegen den letzten Act ins Theater. Da sollte er eine neue Kränkung erfahren. Er saß nämlich mit einem seiner Gespielen ganz ruhig im Parterre und sah mit Vergnügen einen Solotanz zu, welchen ein hübscher Knabe, ungefähr von seinem Alter — der Sohn eines durchreisenden französischen Ballettmeisters — mit vieler Gewandtheit und Anmuth aufführte.

Der Tanz war zu Ende; Alles applaudirte dem jungen Künstler Beifall zu. Dieser trug ein hellblaues Sammtjäckchen reichlich mit Silberschnuren besetzt und paille atlassene, kurze Hosen mit großen Bandschleifen, — dazu das Haar in einer braunen Ratesilla, nach Art eines spanischen Majo. Da plagte die Altklugheit des jungen Goethe, wenn

wir uns so ausdrücken dürfen, ihn, gegen seinen kleinen Nachbar ziemlich laut eine moralische Bemerkung zu machen. „Wer weiß", sagte er, „in welchem zerissenen Nachtjäckchen dieser aufgeputzte Tänzer diesen Abend zu Hause schlafen mag!"

Alles war schon aufgestanden und das Gedränge zwischen den Bänken ließ die Beiden nur nicht vorwärts. Aber zufällig war eine robuste Frau, von gelbem Teint, in der Haltung eine Pariser Poissarde, die dicht neben Goethe gesessen hatte und nun neben ihm stand, die Mutter des jungen Tänzers, die sich durch diese Reflexion höchlich beleidigt fühlte. Unglücklicher Weise konnte sie eben Deutsch genug, um diese Bemerkung verstehen und mit einer Fluth von Scheltworten erwidern zu können.

„Was will er denn, er junger Naseweis", — polterte sie mit heftigen Gestikulationen heraus, — „wer ist Er denn, daß Er Ursache hat an der Wohlhabenheit der Familie dieses jungen Künstlers zu zweifeln? Auf alle Fälle darf ich denselben für so gut halten als Ihn dummen Jungen. Die Talente meines Sohnes werden ihn schon weiter bringen als Er Mousieur Gelbschnabel es nur jemals sich träumen lassen darf."

Diese Strafpredigt hielt sie ihm laut und polternd im Gedränge und die Umstehenden mußten Wunder denken, welche Unart er begangen haben müsse. Da er sich nun weder entschuldigen, noch von ihr entfernen konnte, so war

er verlegen, und als sie einen Augenblick inne hielt; so sprach er — ohne eben Arges dabei zu denken: „Nun, wozu der Lärm? — heute roth, morgen todt!“ — Diese im prophetischen Ton gesprochenen Worte, schienen auf die Frau einen erschütternden Eindruck zu machen. Sie sah ihn erbleichend an und entfernte sich von ihm, sobald es ging. —

Goethe dachte nicht mehr an diese etwas leichtsinnig hingeworfenen Worte — als er erfuhr zu seinem nicht geringen Schrecken, daß der allerliebste kleine Tänzer noch an demselben Abend heftig krank geworden war. Ob er gestorben war oder nicht wurde ihm nicht kund. Doch da ihm seine unbedachte Rede nun fast selbst vorkam, wie ein böses Omen — so nahm er sich vor, künftig vorsichtiger in seinen Aeußerungen zu sein.

Trotz aller solcher Bedrängniß wuchs doch die Leidenschaft des jungen Goethe für das französische Theater mit jedem Tage mehr und mehr. Er versäumte keinen Abend den Vorstellungen desselben beizuwohnen; denn ihn zog dorthin ein dreifacher Magnet, die Vorstellung selbst in einer fremden Sprache mit dem geistigen Reiz, der so mächtig anlockte, die Mysterien derselben zu enthüllen, das fremdartige und barocke Treiben hinter den Coulissen im Foyer und in der Garderobe und vor Allen die junge Derones, von der ihn schon ein jedes freundliche Wort hoch beglückte, wenn

auch der tantenhafte Ton des ältern Mädchens gegen den Knaben, sein Gefühl auf das tiefste verletzte.

Diese kleinen Theaterleiden setzten sich auch meistens fort, wenn er Abends spät zu Hause kam. Nahm er dann Platz am Tisch, wo die Familie schon abgespeist hatte und mußte er sich auch mit den übriggebliebenen Brocken begnügen, so wurden ihm diese noch verleidet durch die steten Vorwürfe, die ihm dann sein im höchsten Grade über seine täglichen Theaterbesuche verstimmter Vater machte. —

„Nur um meines Vaters willen," sprach dann der Rath Goethe, „muß ich es dulden, aber das Theater kann zu gar nichts führen, als schlechte Sitten zu lernen und die edle Zeit zu verderben."

Aber auf diesem Felde ließ sich der junge Goethe so leicht nicht schlagen. „Die Bühne", sagte er, „ist die Abspiegeluug des Lebens aber nicht der Gemeinheit und Niedrigkeit desselben, sondern höherer und idealerer Auffassung der Wirklichkeit. Grade auf jugendliche, noch unverdorbene Gemüther kann das Theater nur bildend und veredlend einwirken. Das Laster im Glück und die Tugend im Unglück werden am Ende durch die poetische Gerechtigkeit wieder ins Gleichgewicht gebracht." Als Beleg zu dieser Behauptung, hob er die Dramen: „Miß. Sara Sampson" und: „der Kaufmann von London" ins glänzendste Licht. Aber gerade auf diesem Felde zog der geistvolle Knabe nicht selten den Kürzern, wenn sein Vater diesen

Tugendbildern die „Schelmenstreiche Scapins“ und dergleichen ihm entgegenstellte. So oft Stücke dieser Art auf dem Zettel standen mußte sich der kleine Wolfgang das Behagen vorwerfen lassen, das er an solchen Stücken fand, die Bilder des Leichtsinnes oder der Unsittlichkeit darstellten. Auch andere Stücke, welche die ränkevollen Betrügereien schelmischer Bedienten, oder die Thorheiten leichtsinniger Jünglinge zum Gegenstand hatten, dienten dem alten Herrn als Waffe seines Zorns gegen das Theater.

Beide Parteien überzeugten sich nicht von ihren widerstreitenden Ansichten darüber, doch wurde allmählich der Vater einigermaßen mit der Bühne versöhnt, indem er bemerkte, mit welcher unglaublichen Schnelligkeit sein Sohn die französische Sprache lernte; die ihm zwar, wie alles Französische, so verhaßt war, daß er sich nicht entschließen konnte, ihm Unterricht darin zu geben, aber die er doch als ein nothwendiges Uebel der allgemeinen Bildung, in diesen unglücklichen Zerwürfnissen der Zeit anerkannte.

Für geistvolle Theaterfreunde, die in sich selbst einige Schöpferkraft fühlen, mögen sie alt oder jung sein, giebt es wohl keine Versuchung, die stärker zieht, als die bis zur Leidenschaft sich steigernde Neigung, selbst ein Bühnenstück zu schreiben. Auch der junge Goethe, jetzt zwölf Jahr alt, erlag dieser Versuchung. — Hatte er früher es gewagt, den Terenz nachzuahmen, so mußte das reiche Repertoir der französischen Bühne ihn um so mehr zur

Nacheiferung verleiten, als er jetzt schon der französischen Sprache so mächtig war, daß er Alles verstand, was auf der Bühne gesprochen und gehandelt wurde und sich sogar selbst versucht fühlen konnte, französische Verse in dem schwunghaften Tonfall des Alexandriners zu schreiben.

Es wurden damals einige halb mythologische, halb allegorische Stücke im Geschmack des Pierre gegeben. Sie hatten etwas von der Parodie und gefielen ungemein. Vorstellungen dieser Art, zogen ihn besonders an: Die goldnen Flügelchen eines heitern Merkurs, der Donnerkeil des verkappten Jupiter, eine galante Danae, oder wie eine von den Göttern besuchte Schönheit heißen müsse, wenn es nicht gar eine Schäferin oder Jägerin war, zu der sie sich herunterließen. Und da ihm dergleichen Elemente aus Ovids Verwandelungen und Pomey's „Pantheon mythicum" sehr häufig im Kopfe herum summten, so hatte er bald ein solches Stückchen in seiner Phantasie zusammengestellt, dem, wenn es auch als Idylle ländliche Scenen schilderte, doch die Königstöchter, Prinzen und Götter nicht fehlten. Der Merkur war dabei sein Liebling, so daß er hätte darauf schwören mögen, ihn schon mit eignen Augen gesehen zu haben.

Bald war das idyllische Drama fertig geschrieben. Er machte davon eigenhändig eine sorgfältige Abschrift und legte sie seinem Freunde Derones vor. Dieser nahm das eingereichte Theaterstück mit einem besondern Anstand, und

einer Protektionsmine entgegen, wie er von dem Director der Bühne, bei solchen Veranlassungen gesehen hatte. Beim ersten flüchtigen Durchblicken des Manuscripts machte vorläufig der junge Kritiker seinen Protegé auf einige Sprachfehler aufmerksam und versprach zuletzt, das Werk bei gehöriger Muse näher zu betrachten und zu beurtheilen. Auf die bescheidene Anfrage des jungen Goethe, ob das Stück wohl aufgeführt werden könne, versicherte er mit der Miene eines Gönners: „das ist gar nicht unmöglich. Beim Theater kommt Alles auf Gunst an. Aber deshalb seid außer Sorgen; auf meine Portection könnt Ihr rechnen. Nur muß die Sache geheim gehalten werden. Ich habe darüber selbst — fügte er hinzu — Erfahrungen gemacht, die mir zur Lehre dienen werden. Ich selbst habe einmal ein Theaterstück geschrieben und durch die dritte Hand bei unseren Director einreichen lassen. Es war so vortrefflich, daß ich nach den vernommenen Aeußerungen über die Aufnahme des Stücks kaum noch im Zweifel sein konnte und ich nannte mich confidentiell als den Verfasser desselben. Damit aber war Alles verloren. Anstatt an ein früh gereiftes Genie zu glauben, nahm man von vorn herein an, daß ein so jugendlicher Dichter unmöglich schon ein gutes Bühnenstück liefern könne und legte das Meinige zurück und dem Eurigen würde es ebenso ergehen, wenn man erführe, daß der junge Goethe der Verfasser sei.

Dieſer verſprach nun alles mögliche Stillſchweigen und fühlte ſich ſchon glücklich, wenn er nur im Geiſte, den Titel ſeines Stückes, mit großen Buchſtaben auf den Theaterzetteln, an den Ecken gedruckt ſah.

So leichtſinnig übrigens ſein junger Freund war, ſo müßte ihm doch dieſe Gelegenheit, den Kenner zu ſpielen, zu angenehm ſein, um ſie ſich entgehen zu laſſen und ſo ſetzte er ſich denn mit Goethe hin und las mit ihm das Stück mit Aufmerkſamkeit durch. „Ich werde doch noch einige Kleinigkeiten ändern müſſen," ſprach er, „um es ganz Bühnengerecht zu machen; alsdann wird es ganz vortrefflich werden". Und nun begann er mit der gewiſſenloſen Weiſe vieler Regiſſeure auf das Unſinnigſte und Erbarmungsloſeſte in dem Stück zu ſtreichen, Perſonen auszumerzen, Andere hinzuzuſchreiben und Scene vor Scene ohne Sinn und Verſtand zu kürzen und jeden Zuſammenhang in der Compoſition des Stücks aufzuheben und ſo hatte, wie das ſo oft geſchieht, der junge Protector, in das Amt der Regie eingreifend, gewiſſermaßen, keinen Stein auf dem Andern im Bau des Drama gelaſſen. Er übte die tollſte Willkühr von der Welt, ſo daß dem armen jungen Dichter die Haare zu Berge ſtanden. Der Wunſch und Glaube Goethes, daß es dennoch um jeden Preis auf die Bühne kommen müſſe, ließ ihn gewähren.

Der junge Kritiker hatte ihm ſchon öfters mit Kenner-

miene von den dramatiſchen drei Einheiten des Ariſtoteles, der dem Klaſſiſchen ſorgfältig nachgebildeten Regelrichtigkeit der franzöſiſchen Bühne, von der Wahrſcheinlichkeit, der Harmonie der Verſe und Allem, was daran hängt, vorgeſprochen, daß ihn Goethe nicht nur für unterrichtet, ſondern auch für gründlich in ſeinem dramaturgiſchen Wiſſen halten mußte. Derones ſchalt auf die Engländer und verachtete die Deutſchen; genug, er trug dem jungen Goethe die ganze dramaturgiſche Litanei vor, die er in ſeinem ſpätern Leben ſo oft wiederholt hören mußte.

Goethe aber war über ſein ſo gänzlich verfehltes Ziel ſehr traurig. Er nahm ſein gänzlich zerfetztes Geiſtesproduct mit nach Hauſe und ſuchte es wieder herzuſtellen; allein vergebens. Weil er es jedoch nicht ganz aufgeben wollte, ſo ließ er aus ſeinem erſten Manuſcript, nach einigen unbedeutenden Abänderungen, durch ſeines Vaters Schreiber eine ſaubere Abſchrift anfertigen, die er dann zunächſt ſeinem Vater — auf deſſen Urtheil er viel gab — einreichte, mit der beſcheidenen Bitte, das Werk zu prüfen und ihm aufrichtig zu ſagen, ob ſich darin wol Spuren von Talent verriethen, die zu der Hoffnung berechtigten, daß er künftig einmal bei größerer Reife, Beſſeres würde leiſten können.

Der Vater fühlte ſich durch dieſe Proben von Geiſt ſeines Sohnes eben ſo geſchmeichelt, als durch die beſcheidene Art und Weiſe deſſelben angenehm berührt, und

so konnte denn Wolfgang mehrere Abende nach dem Schauspiel sein Abendbrod ruhig verzehren. Der Beifall seines Vaters ermuthigte ihn noch mehr, dramaturgische Studien zu machen. Er wollte nunmehr diese Theorien, diese Gesetze, auf die sich Jedermann berief, die ihm besonders durch die Unart seines anmaßlichen jungen Meisters verdächtigt worden waren, unmittelbar aus den Quellen kennen lernen, welches ihm zwar nicht schwer, doch sehr mühsam wurde.

Er las zunächst Corneille's Abhandlungen über die drei Einheiten und ersah wohl daraus, wie man es haben wollte; aber, warum man es so verlangte, wurde ihm keineswegs deutlich und was das Schlimmste war, er gerieth sogleich in noch größere Verwirrungen, indem er sich mit den Händeln über den Cid bekannt machte und die Vorreden las, in welchen Corneille und Racine sich gegen Kritiker und Publikum zu vertheidigen genöthigt gesehen hatten. Hier sah er wenigstens auf das Deutlichste, daß kein Mensch eigentlich wußte, was er wollte; daß ein Stück, wie „der Cid", welches die herrlichste Wirkung hervorgebracht, auf Befehl eines allmächtigen Kardinals für schlecht erklärt werden, daß Racine, der Abgott aller damals lebenden Franzosen, auch weder mit den Liebhabern, noch mit den Kunstrichtern fertig werden konnte.

Durch alle diese Widersprüche von Theorie und Wirklichkeit wurde Goethe nur noch verwirrter im Kopfe. In

dieſer Zeit mochte der im Fauſt ausgeſprochene Gedanken:

„Grau Freund iſt alle Theorie
Grün nur iſt des Lebens ew'ger Baum."

in ihm erwacht ſein.

Er eilte daher wieder zu den lebendig Vorhandenen, beſuchte das Schauſpiel weit eifriger als zuvor, ſo daß er in dieſer Zeit die Anregung fühlte, Racine und Molière ganz und Corneille zum großen Theile zu bearbeiten.

Soviel aber iſt wohl gewiß, daß dieſer verunglückte erſte dramatiſche Verſuch und die darauf folgenden Kunſtſtudien, nicht ohne bedeutende Tragweite für die glänzende Entwickelung der lebendigen Eindrücke ſeines Talents für dramatiſche Kunſt bleiben konnte.

Den Gedanken, das Stück, welches ihm ſo große geiſtige Bewegungen gebracht hatte, auf die Bühne zu bringen, hatte er aufgeben müſſen; aber ein anderer Gedanke beſchäftigte ihn angenehm. Er nahm ſich vor, daſſelbe der ſtillen Geliebten ſeiner zarteſten Jugend vorzulegen, um ihr dadurch zu beweiſen, daß er, wenn auch nicht an Jahren, doch an Geiſt genug herangereift ſei, um bei der ſchönen Derones eine andere Anerkennung und Theilnahme zu finden, als die eines tantenhaften Wohlwollens gegen den unmündigen Knaben, deſſen erſtes ſtilles Liebesweſen in ihrem Herzen keine Heimath finden konnte.

Um ſich dazu vorzubereiten, mußte er das Stück, mit Benutzung der gemachten dramaturgiſchen Studien noch

einmal sorgfältig durchgehen. Den jungen vertrauten Kritiker hatte er auch in seinen geistigen Schwächen und seiner gehaltlosen Ueberhebung durchschauet und beide Ursachen wirkten dahin, daß er wohl acht Tage und Abende hindurch, weder das Theater noch Derones Wohnung besuchte; also auch seine Angebetene nicht wieder sah.

Endlich war Alles vorbereitet. Er rüstete sich mit dem in rothem Maroquin und Goldschnitt gebundenen Manuscript und dem schönsten Blumenstrauß, der nur in den ersten Blumenhandlungen Frankfurts zu finden war. Jetzt schon 12 Jahr alt geworden, bildete er schon eine ganz stattliche Jünglingsgestalt, auf welche vertrauend er es wagen zu dürfen meinte, um die ernstliche Zuneigung des ältern jungen Mädchens zu werben.

So begab er sich mit einigem Selbstvertrauen in die Wohnung Derones und stieg die ihm wohl bekannte Treppe herauf. Als er an der Klingel der Vorflur zog, öffnete ihm nicht die junge Derones, die ihn sonst immer mit dem freundlichen melancholischen Gesichtszügen empfangen hatte, die Gitterthür, sondern ihre Mutter. Die Schauspielerin ließ ihn eintreten und führte ihn in das Vorzimmer. „Es ist recht freundlich von Euch, Monsieur Goethe," sprach sie zu ihm, „daß Ihr kommt, mir Glück zu wünschen, zu der Verheirathung meiner Tochter."

„Verheirathet? Eure Tochter?" stammelte Goethe in

höchster Verlegenheit und sein feines, fast mädchenhaftes Gesicht überzog sich wechselnd mit einer zarten Blässe und fliegenden Röthe.

„Ja, seit vier Tagen, glücklich vermählt mit unserem ersten Liebhaber — der sie längst heimlich liebte und ist mit ihm nach Paris abgegangen, wohin ihm ein vortheilhaftes Engagement gerufen hat.

„Vermählt? und ich weiß nichts davon?"

„Ja, das kommt daher, wenn man seine Freunde vernachlässigt. Wir haben Euch seit acht Tagen weder hier, noch im Theater gesehen."

„O mein Gott! ich war ja beschäftigt," sprach er, „um den Augenblick vorzubereiten, wo ich es wagen durfte, Mademoiselle Derones würdig dieses Buch vorzulegen".

Im offenen Nebenzimmer hatte der junge Derones diese Unterredung vernommen. „Ja Mama," sprach er heraustretend, „mein junger Freund ist unter meiner Leitung und Protection mit höheren Dingen beschäftigt, als mit den kleinen Angelegenheiten eines jungen Mädchens, das in einer heimlichen Liebe schon ganz andere Beschäftigungen gefunden hat, als sich um die Huldigungen eines Kindes zu bekümmern.

„Eines Jünglings," sprach Goethe empfindlich, „der nur wenig jünger ist, als sein altkluger Mentor."

Doch faßte er sich bald wieder. Er bat die Mutter

Derones, für ihre Tochter den Blumenstrauß anzunehmen, welches diese auch freundlich gewährte, und ihr dieses Manuscript zu senden, um ihr den Beweis zu geben, daß er nicht mehr so ganz Kind sei, wie sie zu meinen geneigt sein möge.

„Monsieur Goethe studirt unter meiner Leitung," sprach der junge Mensch, mit eitler Ueberhebung, „und damit ist Alles gesagt."

Goethe beauftragte die Mutter noch, Ihrer Tochter seine Abschiedsgrüße zu senden und sie zu bitten, auch diese brillante Tuchnadel, mit seinem Namenszuge, die er aus seinem Spitzenjabot losmachte, zum Andenken an seine stillen Huldigungen anzunehmen. Möge sie Gott so glücklich machen, als sie es verdienen, schloß er mit tiefer Bewegung und suchte so unbemerkt als möglich seine feucht gewordenen Augen zu trocknen.

Dann zog er sich zurück, sein Schäferspiel, sammt der Tuchnadel und dem Blumenbouquet zurücklassend. Und den ersten, stillen, großen Schmerz trug er mit sich zu Hause. Er vermied es seitdem mit dem windigen, jungen Großprahler weiter zu verkehren und besuchte das Theater nur um die Bühne und ihre Anforderungen immer näher kennen zu lernen. Manches zarte Liebesgedicht, das nicht auf die Nachwelt gekommen ist, war die Frucht dieses seines ersten Liebeswesens und leicht lassen sich in seinen

späteren dramatischen Gebilden, einzelne Züge aus dem tiefsten und reinsten jungfräulichen Leben nachweisen, welche unstreitig diesem zarten Ideal der ersten schwärmerischen Jugendliebe entnommen waren.

II.

Gretchen von Frankfurt.

Novelle. (1764.)

1.

Unterricht.

Es war eine eigene Sache um den Unterricht im Goethe'schen Hause. In der Regel wurden die Kinder vom Vater unterrichtet, wenn auch unter vielen Unterbrechungen, die der Bau und die französische Einquartirung veranlaßt hatte. — Eine Zeitlang hatte man versucht sie in öffentliche Schulen zu schicken; diese aber waren so schlecht und mangelhaft, so reich ausgestattet mit geistloser Pedanterie und roher Sittenlosigkeit der Mitschüler, daß Wolfgang und seine Schwester Cordelia, nachdem noch zwei jüngere Geschwister gestorben waren, herausgenommen und dem Privatunterricht im Goethe'schen Hause übergeben werden mußten.

Diese Privatstunden theilte der junge Goethe mit den Nachbarskindern.

Im Gefühl seiner Kenntnisse und in der Gewißheit seiner treuen Ausdauer, so wie im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer, nahm der Vater sich vor seine Kinder selbst zu unterrichten und nur so viel als unerläßlich schien,

einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeister zu besetzen. Ein pädagogischer Dilettantismus fing sich überhaupt schon an zu zeigen. Die Pedanterie und Trübsinnigkeit der an öffentlichen Schulen angestellten Lehrer, mochte wohl die erste Veranlassung dazu geben. Man suchte nach etwas Besserem und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht sein muß, der nicht durch Leute vom Metier ertheilt wird.

Durch schnelles Ergreifen, Verarbeiten und Festhalten entwuchs Wolfgang sehr bald dem Unterricht, den ihm sein Vater und die übrigen Lehrmeister geben konnten, ohne daß er jedoch irgend etwas gründlich aufgefaßt hatte. Die Grammatik mißfiel dem jungen Göthe, weil er sie nur als ein willkührliches Gesetz ansah. — Die Regeln schienen ihm lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen wieder gehoben wurden. Und wäre nicht „der gereimte angehende Lateiner" gewesen, so hätte es schlimmer mit seinen Kenntnissen ausgesehen. Doch diese Reime trommelte und sang er sich gern vor. So wurde auch als Unterrichtsmaterial ein gereimter Leidfaden der Geographie angewendet, woraus ihn die abgeschmacktesten Reime zum Auswendiglernen aufgegeben wurden; so z. B.

„Ober-Yssel viel Morast,
Macht das gute Land verhaßt."

Die Sprachformen und Wendungen faßte er leicht, und schnell entwickelte sich in ihm der Begriff einer Sache. In theoretischen Dingen that es ihm Niemand zuvor. Ge-

lungene Aufſätze belohnte ihm ſein Vater mit Geldgeſchenken, die eigentlich für ſein Alter viel zu reichlich waren.

Sein Vater lehrte ſeine Schweſter in demſelben Zimmer Italieniſch, worin der junge Goethe gleichzeitig den Cellarius auswendig lernen mußte. Da er damit bald fertig wurde und doch ſtill ſitzen mußte, ſo horchte er auf dieſen italieniſchen Unterricht, indem er über das Buch wegſah, und damit faßte er das Italieniſche, das ihm als eine humoriſtiſche Abweichung vom Lateiniſchen äußerſt beluſtigend vorkam, ſehr ſchnell auf.

Andere Fähigkeiten der Combination und des Gedächtniſſes hatte er mit andern Knaben gemein und deshalb konnte Goethe's Vater nicht den Zeitpunkt erwarten wenn er ſeinen Sohn nach Leipzig auf die Univerſität ſchicken konnte, wo er Jura ſtudiren ſollte; dann ſollte er eine andere Univerſität ſeiner Wahl (nur nicht Göttingen) beſuchen und dann in Wetzlar beim Reichskammergericht die Praxis der endlos verſchleppten Prozeſſe kennen lernen, darauf nach Italien und Paris ſich begeben.

Dieſer Lebensplan und Bildungsgang hatte viel Anziehendes für den jungen Goethe und feuerte ſeine Lernbegierde immer noch mehr an.

Die Privatſtunden, welche ihm mehrere Lehrer gaben, theilte er mit den Nachbarskindern aus gebildeten Familien. Dieſer Unterricht aber förderte nicht ſeine Bildung. Die Lehrer gingen ihren alten gewohnten Schlendrian und

die Unarten, ja Bösartigkeit mehrerer seiner Genossen brachten Verdruß und Störung in die täglichen Lehrstunden. Chrestomathien, wodurch die Belehrung heiter und mannigfaltig wird, waren noch nicht aufgekommen, der für junge Leute so starre Cornelius Nepos, das Neue Testament mit seiner durch Predigten und Unterricht trivial gewordenen Auffassung, Cellarius und Pasor konnten den Schülern keine Art von Interesse erwecken. Dagegen hatte sich eine gewisse Versewuth durch das Lesen der damaligen deutschen Dichter, der jungen Leute bemächtigt. Goethen hatte diese Neigung zur Poesie schon früher ergriffen, als er es lustig fand, von der theoretischen Richtung der Aufgaben zu der poetischen überzugehen.

2.

Der Genius regt sich.

Die Knaben welche Genossen dieses gemeinschaftlichen Privatunterrichts waren, hielten jeden Sonntag eine Zusammenkunft, worin Jeder von ihm selbstverfertigte Gedichte vorlesen sollte.

Dabei begegnete nun dem jungen Goethe etwas Sonderbares, das ihn eine Zeitlang in nicht geringe Unruhe versetzte. Seine Gedichte, wie mangelhaft sie auch immer sein mochten, mußte er doch für die besseren halten. Allein er bemerkte bald, daß seine Mitbewerber, welche sehr lahme

Dinge vorbrachten, in dem gleichen Falle waren und jeder seine Gedichte für die besten hielt. Ja, was ihm noch bedenklicher erschien: ein guter Knabe von beschränkten Geistesgaben, dem er aber sehr wohl wollte, hielt seine Gedichte für die allerbesten, und zwar, wie man bald erfuhr, aus keinem andern Grunde, als weil er sie von seinem Hofmeister machen ließ und er bald überzeugt war, oder doch wenigstens es mit fester Ueberzeugung aussprach, daß er selbst der Verfasser derselben sei. Da sich nun Goethe von solchem Selbstlobe und Wahnsinn umgeben sah, so fiel es ihm eines Tages schwer aufs Herz, ob er nicht vielleicht sich selbst im ähnlichen Irrthum befand; ob nicht vielleicht jene Gedichte wirklich besser seien, als die seinigen? Diese Gedanken beunruhigten ihn sehr und auf lange Zeit. Es war ihm unmöglich ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu entdecken. Ja er stockte sogar in seinen Hervorbringungen, bis ihn endlich Leichtsinn und Selbstgefühl und zuletzt eine Probearbeit beruhigte, die ihnen Lehrer und Eltern, welche auf ihre Scherze aufmerksam geworden waren, aus dem Stegreife aufgegeben, wobei er gut bestand und allgemeines Lob davon trug.

Mit jenem Knaben, den er bei aller seiner Unfähigkeit zum Dichten mit vieler Vorliebe seinen Pylades nannte, trotz dem, daß derselbe beharrlich die Arbeiten seines Hofmeisters für die Seinigen ausgab und für unübertrefflich hielt, hatte er das freundschaftliche Verhältniß bis in das

Jünglingsalter fortgesetzt. Zwar sahen sie sich jetzt seltener, da die beiderseitigen Eltern gegeneinander nicht im besten Vernehmen standen. Doch wenn sie sich einmal zufällig an einem dritten Ort trafen, so sprang immer wieder der alte freundliche Jubel hervor. An einem schönen Sommerabend begegneten sie sich beide in den Alleen, die zwischen dem innern und äußern Sct. Gallen-Thore einen sehr angenehmen Spaziergang darboten. Sie hatten einander kaum freundlich begrüßt, so sagte der junge Pylades zu Goethe: „Es geht mir mit Deinen Versen noch immer wie sonst. Diejenigen, die Du mir neulich mittheilteſt, habe ich einigen lustigen Gesellen vorgelesen und keiner will glauben, daß Du sie gemacht habeſt."

„Laß es gut sein", entgegnete Goethe, „wir wollen fortfahren unsere Gedichte zu machen, uns daran zu ergötzen, und die Andern mögen davon denken und sagen was sie wollen. Sie werden doch darum nicht schlechter."

„Da kommt eben der Ungläubige", entgegnete Pylades — „Wir wollen nicht davon reden mein Freund," entgegnete Goethe. — „was hilft's man bekehrt sie doch nicht."

„Mit nichten," versetzte der Freund lebhaft, „ich kann es ihm nicht so hingehen lassen."

Nach einer kurzen, gleichgültigen Unterhaltung konnte es der, für Goethe nur allzuwohl gesinnte junge Pylades nicht unterlassen, mit einiger Empfindlichkeit zu sagen:

„Hier iſt nun der Freund, der die hübſchen Verſe gemacht hat, die Ihr ihm nicht zutrauen wollt.“

„Er wird es gewiß nicht übel achten,“ verſetzte Jener, „denn es iſt ja eine Ehre, die wir ihm erweiſen, wenn wir glauben, daß weit mehr Gelehrſamkeit dazu gehörte, ſolche Verſe zu machen, als er bei ſeiner Jugend beſitzen kann.“

Goethe erwiederte etwas Gleichgültiges; aber ſein Freund fuhr lebhaft fort: „es wird nicht viel Mühe koſten, Euch zu überzeugen. Gebt ihm irgend ein Thema auf und er macht Euch ein Gedicht aus dem Stegreif.“

Goethe ließ es ſich lächelnd gefallen und Jener fragte ihn, ob er wohl ſich getraue, einen recht artigen Liebesbrief in Verſen aufzuſetzen, den ein verſchämtes junges Mädchen an einen Jüngling ſchriebe, um ihm ihre Liebe zu offenbaren.

„Nichts leichter als das,“ entgegnete Goethe, „hätten wir nur ein Schreibzeug bei der Hand.“ Dieſes wurde herbeigeholt. Der junge Zweifler gab ihm einige Blätter aus ſeinem Taſchenbuche und Goethe ſetzte ſich auf eine Bank auf der Promenade und nach einem kurzen Beſinnen ſchrieb er das verlangte Gedicht. Die beiden Andern ließen ihn keine Minute aus den Augen. Sogleich faßte Goethe die Situation in den Sinn und dachte ſich, wie artig es ſein müſſe, wenn irgend ein hübſches Kind, als etwa ſeine noch immer unvergeßliche Dorones ihm wirklich gewogen geweſen wäre und ihre geheimſten Gefühle ihm in Proſa

oder in Verſen entdecken wollte. Er begann daher ohne Zeitverluſt ſeine Erklärung, und führte ſie in einem zwiſchen Knittelvers und Madrigal ſchwebenden Versmaß mit möglichſter Naivität aus, und zwar ſo ſchnell, daß er in kurzer Zeit dieſes Gedichtchen den Beiden vorleſen konnte. Der Zweifler wurde dadurch in Verwunderung, der Freund in Entzücken verſetzt. Goethe konnte dem Erſtern ſeine Bitte um Ueberlaſſung des Gedichts um ſo weniger abſchlagen, als es auf Blätter aus ſeinem Portefeuille geſchrieben war. Auch ſah Goethe mit Vergnügen die Beweiſe von ſeinen Fähigkeiten in den Händen ſeiner Gegner. — So ſchied denn der junge Zweifler von ihm unter vielen Verſicherungen von Bewunderung und Zuneigung. — „Ich wünſche nichts mehr," ſchloß er mit einem warmen Handdruck, als daß wir uns öfter begegnen mögen."

Dann wurde eine gemeinſchaftliche Landpartie, mit andern Freunden verabredet, wozu Goethe gern ſeine Zuſtimmung gab.

Dieſe Partie kam zu Stande und Goethe's Jugendbekanntſchaften erweiterten ſich über einen Kreis von jungen Leuten, die ſich ihnen anſchloſſen.

Es waren Menſchen aus den mittlern und untern Ständen, denen es jedoch an Kopf nicht fehlte, dieweil ſie durch die Schule der Erfahrung gelaufen ſind, manche Kenntniß und eine gewiſſe Bildung hatten. In einer großen und reichen Stadt giebt es vielerlei Erwerbszweige. Sie

halfen sich durch, indem sie für Advocaten schrieben, Kinder der geringeren Classe, durch Hausunterricht etwas weiter brachten, als dieses in Privatschulen möglich war. Mit erwachsenen Kindern, welche confirmirt werden sollten, repetirten sie den Religionsunterricht, liefen dann wieder den Mäklern und Kaufleuten einige Wege und thaten sich Abends, besonders an Sonn- und Feiertagen, auf eine frugale Weise etwas zu Gute.

Indem sie nun unterwegs Goethe's Liebesepistel auf das Beste herausstrichen, gestanden sie ihm, daß sie einen sehr lustigen Gebrauch davon gemacht hätten. Sie hätten dieselbe mit einer in weiblicher Art gehaltenen verstellten Handschrift sehr zierlich abgeschrieben und mit einigen näheren Beziehungen einem eingebildeten jungen Manne anonym zugesendet, der nun in der festen Ueberzeugung stehe, ein junges Frauenzimmer, dem er von ferne den Hof gemacht hatte, sei in ihm auf das Aeußerste verliebt und suche Gelegenheit, ihm näher bekannt zu werden. Sie vertrauten Goethen dabei, der so mystificirte junge Mensch wünsche nichts sehnlicher, als in Versen antworten zu können, aber weder bei ihm noch bei ihnen finde sich das Geschick dazu; deshalb müßten sie ihn inständigst bitten, die gewünschte Antwort selbst zu verfassen.

Mystificationen sind und bleiben eine Unterhaltung für Müßige, mehr oder weniger geistreiche Menschen. Eine kleine Bosheit, eine selbstgefällige Schadenfreude sind ein

Genuß für diejenigen, die sich weder mit sich selbst beschäftigen, noch nach Außen heilsam einwirken können. Kein Alter ist ganz frei von einem solchen Kitzel. Der gegenwärtige Scherz schien Goethen nicht weiter zu gehen als einen kleinen unschuldigen Spaß zu üben. Er willigte ein und brachte den bereits fertigen Brief schon mit in die nächste Zusammenkunft der jungen Leute.

3.

Das Gastmahl. — Gretchen. — Es war ein Wiedersehen.

Diese fand in einem kleinen Gasthause, wo die Gesellschaft ein heiteres Abendfest veranstaltet hatte, statt. Goethe wurde von seinem Freunde Pylades auf das Dringendste aufgefordert, daran Theil zu nehmen. — Der mystificirte Liebhaber wollte das Fest diesesmal ausstatten und verlangte dabei dem Freunde zu danken, der sich so vortrefflich als poetischer Liebessecretair bewiesen hatte.

So kam denn die Gesellschaft, an dem bestimmten Abend, nachdem alle Tagesgeschäfte abgemacht waren, spät genug zusammen. Die jungen Leute, die dieses kleine Gasthaus oft besuchten, waren sämmtlich Freunde und Genossen der drei Söhne des Hauses. Die Mahlzeit war die frugalste, die man sich nur denken kann; der Wein aber trinkbar.

Der Tisch war gedeckt und mit Speisen und Wein besetzt, als sie eintraten in das große Nebenzimmer, welches

dieſer geſchloſſenen Geſellſchaft reſervirt war. So bedurften die jungen Leute keiner Aufwartung und ſahen auch keine Bedienung.

Die Unterhaltung drehte ſich faſt gänzlich um die Verhöhnung des gegenwärtigen, freilich nicht ſehr aufgeweckten Menſchen, der nach wiederholter Leſung des von Goethe verfaßten poetiſchen Briefes nicht weit davon entfernt war zu glauben, daß er ihn ſelbſt verfaßt habe.

Die ewige Wiederholung deſſelben Thema's mußte einen ſo geiſtvollen Jüngling, wie Goethe war, anekeln, da es dem Genius ſchwer wird, ſich in das Triviale zu finden, ſo hätte er, wo Andere ſich köſtlich amüſirten, einen langweiligen Abend hingebracht, wenn ihn nicht eine überaus liebliche Erſcheinung angenehm belebt hätte. Da es an Wein fehlte, ſo rief Einer nach der Magd. Allein ſtatt derſelben trat ein Mädchen herein von angenehmer, und wenn man ſie in dieſer Umgebung ſah, unglaublicher Schönheit, deren Erſcheinung Goethe um ſo mehr überraſchte, als er Aehnlichkeit mit ſchon geſehenen und lieb gewonnenen Geſichtszügen darin zu finden glaubte.

„Was verlangt Ihr," fragte ſie, nachdem ſie auf eine freundliche Weiſe Allen einen guten Abend geboten hatte, „die Magd liegt krank im Bett. Kann ich Euch dienen?"

„Es fehlt an Wein," ſagte der ältere Sohn vom Hauſe, „wenn Du uns ein paar Flaſchen holteſt, wäre es hübſch."

„Thu' es Gretchen," sprach sein Bruder. „Es ist ja nur ein Katzensprung von hier."

„Warum nicht?" versetzte sie, nahm ein Paar leere Flaschen vom Tische und eilte fort.

Ihre Gestalt war von der Rückseite angesehen, fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien außerlesen und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen treuen Augen und den lieblichen kleinen Mund allein angezogen und gefesselt wurde.

Goethe machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind in der Nacht allein hinausschickten auf die dunkle Straße. Sie aber lachten den jungen Mann, der damit seine feinere Bildung verrieth, aus, und Goethe fühlte sich bald über seine Besorgnisse beruhigt, als Gretchen, nicht lange nachher, mit den gefüllten Weinflaschen zurückkam, denn der Schenkwirth wohnte nur jenseit der Straße.

„Setze Dich dafür auch zu uns," sagte der Eine. Sie that es ohne alle Ziererei; aber zu Goethe's Bedauern, kam sie nicht neben ihm zu sitzen. Sie trank ein Glas, das ihr eingeschenkt wurde, auf die Gesundheit der Anwesenden und entfernte sich dann bald wieder, indem sie den jungen Leuten, im Ton einer schwesterlichen Fürsorge, rieth: ja nicht zu lange zusammen zu bleiben und

nicht überlaut zu werden; denn die Mutter wolle sich zu Bett legen. Es war aber, wie Goethe erfuhr, nicht ihre Mutter, sondern die Wirthin dieses Hauses, dieses Gastfestes, die Tante Gretchens, bei welcher diese in etwas gedrückten Verhältnissen lebte. Doch war es für Goethe, der sie nun deutlich wieder erkannt hatte, ein überraschendes und freudiges Wiedersehen. Er hatte vor Kurzem einen Ritt nach Offenbach gemacht und dort in einem Gasthause zweiten Ranges, schön Gretchen gesehen, die wegen ihrer Anmuth und Schönheit weit und breit berühmte Tochter des Gastwirths zur Rose. Sie hatte schon damals einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; doch war sie so umlagert von Gästen und Anbetern, selbst aus den höhern Ständen, daß, wie aufmerksam und freundlich sie sich auch gegen einem Jeden benahm, Goethe nur einen freundlichen Blick und nur wenige Worte als Erwiderung auf seine Anrede erlangen konnte.

Ihre gesunde, unschuldige Natur hatte unter solchen Umgebungen keinen andern Schaden genommen, als jene feine naive Koketterie, die es in ihrer Stellung gewissermaßen für eine Pflicht hält, die Gäste anzuziehen und angenehm zu unterhalten.

Eben diese Eigenschaft eines gewandten aber anständigen Schenkmädchens, voll von einer unverdorbenen, reinen, naiven und zutraulichen Naturbegabung, hatte schon damals auf Goethe einen tiefen Eindruck gemacht. Nöthigten ihn

die Verhältnisse noch vor Nacht nach Frankfurt zurück zu kehren, so nahm er sich doch bald vor, wieder nach Offenbach zu reiten, um diese anziehende Bekanntschaft fortzusetzen. — Das war am Tage vor diesem Ereignisse geschehen. Aber schön Gretchen war verschwunden. Um sie den Nachstellungen eines Kühnen, Mächtigen und Reichen zu entziehen, hatte ihr streng rechtlicher Vater, den Verlust für sein Geschäft nicht achtend, sie fortgeschickt; aber er war nicht zu bewegen, auf vielseitige Fragen und Erkundigungen zu verrathen: Wohin? —

Und so war es für Goethe's junges Gemüth, das zum ersten Male in einem reiferen Lebensstadium für ein tieferes Liebeleben aufgegangen war, kein geringer Schmerz, sie so schnell verloren, wie gefunden zu haben. Und nun das Wiedersehen, unter so seltsamen Umständen, ihr Verschwinden, ohne die Möglichkeit vor sich zu sehen, diese interessante Bekanntschaft fort zu setzen; denn das Gasthaus, worin die Gesellschaft speisete, hielt keine Weinstuben, wo es zu täglichen Besuchen eines andern Vorwandes bedarf, als einen Schoppen Wein zu bestellen, erfüllte ihn mit einer unaussprechlichen Sehnsucht und heiligen Liebe.

4.

Der Liebeskeim treibt seine Blüthen.

Die Gestalt dieses liebenswürdigen jungen Mädchens verfolgte Goethe auf allen seinen Wegen. Es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf ihn gemacht hatte und da er einen Vorwand, sie wieder in dem Hause ihrer Verwandten zu sehen, weder finden konnte, noch suchen mochte, so ging er ihr zur Liebe in die Kirche und hatte bald ausgekundschaftet, wo sie saß und so konnte er während des langen, protestantischen Gottesdienstes, sich wohl satt an ihr sehen. Beim Herausgehen getraute er sich nicht, sie anzureden, noch weniger sie zu begleiten; aber er war schon selig, wenn sie ihn nur bemerkte und gegen einen Gruß genickt zu haben schien. Doch das Geschick waltete günstig für den Liebenden. Er sollte bald Gelegenheit erhalten, sich ihr mehr zu nähern.

Man hatte jenen jungen Liebenden, dessen Secretair Goethe geworden war, Glauben gemacht, daß die Epistel, welche Goethe in seinem Namen gedichtet hatte, ganz richtig an seine Flamme abgegeben sei und daß er bald eine poetische Antwort von derselben erwarten dürfe. Auch diese sollte Goethe schreiben. Die schalkische Gesellschaft ließ ihn durch Pylades auf das inständigste ersuchen, allen

seinen Witz aufzubieten, alle seine Kunst zu versuchen, daß dieses Stück recht zierlich und vollkommen werde.

In der Hoffnung, seine Schöne wieder zu sehen, machte sich Wolfgang sogleich ans Werk und dachte sich nun Alles, was ihm höchst wohlgefällig sein würde, wenn Gretchen es ihm schriebe. Er glaubte Alles so aus ihrer Gestalt, ihrem Wesen, ihrer Art, ihrem Sinn herausgeschrieben zu haben, daß er sich des Wunsches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich so sein und sich in Entzücken verlor, nur zu denken, daß etwas Aehnliches von ihr, an ihn könne gerichtet werden.

So mystificirte er sich selbst, indem er meinte, einen Andern zum Besten zu haben. Doch sollte ihm daraus noch manche Freude, manches Ungemach entspringen. Als er abermals gemahnt wurde, versprach er zu kommen, und fehlte nicht zur bestimmten Stunde, in jenem Gasthause. Von den jungen Leuten, welche zu den Söhnen des Hauses gehörten, war nur Einer zu Hause. Er saß am Fenster neben Gretchen, die spann. Die Mutter ging ab und zu. Der junge Mensch verlangte, daß er ihm das Gedicht vorlesen möge. Goethe verstand sich dazu und da es aus seinem tiefsten Gefühl herausgeschrieben war, so las er es nicht ohne eine gewisse Rührung, indem er über das Blatt hinweg, nach dem schönen Kinde schaute und dabei eine gewisse Unruhe ihres Wesens, eine fliegende Röthe auf ihren

Wangen zu bemerken glaubte, so drückte er nur lebhafter aus, was er von ihr zu vernehmen wünschte.

Ihr junger Vetter, der ihn öfter durch Lobeserhebungen unterbrochen hatte, ersuchte ihn zuletzt um einige Abänderungen. Sie betrafen einige Stellen, die freilich wohl mehr auf Gretchens Zustand, als auf den jenes Frauenzimmers paßten, das von gutem, wohlhabenden Hause in der Stadt wohlbekannt und angesehen war. Nachdem der junge Mensch die von ihm gewünschten Aenderungen artikulirt und ein Schreibzeug herbeigeholt hatte, mußte er sich auf kurze Zeit entfernen. Nichts konnte dem angehenden Dichter angenehmer sein. Goethe blieb auf der Wandbank, in der Nähe Gretchens sitzen, vor dem großen Tisch, dessen Platte fast ganz von einer eingelegten großen Schiefertafel eingenommen war, worauf in der Regel die Gasthausrechnungen angeschrieben wurden. Nun ergriff Goethe den Schieferstift, der in der Regel im Fenster lag, und schrieb auf die Tafel den Entwurf der Veränderungen, welche der junge Mensch angebracht zu sehen wünschte.

Er hatte eine Zeitlang Verschiedenes geschrieben, und wieder ausgelöscht, da rief er ungeduldig aus: „Es will nicht gehen!"

„Desto besser," sagte das ihm so liebe junge Mädchen, mit einem gesetzten Tone, „ich wünschte, es ginge gar nicht. Sie sollten sich mit solchen Händeln nicht befassen."

Sie stand vom Spinnrocken auf und zu ihm an den

Tiſch tretend, woran Goethe ſaß, hielt ſie ihm mit Verſtand und Freundlichkeit eine Strafpredigt.

„Die Sache," ſagte ſie, „ſcheint ein unſchuldiger Scherz, ja es iſt Scherz, aber nicht unſchuldig. Ich habe ſchon mehrere Fälle erlebt, wo unſere jungen Leute, wegen eines ſolchen Frevels in große Verlegenheit kamen."

„Was ſoll ich aber thun?" entgegnete der junge Goethe, in nicht geringer Verlegenheit, „der Brief iſt geſchrieben und ſie verlaſſen ſich darauf, daß ich ihn verändern werde."

„Glauben Sie mir," verſetzte ſie, „und ändern Sie ihn nicht um; ja nehmen Sie ihn zurück; ſtecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und ſuchen dann durch Ihren Freund die Sache ins Gleiche zu bringen. Ich will auch ein Wörtchen mit drein reden; denn ſehen Sie, ſo ein armes Mädchen, als ich bin und abhängig von Verwandten, die mir zwar nichts Böſes thun, aber doch oft, um der Luſt des Gewinnes willen, manches Wagehalſige vornehmen; ich habe widerſtanden und den erſten Brief nicht abgeſchrieben, wie man von mir verlangte. Sie haben ihn mit verſtellter Hand copirt und mögen ſie es auch, wenn es nicht anders iſt, mit dieſem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hauſe, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie ſich zum Werkzeug einer Sache gebrauchen laſſen, aus der gewiß nichts Gutes und vielleicht manches Unangenehme für Sie entſpringen kann."

Goethe war glücklich, dieſes herzige Mädchen, und ſo

verständig, in einer Folge reden zu hören; denn sonst gab sie nur wenige Worte in das Gespräch. Seine Neigung zu ihr wuchs unglaublich. Er blieb nicht Herr seiner selbst und erwiederte: Ich bin so unabhängig nicht, als Sie glauben, und was hilft es mir, wohlhabend zu sein, da mir das Köstlichste fehlt, was ich nur wünschen dürfte."

Gretchen hatte Goethe's Conzept der poetischen Epistel vor sich hin gezogen und las so halb laut, gar hold und anmuthig.

„Das ist recht hübsch," sagte sie, indem sie bei einer Art, naiven Pointe, inne hielt: „Nur schade, daß es nicht zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist."

„Das wäre freilich sehr wünschenswerth," rief Goethe aus, „wie glücklich müßte der sein, der von einem Mädchen, das er unendlich liebte, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielte."

„Es gehört freilich viel dazu," versetzte sie, „und doch wird Manches möglich."

„Zum Beispiel," fuhr Goethe, immer wärmer werdend, fort, „wenn Jemand, der Sie kennt, schätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein solches Blatt vorlegte und Sie recht dringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie thun?"

Er schob ihr damit das Blatt, das sie ihm schon wieder zugeschoben hatte, näher hin und sah sie freund-

lich bittend an. Sie lächelte, besann sich einen Augenblick und unterschrieb.

Goethe kannte sich vor Entzücken nicht. Er sprang auf und wollte sie umarmen. „Nicht küssen," sprach sie sanft abwehrend, „das ist so etwas Gemeines; aber lieben, wenn es möglich ist."

Goethe hatte das Blatt zu sich genommen und in die Tasche gesteckt. „Niemand," sagte er, „soll es erhalten und die Sache ist damit abgethan! Sie haben mich gerettet!" „Nun vollenden Sie Ihre Rettung," rief sie aus, „und eilen Sie fort, ehe die Andern kommen und Sie dadurch in Pein und Verlegenheit gerathen."

Doch Goethe konnte sich unmöglich schon von ihr losreißen. Sie bat ihn aber so freundlich, indem sie mit beiden Händen seine Rechte nahm und sie liebevoll drückte. Die Thränen waren ihm nicht weit. Er glaubte ihre Augen feucht zu sehen. Er drückte sein Gesicht auf ihre Hände und eilte fort. In seinem ganzen Leben hat er sich nicht wieder in solcher Verwirrung befunden.

Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem Andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch ihm durch den Anblick dieses Mädchens, durch seine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Er las seine poetische Epistel hundert Mal

durch, beſchaute ihre Unterſchrift, küßte ſie und drückte ſie an ſein Herz und freute ſich dieſes liebenswürdigen Bekenntniſſes. Je mehr ſich aber ſein Entzücken ſteigerte, deſto weher that es ihm, ſie nicht unmittelbar beſuchen, ſie nicht wiederſehen und ſprechen zu können; denn er fürchtete die Vorwürfe ihrer Vettern und deren Zudringlichkeit. — Den guten Pylades, der die Sache vermitteln konnte, wußte Goethe nicht wieder anzutreffen.

Er machte ſich daher am nächſten Sonntag auf nach Niederrad, wohin jene Geſellen gewöhnlich zu gehen pflegten und fand ſie auch wirklich.

Sehr überraſchend war es ihm jedoch, daß ſie ihm, anſtatt verdrießlich und fremd zu thun, mit frohen Geſichtern entgegen kamen. Der Jüngſte der Vettern beſonders war ſehr freundlich, nahm ihn bei der Hand und ſagte: „Ihr habt uns neulich einen ſchelmiſchen Streich geſpielt, und wir waren auf Euch recht böſe, doch hat uns Euer Entweichen und das Entwenden der Epiſtel auf einen guten Gedanken gebracht, der uns vielleicht ſonſt niemals aufgegangen wäre. Zur Verſöhnung ſollt Ihr uns heute bewirthen und dabei ſollt Ihr erfahren, was es denn iſt und worauf wir uns auch Etwas einbilden.

Dieſe Anrede ſetzte Goethe in nicht geringe Verlegenheit, denn er hatte nur ungefähr ſo viel Geld bei ſich, um ſich ſelbſt und einem Freunde etwas zu Gute zu thun; aber eine Geſellſchaft, und beſonders eine Solche, die nicht

immer zu rechter Zeit ihre Grenzen fand, zu gastiren, war er keineswegs eingerichtet; ja dieser Antrag wunderte ihn um so mehr, als sich diese Gesellschaft immer äußerst ehrenhaft benahm und stets Jeder seine Zeche bezahlte.

Sie lächelten über seine Verlegenheit und der Jüngere fuhr fort: „Laßt uns nur erst in der Laube sitzen, und dann sollt Ihr das Weitere erfahren."

Die Gesellschaft saß bald in der schönen großen Lindenlaube, um den steinernen Tisch und Jener fuhr fort:

„Als Ihr die Liebesepistel neulich mitgenommen hattet, sprachen wir die ganze Sache noch einmal durch und machten die Betrachtung, daß wir ganz umsonst Andern zum Verdruß und uns zur Gefahr aus bloßer Schadenfreude Euer Talent mißbrauchten, da wir es doch zu unsrer Aller Vortheil benutzen könnten." „Sehet," fuhr er fort, „ich habe hier eine Bestellung auf ein Hochzeitsgedicht und zu einem Leichencarmen. Das Zweite muß gleich fertig sein. Das Erste hat noch acht Tage Zeit. Möget Ihr sie machen, welches Euch ein Leichtes ist, so tractirt Ihr uns zweimal und wir bleiben auf lange Zeit Euer Schuldner."

Dieser Vorschlag gefiel Goethen von allen Seiten, denn er hatte schon von Jugend auf die Gelegenheitsgedichte, deren damals in jeder Woche mehrere circulirten, ja bei angesehenen Hochzeiten zu mehreren Dutzenden zur Vertheilung kamen, mit einem gewissen Neid betrachtet

weil er solche Dinge besser, mindestens aber so gut machen zu können glaubte. Nun wurde ihm Gelegenheit geboten, sich zu zeigen und besonders sich gedruckt zu sehen. Er zeigte sich nicht abgeneigt dazu. Man machte ihn mit den Personalien der Familien bekannt. Etwas abseits gehend, machte er seinen Entwurf und führte einige Strophen aus. Da er sich jedoch bald wieder zur Gesellschaft begab und der Wein nicht geschont wurde, so fing das Gedicht an zu stocken und er konnte es diesen Abend nicht mehr abliefern.

Es hat auch noch bis morgen Abend Zeit, entgegnete der junge Besteller des Gedichtes und wir wollen nur gestehen, das Honorar, welches wir für das Leichencarmen erhalten, reicht hin, uns noch einen lustigen Abend zu verschaffen; kommt zu uns, denn es ist billig, daß Gretchen auch mit genieße, die uns eigentlich auf diesen Einfall gebracht hat.

Goethe's Freude war unsäglich. Schon auf dem Heimwege fielen ihm die noch fehlenden Strophen ein. Noch vor dem Schlafengehen schrieb er das Ganze nieder und am andern Morgen schrieb er es sehr sauber ins Reine. Der Tag wurde ihm unendlich lang und kaum war es dunkel geworden, so befand er sich wieder in der kleinen, engen Wohnung, neben dem allerliebsten Mädchen.

5.

Berufswege.

Die jungen Leute, womit Goethe auf diese Weise in immer nähere Verbindung kam, waren nicht eigentlich Gemeine; aber doch höchst gewöhnliche Menschen. Ihre Thätigkeit war lobenswerth. Er hörte ihnen mit Vergnügen zu, wenn sie von den vielfachen Mitteln und Wegen sprachen, wie man sich etwas erwerben könne. Auch erzählten sie am liebsten von gegenwärtig sehr reichen Leuten, die mit Nichts angefangen hatten. Andere hätten als arme Handlungsdiener sich ihren Patronen nothwendig gemacht und wären endlich zu ihren Schwiegersöhnen erhoben worden. Noch andere hätten einen kleinen Kram mit Schwefelhölzern nach und nach so erweitert und verbessert, daß sie nun als reiche Kauf- und Handelsherren erschienen. Besonders sollte für junge Leute, die gut auf den Beinen wären, das Beiläufer- und Maklerhandwerk, und die Uebernahme von allerhand Aufträgen und Besorgungen für unbehülfliche Wohlhabende, durchaus ernährend und einträglich sein. Alle hörten das gerne und Jeder dünkte sich Etwas, wenn er sich in dem Augenblick vorstellte, daß in ihm selbst soviel vorhanden sei, nicht nur, um in der Welt fortzukommen, sondern sogar ein außerordentliches Glück zu machen.

Niemand jedoch schien dieses Gespräch ernstlicher zu zu führen, als Pylades, der zuletzt gestand, daß er ein Mädchen außerordentlich liebe und sich wirklich mit ihr versprochen habe. Die Vermögensumstände seiner Eltern litten es nicht, daß er auf Akademien gehe. Er habe sich aber einer sehr schönen Handschrift und des Rechnens sowie der neueren Sprachen befleißigt und wolle nun, in Hoffnung auf jenes häusliche Glück sein Möglichstes versuchen.

Die Vettern lobten ihn deshalb, ob sie gleich das frühzeitige Versprechen mit einem Mädchen nicht billigen wollten und setzten hinzu: „Wir müssen Dich zwar für einen braven und guten Jungen halten, aber unmöglich können wir anerkennen, daß Du tüchtig und unternehmend genug bist, etwas Außerordentliches zu leisten.“

Indem er nun zu seiner Rechtfertigung umständlich auseinandersetzte, was er sich zu leisten getraue, und wie er es anzufangen gedenke, so wurden auch die Uebrigen angereizt und jeder fing nun an zu erzählen: was er schon vermöge, thue, treibe, welchen Weg er schon zurückgelegt und was er noch zunächst vor sich sehe. Die Reihe kam nun an Goethe. Er sollte nun auch seine Lebensweise und Aussichten darstellen. Indem er sich besann, sagte Pylades: „das Einzige behalte ich mir aber vor, damit wir nicht gar zu kurz kommen, das er die äußeren Vortheile seiner Lage nicht mit in Anrechnung bringe. Er mag uns lie-

ber ein Märchen erzählen, wie er es anfangen würde, wenn er jetzt, so wie wir, ganz auf sich selbst gestellt wäre."

Gretchen, die bis in diesen Augenblick fortgesponnen hatte, stand auf und setzte sich wie gewöhnlich, an das Ende des Tisches. Die Gesellschaft hatte schon einige Flaschen geleert und Goethe fing an, im besten Humor seine fingirte Lebensgeschichte zu erzählen.

„Zuförderst also," sagte er, „empfehle ich mich Euch, daß Ihr mir die Kundschaft erhaltet, welche mir zuzuweisen Ihr den Anfang gemacht habt. Wenn Ihr mir nach und nach den Verdienst der sämmtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet, und wir ihn nicht blos verschmaußen, so will ich nach und nach schon zu etwas kommen. Alsdann müßt Ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich auch in Euer Handwerk pfusche." Und darauf zählte er ihnen denn vor, was er sich von ihren Beschäftigungen gemerkt hatte und wozu er sich ebenfalls für befähigt hielt. Ein jeder hatte vorhin seinen Verdienst zu Gelde angeschlagen und nun ersuchte sie Goethe, auch ihm bei der Anfertigung seines Etats behülflich zu sein.

Gretchen hatte alles Bisherige sehr aufmerksam mit angehört und zwar in der Stellung, die sie so sehr gut kleidete, indem sie die Arme übereinander geschlagen, auf den Rand des Tisches legte. So konnte sie lange sitzen, ohne etwas Anderes als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geschah. Sie hatte

manchmal ein Wörtchen mit eingesprochen und über dieses oder jenes, wenn die jungen Männer in ihren Einrichtungen stockten, nachgeholfen. Dann aber war sie wieder still und ruhig, wie gewöhnlich.

Goethe ließ sie nicht aus dem Augen, und daß er seinen Plan, nicht ohne Bezug auf sie gedacht und ausgesprochen, kann man sich wohl denken, die Neigung zu ihr, gab dem, was er sagte, einen Anschein von Wahrheit und Möglichkeit, so daß er sich selbst einen Augenblick täuschte; sich so abgesondert und hülflos dachte, wie sein Mädchen ihn voraussetzte und sich dabei in der Aussicht, sie zu besitzen, höchst glücklich fühlte. Pylades hatte seine Bekenntnisse mit der Heirath beendigt. Bei den Andern aber war noch die Frage ob sie es in ihren Plänen so weit gebracht hätten. Goethe zweifelte ganz und gar nicht daran; „denn", sagte er, „eigentlich ist einem Jeden von uns eine Frau nöthig, um das im Hause zu bewahren und uns im Ganzen genießen zu lassen, was wir von Außen auf eine so wunderliche Weise zusammenstoppeln."

Er machte nun eine Schilderung von einer Gattin, wie er sie sich wünschte, und es müßte seltsam zugegangen sein, wenn sie nicht Gretchens vollkommenes Ebenbild gewesen wäre.

Das Leichencarmen war verzehrt; das Hochzeitsgedicht stand nun auch wohlthätig in Aussicht. Goethe überwand alle Furcht und Sorge und wußte, da er viele Bekannte hatte, seine eigentlichen Abendunterhaltungen vor den Sei-

nigen zu verbergen. Das liebe Mädchen zu ſehen und neben ihr zu ſein, war nun bald eine unerläßliche Bedingung ſeines Weſens. Gretchen hatte ſich eben ſo an ihn gewöhnt und ſie waren faſt täglich zuſammen, als wenn es nicht anders ſein könne.

Pylades hatte indeß ſeine Schöne auch in das Haus gebracht und dieſes Paar verlebte manchen Abend mit Goethe und ſeinen Gretchen. Sie, als Brautleute, obwohl noch ſehr im Keime, verbargen doch nicht ihre Zärtlichkeit. Gretchens Betragen gegen Goethe, war nur geſchickt, ihn in Entfernung zu halten. Sie gab Niemanden die Hand, auch nicht Goethen; ſie litt keine Berührung; nur ſetzte ſie ſich manchmal neben ihn, beſonders wenn er ſchrieb oder vorlas, und dann legte ſie ihm vertraulich den Arm auf die Schulter und ſah mit ins Buch oder ins Blatt; wollte aber er ſich eine ähnliche Freiheit gegen ſie herausnehmen, ſo wich ſie und kam ſobald nicht wieder. Doch wiederholte ſie oft dieſe Stellung, ſo wie ihre Bewegungen und Geſten ſehr einförmig waren; aber immer gleich, gehörig, ſchön und reizend. Allein jene Vertraulichkeiten erlaubte ſie ſich gegen keinen Andern.

Seit einiger Zeit bemerkte Goethe, daß Gretchen nicht mehr ſpann, dagegen mit Nähen beſchäftigt war und zwar mit ſehr feiner Arbeit, welches ihn um ſo mehr in Verwunderung ſetzte, als ſchon die Tageslänge abgenommen hatte und der Winter herankam.

Er dachte darüber weiter nach und beunruhigte es ihn, daß er sie einigemale des Morgens, nicht wie sonst, zu Hause traf. Ohne zudringlich zu erscheinen, konnte er nicht fragen, wohin sie gegangen war.

Doch sollte er eines Tages sehr wunderlich überrascht werden. Goethes Schwester die sich zu einem Balle vorbereitete, bat ihn, ihr von einer Putzhändlerin sogenannte italienische Blumen zu holen, wie sie in Nonnen-Klöstern sehr geschickt gemacht wurden. Sie waren klein und niedlich. Myrthen und besonders Zwergröslein fielen gar schön und natürlich aus.

Goethe that seiner Schwester die Liebe und ging in den Laden, in welchem er schon öfter mit ihr gewesen war. Kaum war er hineingetreten und hatte die Eigenthümerin begrüßt, als er am Fenster ein Frauenzimmer sitzen sah, das ihm unter einem Spitzenhäubchen gar jung und hübsch und unter einer seidenen Mantille sehr wohlgebaut erschien. Er konnte leicht erkennen, daß dieses Mädchen eine Gehülfin der Putzmacherin sein mußte, denn sie war eben beschäftigt Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken. Die Putzmacherin zeigte ihm den langen Kasten mit künstlichen Blumen vor; er besah sie und blickte immer wieder, indem er wählte, nach dem Frauenzimmerchen am Fenster; aber wie groß war sein Erstaunen, als er eine unglaubliche Aehnlichkeit derselben mit Gretchen gewahr wurde; ja zuletzt mußte er sich überzeugen, daß sie es selbst war. Auch

blieb ihm kein Zweifel übrig, als ſie ihm mit den Augen winkte und ein Zeichen gab, daß er ſeine Bekanntſchaft mit ihr nicht verrathen ſollte.

Nun aber brachte er mit Wählen und Verwerfen die Putzmacherin in Verzweiflung; denn er verwendete mehr Zeit darauf, als irgend ein Frauenzimmer. Er hatte wirklich keine Wahl, denn er war auf das äußerſte verwirrt und zugleich liebte er ſein Zaudern, weil es ihn doch in der Nähe des Kindes hielt, deſſen Maske ihn verdroß und das ihm nun in dieſer Maske reizender vorkam, als jemals zuvor.

Endlich mochte die Putzhändlerin alle Geduld verloren haben. Sie ſuchte nun eigenhändig einen ganzen Pappcarton voll Blumen aus, den er ſeiner Schweſter vorſtellen und ſie ſelbſt wählen laſſen ſollte. So wurde er gleichſam zum Laden hinausgetrieben, indem ſie den Kaſten durch ihr Mädchen vorausſchickte.

Kaum war der junge Goethe zu Hauſe angekommen, als ſein Vater ihn rufen ließ und ihm mit einer gewiſſen Feierlichkeit, die Eröffnung machte, es ſei nun gewiß daß der Erzherzog Joſeph zum römiſchen König gewählt und gekrönt werden ſolle. „Ein ſo höchſt bedeutendes Ereigniß", fügte er hinzu, „muß man nicht unvorbereitet erwarten, oder etwa nur gaffend und ſtaunend an ſich vorbei gehen laſſen. Ich will daher die Wahl- und Krönungs-Diarien der beiden letzten Krönungen mit Dir durch-

gehen; nicht weniger die letzten Wahlcapitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im gegenwärtigen Falle hinzu fügen werde."

Nun wurden die Diarien aufgeschlagen und Goethe und sein Vater beschäftigten sich mit großem Eifer den ganzen Tag damit, bis tief in die Nacht hinein. Indeß dem jungen Goethe das hübsche Mädchen, bald im einfachen Hauskleidchen, bald im Costüm der eleganten Putzmacherin immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen römischen Reichs hin und wieder schwebte.

Für diesen Abend war es unmöglich sie zu sehen, und Goethe durchwachte eine sehr unruhige Nacht. Das gestrige Studium wurde am andern Tage eifrigst fortgesetzt und nur gegen Abend wurde es ihm möglich abzukommen.

Er fand Gretchen wieder im gewöhnlichen Hauskleide. Sie lächelte, indem sie ihn ansah; aber Goethe getraute sich nicht vor Andern etwas von dem seltsamen Zusammentreffen zu erwähnen.

Als die ganze Gesellschaft wieder ruhig zusammen saß, fing sie an und sagte: „Es ist unbillig, daß wir unsrem Freunde nicht vertrauen, was in diesen Tagen von uns beschlossen worden." — Sie fuhr darauf fort zu erzählen, daß nach der neulichen Unterhaltung, als die Rede war, wie jeder in der Welt sich wolle geltend machen, auch unter ihnen zur Sprache gekommen sei, auf welche Art ein weibliches Wesen, seine Talente und Arbeiten steigern und seine

Zeit höher verwerthen könne. Darauf habe einer ihrer Vettern vorgeschlagen, sie solle es bei einer Putzmacherin versuchen, die jetzt eine Gehülfin brauche. Man sei mit der Frau vorläufig schon einig geworden, und sie gehe nun einige Stunden dorthin und werde gut gelohnt; nur müsse sie dort, um des Anstandes willen, sich zu einem gewissen Anputz bequemen, den sie aber jeder Zeit wieder ablege, weil er sich zu ihren übrigen Verhältnissen nicht schicke.

Durch diese Erklärung war nun Goethe einigermaßen beruhigt; doch wollte es ihm nicht gefallen, das hübsche Kind an einem Orte zu wissen, der so recht eigentlich der Brennpunkt der eleganten Welt Frankfurts war. Doch ließ er sich von dieser kleinen Eifersüchtelei nichts merken und suchte diese seine Bedenklichkeiten bei sich im Stillen zu verarbeiten.

Dazu aber gönnte ihm der jüngste ihrer Vettern nicht lange Zeit, der bald wieder mit dem Auftrage eines Gelegenheitsgedichtes hervortrat, ihm die Personalien erzählte und verlangte, daß er sich zur Erfindung und Disposition desselben anschicken möge.

6.

Während der Kaiserkrönung.

Der imposante Act der Kaiserkrönung Joseph II. kam immer näher.

Das war eine Unruhe und ein Leben, welches die ſonſt gewohnte Stille der freien Reichsſtadt auf das Stöhrendſte unterbrach. Goethe wurde dabei von ſeinem Vater, der die Sache ſehr ernſtlich nahm, zu immer neuer Thätigkeit angeſpornt. Er ſollte nicht allein Alles ſehen, ſondern auch den innern Zuſammenhang von dem, was öffentlich vorging, ſtudiren und dann in einer Art von Tagebuch beſchreiben.

Der Anfangs für das Jahr 1765 nach Augsburg ausgeſchriebene Collegialtag, war nach Frankfurt a. M. verlegt worden. Und ſowohl zu Ende d. J., als im Anfange des folgenden, regten ſich die Vorbereitungen, welche dieſes wichtige Geſchäft einleiten ſollten. Den Anfang machte, ein von Goethe und ſeiner Geliebten, noch nie geſehener Aufzug. Eine Kanzleiperſon des Magiſtrats zu Pferde, von vier, gleichfalls berittenen Trompetern begleitet, und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme, an allen Ecken der Stadt, ein weitläufiges Edict, wodurch die Bürgerſchaft von dem Bevorſtehenden benachrichtigt und ihr ein den Umſtänden angemeſſenes Betragen eingeſchärft wurde. Mit dem Rath wurden große Ueberlegungen gepflogen. Es dauerte nicht lange ſo zeigte ſich der Reichs-Quartirmeiſter, vom Erbmarſchall abgeſendet, um die Wohnungen der Geſandten, nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. Das Goethe'ſche Haus lag im Churpfälziſchen Sprengel und die

Familie des Rath Goethe hatte sich einer neuen, doch erfreulicheren Einquartirung zu versehen.

Der mittlere Stock, welchen sonst Graf Thorane inne hatte, wurde einem Churpfälzischen Cavalier eingeräumt, und da ein Baron von Königsthal, Nürnbergscher Geschäftsträger, den obern Stock eingenommen hatte, so war die Familie noch mehr zusammengedrängt, als zur Zeit der Franzosen. Dieses diente dem jungen Goethe zum Vorwand viel außer dem Hause zu sein, und den meisten Theil des Tages auf der Straße zuzubringen, um alles zu sehen, was öffentlich zu sehen war.

Da gab es denn freilich genug zu schauen, als die Veränderung und neue Einrichtung der Zimmer auf dem Rathhause, die solenne Gesammtauffahrt am 6. Februar, die würdige Persönlichkeit des Fürsten von Lichtenstein und dessen reiche und prächtige Livreen; die Ceremonialbesuche der Gesandten; die Persönlichkeit der verschiedenen Abgeordneten.

Einen eigenen seltsamen Charakter trugen diese Aufzüge. Die spanischen kurzen Mäntel und die großen Federhüte der Gesandten, gewährten wohl ein alterthümliches Ansehen; manches dagegen war wieder halb neu oder ganz modern, so daß überall nur ein buntscheckiges, unbefriedigendes, oft sogar geschmackloses Wesen hervortrat.

Die Ankunft des Kaisers stand bevor, der Wahltag war auf den 27. März festgesetzt. Nun ward an die

Herbeischaffung der Reichsinsignien von Augsburg und Nürnberg gedacht. Der Einzug des Churfürsten von Mainz erfolgte am 24. März mit großem Pomp. Das Kanoniren nahm kein Ende. Der Churfürst war der erste nach dem Kaiser, von einem großen und glänzenden Gefolge begleitet. — Acht Isabellpferde, mit goldenen Quasten an den Köpfen, geführt von Lakaien in seidnen Strümpfen mit reich gallonnirten Livreen, vor der ganz vergoldeten Staats-Carrosse des Churfürsten, zogen die Aufmerksamkeit besonders auf sich. Das Volksgedränge war ungeheuer.

Ehe die Volksmenge sich verlief, hatte Goethe die Freude im Getümmel sein Gretchen wieder zu erblicken, das von Pylades und dessen Braut begleitet war. Diese drei schienen jetzt unzertrennlich zu sein.

Sie hatten sich kaum erreicht und begrüßt, als auch schon ausgemacht war, daß sie diesen Abend bei einander zubringen wollten. Goethe fand sich bei Zeiten ein. Die Gesellschaft war bald zusammen und Jeder hatte etwas zu erzählen, zu sagen und zu bemerken, wie denn dem Einen dieses, dem Andern Jenes am meisten aufgefallen war.

„Eure Reden", sagte Gretchen zuletzt, „machen mich fast noch verworrener, als die Begebenheiten des Tages selbst. Was ich gesehen habe, kann ich nicht zusammenreimen und möchte von Manchem gar zu gern wissen, wie es sich verhält."

„Es wird mir ein leichtes sein", versetzte Goethe,"

„Dir dieſen Dienſt zu leiſten, ſage mir nur Gretchen, wofür Du Dich eigentlich intereſſirſt.“

Das that ſie nun; indem aber Goethe begann, ihr einiges zu erklären, fand es ſich, daß es beſſer wäre, damit ganz in der Ordnung zu verfahren.

Er verglich nun, nicht unpaſſend, dieſe Feierlichkeiten und Functionen mit einem Schauſpiele, wo der Vorhang, ganz nach Belieben herabgelaſſen wird, während auf der Bühne fortgeſpielt wird und ſo müſſe ſich denn der Zuſchauer in den Zuſammenhang der Handlungen hineindenken, um einigermaßen wieder Theil nehmen zu können.

Wie nun Goethe einmal in den Gang gekommen, ſehr redſelig geworden war, ſo ließ man ihn gewähren und er erzählte nun alles vom Anfange an, bis auf dieſen Tag, wobei er ſich, um ſeinen Vortrag anſchaulicher zu machen, fleißig der großen Schieferplatte und des Griffels bediente. Nur wenig geſtört durch Fragen und Rechthaberei einiger Anderen, brachte er ſeinen Vortrag zu allgemeiner Befriedignng zu Ende, indem ihn Gretchen, durch ihre fortgeſetzte Aufmerkſamkeit dazu herzlich ermunterte.

Sie dankte ihm zuletzt mit Wärme und fügte hinzu: „ich beneide alle Diejenigen, die von den Sachen dieſer Welt unterrichtet ſind und wiſſen wie dieſes und jenes zugeht und was es zu bedeuten hat.“ Sie wünſchte ſich ein Knabe zu ſein und erkannte mit vieler Freundlichkeit, wie ſehr ſie ihm ſchon für manche Belehrung zu danken habe.

„Wenn ich ein Knabe wäre", fuhr sie fort, „so wollten wir zusammen auf Universitäten etwas Rechtes lernen." In dieser Art wurde das Gespräch fortgeführt. Gretchen setzte sich bestimmt vor, Unterricht im Französischen zu nehmen, da ihr diese Sprache für eine Stellung im Laden einer Putzhändlerin unerläßlich schien.

Goethe fragte sie, warum sie in der letzten Zeit nicht mehr dort hin gehe, denn da er Abends nicht mehr so viel abkommen könne, so war er manchmal am Tage, um sie nur zu sehen, an den Putzladen vorübergegangen, sah sie aber nicht mehr am Fenster sitzen. „In dieser unruhigen Zeit," erklärte sie, „wollte ich mich dort keinen Unannehmlichkeiten aussetzen. Befindet sich die Stadt erst wieder in ihrem vorigen ruhigen Zustande, so denke ich auch wieder hinzugehen."

Nun war von dem nächst bevorstehenden Wahltage die Rede. Goethe wußte ausführlich mitzutheilen, was und wie es damit zugehe. Seine Demonstrationen erläuterte er durch ausführliche Zeichnungen auf der Tafel. Er machte den Raum des Conclave, mit seinen Altären, Sesseln, Thronen und Sitzen vollkommen anschaulich. Die Gesellschaft schied an diesem Abend recht zeitig und vollkommen befriedigt, Goethe aber war durch Gretchens Theilnahme und Aufmerksamkeit in ein besonderes Wohlbehagen versetzt.

Denn einem jungen Paare, das von der Natur einiger-

maßen harmoniſch gebildet iſt, kann nichts zu einer ſchöneren Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lernbegierig und der Jüngling lehrhaft iſt. Es entſteht daraus ein ſo gründliches, als angenehmes Verhältniß. Sie erblickt in ihm den Schöpfer eines geiſtigen Daſeins und da er in ihr ein Geſchöpf erblickt, das nicht der Natur, dem Zufall oder einſeitigem Wollen, ſondern einem beiderſeitigen Willen, ſeine Vollendung verdankt. Dieſe Wechſelwirkung iſt ſo ſüß, daß ſeit dem alten und neuen Abelard, aus einem ſolchen Zuſammentreffen zweier Weſen die gewaltſamſten Leidenſchaften und ſo viel Glück als Unglück entſprungen ſind.

Gleich in den nächſten Tagen war große Bewegung in der Stadt, wegen der Viſiten und Gegenviſiten der Churfürſten, Geſandten und Großwürdenträger, welche mit den größeſten Ceremoniell abgeſtattet wurden. Die Ableiſtung des Sicherheitseides geſchah erſt auf dem großen Römerſaale von Seiten des Magiſtrats und der Stabsoffiziere, dann auf dem großen Platze, dem Römerberg, von der ſämmtlichen Bürgerſchaft, nach ihren verſchiedenen Graden, Abſtufungen, Zünften und Quartieren und zuletzt vom Militair. Dort konnte man das ganze Gemeindeweſen mit einem Blick überſchauen; verſammelt für den ehrenvollen Zweck, dem Haupte und den Gliedern des heiligen römiſchen Reichs Sicherheit und bei dem bevorſtehenden großen Werke, Ruhe anzugeloben.

Nun waren auch die Kurfürsten von Köln und Trier in Person angekommen.

Am Vorabend des Wahltages wurden alle Fremden aus der Stadt gewiesen, die Thore wurden geschlossen, die Juden in ihre Gasse eingesperrt und der Frankfurter Bürger dünkte sich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer so großen Feierlichkeit bleiben durfte.

Bisher war Alles noch ziemlich modern hergegangen. Die höchsten und hohen Personen bewegten sich nur in Kutschen hin und her. Nun aber sollte man sie nach uralter Weise auch zu Pferde sehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich.

Goethe wußte sich im Römer, dem alten Rathhause, dessen Inneres er genau kannte, so lange herum zu schwingen, bis er an dem Haupteingange zu stehen kam, vor welchem die Kurfürsten und Gesandten, die zuerst in Prachtkutschen herangefahren waren, und sich eben versammelt hatten, nunmehr zu Pferde steigen sollten. Die stattlichsten, wohl zugerittenen Rosse waren mit reich in Gold gestickten Waldrappen überhangen und auf alle Weise geschmückt.

Der Kurfürst Emmerich Joseph, ein schöner, behaglicher Mann, nahm sich zu Pferde gut aus. Die beiden Andern imponirten weniger, nur die mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel von rothem Sammt, wie man

ſie ſonſt nur auf alten Gemälden geſehen hat, gaben, unter dem freien Himmel angeſehen, ein romantiſches Bild.

Auch die Botſchafter der abweſenden weltlichen Kurfürſten in ihrem goldſtoffenen, mit Gold überſtickten, mit goldenen Spitzentreſſen reichbeſetzten ſpaniſchen Kleidern, machten einen dem Auge wohlthuenden Eindruck. Dazu nahmen ſich freilich die kurzen Beinkleider, weißſeidenen Strümpfe und modernen Schnallenſchuh ſeltſam aus.

Goethe hatte ſich in die Kirche zu drängen gewußt; allein es fand ſich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Luſt. Die Wählenden hatten ſich in das Allerheiligſte zurückgezogen, in welchem weitläufige Ceremonien, die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen, vernahm zuletzt das Volk den Namen Joſephs II., der zum römiſchen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt wurde nun immer ſtärker. Alles fuhr und ging in Gallakleidern, ſo daß man zuletzt nur die ganz goldenen Anzüge bemerkenswerth fand.

Kaiſer und König waren ſchon in Heuſenſtamm, einem gräflich Schönborn'ſchen Schloſſe, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und becomplimentirt. Die Stadt aber feierte dieſe wichtige Epoche durch geiſtliche Feſte ſämmtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten

und von weltlicher Seite, zu Begleitung des Te deums durch unabläſſiges Kanoniren.

Alles war gut vorbereitet. Sachte fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender, die Menſchen wuchſen an Zahl, die Perſonen an Würde, ihre Umgebungen, wie ſie ſelbſt an Pracht und ſo ſteigerte ſich das Intereſſe an jedem Tage, als ſei das Ganze ein vollendetes Kunſtwerk.

Der früher erwähnte Einzug des Kurfürſten von Mainz war impoſant und prächtig genug, um den Einzug als den höchſten Würdenträger des Reichs zu bezeichnen. Die Erwartung wurde aber aufs Höchſte geſpannt, als es hieß, der Einzug des Kaiſers und ſeines Sohnes, des erwählten Thronfolgers, der den Titel eines Königs von Rom führte, nähere ſich der Stadt.

In einiger Entfernung von Sachſenhauſen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magiſtrat ſich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reiches ſeine Verehrung zu bezeugen und die Schlüſſel der Stadt anzubieten. Weiter hinaus, auf einer ſchönen geräumigen Ebene, ſtand ein Anderes, ein wahres Prachtzelt, worin ſich die ſämmtlichen Kurfürſten und Wahlbotſchaften verſammelten, während ihr Gefolge ſich am ganzen Wege hinab lagerte, um nach und nach, wenn die Reihe an ſie käme, in den Zug wieder einzutreten und nach der Stadt zu ſich in Bewegung zu ſetzen.

Nun fuhr der Kaiser bei dem Zelte vor, betrat dasselbe und wurde ehrfurchtsvoll von den Kurfürsten becomplimentirt. Diese beurlaubten sich alsdann um in ihren Prachtkutschen ihre Stelle am Zuge wieder einzunehmen und dem Kaiser den Weg zu bahnen.

Goethe und seine Genossen waren in der Stadt geblieben um diese Pracht des Einzuges, innerhalb der Mauern noch mehr bewundern zu können. Sie waren indeß durch das von den Bürgern zur Abhaltung des Zudranges gezogene Spalier und manche dabei vorkommenden Späße und Unziemlichkeiten, auf das Beste unterhalten, bis das Geläute der Glocken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrschers ankündigten.

Auch die freie Reichsstadt Frankfurt erschien dabei, in mitten so vieler Souveraine und Herrscher, selbst als ein kleiner Souverain. Ihr Stallmeister eröffnete den Zug, Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im rothen Felde sich gut ausnahm, von Stallbedienten in weißer Livrée geführt, folgten ihm und darauf Bediente und Officianten, Pauker und Trompeter, Deputirte des Raths, von Rathsdienern in der Stadtlivrée begleitet.

Daran schlossen sich die drei Compagnien der Bürgercavallerie, sehr wohl beritten.

Die verschiedenen Gefolge des Reichsmarschalls und der von den sechs weltlichen Kurfürsten abgeordneten Wahlgesandten zogen sodann schrittweise daher. Keines dieser

Gefolge bestand aus weniger als zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen; bei Einigen aus einer noch größeren Anzahl. Das Gefolge der geistlichen Kurfürsten war nun immer im Steigen. Die Bedienten und Hausofficianten erschienen Unzählige; Kur-Cölln und Kur-Trier hatten zusammen über 26 Staatswagen und Kur-Mainz hatte allein so viel. Die Dienerschaft zu Pferde und zu Fuß, war durchaus auf das Prächtigste gekleidet. Die Herren in den Equipagen, geistliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen lassen, reich und ehrwürdig angethan, mit Ordensbändern und Sternen geschmückt, zu erscheinen.

Das Gefolge Sr. Kaiserl. Majestät übertraf, wie billig, Alles Uebrige. Die Bereiter, die Handpferde, die Reitzeuge, gestickten Decken und Schabracken, zogen Aller Augen auf sich und sechzehn sechsspännige Galawagen der Kaiserlichen Kammerherrn, geheimen Räthe, des Oberkämmerers, Oberhofmeisters, Oberstallmeisters, beschlossen mit großem Prunk diese Abtheilung des Zuges, welche ohnerachtet ihrer Pracht und Ausdehnung doch nur der Vortrab sein sollte.

Nun aber concentrirte sich die Reihe, indem sich Würde und Pracht immer mehr steigerten. Die Kurfürsten und Wahlbotschafter erschienen in ihren prächtigen Staatscarrossen, umgeben von einer auserwählten Begleitung ihrer Hausdienerschaft, die Meisten derselben zu Fuß und Wenige

zu Pferde in der Reihe ihrer Rangordnung auf einander folgend.

Unmittelbar hinter dem geistlichen Kurfürsten von Mainz kündigten zehn kaiserliche Läufer, ein und vierzig Lakayen und acht Hayducken die Majestäten selbst an. Der prächtigste Staatswagen, auch im Rücken mit einer großen Spiegelglasscheibe versehen, mit Malereien, Schnitzwerk, Lackirung und Vergoldung verziert, mit rothem gestickten Sammt obenher und innewendig bezogen, ließ ganz bequem den Kaiser und dessen Nachfoler, den König von Rom, die längst erwünschten Häupter des heiligen römischen Reichs, in aller ihrer Herrlichkeit betrachten.

Man hatte den Zug einem weiten Umweg geführt, theils, um ihm Raum zu geben, sich gehörig zu entfalten, theils, um ihn der großen Menschenmenge sichtbar zu machen. Er war durch Sachsenhausen, über die Brücke, die Fahrgasse, sodann die Zeile hinunter gegangen und wendete sich nach der innern Stadt, durch die Katharinenpforte, ein ehemaliges Thor und seit der Erweiterung der Stadt, ein offener Durchgang. Man hatte gefunden, daß die Höhe des Thores nicht genügend war, um den Kaiserlichen Staatswagen, mit seinen Schnitzwerk und anderen Außenwerk, als an Genien und Adlern auf dem Himmel der Kutsche, unbeschädigt hindurch zu lassen. Es war daher beschlossen und ausgeführt, unter dem Thor das Straßenpflaster auszuheben, den Boden zu vertiefen und

mit einer gelinden Abfahrt und Auffahrt zu versehen und so die Kaiserliche Staatscarrosse in die Erde zu versenken und wieder empor steigen zu lassen.

So sehr nun auch die hohen Personen im Kaiserlichen Galawagen, der sich näherte, die Blicke Goethe's und seiner jungen Begleiter auf sich zogen, so konnten sie doch nicht umhin den acht prächtigen Pferden, welche diese goldene Carrosse zogen, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ihre Schönheit war unvergleichbar und der Schmuck ihrer Geschirre, die Federbüsche, Goldverzierungen und reichen Posamentiererarbeiten waren bewunderungswerth. Besonders fielen die Kutscher auf dem hohen Bock und die auf den Pferden sitzenden Vorreiter auf. Sie sahen aus, wie einer andern Nation angehörend, ja wie aus einem andern Welttheile, in ihren langen, schwarz- und gelbsammtnen Röcken und Kappen mit großen Federbüschen, nach kaiserlicher Hofsitte.

Nun drängte sich Alles so zusammen, daß man wenig mehr unterscheiden konnte. Die Schweizergarde, zu beiden Seiten des Wagens, der Erbmarschall, das blanke Schwerdt aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarschälle als Anführer, die Kaiserlichen Garden hinter den Galawagen reitend, die Kaiserlichen Pagen in Masse und endlich die Hatschiergarde selbst, in schwarzsammtnen Flügelröcken, alle Räthe reich mit Gold galoniert, darunter rothe Leibröcke und lederfarbene Camisöle, gleichfalls reich mit Gold besetzt. Man kam vor lauter Sehen, Deuten und Hin-

weisen gar nicht zu sich selbst, so daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Kurfürsten kaum bemerkt wurden. Der Magistrat beschloß den Zug in 15 zweispännigen Kutschen. In der Letzten saß der Rathsschreiber mit den Stadtschlüsseln auf rothsammtnen Kissen. Daß die Stadtgrenadier-Compagnie den Beschluß des Zuges bildete, erschien den Frankfurtern nicht minder als eine große Ehre.

Goethe und seine Gesellschaft hatten in einem Hause Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er aus dem Dome zurückkam, wieder vorbei mußte. Des Gottesdienstes, der Musik, der Ceremonieen, der Feierlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Vorträge und Vorlesungen, waren in der Kirche und im Conclave so viele, daß die jungen Leute Zeit genug hatten, eine vortreffliche Collation einzunehmen und auf die Gesundheit des alten und jungen Herrschers manche Flasche zu leeren. Das Gespräch verlor sich indeß in die alte Zeit und bot manches historisch Interessante.

So hatte die Gesellschaft mehrere Stunden mit Erinnerungen an das Alte und Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzter und gedrängter vor ihren Augen vorüber wogte. Und sie konnten nun das Einzelne näher betrachten und sich dem Gedächtniß einprägen.

Von dem Augenblick an, war die Stadt in ununterbrochener Bewegung, denn bis Alle und Jeder, denen es

zukommt und von denen es gefordert wird, den höchsten Häuptern ihre Aufwartung gemacht und sich einzeln denselben hatten vorstellen lassen, war des Hin- und Hergehens kein Ende und man konnte den Haus- und Hofstaat eines jeden Einzelnen der Großwürdenträger nun ganz bequem noch einmal im Einzelnen wiedersehen.

Nun kamen auch die Reichsinsignien daran; damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Händeln fehlen möge so mußten sie auf freiem Felde die halbe Nacht zubringen, wegen einer Territorial- und Geleitsstreitigkeit zwischen Kur-Mainz und der Stadt. — Diese ewig sich wiederholende Wichtigkeit, welche durch Prätendiren, Protestiren und Reprotestiren auf die hartnäckigste Weise den kleinsten Formalitäten beigelegt wurde, characterisirt eine Zeit, welche unempfänglich für Fortschritte und große Ideen, ihre Größe in Kleinigkeiten sucht. — Endlich, nach langem Verhandeln gab der Rath der Stadt nach und die Kur-Mainzischen, geleiteten die Insignien, bis an den Schlagbaum und damit war diese wichtige Sache, unter feierlicher Verwahrung aller gegenseitigen Rechte und Zuständigkeiten für das Mal abgethan.

7.

Eine seltsame Nacht.

In diesen Tagen kam Goethe nicht zu sich selbst. Zu Hause gab es zu schreiben und zu copiren; sehen wollte

und sollte man Alles und so ging der März zu Ende, dessen zweite Hälfte für ihn so festlich gewesen war.

Von dem, was zuletzt vorgegangen und was am Krönungstage zu erwarten war, hatte er Gretchen eine getreue und ausführliche Beschreibung versprochen. Der große Tag der Krönung des neuen Kaisers rückte heran. Goethe hatte mehr im Sinn, wie er es ihr sagen wollte, als was er ihr eigentlich zu sagen hatte. Er verarbeitete Alles, was ihm unter die Augen und in die Kanzleifeder kam, nur geschwind, zu diesem nächsten und einzigen Gebrauch.

Endlich erreichte er noch eines Abends, ziemlich spät, Gretchens Wohnung und that sich schon zum Voraus nicht wenig darauf zu Gute, daß sein diesesmaliger Vortrag noch viel besser, als jeder Frühere gelingen würde.

Zwar fand Goethe die gewöhnliche Gesellschaft dort zusammen, aber es waren einige Unbekannte darunter. Sie setzten sich hin zu spielen; nur Gretchen und der jüngere Vetter hielten sich zu dem jungen Goethe, der mit dem Griffel in der Hand vor der Schiefertafel saß.

Das liebe Mädchen äußerte gar anmuthig ihr Behagen, daß sie, als eine Fremde am Wahltage, für eine Bürgerin gegolten habe und ihr so dieses einzige Schauspiel zu Theil geworden sei. Sie dankte ihm auf das Verbindlichste, daß er für sie zu sorgen gewußt, und ihr

zeither durch Pylades, allerlei Einlässe, durch Billets, Anweisungen, Freunde und Fürsprache zu verschaffen, die Aufmerksamkeit gehabt.

Von den Reichskleinodien hörte sie gern erzählen. Goethe versprach ihr, daß sie diese, womöglich Beide, zusammen sehen wollten. Sie machte einige scherzhafte Anmerkungen, als sie vernahm, daß man Gewänder und Krone dem jungen König von Rom anprobirt habe. Goethe wußte, wo sie den Feierlichkeiten des Krönungstages zusehen würde, und machte sie aufmerksam, auf Alles, was bevorstand, und was besonders von ihrem Platze aus, genau beobachtet werden konnte.

So vergaßen sie denn an die Zeit zu denken. Es war schon Mitternacht vorüber und Goethe fand, daß er unglücklicher Weise den Hausschlüssel nicht bei sich hatte. Ohne das größeste Aufsehen zu erregen, konnte er nicht ins Haus kommen. Er theilte ihr seine Verlegenheit mit. „Am Ende," sagte sie, „ist es das Beste: die Gesellschaft bleibt beisammen". Die Vettern und jene Fremden hatten schon den Gedanken gehabt, weil man nicht wüßte, wo man sie für diese Nacht unterbringen sollte. Die Sache war bald entschieden. Gretchen ging, Kaffee zu kochen, nachdem sie, weil die Lichter niedergebrannt waren, eine große messingne Lampe mit Docht und Oel versehen, angezündet und herein gebracht hatte.

Der Kaffee diente einige Stunden zur Ermunterung;

nach und nach aber ermattete das Spiel; das Gespräch ging aus; die Mutter schlief im großen Sessel; der jüngere Vetter, ihnen gegenüber am Schiefertisch sitzend, hatte seine Arme vor sich über einander geschlagen und schlief mit aufliegenden Gesichte. Die Fremden, von der Reise müde, nickten da und dort. Pylades und seine Schöne, saßen in einer Ecke. Sie hatte den Kopf auf seine Schulter gelehnt und schlief. Auch er wachte nicht lange mehr.

Goethe saß in der Fensterecke, neben dem Tisch und Gretchen neben ihm; Beide unterhielten sich leise; endlich aber übermannte auch sie der Schlaf. Sie lehnte ihr Köpfchen vertrauungsvoll an seine Schulter und war gleich eingeschlummert. Goethe saß nun allein noch wachend in der wunderlichsten Lage, in der auch ihn bald der freundliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Auch er schlief ein und als er erwachte, war es schon heller Tag.

Gretchen stand schon am Spiegel und rückte ihr Häubchen zurück. Sie war liebenswürdiger als je und drückte ihm sogar, als er schied, gar herzlich die Hände.

Was Goethe bei dem treulichen Zusammenleben dieser unvergeßlichen Nacht empfunden, hat er uns nicht beschrieben. Wahrscheinlich waren seine Wonnegefühle zu zart, zu innig, um eine Entweihung durch den Versuch einer Schilderung derselben dulden zu wollen.

Goethe schlich sich auf Umwegen, nach seinem elterlichen Hause; denn auf dem nächsten Wege, an der Seite

nach dem kleinen Hirſchgraben zu, hatte ſich ſein Vater, in der Mauer ein kleines Gitterfenſter, nicht ohne Widerſpruch der Nachbarn, angelegt. Dieſe Seite vermied er, um ungeſehen vom Vater ins Haus kommen zu können.

Seine Mutter, deren Vermittelung den Kindern immer zu Gute kam, hatte ſeine Abweſenheit, des Morgens beim Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen entſchuldigt und ſo hatte wenigſtens dieſe ſeine Nachtſchwärmerei keine unmittelbaren üblen Folgen für ihn.

8.

Der Krönungstag.

Der Krönungstag brach endlich an, der 24. April 1764. Das Wetter war günſtig und alle Menſchen waren in Bewegung. Man hatte ihm und mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer ſelbſt, in einer der obern Etagen einen guten Platz angewieſen, wo ſie das Ganze vollkommen überſehen konnten. Mit dem Frühſten begaben ſie ſich an Ort und Stelle und beſchauten nunmehr von Oben, wie aus einer Vogelperſpective, die Anſtalten, die ſie Tages vorher in Augenſchein genommen hatten. Da war der neu errichtete Springbrunnen, worauf ein großer zweiköpfiger, vergoldeter Adler nach beiden Seiten hin hier rothen und drüben weißen Wein aus ſeinen Schnäbeln ergießen ſollte. Da weiter hin lag ein großer Haufen Hafer aufgeſchüttet und dort ſtand eine große Bretterhütte,

in der man schon seit einigen Tagen den großen, fetten Ochsen im Ganzen an einem ungeheuern Spieße, bei Kohlenfeuer schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus und von andern Seiten her dahingingen, waren durch Schranken und Wache gesperrt. Der große Platz, auf dem Römerberge, füllte sich nun nach und nach und das Wogen und Drängen wurde immer stärker und bewegter.

Bei Alle dem herrschte eine ziemliche Stille und als die Glocke geläutet wurde, erschien das ganze Volk vom Schauer und Erstaunen ergriffen.

Was nun die Aufmerksamkeit derer, die von oben herab das Ganze übersehen konnten, am ersten fesselte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten, als Schutzheiligthümer den ersten Platz in der Staatscarrosse eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen, in anständiger Verehrung, auf dem Rücksitz.

Indeß fuhren die Gesandten mit den Reichsinsignien vor den Römer, aus welchem sie dann unter einem Baldachin, von Unterofficieren getragen, in das kaiserliche Quartier gebracht wurden. Sogleich bestieg der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd, ein sehr schöner, schlank gebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wamms, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die wohl gekämmten, fliegenden Haare, wohl standen. Er setzte sich in Bewegung und unter dem Geläute aller Glocken folgten

ihm die Gesandten zu Pferde, nach dem Kaiserlichen Quartier, in noch größerer Pracht, als am Wahltage.

Während dessen legte man dem Kaiser seinen Hausornat an, eine neue Bekleidung, nach dem Muster der Carolingischen verfertigt. Die Erbämter erhielten die Reichsinsignien und setzten sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit bestiegen ebenfalls ihre Rosse. Der Zug nahete heran.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reich gekleideten Dienerschaft und übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandelnden Adel und als nunmehr der Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von 12 Schöffen (darunter Goethe's Großvater) getragenen Baldachin, der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm sein Sohn, der junge König von Rom, in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden daherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genügend. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber alle die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei und den kaum verlassenen Raum füllte gleich wieder das herbeiwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge; denn es mußte ein anderer Zugang vom Markte her nach der Römerthür geöffnet werden und ein Bretterweg, brückenartig erbauet,

der mit Tuch überdeckt war, für den aus dem Dome zu Fuß zurückkehrenden Zug bestimmt.

Was im Dome vorgegangen war, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung und den Ritterschlag begleiteten, ließ Goethe sich später erzählen, da es unmöglich war, ohne vieles Andere aufzuopfern, gleichzeitig in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Er und seine Genossen verzehrten indeß an verschiedenen Plätzen eine frugale Mahlzeit, denn sie mußten an diesem festlichen Tage mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern hervorgeholt, so daß in dieser Beziehung wenigstens das alterthümliche Fest auch alterthümlich gefeiert werden konnte. Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste: die indeß fertig gewordene, mit rothgelben und weißem Tuch überlegte Brücke und nun sollten sie den Kaiser, den sie erst im Wagen, dann zu Pferde angestaunt, auch zu Fuß wandelnd bewundern.

Nun verkündete Glockengeläut das Herannahen des Zuges. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht durch die Gesandten, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherrn, der goldgestickte Baldachin, alles schien nur eine Masse zu sein durch einen Willen bewegt, prächtig, harmonisch, unter dem Geläut der Glocken aus dem Dom tretend, wie ein Heiligthum strahlend.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und abertausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen; denn dieses große Fest sollte das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt geworden, daß weder die Tuchbedeckung des Bretterweges noch der Adler auf dem Springbrunnen, um Gefahren und Beschädigungen zu vermeiden, wie früher dem Volke Preis gegeben werden sollten. Doch fehlte es dabei an Belustigungen nicht. Es folgten dem festlichen Zuge Leute, welche die von den Füßen der Majestäten geheiligten Tuchstücken aufrollten; dann über die Köpfe der Volksmenge hin, in die Luft warfen. Dabei rollten sich die Tuchstücken auf, und wenn die Enden von der einen und der andern Seite gepackt waren, und daran gezerrt wurde, so wurden alle, die sich darunter befanden, zu Boden gerissen und nun begann ein lebhafter Kampf um die Fetzen der zerrissenen Tuchstücke, die, die glücklichen Eroberer, wie ein Heiligthum nach Hause trugen, ohne davon jemals Gebrauch machen zu können.

Goethe hatte seinen Platz am Fenster verlassen und am Eingang in den Römer eine Stellung eingenommen, die ihm erlaubte den Kaiser und den jungen König dicht vor sich vorübergehen zu sehen.

Vater und Sohn waren überein gekleidet; des Kaisers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich verziert, die Krone auf dem Haupte und Scepter und Reichsapfel in den Händen waren wohlkleidend für seine stattliche Gestalt. Er bewegte sich in seinem Anzuge ganz bequem und sein treuherziges, würdiges Gesicht, gab zugleich den Vater und den Kaiser zu erkennen. Dagegen schleppte der junge König von Rom, sich in den ungeheuern Gewandstücken, mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone welche man bedeutend hatte füttern müssen, war ihm viel zu weit und stand ihm, wie ein übergreifendes Dach, vom Kopfe ab. Die Dalmatika, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden waren, gewährten doch keineswegs einen vortheilhaften Anblick. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung, aber die kleine Gestalt des kaiserlichen Jünglings stand damit in keinem Verhältniß.

Nur mit Mühe eroberte Goethe seinen früheren Platz am Fenster im dritten Stockwerk wieder und nun sah er von oben herab die wunderlichen Ceremonien, wozu sich alles Volksgewühl drängte, wie sich der schöne und schlanke Erbmarschall auf sein Roß schwang und nachdem er das blanke Reichsschwert in die Scheide gesteckt hatte, mit einem silbernen Gefäß in der einen, und einem silbernen

Streichblech in der andern Hand, sprengte er tief in den Haferhaufen hinein, wo er sein Gefäß füllte, dann es zierlich abstrich und mit großem Anstande zurückreitend, in den Römer trug. — Damit war der kaiserliche Marstall versorgt; nun ritt der Erbkämmerer in jene Gegend und brachte ein Handbecken mit Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender war für die Zuschauer, der Erbtruchsess, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen holte, und es in einem verdeckten Gefäß zurückbrachte. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt und aller Augen warteten auf den Erzschatzmeister, welcher Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg sein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalfter, ein Paar prächtige, mit dem Kurmainzischen Wappen gestickte Beutel hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute; tausende von Händen erhoben sich in die Luft um den goldnen und silbernen Regen aufzufangen; dieser aber fiel trotz des Gedränges auf den Boden und die Masse stürzte darüber her und rang um die Stücke die zu Boden gefallen waren. Am Schlusse ging es noch am lebhaftesten her, da der Erbschatzmeister noch zuletzt den Beutel auswarf, worauf der Kampf um diesen höchsten Preis noch am wildesten geführt wurde.

Da die frühere Sitte, den Haferhaufen und die Bretterbude und den gebratenen Ochsen, dem Volksgewühl Preis zu geben, zu lebensgefährlichen Kämpfen geführt hatte, so war diesesmal, so viel es sich thun ließ, dabei einige Ordnung eingeführt, doch fielen die alten schadenfrohen Späße dabei wieder vor. Hatte Einer das Glück einen Sack Hafer davon zu tragen, so schnitt ihm ein Anderer hinten ein Loch in den Sack und die Bürde wurde ihm mit jeder Minute leichter, unter dem Gelächter der Menge. Um den gebratenen Ochsen aber, wurde allen Vorkehrungen ohnerachtet, ein ernster Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und die Weinschröter hatten sich wieder hergebrachter Maßen so postirt, daß einem von beiden der ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Beide Innungen hatten sehr kräftige Mitglieder. — Der Kampf begann. — Wer von beiden Parteien diesesmal den Sieg davon getragen hatte, erinnerte sich Goethe nicht mehr.

Jetzt hielt der Kaiser feierliche Tafel. Goethe verschaffte sich Eintritt in den Saal, indem ihm ein Churmainzischer Diener, ein Silbergefäß zu tragen gab und er so, als zu der Dienerschaft gehörig, eingelassen wurde. Er nahm seinen Platz auf der Estrade des Churmainzischen Buffets, von wo er Alles übersehen konnte. Am andern Ende des Saales, unmittelbar vor den Fenstern, auf erhöhten Estraden saßen unter Baldachinen der Kaiser und der König

in ihren Ornaten. Vierundvierzig Grafen trugen die Speiſen auf die kaiſerliche Tafel. Ueberall waren reiche Büffets errichtet, die von ſilbernen und vergoldeten Gefäßen prangten. Krone und Scepter lagen auf goldenen Kiſſen, auf Tabourets hinter dem Kaiſer und dem König. Die drei geiſtlichen Churfürſten ſaßen an einzelnen Tiſchen, dem Kaiſer gegenüber und hatten ihre Büffets hinter ſich. Die Geſandten der weltlichen Churfürſten hatten ſich ſchon entfernt, um in einem Nebenſaale zu ſpeiſen.

Wie der Nachtiſch aufgetragen war, und da die Geſandten wieder eingetreten waren, um die Majeſtäten zu bekomplimentiren, ſuchte Goethe das Freie, um ſich nach dem langen Faſten, durch eine gute Mahlzeit zu reſtauriren und dann auf den Abend die Illumination mit anzuſehen.

9.

Die Illumination angeſehen mit Gretchen.

Dieſen glänzenden Abend dachte der junge Goethe auf gemüthliche Weiſe zu feiern; denn er hatte mit Gretchen und mit Pylades und den Seinigen verabredet, daß ſie ſich zu nächtlicher Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt, auf allen Straßen und Plätzen, als er ſeine Geliebte antraf. Er reichte Gretchen den Arm und nun zogen ſie von einem Quartier der Stadt zum Andern.

Auch die Vettern hatten ſich angeſchloſſen, bald ver-

loren sie sich indeß im Gedränge des Volks. Die beiden Liebenden waren unaussprechlich glücklich.

Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte, war es Tageshell von Tausenden von Lampen und Lichtern. Die Kurpfälzische Gesandtschaft zeichnete sich vor Allem aus. Um nicht erkannt zu werden, hatte sich Goethe einigermaßen vermummt und Gretchen fand das nicht übel.

Sie bewunderten nun zusammen die vielen feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den Andern zu überbieten gedacht hatte. Die Erleuchtung des Hôtels vom Fürsten Esterhazy übertraf jedoch alle Andere. Die kleine Gesellschaft war von der Erfindung, der Ausführung und dem Effect entzückt. Hier begegneten ihnen die Vettern wieder. Sie sprachen von der herrlichen Erleuchtung, womit der Brandenburg'sche Gesandte sein Quartier geschmückt habe. Goethe und Gretchen mit Pylades und seiner Braut, ließen es sich nicht verdrießen, den weiten Weg vom Roßmarkt bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man sie auf eine frevelhafte Weise zum Besten gehabt habe.

Der Saalhof ist nach dem Main zu, ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt zu gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar ist. Kleine Fenster, die weder in Form, noch Größe übereinstimmen, noch auf einer Linie, noch in gleicher

Entfernung unſymmetriſch angebracht waren, Thore und Thüren, eines meiſtens in Kramläden verwandelten Untergeſchoſſes, bildete eine verworrene Außenſeite, die von Niemand jemals betrachtet wurde. Hier war man nun mit den Lampions, den unregelmäßigen Linien der Architectur gefolgt. Man hatte jedes Fenſter, jede Thür, jede Oeffnung für ſich mit Lampen umgeben, wodurch hier die Mißgebildetſte aller Façaden in das hellſte Licht geſetzt wurde.

An mehrern Orten vertheilte man Brod und Würſte unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Dort gingen nun die beiden Liebespaare, alle vier in einer Reihe an einander geſchloſſen, behaglich und ungeſtört auf und nieder und Goethe an Gretchens Seite deuchte ſich wirklich in jenem glücklichen Elyſium zu wandeln, wo man die goldenen Früchte und kryſtallene Gefäße von den Bäumen bricht, die ſich mit dem gewünſchten Wein ſogleich füllen, wo man Früchte ſchüttelt, die ſich in jede gewünſchte Speiſe verwandeln. Ein ſolches Bedürfniß fühlten ſie denn auch zuletzt und geleitet von Pylades, fanden ſie ein ganz artig eingerichtetes Speiſehaus. Da ſie dort keine Gäſte antrafen, indem Alles auf den Straßen ſich umhertrieb, ließen ſie es ſich um deſto wohler ſein und verbrachten den größeſten Theil der Nacht im Gefühl der Freundſchaft, Liebe und Neigung auf das Heiterſte und Glücklichſte. Als Goethe Gretchen bis

vor ihre Thür geleitet hatte, küßte sie ihn auf die Stirn.

Es war das erste Mal, daß sie ihm diese Gunst erwies, aber auch das letzte Mal. Denn leider sollte er sie nicht wieder sehen.

10.

Anschuldigungen. — Untersuchung.

Am andern Morgen lag Wolfgang noch im Bette, als seine Mutter verstört und ängstlich hereintrat. — Man konnte es ihr leicht ansehen, wenn sie sich irgend bedrängt fühlte.

„Steh' auf," sagte sie, „und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt. — Es ist herausgekommen, daß du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten, schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich und wir haben nur so viel erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen lassen will. Bleib auf deinem Zimmer und erwarte was bevorsteht. Der Rath Schneider wird zu dir kommen; er hat sowohl vom Vater, wie von der Obrigkeit den Auftrag; denn die Sache ist schon anhängig und kann eine sehr üble Wendung nehmen."

Goethe sah nun wohl, daß man die Sache viel schlimmer nahm, als sie war; doch fühlte er sich nicht wenig

beunruhigt, wenn auch nur die eigentlichen Verhältniſſe entdeckt werden ſollten. Der alte Hausfreund der Familie trat endlich herein. Die Thränen ſtanden ihm in den Augen; er faßte ihn beim Arm und ſagte: „Es thut mir herzlich leid, daß ich in ſolcher Angelegenheit zu Ihnen kommen muß. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie ſich ſo weit verirren könnten. Aber was thut nicht ſchlimme Geſellſchaft und böſes Beiſpiel. Und ſo kann ein unerfahrener junger Menſch Schritt vor Schritt bis zum Verbrechen geführt werden.“

„Ich bin mir keines Verbrechens bewußt,“ verſetzte Goethe, „ſo wenig als ſchlechte Geſellſchaft beſucht zu haben.“

„Es iſt hier nicht von einer Vertheidigung die Rede, ſondern von einer Unterſuchung und Ihrerſeits von einem offenen Bekenntniß.“

„Was verlangen Sie zu wiſſen?“

Der Rath Schneider ſetzte ſich nun, zog ein Blatt hervor und fing an zu fragen: „Haben ſie nicht Ihrem Großvater den N. N. zu einer Stelle empfohlen?“

Das hatte allerdings ſeine Richtigkeit; der gebildete und liebenswürdige junge Mann, den er meinte, der ſich mit Freundlichkeit auf einer Landparthie an ihn gedrängt hatte, war auf deſſen Bitten allerdings im guten Glauben von ihm ſeinem Großvater empfohlen worden und auf dieſe Empfehlung hatte er die gewünſchte Kanzleiſtelle erhalten.

„Wie haben Sie ihn kennen gelernt?“

„Auf einer Landparthie.“

„Und in welcher Gesellschaft.“

Goethe stutzte; er wollte nicht seine Freunde verrathen.

„Das Verschweigen,“ sprach der Rath, „wird nichts helfen, denn es ist Alles schon genugsam bekannt.“

„Was ist denn bekannt?“ fragte Goethe.

„Daß Ihnen dieser Mensch durch andere seines Gleichen ist vorgeführt worden, und zwar durch: ***.“

Hier nannte er die Namen von Personen, die Goethe niemals gesehen noch gekannt hatte; welches er dem Fragenden auch sogleich erklärte.

„Sie wollen,“ fuhr er fort, „diese Menschen nicht kennen und haben doch öfter Zusammenkünfte mit ihnen gehabt.“

„Auch nicht die geringste; denn wie gesagt, außer dem erstgenannten kenne ich keinen und habe auch Jenen niemals in einem Hause gesehen.“

„Sind Sie nicht oft in der ***Straße gewesen?“

„Niemals!“ entgegnete Goethe.

Dieses war nun nicht ganz der Wahrheit gemäß; denn er hatte einmal Pylades zu seiner Geliebten begleitet, die in der genannten Straße wohnte. Sie waren aber in einer andern Straße zur Hinterthür hereingegangen und im Gartenhause geblieben, daher glaubte er sich mit buch-

ſtäblicher Wahrheit die Ausflucht erlauben zu dürfen, in der Straße ſelbſt nie geweſen zu ſein.

Der gute Mann that noch mehr Fragen, die Goethe alle verneinen konnte, denn es war ihm von alle dem, was er zu wiſſen verlangte, nichts bekannt.

Endlich ſchien er verdrießlich zu werden und ſagte: „Sie belohnen mein Vertrauen und meinen guten Willen ſehr ſchlecht; ich komme, um Sie zu retten. Sie können nicht leugnen, daß Sie für dieſe Leute ſelbſt und ihre Mitſchuldigen Briefe verfaßt, Aufſätze gemacht und ſo zu ihren ſchlechten Streichen behülflich geweſen ſind; denn es iſt von nichts Geringerem, als nachgemachten Handſchriften, falſchen Teſtamenten, untergeſchobenen Schuldſcheinen und ähnlichen Dingen die Rede. Ich komme im Namen und auf Befehl der Obrigkeit, die, in Betracht Ihrer Familie und Ihrer Jugend, Sie und einige andere Jünglinge verſchonen will, die gleich Ihnen ins Netz gelockt worden.“

Es war dem jungen Goethe auffallend, daß unter den Perſonen, die er nannte, ſich gerade diejenigen nicht befanden, mit denen er Umgang gehabt hatte. Die Verhältniſſe trafen nicht zuſammen; aber ſie berührten ſich und Goethe konnte noch immer hoffen ſeine jungen Freunde zu ſchonen. Allein der wackere Mann wurde immer dringender; Goethe konnte nicht leugnen, daß er manche Nacht erſt ſpät zu Haus gekommen war, daß er ſich einen Hausſchlüſſel zu verſchaffen gewußt habe, daß er mit Perſonen

von geringerem Stande und verdächtigem Ansehen mehr als einmal an öffentlichen Lustorten gesehen sei, daß Mädchen mit in die Sache verwickelt seien; genug: Alles schien entdeckt zu sein, bis auf die Namen. Dieses gab ihm Muth, standhaft im Schweigen zu sein.

„Lassen Sie mich," sagte der brave Freund, „nicht von Ihnen weggehen, die Sache leidet keinen Aufschub; unmittelbar nach mir wird ein anderer kommen, der Ihnen nicht soviel Spielraum läßt. Verschlimmern Sie nicht die ohnehin böse Sache durch Ihre Hartnäckigkeit."

Nun stellte sich Goethe die guten Vettern und besonders Gretchen recht lebhaft vor. Er sah sie gefangen, verhört, beschimpft, geschmäht, und ihm fuhr wie ein Blitz durch die Seele, daß die Vettern denn doch, ob sie gleich gegen ihn alle Rechtlichkeit beobachtet, sich in so böse Händel eingelassen haben könnten; wenigstens der Aelteste, der ihm niemals so recht gefallen wollte, der immer später nach Hause kam und wenig Heiteres zu erzählen wußte. Noch immer hielt er sein Bekenntniß zurück. — „Ich bin mir," sagte er zu dem Hausfreunde, „nichts Böses bewußt, und kann von dieser Seite ganz ruhig sein; aber es wäre nicht unmöglich, daß diejenigen, mit denen ich umgegangen bin, sich einer verwegenen oder gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht hätten. Man mag sie suchen, man mag sie finden, sie überführen und bestrafen; ich habe mir bisher nichts vorzuwerfen und will auch gegen die

nichts verschulden, die sich freundlich und gut gegen mich benommen haben."

Der Rath ließ ihn nicht ausreden, rief mit einiger Bewegung: „Ja man wird sie finden. In drei Häusern kamen diese Bösewichter zusammen!"

Er nannte die Straßen und bezeichnete die Häuser. Zum Unglück befand sich auch das darunter, wohin Goethe zu gehen pflegte.

„Das erste Nest," fuhr er fort, „ist schon ausgenommen. In diesem Augenblicke werden es auch die beiden andern. Entziehen Sie sich durch ein redliches Bekenntniß einer gerichtlichen Untersuchung, einer Confrondation und wie die garstigen Dinge alle heißen."

Das Haus war genannt und bezeichnet und nun hielt Goethe alles Schweigen für unnütz; ja bei der Unschuld ihrer Zusammenkünfte konnte er hoffen, durch seine wahrhaften Aussagen noch mehr, als sich selbst nützlich zu sein.

„Setzen Sie sich," rief Goethe aus und hielt ihn von der Thür zurück, „ich will Ihnen Alles erzählen, um Ihnen und mir das Herz zu erleichtern; nur das Eine bitte ich: von nun an keinen Zweifel in die Wahrhaftigkeit meiner Mittheilungen."

Er erzählte nun dem Freunde den ganzen Hergang der Sache, anfangs ruhig und gefaßt; doch je mehr er sich Empfindungen, Personen, Gegenstände und Begebenheiten ins Gedächtniß zurückrief und vergegenwärtigte und

so manche unschuldige Freude, so manchen heiteren Genuß gleichsam vor einem Criminalgericht deponiren sollte, desto mehr wuchs seine schmerzliche Empfindung, so daß er zuletzt in Thränen ausbrach und sich einer ungebändigten Leidenschaftlichkeit überließ.

Der Hausfreund, welcher hoffte, daß eben jetzt das rechte Geheimniß auf dem Wege sein möchte sich zu offenbaren; denn er hielt Goethes Schmerz für ein Symptom, daß er eben im Begriff sei, mit Widerwillen Ungeheuerliches zu bekennen; suchte ihn, da ihm an der Entdeckung Alles gelegen war, aufs beste zu beruhigen, welches ihm zwar nur zum Theil gelang, aber doch nur insoweit, daß er seine Geschichte nothdürftig auserzählen konnte.

Er war jedoch, obgleich zufrieden über die Unschuld der Vorgänge, doch noch einigermaaßen zweifelhaft und erließ neue Fragen an Goethe, die ihn abermals aufs neue in Schmerz und Wuth versetzten.

Er versicherte endlich, daß er nichts mehr weiter zu sagen habe und wohl wisse, daß er nichts zu fürchten brauche: „Ich bin unschuldig," rief er aus, „und von gutem Hause und wohl empfohlen; aber Jene können eben so unschuldig sein, ohne daß man sie dafür anerkennt oder sonst begünstigt. — Und so erkläre ich denn mit Bestimmtheit," rief er aus, „daß wenn man Jene nicht wie mich schonen, ihre Thorheiten nachsehen, ihre Fehler ver-

zeihen wird, so werde ich mir ein Leides anthun und Niemand soll mich daran hindern."

Auch hierüber suchte ihn der brave Hausfreund zu beruhigen; Goethe aber traute ihm nicht und befand sich, wie Jener ihn endlich verließ, in der entsetzlichsten Lage. Er machte sich nun doch Vorwürfe, die Sache erzählt und alle die Verhältnisse ans Licht gebracht zu haben. Er sah voraus, daß man die kindischen Handlungen anders auslegen würde und daß er vielleicht den guten Pylades mit in diese Händel verwickelt und sehr unglücklich gemacht haben könne.

Alle diese Vorstellungen drängten sich lebhaft hintereinander in seiner Seele, schärften und spannten seinen Schmerz, so daß er sich vor Jammer nicht zu helfen wußte, sich auf die Erde warf und den Fußboden mit seinen Thränen benetzte.

Er wußte nicht, wie lange er so gelegen hatte, als seine Schwester über sein Geberden erschrocken, alles mögliche that, ihn zu trösten. Sie erzählte ihm, daß eine Magistratsperson unten beim Vater die Rückkunft des Hausfreundes erwartete. Und als sie sich eine Zeitlang eingeschlossen besprochen hätten, wären die beiden Herren anscheinend sehr zufrieden und lachend fortgegangen. Sie glaubte aus ihren Reden die Worte verstanden zu haben: „Es ist recht gut; die Sache hat nichts zu bedeuten."

„Freilich," fuhr Goethe auf, „hat die Sache nichts

zu bedeuten, für mich, für uns; denn ich habe nichts verbrochen, und wenn ich es hätte, so würde man mir schon durchzuhelfen wissen — aber Jene — Jene!" rief er aus, „wer wird Ihnen beistehen?"

Seine Schwester suchte ihn umständlich damit zu trösten, daß wenn man die Vornehmeren retten wolle, man auch über die Fehler der Geringeren einen Schleier werfen müsse.

Das Alles half aber nichts. Sie war kaum weggegangen, als er sich wieder seinem Schmerz überließ und sowohl die Bilder seiner Neigung und Leidenschaft, als auch des gegenwärtigen möglichen Unglücks wechselsweise hervorrief. Er erzählte sich Mährchen auf Mährchen, sah nur Unglück über Unglück, und ließ es besonders daran nicht fehlen, Gretchen und sich recht elend zu machen.

Der Hausfreund hatte ihm geboten auf seinem Zimmer zu bleiben und mit Niemandem als den Seinigen zu sprechen. Seine Mutter und Schwester besuchten ihn von Zeit zu Zeit und unterließen nicht ihm mit allerlei Trostgründen beizustehen. Ja sie kamen schon am zweiten Tage, im Namen des nun besser unterrichteten Vaters, ihm eine völlige Amnestie anzubieten, die er zwar dankbar annahm; aber den Antrag, daß er mit ihm ausgehen und die Reichsinsignien, welche man nunmehr ausgestellt hatte, beschauen solle, lehnte er hartnäckig ab und versicherte, daß er weder von der Welt, noch von dem heiligen römi-

schen Reiche etwas wissen wolle, bis ihm bekannt geworden, wie der verdrießliche Handel, der für ihn weiter keine Folgen haben werde, für seine armen Bekannten ausgefallen sein würde. Die Seinigen wußten darüber selbst nichts zu sagen und ließen ihn allein. Doch machten sie am folgenden Tag noch einige Versuche ihn zum Ausgehen und zur Theilnahme an den öffentlichen Feierlichkeiten zu bewegen.

Vergebens! weder der große Galatag, noch was bei Gelegenheit so vieler Standeserhöhungen vorfiel — die öffentliche Tafel des Kaisers und Königs — nichts konnte ihn rühren. Der Kurfürst von der Pfalz mochte kommen den beiden Majestäten aufzuwarten, diese mochten die Kurfürsten besuchen — nichts konnte ihn aus seiner leidenschaftlichen Einsamkeit hervorrufen. Er ließ am Dankfeste die Glocken lauten, den Kaiser in die Capuzinerkirche begeben, den Kaiser und die Kurfürsten abreisen, ohne deshalb einen Schritt aus seinem Zimmer zu thun. Das letzte Kanoniren, so unmäßig es auch sein mochte, regte ihn nicht auf; sobald der Pulverdampf verzog und der Schall verhallte, war auch alle diese Herrlichkeit vor seiner Seele verschwunden.

Der junge Goethe empfand nun keine Zufriedenheit, als im Wiederkäuen seines Elendes und in der tausendfältigen Vervielfältigung desselben. Seine ganze Erfindungsgabe, seine Poesie und Rhetorik hatten sich auf diesen kranken Fleck geworfen, und drohten gerade durch diese

Lebensgewalt, Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. In diesem traurigen Zustande kam ihm nichts mehr wünschenswerth, nichts begehrungswerth mehr vor. Zwar ergriff ihn manchmal ein unendliches Verlangen zu wissen, wie es seinen armen Freunden und seiner Geliebten ergehe, was sich bei näherer Untersuchung ergeben, inwiefern sie mit in jene Verbrechen verwickelt oder unschuldig möchten erfunden sein. Auch dieses malte er sich auf das mannigfaltigste umständlich aus und ließ es nicht fehlen sie für unschuldig und recht unglücklich zu halten. Bald wünschte er sich von dieser Ungewißheit befreit zu sehen und schrieb heftig drohende Briefe an den Hausfreund, daß er ihm den weiteren Gang der Sache nicht vorenthalten solle. Bald zerriß er sie wieder aus Furcht sein Unglück recht deutlich zu erfahren, und des phantastischen Trostes zu entbehren, mit dem er sich bis jetzt wechselsweise gequält und aufgerichtet hatte.

11.

Trennung von Gretchen.

So verbrachte der junge Goethe Tag und Nacht in großer Unruhe, in Rasen und Ermattung, so daß er sich zuletzt glücklich fühlte, als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat, weshalb man den Arzt zu

Hülfe rufen mußte und auf alle Weise ihn zu beruhigen suchte.

Man glaubte es im Allgemeinen thun zu können, indem man ihm heilig versicherte, daß alle in jene Schuld mehr oder weniger Verwickelten mit größester Schonung behandelt würden, daß seine nächsten Freunde so gut wie ganz schuldlos mit einem leichten Verweise entlassen seien.

„Und was Gretchen betrifft", fuhr seine Mutter nach einigen Zögern fort, „so kannst Du deshalb ganz außer Sorgen sein. Um sich gegen jede Unannehmlichkeit zu sichern, hat sie die Stadt verlassen und ist in ihre Heimath zurückgekehrt."

Goethe war durch diese Nachricht ganz niedergeschmettert. Er sprach kein Wort; aber rang mit der Anwandlung einer Ohnmacht; denn er konnte sich wohl denken, daß sie nicht freiwillig die Stadt verlassen habe. — Um nicht seinen Gram den Seinigen preisgegeben zu sehen, die er nicht zu Vertrauten seines Verhältnisses zu Gretchen zu machen gewagt hatte, bat er seine Mutter und Schwester, ihn allein zu lassen, damit er sich sammeln und fassen könne.

12.

Schmerz und Beruhigung.

Kaum waren sie fort, so brach sein ungeheuerer Schmerz in Thränen aus. Er fühlte, daß er sie nie wieder sehen

würde und erkannte, daß er damit die Hälfte seines geistigen Lebens verloren habe.

Sein leiblicher und geistiger Zustand verbesserte sich damit nicht und die Noth ging nun erst recht an. Er hatte Zeit genug sich den seltsamsten Roman von traurigen Ereignissen und einer unvermeidlich tragischen Katastrophe selbstquälerisch auszumalen.

Wie Gretchen in ihrer einfachen Unschuld und mit ihrem klaren Verstande gegen den jetzt sechszehnjährigen genialen Jüngling gesonnen gewesen war, hatte er wohl am besten gesehen und gefühlt.

Was ihn aber später auf das Schmerzlichste verletzte, war Folgendes:

Während seiner Genesung bemerkte Goethe mit nicht wenig Verdruß, daß man ihn genau beobachtete. Sein Vater hatte ihm einen Hofmeister, gewissermaßen zum Aufseher gegeben. Zum Glück war es ein Mann, den er aus früheren Verhältnissen schon kannte und im höchsten Grade verehrte und schätzte. Er hatte eine Hofmeisterstelle in einem benachbarten Hause bekleidet, da aber sein bisheriger Zögling allein auf die Universität gegangen war, so war er jetzt ohne Anstellung. Er besuchte den jungen Goethe in seiner traurigen Lage öfter, und man fand zuletzt nichts natürlicher, als ihm ein Zimmer, dicht neben dem Wolfgangs im Goethe'schen Hause anzuweisen.

So schenkte ihm Goethe immer mehr sein Vertrauen

und erzählte ihm endlich auch seine bisher möglichst geheim gehaltene Neigung zu Gretchen. — Gewissermaßen erquickte den genialen Jüngling in seinem Herzens-Kummer die Erzählung und Erinnerung an die kleinsten Umstände seines vergangenen Glückes. Er erreichte dadurch so viel, daß sein Mentor es als ein verständiger Mann einsah, es sei besser ihn mit dem Ausgang der Geschichte bekannt zu machen und zwar im Einzelnen und Besondern, damit er klar über das Ganze urtheilen könne, und dadurch seine Beruhigung herbeigeführt würde, um ihn für das Leben und die Wissenschaften wieder zu gewinnen.

Zuerst vertraute der ältere Mann dem jungen Goethe, wer die andern jungen Leute von Stand gewesen, die sich anfangs zu verwegenen Mystificationen, dann zu possenhaften Polizeivergehen, ferner zu sonstigen Geldschneidereien und andern solchen verfänglichen Dingen hatten verleiten lassen. Es war dadurch wirklich eine kleine Verschwörung entstanden, zu der sich gewissenlose Menschen gesellten; durch Verfälschung von Papieren, Nachbildung von Unterschriften war manches Strafwürdige begangen und noch Strafwürdigeres vorbereitet.

Die Vettern, nach denen Goethe zuletzt ungeduldig fragte, waren ganz unschuldig, nur im Allgemeinen mit jenen andern bekannt geworden; aber keineswegs mit ihnen vereinigt gefunden.

Eben sein Client, der elegante und geschmeidige junge

Mann, den er durch seine Empfehlung an seinen Großvater zu einem Amte befördert, wofür man ihn später nicht würdig gefunden, weshalb er dann auch bald wieder vom Amte entfernt worden war, hatte, um sich zu rächen, den Verräther aller dieser Verhältnisse gemacht. Er war einer der Schlimmsten unter jener Bande von Falschen und Betrügern und hatte sich um das erwähnte Amt nur beworben, um in dieser Stellung desto leichter sein Bubenstück ausführen zu können.

Nach allen diesen Mittheilungen konnte Goethe sich zuletzt nicht enthalten, seinen ältern Freund zu fragen, was aus Gretchen geworden sei, zu der er, wie früher erwähnt, seine Neigung bekannt hatte.

„Beruhigen Sie sich darüber," versetzte der ältere Freund, „dieses Mädchen ist sehr wohl bestanden und hat ein herrliches Zeugniß davongetragen. Man konnte nichts als Gutes und Liebes an ihr finden; die Herren Examinatoren wurden ihr gewogen und haben ihr die Entfernung aus der Stadt, die sie wünschte, nicht versagen können; auch das, was sie in Rücksicht auf Sie, mein Freund, bekannt hat, macht ihr Ehre. Ich habe ihre Aussage in den geheimen Acten selbst gelesen und ihre Unterschrift gesehen."

„Die Unterschrift," rief Goethe aus, „die mich so glücklich und so unglücklich macht. Was hat sie denn bekannt? — was hat sie unterschrieben?"

Der Freund zögerte zu antworten; aber die Heiterkeit

seines Gesichts zeigte an, daß er nichts Gefährliches zu verbergen habe.

„Wenn Sie es denn wissen wollen," fuhr er endlich fort, „so sagte sie ganz freimüthig, als von Ihnen und Ihrem Umgang mit ihr die Rede war: „ich kann es nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung anzuregen, habe ich ihn verhindert an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.""

„Also Kind — immer noch Kind!" — dachte Goethe und erinnerte sich an Derones, — „aber jetzt," — fügte er bei sich hinzu, — „sechszehn Jahr — damals 10 Jahre!" — Der Freund erzählte noch eine Zeitlang fort von Gretchens Aeußerungen, indem er sie als eine Hofmeisterin reden ließ; aber Goethe hörte schon lange nicht mehr zu. Es kam ihm ganz unerträglich vor, daß sie ihn zu den Acten für ein Kind erklärt hatte. Das nahm er ihr ganz entsetzlich übel. Er glaubte sich auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt und rief hastig seinem Freund zu: „Nun ist Alles abgethan!" — Er sprach nicht mehr von ihr; nannte ihren Namen nicht mehr, doch sein Herz strafte ihn Lügen wenn er sich einreden wollte, daß nun in ihm alle Liebe für sie ausgelöscht sei. Es war nichts damit

als eine bittere Selbsttäuschuug. Er konnte die schlimme Gewohnheit nicht lassen, an sie zu denken, sich ihre Gestalt, ihr Wesen, ihr Benehmen zu vergegenwärtigen, im Wachen und Träumen verfolgte ihn ihr einst so liebes Bild, welches ihm nun jetzt freilich in einem ganz andern Licht erschien. Er fand es nur unerträglich, daß ein Mädchen, welches höchstens ein paar Jahr älter war, als er, ihn noch für ein Kind halten sollte, da er doch meinte schon für einen ganz gescheidten und geschickten Jüngling gelten zu können. Nun kam ihm ihr kaltes, abstoßendes Wesen widerlich vor. Die Familiaritäten, die sie sich gegen ihn erlaubte, die er aber nicht erwidern durfte, waren ihm jetzt ganz verhaßt. Das Alles wäre indeß noch gut gewesen, wenn er sie nicht, wegen Unterschreibens jener poetischen Liebesepistel, worin sie ihm doch eine förmliche Neigung erklärt hatte, für eine selbstsüchtige Kokette glaubte halten zu müssen. Auch maskirt als Putzmacherin kam sie ihm nicht mehr so unschuldig vor. Goethe, in seiner schmerzlichen Aufregung, kehrte diese ärgerlichen Betrachtungen so lange um und um, bis er alle liebenswürdigen Eigenschaften, von ihr völlig abgestreift hatte. Nach seinem Verstande war er überzeugt und glaubte sie verwerfen zu müssen; nur ihr Bild! ihr Bild! welches ihm immer wieder vorschwebte, ließ es nicht gelten, daß er sie von seiner gereizten Empfindlichkeit sich so schlecht vorstellte als möglich.

Indeß half es doch so viel ihn von seiner Liebeskrankheit zu heilen, daß er sich wirklich ermannte. Das erste, was sogleich abgethan wurde, war das Weinen und Rasen, welches er nur für kindisch erkannte. Das war schon ein großer Schritt zur Besserung; denn er hatte oft halbe Nächte hindurch sich mit dem größesten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen. Der Verdruß, den er über jene Entdeckung empfand, ließ ihn jede Weichlichkeit verbannen. Er fand es jetzt schrecklich, daß er um eines Mädchens willen Schlaf, Ruhe und Gesundheit aufgeopfert hatte, ein Mädchen, das sich darin gefiel, ihn, wie er in seiner Bitterkeit sich ausdrückte, als einen Säugling zu betrachten.

Diese kränkenden Vorstellungen waren, wie er sich leicht überzeugte, nur durch Thätigkeit zu verbannen, und so warf er sich denn mit Eifer auf die Studien welche ihm Noth thaten, zur ernsten Vorbereitung auf seinen bevorstehenden Uebergang zur Universität.

Den jungen Goethe betrachteten nun die Seinigen als geheilt von seiner unglücklichen Liebe und man ließ ihm jetzt alle Freiheit, nach seinen poetischen Neigungen einsam durch die Felder und Wälder zu streifen.

Aber Gretchens Bild blieb noch lange unauslöschlich in seinen Herzen, bis nach etwa vier Jahren eine neue Liebe, die sich seltsam genug gestaltete, sich seines der Liebe so bedürftigen Gemüths bemächtigte.

Mit der Trennung von Gretchen, unter den ihn so verletzenden Umständen, war der Knaben- und Jünglingspflanze gleichsam das Herz ausgebrochen. Sie brauchte Zeit um an der Seite wieder neue Schößlinge zu treiben und den tiefen Schaden wieder durch neues Wachsthum zu heilen.

Goethe hat in keinem seiner Liebesgedichte Gretchens gedacht. — Mochte der Sturm seiner Leidenschaft, seiner Krankheit oder das prosaische Ende dieser Liebe, mit dem Zweifel an ihre Gegenliebe, ihn davon abgehalten haben; daß er sie später in seinem Faust unter demselben Namen und in seinem Egmont als Clärchen verewigt, überhaupt jeder seiner Heldinnen einige Züge von ihr mitgetheilt habe, ist eben so bekannt als anderen theils wahrscheinlich, daß viele spätern erotischen Erzeugnisse seiner Muse in der Erinnerung an sie gewurzelt haben.

III.

Annette (Kätchen) in Leipzig.

Novelle. (1765—68.)

„Nirgends kann ich sie vergessen,
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei
Und unendliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei."

Goethe.

1.

Goethes Freunde in Leipzig.

Mit seinem 17. Lebensjahre hatte der junge Goethe die Universität Leipzig bezogen. Das geschah gegen seinen Wunsch, da er Göttingen den Vorzug gegeben hätte; aber ohne Widerstreben fügte er sich dem Willen seines Vaters. Ein Geist wie der Seinige schlägt überall seine Wurzeln und treibt seine Blüthen ins Leben. Kein Terrain aber ist dazu günstiger, als der Umgang mit geistreichen Freunden und auf diese übt das Genie eine so unwiderstehliche Anziehungskraft, daß sich sehr bald der junge Goethe inmitten eines Kreises der edelsten geistvollsten jungen Männer befand.

Der Erste derselben, der sich ihm anschloß, und der bald sein liebster Freund wurde, war ein Landsmann von ihm, Namens Schlosser, der bei dem Herzog Ludwig von

Würtemberg, welcher sich in Treptow befand, die Stelle eines Geheimsecretärs angenommen hatte, da sich sein strebender und das Allgemeine suchender Geist in der Stellung eines frankfurter Advokaten, welche er seit seinem Abgange von der Universität bekleidete, unmöglich lange gefallen konnte. Jener Fürst gehörte zu denjenigen Großen die auf eine edle und selbstständige Weise sich, die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu bessern und zu höheren Zwecken zu vereinigen suchen. In so edlen Umgebungen und in einer freien angemessenen Stellung befand sich Schlosser ungemein wohl. Er stand nicht allein den Geschäften des Herzogs vor; sondern auch der Erziehung der Kinder desselben sollte Schlosser, wenn auch nicht vorstehen, doch dabei mit Rath und That zur Hand gehen.

Dieser edle junge Mann von der vollkommensten Reinheit der Sitten, würde durch eine gewisse trockne Strenge die Menschen leicht von sich entfernt haben, wenn nicht eine schöne, seltene literarische Bildung, seine Sprachkenntnisse, seine Fertigkeit, sich schriftlich, sowohl in Prosa, wie in Versen auszudrücken, Jedermann angezogen hätte.

Daß dieser Landsmann durch Leipzig kommen würde, war Goethen angekündigt. Er ließ ihm auch seine wirklich erfolgte Ankunft wissen und dieser eilte ihn in seinem Quartier, einem Gasthause, das im Brühl lag, aufzusuchen. Goethe erinnerte sich kaum, ihn schon früher in Frankfurt gesehen zu haben und fand einen wohlgebauten jungen

Mann mit einem runden Gesichte; die Form seiner runden Stirn zwischen den schwarzen Augenbrauen und Locken deutete auf Ernst, Strenge und vielleicht Eigensinn. Er war gewissermaßen das Gegentheil von Goethe und eben dieser Umstand begründete ihre gegenseitige dauerhafte Freundschaft. Goethe hatte die größeste Achtung für dessen Talente, um so mehr da er fühlte, daß Schlosser ihm in der Sicherheit dessen, was er that und leistete, bedeutend überlegen war. Diese Achtung und das Zutrauen, das ihm Goethe bewies, befestigte seine Neigung zu ihm und vermehrte die Nachsicht, die er, wie Goethe selbst gesteht, mit Schlossers lebhaftem, fahrigen und immer regsamen Wesen im Gegensatz mit dem Seinigen haben mußte.

Schlosser wollte Leipzig nicht verlassen, ohne die Männer, welche Ruf und Namen hatten, von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Goethe führte ihn gern zu den ihm bekannten literarischen Notabilitäten — zunächst zu Gottsched, dessen Besuch höchst originell war,* welchen zu schildern indeß hier zu weit abführen würde vom Zweck dieser Erzählung.

Durch Schlosser lernte Goethe eine angenehme Tischgesellschaft kennen. So lange der Erstere in Leipzig war, speiste Goethe täglich mit ihm in der Restauration des Weinhändlers Schönkopf in Leipzig. Da waren einige

* „Goethes Wahrheit und Dichtung." Seiner gesammelten Schriften Band 25. S. 35.

junge Livländer und der Sohn des Hofpredigers Herrmann aus Dresden, der später Bürgermeister in Leipzig wurde. Dann machte Goethe dort noch die interessante Bekanntschaft des Hofrath Pfeil, der Hofmeister der jungen Livländer war, der geistvolle Verfasser des Werkes: Der Graf von P., ein Pendant zu Gellerts schwedischer Gräfin, ferner eines Bruders des Dichters Zachariä, des Redacteurs geographischer und genealogischer Handbücher, eines gelehrten Mannes, Namens Krebel. Dies waren alles gesittete, heitere und angenehme Menschen. Pfeil war ein Mann, dem eine gewisse diplomatische Feinheit und Zurückhaltung eigen war, doch ohne alle Ziererei, verbunden mit großer Gutmüthigkeit; Krebel, ein wahrer Fallstaff, groß, wohlbeleibt, blond, mit vorliegenden, heitern und himmelhellen Augen, immer froh und guter Dinge.

Diese Personen begegneten Goethen auf das Allerartigste, theils aus Rücksichten auf seinen Freund Schlosser, besonders aber auch, weil Goethe wegen seiner offenen Gutmüthigkeit, in der That ein angenehmer junger Mensch war. So bedurfte es denn kein großes Zureden, daß Goethe sich dieser liebenswürdigen Tisch-Gesellschaft anschloß und dabei blieb, selbst als Schlosser abgereist war. — Hier aber war es, wo er die Bekanntschaft eines liebenswürdigen jungen Mädchens machte, das ganz geeignet war, ihn über den Verlust seines Gretchens von Frankfurt zu trösten.

So brachte Goethe die Stunden des Mittagsessens mit seinen neuen Freunden heiter und selbst belehrend hin; Krebel hatte ihn wirklich lieb gewonnen und wußte ihn mit Maßen zu necken; Pfeil dagegen bewies ihm eine ernste Neigung, indem er sein Urtheil über Manches zu leiten und bestimmen suchte.

2.

Annette. (Kätchen.)

Eine angenehme Episode in diesem von geistreichen Gesprächen bewegten Leben, gewährte ein liebenswürdiges junges Mädchen, die Tochter des Speisewirths, wo Goethe seine Mittage zubrachte. Sie hieß Anna Katharina Schönkopf, Tochter eines Weinhändlers. Sie war drei Jahr älter als Goethe, also 19 Jahr alt, munter und hübsch genug, um einen so lebhaften und liebebedürftigen Geist, wie den des jungen Goethe zu interessiren. Sie war von mittlerer Größe, schönem Wuchs, mit einem vollen, frischen Gesicht, braunen Augen, klug und aufgewecktem heitern Sinnes; hatte ein einfaches und warmes Gemüth und war nicht ohne Sinn für Poesie. Goethe drückte sich darüber* auf eine Weise aus, die von vornherein auf keine tiefgehende Neigung von seiner Seite schließen läßt. Er sagt: sie war so liebevoll und angenehm, daß sie es wohl ver-

* In Wahrheit und Dichtung.

diente, in den Schrein des Herzens, eine Zeitlang, als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu erweisen, welche oft mehr Behagen gewährt, wenn man sie ertheilt, als wenn man sie empfängt. Goethe sah sie täglich ohne Hindernisse. Sie half die Speisen bereiten, die er genoß; sie brachte ihm Abends den Wein, den er trank und fand sich dabei zu mancher Unterhaltung Gelegenheit und Lust. — In „Wahrheit und Dichtung" nennt er sie stets Annette; in seinen Briefen und im Verkehr mit ihr: „Käthchen," wie sie denn auch im Hause gerufen wurde.

Schon die kleine, abgeschlossene Tischgesellschaft war Bürge, daß das, außer der Messe nur von wenigen Gästen besuchte kleine Haus, seinen guten Ruf wohl verdiente.

Da sich aber Annette, oder Käthchen, wie er sie, nach ihrem zweiten Vornamen lieber nannte, weder aus dem Hause entfernen konnte, noch durfte, so wurde denn doch am Ende für den geistreichen jungen Mann, die Unterhaltung etwas mager. Zur Veränderung sangen sie Lieder von Zachariä, spielten den Herzog Michel von Krüger, wobei ein zusammengeknüpftes Taschentuch die Stelle der Nachtigall übernehmen mußte; und so ging es eine Zeit lang mit der Unterhaltung ganz leidlich.

Aber auch dieses Spiel ließ ihn unbefriedigt. Solche Verhältnisse, je reiner und unschuldiger sie sind, leiden um so mehr für den jungen Mann von Geist an einer ge-

wissen Eintönigkeit, die sich auf die Dauer nicht gut ertragen läßt und so verfiel Goethe auf den unglücklichen Gedanken, aus der Quälerei der Geliebten mit Eifersüchteleien, sich eine pikantere Unterhaltung zu verschaffen. Es gereichte ihm dabei zu einer seltsamen Befriedigung, aus der Art, wie Kätchen ihre Vertheidigung führte, aus den Thränen, die ihre schönen Augen vergossen, zu erkennen, wie wahr und innig sie ihn liebte.

Aber diese psychologischen Experimente, die er Anfangs, als Gegenstand der Unterhaltung angestellt hatte, sollten sich bald in Ernst verwandeln. Annette war eine höchst liebenswürdige freundliche Natur, die schon als Tochter eines Speisewirths daran gewöhnt war, gegen alle Gäste des Hauses gleich freundlich zu sein und selbst sich ihre kleinen Galanterien gefallen zu lassen. Goethe aber, in der oft überspannten Sensibilität reiner Jünglingsliebe, konnte das nicht ertragen. Er bewachte sie mit Argusaugen. So wie sich ihr einer der Gäste näherte, oder sie einem Andern die verlangte Erfrischung brachte und dieser ihr dafür zum Dank eine kleine Galanterie sagte, welche sie mit einem Scherzwort erwiderte, erwachte Goethe's Eifersucht. Er belauschte jedes ihrer Worte, jeden Blick ihrer Augen, jede Bewegung und fand darin Grund genug, das arme, unschuldige Mädchen für treulos zu halten. Und wenn er es auch im Anfange noch nicht wagte, ihr deshalb Vorwürfe zu machen, so verfiel

er in üble Laune und einzelne hingeworfene bittere Aeußerungen, verwundeten ihr feines Gefühl fast noch tiefer, als es eine offene vertrauliche Erklärung über den wahren Grund seiner Verstimmung gethan hätte. Wenn sie den maulenden Geliebten, im Bewußtsein ihrer Unschuld noch so zärtlich fragte, was ihm fehle, so wollte er nicht einmal zugestehen, daß er verstimmt sei, bis er endlich losbrach und sie mit einer Fluth von Vorwürfen und Anschuldigungen überhäufte, gegen die jede versuchte Vertheidigung des armen gequälten Mädchens, ihre Macht verlor. Er wollte keine Rechtfertigung hören. Mit selbstquälerischer Phantasie erfand er Verhältnisse seiner Geliebten zu irgend einem andern Manne, der als Gast im Hause verkehrte, den er vielleicht einmal zufällig allein mit ihr, neben ihr sitzend und Wein trinkend in der Gaststube, getroffen hatte, und dann brach er aus in eine Fluth der ungerechtesten Vorwürfe, die er nicht mehr auf dem Herzen behalten konnte.

In einer solchen Verstimmung, über Käthchens vermeintliche Untreue, machte er das folgende Gedicht:

„Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neu verstärktem Triebe
Zu unsern heißen Küssen hin:
Da hat daran der Eigensinn,
So vielen Antheil, als die Liebe.

„Und wenn die Mutter es erreicht
Daß sie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehre sieht,
Daß uns das Mädchen spröde flieht:
So kennt sie nicht das Herz der Jugend;
Denn wenn das je ein Mädchen thut,
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend."

Ein andermal ergoß sich seine eifersüchtige Laune gegen Annetten in folgendem spottenden Gedicht:

„Ich weiß es wohl und spotte viel:
Ihr Mädchen seid voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenspiel
Den David und den Alexander,
Sie sind ja Forçen mit einander
Und die sind mit einander gut.

„Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misantropischen Gesicht,
Der Liebe Sclav — ein armer Thor.
Wie gern wär' ich sie los die Schmerzen;
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht."

Aber wenn Thränen strömten über die ungerechten Vorwürfe, wegen ihrer Untreue, so wurde das Herz ihres Peinigers endlich erweicht und die Versöhnung, die dann erfolgte, brachte die schönsten und innigsten Momente ihres Liebelebens. Nie ist eine Liebe glühender, als wenn sie

heiße Küsse unter Zähren bringt. Dann ist Streit und Versöhnung die Würze der Liebe, welche sie auffrischt und verjüngt und gerade in diesem Wechsel der Seelenstimmung fand Goethe's Liebe den Reiz der Erneuerung, wenn das ewige Einerlei, einer Liebe ohne Wechsel der Empfindungen, dieselbe zu ersticken drohte.

3.

Ein zweites Liebespaar.

Als ein Gegensatz zu der sturmvollen Liebe Goethe's und seines Käthchen's gab es in demselben Hause noch ein anderes Liebespaar, das zärtlich schnäbelnd wie Turteltäubchen nicht eine Ahnung von Eifersucht, Mißtrauen oder Unfrieden kannten, den der Himmel immer heiter und rosig war, dessen Goethe gedenkt in seinem Schäferspiel: „die Laune des Verliebten." Dort hat er mit feinen Zügen und psychologischer Tiefe sein eigenes Liebesverhältniß zu Annette dargelegt und die Qualen geschildert, welche er dem liebevollen und bei allem Schmerz so duldsam leidenden jungen Mädchen verursachte.

Das erwähnte Liebespaar — ein bescheidener, liebenswürdiger junger Mensch von beschränktem Verstande und noch beschränkteren Mitteln, der auf Diäten beim Magistrat arbeitete und schon lange von der Hoffnung auf Anstellung und seiner Liebe zehrte, den wir mit Goethe „La-

mon" nennen wollen, hatte sich verlobt mit einem hübschen, jungen Mädchen, der Freundin Annettens, deren Eltern in demselben Hause wohnten. Der Vater, ein alter Subaltern beim edlen Rath, hatte nichts dagegen, daß seine Tochter Braut wurde von dem jungen Mann, der ja seine Carrière noch vor sich sah — und die Mutter pflegte dann zu sagen, das Kind hat ja noch Zeit genug zu warten, ist noch jung genug dazu und wenn sie erst in 10 oder 15 Jahren Frau werden sollte; habe ich doch selbst so lange warten müssen und sind wir glückliche Braut- und Eheleute geworden.

Sich selbst nannte Goethe in jener dramatischen Schilderung seines Liebesverhältnisses zu Annette: „Eridon" und seine Geliebte: „Amine." — Aber es ist gewiß, daß darin alle Züge von Mißverständniß, Eifersucht und Liebesquälereien aus seinem eigenen Leben genommen waren, sodaß, wenn wir die Maske des Schäferspiels hinwegnehmen und mit einiger Umwandlung der Scenerie, die Poesie in Prosa übersetzen; wir durch Mittheilung einiger Scenen ein lebendiges Bild von dem qualvollen Liebeleben der armen Annette und den eifersüchtigen Launen Goethe's geben würden. —

Versuchen wir diese interessante Selbstschilderung, mit Hinweglassung des sentimentalen Elements des Schäferspiels im Geschmack jener Zeit in Novellenform wiederzugeben.

3.

Zwei feindlich Liebende.

Wie Goethe sein armes Käthchen quälte, sehen wir schon aus den ersten Scenen seines kleinen Schäferspiels: „die Laune des Verliebten!"

Wie dort die beiden Lamon und Egle sich sehr bald verständigten und jede Eifersucht fallen ließen, so auch hier in der Wirklichkeit.

Es war am Abend eines Balles, den Annette — die so selten, an einem solchen Vergnügen Theil nehmen durfte — mit ihrer Freundin, die wir, mit Goethe „Egle" nennen wollen und deren Bräutigam Lamon besuchen wollte. Egle war schon in voller Toilette; sie half Annette die Ihrige vollenden. Diese bestand in einem feinen, weißen Kleide von leichtem, florartigen, feinen Gewebe, das man damals Nesseltuch nannte — mit rosa-atlassenen Bandschleifen aufgezogen, welches dem schlankgewachsenen jungen Mädchen ungemein wohlkleidend stand zu dem reizenden Köpfchen mit dem rabenschwarzen Haar und blühenden Antlitz. Ein einfaches ächtes Perlen-Collier — der Brautschmuck ihrer verstorbenen Mutter legte sich schmeichelnd um den schwanenweisen Hals und Nacken des nach damaliger Mode tief und weit ausgeschnittenen weitbauschigen Kleides. — Nun fehlte noch der Blumenschmuck im Haar. Auch Egle hatte

noch im blonden Haar keinen Blumenkranz; übrigens war sie fix und fertig im Rosakleide zum Ball geschmückt.

„Wo er nur bleiben mag, mit den Blumen, mein Bräutigam" begann Egle nach einer Pause, „daß, wenn der Wagen kommt, man nicht auf uns zu warten braucht."

„Da ist er!" rief Annette, dem eintretenden Lamon, der einen flachen Korb mit Blumen trug, entgegen. „Ach wie schön! wie herrliche Blumen. Nun laßt uns die Kränze winden."

„Ach, diese dunkelrothe Rose!" rief Egle und griff danach.

„Diese seltene Rose vom dunkelsten Roth" entgegnete Lamon und zog sie zurück, „ist nicht für Dich!"

„Es ist die Schönste aller Blumen, sie gebührt der Braut," versetzte Egle etwas empfindlich.

„Ja gewiß," sagte Annette bescheiden, ich wäre mit der weisen Rose dort schon zufrieden. Für wem sollte ich mich auch schmücken, da mein Geliebter nicht mit dort sein wird."

„Nein Liebe," sprach Lamon zu seiner Braut, „ich finde: Das Dunkelroth dieser Rose würde dem schwarzen Haar Annettens besser stehen und Dir, der Blondine diese helle Rose hier." Er übergab damit Jeder die für sie bestimmte Blume.

„Und das soll ich artig finden?" sprach Egle, nicht

ohne eine kleine Empfindlichkeit durchblicken zu laſſen, „daß mein Bräutigam einer Andern den Vorzug giebt!“

„Geliebte,“ entgegnete er, „ſei nicht böſe, wir kennen und lieben uns ja ſchon lange. Seit einem Jahre ſind wir Verlobte. Ich weiß es, Du liebſt nur mich allein und ich, das mußt Du wiſſen, bin ewig Dein. Doch Eiferſucht, die möge fern uns bleiben! Iſt es Verbrechen, auch Andere ſchön zu finden? Ich habe nichts dagegen, wenn Du dieſen ſchönen Herrn artig findeſt. Nun noch einmal: nicht böſe ſein!“

„Ich bin's auch nicht,“ verſetzte Egle und ſchmiegte ſich liebend an den Geliebten an, „du aber, ſei es auch nicht. Wir haben Beide gleich gefehlt. Ich kann es nicht leugnen, daß ich vielleicht zu freundlich oft von dem Einen oder Andern, der uns beim Tanz Artigkeiten ſagt, dieſe angehört habe. Und manchem hübſchen Mädchen ſagſt Du was Süßes vor, wenn ich auch nicht dabei bin. Indeß ich weiß es: dem Herzen läßt ſich wohl gebieten, dem Scherze nicht. Die Eiferſucht kleidet weder mich noch Dich.“

Eine zärtliche Umarmung und liebewarme Küſſe, feierten die Verſöhnung dieſes kleinen Liebeſtreites, und ſo gaben dieſe Beiden das Bild einer Liebe, die durch keine Eiferſüchtelei, kein Mißtrauen ſich trüben läßt. Welch ein anderes Lebensbild einer launenhaften eiferſüchtigen Liebesqual trat aber jetzt in den Vordergrund, als Annette mit ins Geſpräch gezogen wurde.

4.

Die Laune des Verliebten.

„Du lächelst über uns," fragte sie Lamon, „was denkst Du Dir davon."

„Nicht viel," entgegnete sie.

„Doch immerhin genug," versetzte er, „um mein Glück zu erkennen und Deine Qual zu empfinden."

„Was willst Du damit sagen?" fragte Annette befangen, die mit ihrem feinen Gefühl sicher erkannt hatte, was er damit meinte; aber es sich nicht selbst eingestehen wollte. Doch begann sie, die dunkelrothe Rose vor dem Spiegel an ihr schwarzes Haar zu halten.

„Was ich damit sagen will?" versetzte Egle, „wenn Dich Dein Liebster sieht, nun so beginnt Deine Qual. Er ist voll Eigensinn, weit mehr, wie jeder Andere. Du meinst er liebe Dich? o nein ich kenne ihn besser. Es schmeichelt ihn, daß Du gehorsam bist; darum nur liebt er Dich. Er hat Freude daran, Dein Tyrann zu sein. Er liebt Dich nur, damit er Jemand hat, den er befehlen kann."

„Aber er gehorcht mir oft," entschuldigte Annette.

„Um dann ein neues Recht zu haben, Dir wieder zu befehlen. Du suchst dann bittend seinen Blick. Dem Weibe ist von der Natur, die Macht des Blickes gegeben, der

es vermag, den Mann in Entzücken zu verſetzen, oder ihn niederzuſchlagen. Du blickſt ihn zärtlich an und mußt Dich glücklich ſchätzen, wenn er nur freundlich wird. Doch da ſitzt er, Dir gegenüber, die Stirn voll Falten, die Augenbraunen tief zuſammengezogen, die Augen düſter und wild, die Lippen aufgezogen. Fürwahr ein recht erfreulich Bild; und ſo zeigt er ſich täglich, bis endlich Deine Bitten, Küſſe, Klagen den finſtern Zug des Unmuths und der üblen Laune von ſeiner Stirn verſcheuchen."

„Und doch kennſt Du ihn nicht genug," entgegnete Annette, „Du haſt ihn nie geliebt. Es iſt nicht Eigenſinn, was ihn ſehr verſtimmt, die üble Laune iſt die Plage ſeines Herzens. Und dieſe Laune trübt uns Beiden die ſchönſten Tage unſers Liebelebens. Und doch iſt es mein Troſt, daß, wenn er mich nur ſieht, wenn ich mit Bitten ihn erweiche, wenn ich ſchmeichelnd ihm Treue und Liebe ſchwöre, doch am Ende die harte Rinde ſeines Herzens ſich löſ't und er verſöhnt in meine Arme ſinkt."

„Bei Gott ein großes Glück," ſpöttelte Egle, „und doch gönnt er Dir kaum die Luft, die Du einathmeſt; und gönnt Dir keine Luſt, wie pochte Dir das Herz, als Du vom Tanze ſprachſt, der heute uns noch erfreuen wird. Dein Liebſter meidet den Tanz und wehrt auch Dir Theil daran zu nehmen. Kein Wunder, daß er ſo oft Dich hindert einen Ball zu beſuchen. Er beneidet ja das Gras, wo es Dein Fuß betritt. Er haßt den Vogel, den Du

liebeſt. Wie könnte er ruhig ſein, wenn Dir ein Anderer im Tanz die Hand gereicht, oder gar im Ländler Dich umſchlingt, wird er nicht wüthend werden vor Eiferſucht, wenn er nur ſich denkt, daß Dir ein Anderer Liebesworte zugeflüſtert, oder gar Dich an ſein Herz gedrückt?"

„Nur heute biſt Du ungerecht," verſetzte Annette, von der Wahrheit dieſer Schilderung getroffen, „hat er mir nicht, weil ich ihn darum bat, Erlaubniß gegeben, mit Euch dieſen Ball zu beſuchen?"

„Das wirſt Du noch lange fühlen müſſen, arme Annette."

„Wie ſo?"

„Und warum bleibt er denn ſelbſt zurück, anſtatt Dich auf den Ball zu begleiten?"

„Er liebt nicht den Tanz."

„Nein das iſt es nicht, es iſt üble Laune, Tücke. Erwarte es nur, kehrſt Du zurück vom Freudenfeſte, ſo wird er, vielleicht ſchon morgen die Frage ſpöttelnd an Dich richten: Nun, amüſirt? ganz prächtig, wirſt Du ſagen. Ei, das war ja ganz charmant. Die ganze Nacht getanzt? abwechſelnd, mit Geſellſchaftsſpielen. Wohl gar Pfänderſpiel getrieben? nun ohne das geht's ſelten ab im Kreiſe vergnügter junger Leute. Und Küſſe, ohne Zahl ..... Je nun, im Pfänderſpiel kann man's nicht vermeiden, da heißt's: „„den Kuß in Ehren .... kann man nicht wehren,"" wird er roth vor Zorn ausrufen, dann mit er-

zwungener Ruhe fragen und der Gott der Damen, der junge Doctor Kanne war auch dabei? Gewiß. Der tanzte wohl mit Dir? sehr oft, ei ganz charmant! und der tanzt schön, entzückend schön! Es ist zum rasend werden!"

„Ja," sagte Annette lächelnd, mit einem Anflug von Traurigkeit, „das ist sein Ton, doch werde ich mich hüten, ihn so zu reizen. Ich sage ihm lieber: daß ich furchtbar mich gelangweilt und in stiller Ecke Thränen vergossen, dann wird er versöhnt sein mein übelgelaunter Freund."

„Ein großes Glück," sprach Egle, die ihren Rosenkranz nun vollendet hatte, „um daß ich Dich nicht beneiden möchte. Doch bitte, befestige mir den Kranz."

„Recht gern," sprach Annette und schmückte ihre Freundin, die sich vor dem Spiegel auf einen Stuhl gesetzt hatte, mit dem Kranz im blonden Haar. „Wunderschön!" rief sie aus.

„Doch Deine Liebe . . ."

„Hat auch ihr Schönes. So kann es mich erfreuen, wenn er meinen Blick der ganzen Welt beneidet, und dieser Neid läßt mich erkennen, wie sehr mich Goethe liebt. Das schmeichelt meiner Eitelkeit und läßt alle Qualen mich vergessen."

„Ach ich bedaure Dich," rief Egle aus, „Du bist nicht mehr zu retten, weil Du Deine Qualen liebst. Du klirrst mit Deinen Ketten und überredest Dich: es sei Musik."

„Ein Band zur Schleife fehlt mir noch, ein dunkel-

rothes Band," ſagte Annette, um abzulenken von dem Geſpräch, das mit jedem Wort die Tiefe ihres Herzens traf.

„Du Schelm," ſprach Egle zu ihrem Verlobten lachend, „haſt neulich mir ein ſolches Band entwendet, nun geh zur Strafe es zu holen für meine Freundin."

„Sehr gern!" entgegnete Lamon und eilte hinaus und beide Mädchen waren nun allein und konnten deſto vertraulicher über Annettens Herzensangelegenheit ſich ausſprechen.

„Dein Liebſter legt wenig Werth darauf," bemerkte Annette, „was ihm ſein Mädchen ſchenkt."

„Ich muß geſtehen," entgegnete Egle, „mir ſelbſt gefällt es nicht, wie er die Liebe nimmt. Die kleinen Tändeleien der Liebe, die ein gefühlvolles Herz erfreuen, ſie rühren ihn nicht. Doch liebe Freundin, weniger quälend iſt es, ſich nicht ſo ſehr geliebt zu ſehen, als überſchwenglich, überſpannt. Ich lobe gern die Treue, doch muß ſie uns, bei voller Sicherheit, die volle Freiheit geben."

„Meine Egle," verſetzte Annette, „wohl weiß ich ein liebevolles Herz zu ſchätzen. Oft zwar betrübt er mich, doch meine Thränen rühren ihn. Macht er mir einen Vorwurf, fängt er an mich mit Eiferſüchtelei zu quälen, ſo darf ich ihm nur ein gutes Wort ſagen, und bald iſt er umgekehrt. Er hört dann auf zu zanken, fällt zärtlich mir zu Füßen und fleht mich an, ihm zu vergeben.

„Und Du vergiebst ihm auch?“

„Gewiß, immer.“

„Heißt das nicht ein elendes Leben? wenn man dem Geliebten stets verzeihen muß und niemals dafür belohnt wird?“

„Was man nicht ändern kann .... muß man geduldig tragen.“

„Nicht ändern? ich meine doch, es würde ein Leichtes sein, ihn zu bekehren.“

„Wie wäre das möglich?“

„Du selbst, Annette, trägst die Schuld von den üblen Launen Deines Liebsten.“

„Wie so?“

„Durch Deine Zärtlichkeit.“

„Nun meine Liebesflamme, dächte ich, würde nur die Seinige entzünden.“

„Du irrst,“ sprach Egle, „versuchs einmal, erscheine ihm kalt und strenge, statt um Verzeihung ihn zu bitten, stelle Dich beleidigt durch seine Vorwürfe und er wird zärtlich werden. Der Mensch will einmal sein Glück erringen. Ist er gewiß, daß man es ihm entgegen trägt, so weiß er's nicht zu achten. So wiegt er sich in Sicherheit, er weiß, daß Du ihn liebest, daß Deine Liebe ihm gewiß ist; er mag Dich quälen oder nicht. Warum sollte er sich bemühen, um Deine Liebe sich zu bewerben, da er weiß: sie kann ihm nicht entgehen. Und dieses ewige Einerlei

der Liebe, das langweilt ihn. Er macht ſich Qualen, weil er keine hat. Er zweifelt nur, weil Du ihm nichts zu zweifeln giebſt. Begegne ihm ſo, daß er glauben muß, Du könnteſt ihn auch entbehren. Zwar wird er raſen; doch laß Dich nicht bange machen; es wird nicht lange dauern, ſo liegt er flehend zu Deinen Füßen und dann wird ihn ein verſöhnter liebevoller Blick weit mehr, als jetzt ein Kuß erfreuen."

„Das mag Alles gut ſein; allein es auszuführen, vermag ich nicht!"

„Wer wird auch gleich den Muth verlieren!"

„Da kommt mein Goethe," rief Annette durch's Fenſter blickend, „was wird er ſagen, wenn er mich im Ballſtaat ſieht?"

„Nimm Dich zuſammen Annette, nur nicht ſchwach, ſonſt iſt Alles für Dich verloren. Sei hart gegen ihn und er wird weich werden gegen Dich. Hüte Dich vor dem Gegentheil. Biſt Du weich, ſo wird er hart ſein.

5.

Goethe.

In dieſem Augenblick trat Goethe ein. Annette flog ihm in die Arme und rief: „Mein Geliebter!" „Mein Käthchen!" ſprach er in einem Ton, der zärtlich ſein ſollte,

aber nur erzwungen war. Statt eines Kusses auf die blühenden Rosenlippen, trat er zurück und küßte ihre Hand.

Betroffen blieb er stehen. Mit untergeschlagenen Armen betrachtete er sie, und seine Züge wurden finsterer.

Annette wurde verlegen. „Gefalle ich Dir so?" —

„Für wem hast Du Dich so geschmückt? für mich nicht, für Andere; denen aber wirst Du besser gefallen als mir, der ich eben den Ballstaat nicht besonders liebe. Und diese Blumen im Haar; sind es die, welche ich Dir vor einigen Tagen geschenkt habe?"

„Die sind verwelkt!"

„Das glaube ich gern. Nur Liebe weiß Liebesgaben zu würdigen und pflegen und diese dunkelrothe Rose in Deinem Haar. Von wem?"

„Von Lamon."

„Dachte ich's doch! ist's so weit schon gekommen" —

„Er ist mein Bräutigam," sprach Egle verletzt, „und ist mir treu."

„Nun, auf diese Bürgschaft hin möcht' ich es glauben. Sonst traut man nicht viel den Mädchen, die sich hinter dem Rücken des Geliebten von andern jungen Männern Blumen schenken lassen."

„Da haben wir es", sprach Egle halblaut zu Annette, „nur Muth, Muth! meine Freundin."

„Ich weiß," wendete sich Annette zu Goethe, „ich habe sehr gefehlt und bitte es mir zu vergeben. Es war

nicht Untreue, daß ich dieſe dunkelrothe Roſe in meinem ſchwarzen Haar Deinen bunten Nelken und Roſen vorzog, die mich nicht gekleidet hätten, es war nur Eitelkeit.“

„O Eitelkeit Dein Name iſt Weib!“ rief Goethe aus, und ſetzte dann hinzu: „Wie wirſt Du glänzen, wie Liebe erwecken im Herzen aller jungen Männer, die heute mit ihrer Galanterie Dich umſchwärmen werden!“

„So freuen Sie ſich doch,“ ſprach Egle, „von einem Mädchen geliebt zu werden, um das Viele Sie beneiden.“

„Das eben iſt es. Wie kann man glücklich ſein, wenn man beneidet wird?“

„Gewiß mein Freund, wenn man ſo ſicher ihrer Liebe iſt wie Sie .....“

„Nun Käthchen,“ ſprach Goethe ablenkend zu Annetten, „erzähle mir aber auch hübſch von Deinem Balle. Der flinke Tänzer Floriſtan, er wird doch auch dabei nicht fehlen!“

Annette ſchwieg verlegen und Egle nahm das Wort: „Zum wenigſten hat er es mir verſprochen, daß er gewiß nicht ausbleiben würde. Er hat Annetten ſchon zum erſten Länderer engagirt.“

„Und die ſagte zu? Ei, das iſt ja ganz ſcharmant.“

„Sollte ſie etwa ohne Tänzer bleiben? Wir Mädchen thun immer wohl, uns zeitig mit einem Tänzer oder Bräutigam zu verſorgen, damit es ſpäter nicht an beiden fehle.“

„Ei, das iſt ſehr ſchön! und darüber ſoll ich gar

mich noch erfreuen! Vom Tanz zur Liebe ist ohnehin nur ein Schritt. In der That, Du wirst Dich heute sehr, sehr glücklich fühlen, Käthchen!"

„Wie könnt' ich das? Du bist ja nicht dabei mein Freund!"

„Nun hören Sie, nahm Egle das Wort, „so lieb und treu, und das wird nicht erkannt. Unmöglich kann es gute Früchte tragen, sie so mit Eifersüchtelei zu quälen."

„Ich quäle sie ja nicht."

„Wie? heißt das nicht ihr Qualen, mehr als ein treues Herz ertragen kann, bereiten, daß Sie aus Eifersucht ihr jedes Vergnügen mißgönnen und verbittern? heißt das nicht quälen, immer zweifeln daß sie .....

„Egle" — fragte Goethe zweifelnd, „bürgen Sie mir dafür, daß Käthchen mich wahrhaftig liebt?"

„Ich, soll Dich nicht lieben?" rief Annette schmerzlich aus und Thränen füllten ihre schönen Augen.

„Wann gabst Du mir Beweise Deiner Liebe? etwa als Du von Lamon diese Blumen annahmst, sie in Dein Haar geflochten? oder neulich als Du von Floristan Dir eine Rose mit Vergißmeinnicht schenken ließest, eine so bedeutungsvolle Gabe?

„Mein Geliebter!"

„Nicht wahr, das ist Unwahrheit, denn du bist unfähig solcher Untreue, weil Du mich liebst. Und wenn es wahr ist, wie hättest Du sie belohnen können? Du ließest Dich

vom Geber küſſen? Nun ja, was iſt dabei? Mein Käthchen verſteht zu küſſen. Von mir hat ſie's gelernt und will es nun an Andern üben.

„Wie ungerecht! ich habe es tauſendmal Dir ſchon geſchworen. Nie hat mein Mund Dir die gelobte Treue je entweiht."

„O ſchweig Annette," ſprach Egle in tiefſter Entrüſtung, „er will nicht wiſſen, wie Du ſchon hundertmal Dich gerechtfertigt hat. Er hat Dich angehört, Dir verziehen und immer wieder erneuert er ſeine Vorwürfe."

„Und das vielleicht mit Recht," verſetzte Goethe verſtimmt.

„Mit Recht?" rief Annette, und brach aufs Neue in Thränen aus, „ich untreu ſein? und das könnteſt Du im Ernſt glauben? mein Freund, unmöglich!"

„Nein ich will mich zwingen es nicht zu glauben."

„Gab ich Dir je Gelegenheit für treulos mich zu halten?

„Nur oft genug!"

„Wann war ich Dir untreu?"

„Niemals! — das iſt es eben was mich quälet? Aus Vorſatz haſt Du nie gefehlt — aus Leichtſinn oft. Was ich für wichtig halte erſcheint Dir ganz unbedeutend. Und was mich ärgert, gilt Dir für Nichts.

„Nun das iſt ja gut," ſprach Egle, „wenn es Annette leicht nimmt, wie ſollte ſie ſonſt die üblen Launen ihres Geliebten nur ertragen können? Was ſchadet's Ihnen, Freund?"

„Das hat sie oft gefragt. Nun freilich thut's mir weh."

„Nun was denn? Annette wird Ihnen niemals untreu werden."

„Mag sein, denn was ich schon erfahren habe, ist zu wenig, um sie für untreu zu halten, zu viel, um an ihre Treue glauben zu können."

„Mehr als je ein weibliches Herz liebt, liebt Ihr treues Käthchen Sie."

„Und doch liebt sie den Tanz, die Lust, den Scherz mit Andern, so sehr als mich."

„Nun, wer einen jungen Mädchen nicht die geringste Lebensfreude gönnen kann, der möge unsere Mütter lieben."

„Schweig Egle," bat Annette in tiefster Bewegung und wendete sich dann gegen ihren ungerechten, immer noch geliebten Freund: „Goethe" sprach sie bewegt und ernst, „ich beschwöre Dich, hör auf mich ungerecht zu kränken. Frag nur unsere Freunde wie oft ich an Dich gedacht, wenn Du nicht bei unsern Spielen wareſt, wie oft es mir mein Vergnügen verdorben hat, wenn ich Dich vermißte, wie oft ich Egle dann gefragt: was mag wohl Goethe machen, wo mag er sein? Was denken und was fühlen? O wenn Du mir nicht glaubst, geh heute mit mir auf den Ball. Dann sag noch einmal, wenn Du's vermagst, daß ich Dir untreu bin. Ich tanze nur mit Dir, nie will ich Dich verlassen. Nie wieder sollst Du mir

ein Lächeln ſchenken, wenn mein Benehmen Dir zur Unzufriedenheit nur den geringſten Anlaß giebt.“

„Daß man ſich beherrſchen kann, beweiſet noch nichts dafür, daß man auch liebt.“

„Aber Goethe,“ ſprach Egle, „ſehen Sie dieſe Thränen an, ſie fließen als Zeugen ihrer Liebe. Nie hätte ich es für möglich nur gehalten, daß ein wahrhaft Liebender, ſo hartherzig ſein könnte, immer mehr zu verlangen, je mehr man ihm gewährt. Nicht ihre Liebe rührt Sie, nicht ihr Schmerz. Sie iſt meine Freundin, ich kann's nicht dulden, daß ſie fort und fort von Ihnen beleidigt wird. Schwer wird es ihr werden Sie zu fliehen, doch ſchwerer noch ihr, den, der ſie quält, die Liebe zu bewahren.“

Dieſen Gedanken, daß er durch ſeine eiferſüchtigen Launen ſich um Annettens Liebe bringen könne, hatte Eindruck auf ihn gemacht. Plötzlich war er, wie umgewendet. Er ſtand einen Augenblick ſchweigend und unentſchloſſen, während Annettens Blicke ihm ſagten, was ſie dachte und fühlte: „Ach warum bin ich ſo ſchwach, den Undankbaren immer noch lieben zu müſſen?“

„Käthchen,“ ſprach er, mit dem Ausdruck von Liebe und Reue, „geliebtes Herz, kannſt Du mir verzeihen?“

„Ach!“ entgegnete Annette unüberſchwenglich glücklich, durch ſeine Umkehr, „habe ich es Dir nicht ſchon allzuoft bewieſen?“

„Großmüthigstes, edelstes Herz," rief er und sank vor ihr nieder auf sein Knie, „laß mich zu Deinen Füßen ...."

„Steh auf Geliebter!"

„Was man zu heftig fühlt," bemerkte Egle, „ist selten von allzulanger Dauer."

„Und diese Leidenschaft womit ich sie anbete, liebe ..."

„Wäre ein weit größeres Glück, wenn sie nicht so heftig wäre. Ihr würdet ruhiger und damit glücklich sein."

„Geh lieber Goethe, wir bedürfen beide der Erfahrung, geh mir einen Strauß zu pflücken, der mir am Herzen blühen soll."

„Du hast ja die dunkelrothe Rose im Haar."

„Nur von Deiner Hand hat eine Blume werth für mich. Diese die ich von Egles Bräutigam empfing, ist mir nur lieb, weil sie mir gut steht."

„Ei ja wohl," sprach Goethe empfindlich, „aber auch schon wegen des Gebers muß sie Dich entzücken."

„Meinst Du? Nun mein Freund dann werde ich Dir sie geben, damit Du nicht böse darüber wirst."

Damit nahm sie die Blume aus dem Haar, und gab sie ihm. Freilich schwammen ihre Augen dabei in Thränen, zum Zeugniß wie schwer ihr das Opfer wurde; aber Goethe schien das nicht bemerken zu wollen, er nahm die Blume küßte ihre Hand und sprach: „ich werde gehen Dir

andere Blumen zu bringen.“ Und dann ging er, indem er ein grauſames Vergnügen darin fand einen neuen Sieg über ihre Liebe errungen zu haben.

6.

Guter Rath.

Nun waren beide Mädchen allein und die Situation war nahe genug an ihr Herz getreten um den Erguß des Vertrauens zwiſchen beiden zu erwecken.

„Du gutherziges Mädchen,“ ſprach Egle, ſo wird es Dir nicht gelingen. Seine ſtolzen Anſprüche wachſen, je mehr Du ihm gewährſt. Sei verſichert arme Annette, zuletzt raubt er Dir noch Alles, was Du liebſt.“

„Wenn ich nur nicht ihn ſelbſt verliere, das iſt noch meine einzige Sorge.“

„Das ſind ſchöne Geſinnungen. Man ſieht daraus Du biſt noch unerfahren in der Liebe. Im Anfange wenn man liebt verſchenkt man ſein Herz. Man hat dann gar keinen Gedanken als an den Geliebten. Leſen wir in dieſer Zeit einen ſentimentalen Roman, wie zärtlich der Held deſſelben liebt, wie treu, wie empfindſam er geweſen, wie groß und muthvoll in der Gefahr, in die er ſich geſtürzt, um die Geliebte zu erretten, ſo verdreht uns das den Kopf. Wir wollen elend ſein, wir glauben uns im Buche zu erkennen. Ein junges, empfindſames Herz wird durch Ro-

manlectüre leicht verdreht. Wir lieben lange so mit Ueberspannung, bis wir am Ende merken daß unsere Liebe närrisch war."

„Doch das ist nicht bei mir der Fall".

„In der Fieberhitze spricht gar mancher Kranke, daß ihm gar nichts fehle. Darf man ihm glauben? Nein! man reicht ihm Medizin; auch wider seinen Willen. So muß man sie auch Dir geben."

„Ich bin kein Kind, das man zwingt die Arzenei zu nehmen."

„Aber Du liebst Annette."

„Du auch Egle!"

„Aber nicht wie Du, so stürmisch. Man kann auch ruhig bleiben und doch sehr zärtlich lieben."

Egle erhielt jetzt von dem eintretenden Geliebten das Band welches dieser ihr geholt hatte. Sie setzte sich und Annette schmückte damit den Kranz, den sie ihr aufsetzte zum Feste.

„So, nun fertig!" sprach sie, „ach, wenn mir doch mein Geliebter nun auch die versprochenen Blumen brächte!"

„Erwarte ihn hier. Ehe wir zum Feste fahren habe ich noch Häusliches zu besorgen."

Damit verließen beide, Egle und Lamon das Zimmer und Annette blieb allein.

„Wie unglücklich," sprach sie für sich, „machen mich Goethes üble Launen! — Soll ich den Rath befolgen,

den mir Egle gab, ihn durch Kaltsinn zu bekehren? — Wie könnte ich das? — Wie würde er wüthen? — Ich kenne seinen Zorn, — wie zittre ich vor ihm! — wie schlecht werde ich diese Rolle spielen. Doch wenn ich ihn zur Umkehr bewege, wenn er nun mir nachgeben müßte, wenn ich etwas wünschte, wie himmlisch wäre das, wie sanft würde ich mein Commando führen! Jetzt wäre es Zeit ihn zu bekehren. — Er kommt! — wie zittere ich schon bei seinem Nahen. Sei stark mein Herz, du mußt Dich fassen."

7.

Neuer Streit und Frieden.

Jetzt trat Goethe ein, einen Blumenstrauß in der Hand haltend. „Sie sind nicht besonders schön mein Kind," sprach er, indem er ihr die Blumen reichte, „ich habe sie nicht besser in der Eile pflücken können."

„Es genügt schon, daß sie von Dir sind," entgegnete Annette schmeichelnd.

„So schön sind sie nicht, wie damals die Rosen waren, die Floristan Dir gegeben hat."

Annette steckte den Blumenstrauß an die Brust. „Hier," sprach sie, „am Herzen, worin Du wohnst, sollen auch Deine Blumen ruhen."

„Sind sie dort sicher?"

„— Glaubst Du etwa? . . . . ."

„Nein ich glaube nichts. Ich bin nur ängstlich, denke ich an Dein Fest. Das beste Herz vergißt oft beim Spiel oder in der Lust des Tanzes, die Treue die es dem Geliebten schuldig ist. So ein junger Fant hält jedes freundliche Wort, jeden Blick von einem hübschen Mädchen, für einen Beweis ihrer Zärtlichkeit."

„Es ist genug, daß sie sich irren. Wohl mancher Anbeter sagt mir schöne Sachen; doch nur Du mein Goethe, besitzest mein Herz. Was willst Du mehr? Du kannst den Armen wohl erlauben, mich anzusehen. Sie glauben Wunder .....

„Nein sie sollen nicht glauben, gar nichts was Dich betrifft. Der Eine meint vielleicht beglückt zu sein, wie ich, blickt zärtlich Dir ins Auge und bildet sich schon ein, Dich nächstens zu küssen."

„So verleide ihnen doch den vermeintlichen Triumph, Geliebter. Geh mit mir auf den Ball; laß sie den Vorzug sehen, den ich Dir .....

„Ich danke schön, es würde grausam von mir sein, ein solches Opfer anzunehmen. Du würdest Dich schämen des schlechten Tänzers liebes Kind. — Ich weiß es nur zu gut, wem Eure Eitelkeit den Vorzug giebt, dem der anmuthig tanzt, nicht dem der liebt."

„Das kann wohl sein," entgegnete Annette empfindlich.

„Ja so ist es. — O daß ich nicht das Talent habe so

graziös zu tanzen wie Floriſtan, der Vielgeprieſene! — Wie reizend tanzt er nicht."

„Gewiß ſehr ſchön, ſo daß ihn Niemand übertrifft. — Und jedes Mädchen ....."

„Zieht ihn deshalb andern Tänzern vor."

„Sag lieber liebt ihn deshalb ſehr!"

„Mag wohl der Fall ſein bei Vielen, bei Allen, auch bei Dir."

„Vielleicht," antwortete ſie ſchnippiſch, geärgert durch ſeine Eiferſüchtelei.

„Vielleicht?" rief er aus, „nein gewiß, verflucht!"

„Hu, was machſt Du für fürchterliche Grimmaſſen. Das entſtellt Dich ganz, blick nur in den Spiegel."

„Es iſt aber auch zum raſend werden, wie Du mich quälſt."

„Ich? gerade umgekehrt! biſt Du nicht Schuld an meinem Schmerz? wie kann man nur ſo grauſam ſein!"

„Ich fühle mich gezwungen dazu. Du weißt, ich liebe Dich! Was meine Klagen hervorruft, iſt ja nichts als Liebe zu Dir mein Leben. Wenn mir Dein Auge lacht; wenn Deine Hand mich drückt, ſo bin ich überglücklich ſchon. Ich danke dem Himmel, der mir dieſes Glück gegeben, doch verlange ich's allein. Kein Anderer ſoll es haben."

„Nun warum klagſt Du denn? Nie hat's ein Anderer je genoſſen."

„Und Du erträgst sie doch die Laffen! — Du sollst sie hassen!“ —

„Hassen? — und warum?“

„Weil sie Dich lieben.“

„Weil sie mich lieben? darum hassen? — ein schöner Grund!“

„Ich seh's Dir an: Du scheust Dich Deinen Anbeter zu betrüben. Ja Du mußt sie schonen, sonst könntest Du durch Sprödigkeit, sie von Dir scheuchen. Dein Vergnügen wäre dann gestört.“

„Mein Goethe, Du bist sehr ungerecht! Ein Herz das liebt, kann keinen Menschen hassen.“

„Wie schön vertheidigst Du das Kokettiren Deines zärtlichen Geschlechts. Heute wirst Du große Triumphe feiern. Zwanzig Laffen werden um Dich sein; für Jeden wirst Du ein freundlich Wort oder lockende Blicke haben. Wenn mich die Qualen der Eifersucht verzehren, wirst Du von einer Lust zur andern taumeln. Geh! Ich bin der größeste von allen Thoren, weil ich Dich liebe.“

Annette schwieg. Sie dachte für sich: „Er hat gesiegt! mein schwaches Herz muß seinen strengen Willen unterliegen. O Gott, lebt er denn nur, um mir jedes, auch das unschuldigste Vergnügen zu rauben? — Und dieses Elend, wird es niemals aufhören?“

Dann wendete sie sich zu Goethe: „Du machst das sonst so leichte Band der Liebe, zur schweren Kette durch

Deine Tyrannei und dennoch liebe ich Dich! Und auf Dein Wüthen antworte ich mit aller Zärtlichkeit; und in Allen gebe ich nach; doch Du biſt nie zufrieden. Nun wohl, weil ich Dich liebe und Du es wünſcheſt, ſo will ich Dir Alles opfern, ſelbſt die Luſt am heutigen Feſte. — Wart' einen Augenblick!"

Damit ſtand ſie auf und ging ſehr ernſt in eine Nebenkammer. Nach wenigen Minuten kehrte ſie im Hauskleide zurück und ohne Blumen im Haar. Dann ſtellte ſie ſich vor ihm hin und fragte: „Gefalle ich Dir ſo beſſer, Goethe?"

Der ruhige Ton, der feierliche Ernſt ihres Weſens erſchreckte ihn. Und er fühlte einen Augenblick die Größe ihres Opfers, das beunruhigte ihn, aber ſchmeichelte auch ſeinen Stolz. Er erkannte darin den Beweis von der Ueberſchwenglichkeit ihrer Liebe.

„Käthchen!" rief er aus, „Scham und Reue haben mich ergriffen, ich fühle mein Unrecht, vergieb mir! Geh' zum Feſte."

„Um es mir hundertmal wieder vorwerfen zu laſſen, um mein Vergnügen zur Quelle zahlloſer Kränkungen zu machen? Nein, Du wünſcheſt es und das genügt mir als Befehl. Ich bleibe bei Dir. Geh mein Freund, Deine Gedichte zu holen, um ſie mir vorzuleſen."

„O tauſend Dank für Deine Liebe, laß Dich umarmen, Du meine Heißgeliebte."

„Noch nicht," sprach Annette kalt, indem sie zurückwich, „geh, ich bin resignirt; aber der Liebe Tändelei ist nicht für diese Stunde."

„Ich gehe, um bald zurückzukehren, dann wird Liebe uns Lust und Tanz vergessen lassen."

Und er ging.

8.

Annettens Seelenwandelung.

„O Gott, wie ist mir denn?" sprach Annette, als sie sich allein sah. Sie setzte sich an den Tisch am Fenster und stützte den schönen Kopf, auf ihre kleine Hand.

Ein Wagen fuhr unter dem Fenster vorbei. Annette schrak zusammen. „Die Kutsche, die mich zum Balle führen sollte!" sprach sie vor sich hin. „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei! so jung noch und schon todt für alle Lebensfreuden! Und hat's ihn wohl gerührt, daß ich ihm meine Jugendlust geopfert? Er hält's für Schuldigkeit! und wird es kaum mir danken? Was willst Du armes Herz? Wie bist Du so krank und lebensmüde? Verdient der wohl das Glück von mir geliebt zu sein, der mir auch nicht die kleinsten Freuden gönnte? Was fesselt mich denn so an diesen Tyrannen, es ist ein Zauber, den ich nicht abzustreifen vermag. Verdiene ich diesen Schmerz, jawohl verdiene ich ihn! Er hört nicht auf, mich täglich mehr und

mehr zu kränken und doch kann ich nicht von ihm laſſen. Mir hüpft das Herz, wenn ich an den Tanz nur denke. Doch er hält mich zurück, das ſei ihm nie vergeſſen! Unglückliche! ſo jung noch und ſchon ein Opfer ſeiner Liebeslaune!"

In dieſem Augenblick trat Egle und ihr Bräutigam ein. „Nun geſchwind Annette, die Kutſche hält ſchon vor der Thür!"

„Du ſiehſt Egle, ich bin nicht zu dem Feſt geſchmückt."

„Wie, den Feſtſchmuck abgelegt? Armes Mädchen, Dein Tyrann hat Dich gezwungen.

„So iſt es."

„Geſchwind, mach Deine Toilette wieder. Wir warten noch!"

„Um keinen Preis, ich gab mein Wort!"

„Nun dann bleib. Ich rechne drauf, es wird Dir zum Glück gereichen. Dieſes Opfer wird das letzte ſein und keine Frucht der Liebe bringen."

„Geh nur geh, ich bleibe um mein Unglück zu beweinen."

„So reiß Dich von ihm los."

„Ich fürchte, es wird von ſelbſt ſo kommen; denn ich fühle, ſtatt der Liebe durchſchauert mich Kälte gegen den Tyrann, der ſolches Opfer forderte und nahm.

„Dazu helfe Dir Gott, dann biſt Du gerettet, und das iſt wohl des Opfers eines Balles werth. Leb wohl."

„Leb wohl!“ rief Annette der Scheidenden nach und als der Wagen davon rollte, füllten Thränen ihre schönen Augen.

9.

Das Erlöschen ihrer Liebe.

Wir können nicht weiter dieser Quelle, dem Schäferspiel: „Die Launen des Verliebten“ folgen. Dort entstand eine Versöhnung. Egle, verleitete Eribon, unter welchen Namen sich Goethe selbst geschildert hat, um ihn von seiner Eifersucht zu heilen, durch eine wohlgemeinte feine Koketterie, sie zu küssen, sie beschämte ihn, indem sie es in seiner Gegenwart Annetten erzählte und Goethe entsagte nun seiner Eifersucht, die Versöhnung erfolgte und er begleitete sie zum Ball.

So im Drama; der versöhnende Schluß, welcher nur der Dichtung angehört. Aber in der Wirklichkeit war es anders. Wie er in seiner Selbstbiographie Wahrheit und Dichtung und diese ergänzend, in seinen Briefen die Katastrophe seiner Liebe erzählt, so müssen wir ihm im Wesentlichen folgen.

Knüpfen wir also wieder an, an jene Scene, als Lamon und Egle zu Balle fuhren und Goethe mit Manuscripten seiner Gedichte beladen, zu seinem Käthchen zurückkehrte.

Kaum schien sie seinen Eintritt zu bemerken. Sonst flog sie ihm entgegen, heute blieb sie sitzen.

„Guten Abend Käthchen," sprach er.

Sie erwiederte fast tonlos den Gruß. Er küßte sie und sie ließ es sich gefallen; doch ohne seine Zärtlichkeit zu erwiedern. Die Lippen waren kalt, die Augen voll Thränen.

„Was fehlt Dir geliebtes Käthchen?"

„Nichts," sprach sie eintönig.

„Gewiß, es reuet Dich das Opfer, das Du meiner Liebe brachtest."

„Nicht daß ich es brachte; denn es war ja Dein Wunsch; aber daß Du es annehmen konntest, das thut mir unheilbar weh!"

„Geliebtes Käthchen, erkenne daraus die Stärke meiner Liebe."

„Der Geliebten jedes, auch das unschuldigste Vergnügen rauben, das ist wohl Liebe? so? das wußte ich nicht."

„Sei billig Käthchen, wenn ich Dich nicht liebte, würde es mir gleichgültig sein, ob Andere Dich vergöttern dürfen oder nicht."

„Goethe," sprach sie feierlich, „kannst Du im Ernst glauben, daß es die Liebe stärkt, wenn man die Geliebte tyrannisirt?

„Was sagst Du da? Unglückliche?"

„Ja es ist heraus! Ich fühle das heutige Opfer wird das Grab unserer Liebe werden.

„Dann war es keine wahre Liebe, die immer opferfreudig ist.“

„Möglich, daß ich mich getäuscht habe, über meine Herzensempfindungen.“

„Dann liebst Du mich nicht mehr!“

„Du wolltest mir Deine Gedichte vorlesen,“ entgegnete Annette, die Antwort auf seine Frage umgehend, „darum blieb ich ja eigentlich vom Balle zurück,“ sprach sie mit einer bittern Ironie.

Goethe war betroffen; so kalt hatte er sie noch nie gesehen. Wie am Marmorherzen so glitten seine Liebkosungen und seine Liebesschwüre an ihr ab.

„Du wolltest mir ja vorlesen! das war der Refrain von solchen Liebesbetheuerungen.“ Und Goethe las die Glühendsten seiner Liebesgedichte, hoffend daß die Dichtergluth auch ihre kalt gewordene Liebesgluth wieder entzünden werde. Aber vergebens war alle Dichtergluth und der Gefühlsausdruck womit er las. Sie blieb kalt und theilnahmlos. Als er sie davon betroffen, über eins der glühendsten Liebesgedichte um ihre Meinung fragte, antwortete sie trocken: „das Papier ist geduldig und wir armen Mädchen sind es auch, bis endlich der Geduldsfaden reißt,“ fügte sie leise, kaum hörbar hinzu.

Goethe gerieth dadurch in eine entsetzliche Stimmung. Was er früher nicht für möglich gehalten hatte, ihre Liebe

zu verlieren durch seine Tyrannei, trat ihm jetzt als entsetzliche Wahrheit vor die Augen.

Jetzt erst fühlte er was er verloren hatte, denn ihren Kaltsinn konnte seine Liebesflamme nicht wieder erwärmen. Doch für heute Abend rechnete er ihre Verstimmung, dem verfehlten Balle zu; aber er hoffte am andern Tage schon die Versöhnung zu feiern. Doch vergebens. Annette blieb kalt, freundlich zwar; aber jede Liebeswärme war verschwunden.

Nun wechselte er die Rollen. Er war es jetzt, der um ihre Liebe warb, jede Eifersucht verbannte, um sie nicht zu erzürnen. Doch Amors Fackel war in ihrem Herzen erloschen.

10.

Die Linde und der Freund.

Diese Wandlung in Annettens Gemüth ging doch dem jungen Goethe, mehr als irgend ein früheres Liebesverhältniß im Kopfe, oder vielmehr im Herzen herum.

Um sich zu sammeln, machte er am folgenden Tage einen seiner Lieblingsspaziergänge in das Rosenthal. Von dort aus erreichte er eine anmuthige Waldparthie, wo eine einfache Rasenbank den einsamen Wanderer zur Ruhe einladete. Diese Ruhe suchte er auf, um sich seinen Träumereien und wenn er unbemerkt blieb, seinen Thränen hin-

zugeben; denn jetzt erst fühlte er, wie sehr er Annette geliebt habe. Wir erkennen den Werth eines Gutes ja oft erst, wenn wir es verloren haben, oder in Gefahr sind es zu verlieren.

Als er die Bank erreichte, die er im Waldesdunkel suchte, fand er sie, unangenehm überrascht, schon besetzt. Es war ein junger Mann, der in einem Buche las und Goethe's Annäherung nicht zu bemerken schien. Goethe war schon im Begriff an ihm vorüber zu gehen, als er einem seiner liebsten Freunde erkannte, den jungen Doctor Kanne, der erst vor Kurzem promovirt hatte und nun anfing mit Erfolg die medizinische Praxis zu betreiben.

Kanne war ein junger Mann von gesetztem achtbarem Character; der bis jetzt noch von keiner Leidenschaft berührt, für seine Freunde, wie für die Leiden der Menschen ein warmes, fühlendes Herz besaß und durch liebenswürdige Offenheit, Biederkeit und Verständigkeit, bei sehr gediegenen Kenntnissen, sich Goethe's Freundschaft und Vertrauen zu gewinnen gewußt hatte.

Goethe fühlte, daß in diesem Zwiespalt seines Herzens und Verstandes, seine eigene Geisteskraft nicht hinreichte, um zur klaren ruhigen Erkenntniß zu gelangen, wie er sich nun ferner gegen Aennchen zu verhalten habe. So lag ihm denn jetzt das Bedürfniß nahe, seinem Freunde, der im Allgemeinen schon sein Verhältniß zu Aennchen kannte, jetzt eine vollständige Beichte abzulegen, über seine

Schuld, wodurch, wie er wohl fühlte, er ſelbſt das arme Mädchen ohne Noth gequält und das Liebesverhältniß zu ihr zerriſſen hatte.

Ein ſolches Bekenntniß lag ihm ſchon nach der erſten gegenſeitigen Begrüßung der beiden Freunde auf der Zunge, aber es wollte nicht heraus, denn er ſchämte ſich dem verſtändigen Freunde gegenüber ſeiner Thorheit, da half ihm dieſer, ohne es zu wollen, die Zunge löſen.

„Ich habe," ſprach Kanne lächelnd, „da ſoeben das Denkmal Deiner ewigen, glücklichen Liebe zu Deiner Annette geſehen, und wahrlich Dich beneidet um das Glück und die Wärme einer ſolchen Liebe, die meinem kalten Herzen ewig fremd bleiben würde."

„Ewige, glückliche Liebe," ſeufzte Goethe und hauchte dann ganz leiſe das Wort: „geweſen!"

„Nun ich meine, wer ſeinen Namen dort in die glatte Rinde jenes Lindenbaumes eingeſchnitten und den der Geliebten darüber, um das Ganze ein flammendes Herz geſchlungen, der giebt der Welt ein offenes Bekenntniß, daß er glücklich, ewig liebt."

„Schweig Freund," ſprach Goethe, „ich war ein Thor und bin es noch, laß uns dieſes Denkmal meiner Thorheit noch einmal betrachten und ich werde Dir ſagen, worin ſie beſtand."

Und ſie traten an den Lindenbaum, der ganz in der Nähe dieſes Ruheſitzes ſtand. Goethe's Name war, weil

er im Herbst des vorigen Jahres eingeschnitten im scharfen, bestimmten Gepräge, wohl erhalten; dagegen Annettens Name in der Saftfülle des Frühjahrs eingeschnitten, blutete, wie man am Baumschnitt das Austreten des Saftes und Verharrschen der Schnittwunde nennt, die sie undeutlich macht. Dasselbe war auch mit dem flammenden Herzen der Fall, welches die beiden vereinigten Namen umgab.

„Siehe," sprach Goethe schwermüthig, „wie sie Thränen vergießt und ihr das Herz blutet und ich, ich allein trage davon die Schuld!"

„Wie ist das möglich, Freund? eine Liebe, wie die Deinige, so treu und innig wie die ihrige...."

„Und dennoch zerrissen, den blutenden Herzen eine Wunde beigebracht, die nie so verharrschen wird, wie diese da in der glatten Rinde der Linde."

„Laß uns auf die Rasenbank setzen und dann erzähle, meiner innigsten Theilnahme gewiß."

„So höre denn":

Und nun erzählte Goethe, wie er sein Mädchen lange und grundlos gequält, wie er ihr jede Freude vergällt, jedes Vergnügen gestört habe und dann noch zuletzt das Opfer der Entsagung auf ein Ballfest, worauf sich Käthchen so sehr gefreut habe, wie sie es freiwillig gebracht; aber daß er es angenommen, ihr Herz durchkältet habe

und so, nach und nach durch seine eigene Schuld ihre Liebe erloschen sei.

„Da trägst Du freilich die Schuld und wie ich die Herzen der Frauen kenne, freilich nicht aus eigener Erfahrung, sondern aus psycholochischer Beobachtung, so vergiebt ein liebendes Herz Alles, nur nicht die Selbstsucht des Geliebten; denn eine Eigenschaft der Liebe ist es ja, das eigne Glück, die eigene Freude, im Glück und in der Freude des geliebten Gegenstandes zu finden. Du aber hast sie aus Selbstsucht tyrannisirt. Ihr feines Gefühl hat nach und nach, nicht in dieser Katastrophe allein, erkannt, daß eine zärtliche Verbindung mit einem Manne, dessen Selbstsucht die volle Hingebung schöner Weiblichkeit mißbraucht, nie zu ihrem Glück, nur zu ihrem Untergange führen kann. Ich fürchte, Du wirst ihre Liebe unwiederbringlich verloren haben."

„Aber das wäre ja entsetzlich. Jetzt erst fühle ich, wie unendlich ich sie liebe. Ich werde mich ganz umkehren. Wir werden die Stellen wechseln. Sie soll mir befehlen, ich werde gehorchen, ich werde ihr jedes Vergnügen zu machen suchen und um ihr zu beweisen, daß ich der Eifersucht völlig entsagt habe, werde ich Bekannte bei ihr einführen, auf die ich früher eifersüchtig war."

„Ich fürchte," entgegnete der Doctor Kanne ruhig, „es wird Dir wenig helfen, von einem Extrem ins Andere überspringen, ist nicht geeignet dem weiblichen Herzen

zu imponiren; noch weniger verlorene Liebe wieder zu gewinnen.“

„Aber ich kann nicht leben, ohne mit Käthchen ein freundliches Verhältniß zu unterhalten.“

„Nun wohl, so wirb um ihre Freundschaft, kein Wort mehr, keine Handlung, kein Kuß, kein Seufzer, kein Handdruck, nichts was auf Liebe deutet, und das Verhältniß wird ein wahrhaft freundschaftliches werden. Führe mich bei ihr ein, als Deinen Freund, ich werde suchen ihr Vertrauen zu gewinnen und dieses nur dazu benutzen, Dir ihre Freundschaft zu sichern, wenn es nicht gelingt ihr Herz für die Liebe wieder zu gewinnen.“

„Aber ....“

„Ich weiß was Du sagen willst, lieber Goethe, ich meine aber mein Herz ist nicht so leicht entzündlich wie das Deinige ....“

„Nun darauf möchte ich es nicht wagen ....“

„Und wenn sie Eindruck auf mich machen sollte, was ich noch sehr bezweifle, so behalte ich mir volle Freiheit des Handelns vor. Wenn sie mir die Neigung ihres Herzens schenkte, die sie Dir schon entzogen hat, so wäre das kein Verrath von meiner Seite; sondern im Gegentheil der einzige Weg Dir ihre Freundschaft zu erhalten, die sonst, mit ihrer Liebe für Dich verloren wäre.“

„Eine seltsame, qualvolle Proposition für mich, Du kalter Vernunft-Mensch!“

„Aber eine Vernünftige. Ich will Dir noch mehr sagen. Verschiebe meine Einführung bei Annette noch acht Tage, girre indeß wie ein Tauber um ihre Liebe, knie zu ihren Füßen, flehe und weine, schwöre ihr ewige Liebe, Gehorsam und Ergebenheit und gelingt es Dir, damit ihr Herz wieder zu gewinnen, nun so werde ich die Gelegenheit meiden, Annetten persönlich kennen zu lernen und wünsche Dir dann Glück zu einer geflickten Liebe; die doch bald genug wieder zerreißen wird, ohne Dich und ohne Aennchen glücklich zu machen, darauf kannst Du Dich verlassen; denn ich rede hier als Psycholog, Arzt und Menschenkenner."

Goethe schwieg einige Augenblicke nachdenkend, dann sagte er: „du magst recht haben; aber den Versuch muß ich noch wagen. Es geschehe nur um meine Beruhigung möglich zu machen."

„Versuche!" entgegnete der Arzt, „aber nun muß ich noch einen Gesichtspunkt der Humanität Dir vor Augen legen. Du sagst, Du liebst Annetten noch?"

„Unaussprechlich!"

„Das werden wir gleich sehen, ob es Wahrheit oder Selbsttäuschung damit ist. Wahre Liebe ist opferfreudig, sie zieht das Glück der Geliebten, dem eigenen Glücke vor."

„Gewiß!"

„Würdest Du, aus Liebe zu ihr Deine Zukunft opfern, die Dir so glänzend winkt, wirst Du Dich mit ihr ver-

loben, zum ewigen Brautſtand, denn Deine Ausſichten zu Brodſtellung, liegen dem kaum achtzehnjährigen jungen Mann fern, denkſt Du ſie zu heirathen? ihr mindeſtens dadurch eine ſichere Zukunft zu verheißen?

„Ich habe noch nicht daran gedacht," ſprach Goethe beſchämt mit niedergeſchlagenem Blicke.

„Alſo Du willſt und kannſt für ihre Zukunft nicht ſorgen, Du biſt ſelbſtſüchtig genug, nur für Dein Vergnügen eine leichtſinnige Liebeständelei unterhalten zu wollen, Du wirſt ſie abhalten ein jedes andere Ehebündniß zu ſchließen, Du wirſt ſie als alte Jungfer dem Geſpött der leichtſinnigen Jügend Preis geben, vielleicht gar dem Mangel, der Noth, der hülfloſen Krankheit. Und nachdem Du ihr Herz zermartert haſt mit Deinen eiferſüchtigen Liebelaunen, wirſt Du vielleicht noch für einige Jahre zu Deinem Amuſement, das Liebesgetändel fortſetzen; dann die arme Getäuſchte, in Thränen gebadet, verlaſſen! Frage Dich doch ſelbſt: iſt das edel, iſt das hochherzig? iſt es nur Deines Namens würdig?"

„Nein," ſprach Goethe tief ergriffen, „es würde inhuman, ſelbſtſüchtig und grauſam von mir ſein. Und jetzt bitte ich Dich, lieber Kanne, begleite mich heute Abend zu Aennchen, und wenn es Gottes Wille iſt, ſo werde mein Retter und der Ihrige, aus dieſem Wirrſaal zwiſchen Herz und Vernunft. Und ich ſei in Eurem Bunde der Dritte," ſetzte er ſchmerzlich hinzu.

„Nun, nun," lächelte Kanne, „soweit ist es noch lange nicht, und steht noch sehr in Frage, doch heute Abend sechs Uhr werde ich Dich abholen, lieber Goethe, nun bleib Du noch hier, allein in dieser Waldeseinsamkeit und philosophiire allein mit Deinem Herzen und Deinem Schmerz. Noch meine letzte Bitte, um Deines und Deines Mädchens Glück Willen, entsage jeder weichlichen Sentimentalität. Sei Mann und fasse einen Entschluß, der Deiner würdig ist. Gott sei mit Dir!"

Der Freund ging und Goethe war allein mit seinen Gedanken. Es nagte der Schmerz an seinen jugendlichen Herzen; aber er konnte an die Reden seines Freundes nicht denken, ohne sich selbst zu gestehen, daß jedes Wort desselben ein Vernünftiges war.

11.

Goethe, Kanne und Annette.

Daß sich Goethe sehr unglücklich fühlte, bedarf kaum einer Erwähnung.

Er nahm sich vor ihrer Liebe zu entsagen und sich nur um ihre Freundschaft zu bewerben. Aber die Ausführung hielt er geradezu für eine Unmöglichkeit.

Abends führte er seinen Freund, den Doctor Kanne, bei Annetten ein, da er ihn als seinen besten und vertrautesten Freund empfohlen hatte und sich dabei jeder eige-

nen Vertraulichkeit oder zärtlichen Anspielungen enthielt, so wurden Beide von dem jungen Mädchen auf das Freundlichste empfangen.

Für Goethe war allerdings die neue Stellung zu der Geliebten peinigend. Auch Annette hütete sich wohl bei aller Artigkeit und Freundlichkeit, sich in Kanne's Gegenwart merken zu lassen, daß ihr Verhältniß jemals ein Innigeres, als das einer reinen Freundschaft gewesen war, und Goethe ging mit feiner Gewandtheit, in diesen Ton der Zurückhaltung ein. Niemand aber benahm sich unbefangener in Mitte dieses gespannten Verhältnisses, als Kanne. Obgleich er ungemein viel Wohlgefallen an dem jungen Mädchen fand, das ihn besonders durch ihren klaren Verstand und die sittliche Reinheit ihres ganzen Wesens angezogen, nachdem sie die Schwärmerei einer ersten Liebe von sich abgestreift hatte, blieb sein Herz doch noch frei und so konnte er ungezwungen die ganze Liebenswürdigkeit eines gemüthlichen und feinen Umgangs entfalten, welches auch Annetten sehr zu gefallen schien.

Goethe konnte endlich seine gespannte und qualvolle Lage, diesen Beiden gegenüber, nicht mehr aushalten; er nahm seinen Hut und empfahl sich. Er hatte es am ganzen Abende sorgfältig vermieden, Annetten weder Du noch Sie zu nennen und das war ihr nicht entgangen. Sie hatte es herausgefühlt, daß nunmehr ein anderer Umgangston zwischen ihnen eintreten müsse, und war ihrerseits auf

das Uebergangsſtadium der Vermeidung des: Du oder: Sie, eingegangen.

Goethe kam öfter wieder. Nicht ſelten traf er ſeinen Freund, den Doctor Kanne, bei Annetten. Ihr Benehmen gegen einander verrieth nicht im mindeſten eine leidenſchaftliche Annäherung; wohl aber ein gemüthliches Behagen an gegenſeitigen freundlichen Geſprächen. Traf Goethe Annetten zufällig einmal wieder allein, ſo hütete er ſich wohl den früheren Ton der Eiferſucht wieder anzuſtimmen; aber er vergaß ſich auch einige Male und ſchwur ihr wieder ſeine ewige Liebe, kniete leidenſchaftlich vor ihr nieder und beſchwor ſie, ihm ſeine frühere Tyrannei zu verzeihen, die ja nichts geweſen ſei, als der Beweis von der natürlichen Eiferſucht einer überſchwenglichen Liebe.

Annette aber hörte ihn mit äußerer Ruhe an. Sie ſtand dann auf, ſchützte ein häusliches Geſchäft vor und ließ ihn knien, indem ſie das Zimmer verließ.

Einige Vorfälle dieſer Art mußten Goethen endlich wohl die Ueberzeugung geben, daß durch leidenſchaftliche Huldigungen nichts mehr zu gewinnen ſei; dagegen nahm ſie mit liebenswürdiger Freundlichkeit jede ruhig gehaltene Annäherung von Goethe auf. Sie gewährte ihn wohl, beim Kommen und Gehen, den Handkuß; aber mehr nicht. Sie war auch die Erſte, welche das frühere trauliche Du in das fremdere „Sie“ verwandelte, welches ſie jedoch durch liebenswürdige Freundlichkeit zu verſüßen wußte.

Goethe wagte nicht sie um Wiederherstellung des früheren Tones zu bitten; er ging auf den Ihrigen ein und nannte sie auch „Sie" und „Annette," was ihm Anfangs schwer ankam, doch endlich geläufig wurde.

Doch dieses seltsame, fast widernatürliche Verhältniß stürmte gewaltsam auf ihn ein. Um das drückende Gefühl davon los zu werden, suchte Goethe, wie er selbst bekennt, sinnliche Zerstreuungen, die seine Gesundheit zerrütteten. Ueberall verfolgte ihn Annette's Liebesbild im halben Rausch, denn um sie zu vergessen, trank er oft mehr Wein wie ihm dienlich war und sank in die Arme von heitern jungen Mädchen, von denen Goethe freilich behauptet: „sie waren besser als ihr Ruf."

Doctor Kanne war indeß Hausfreund in Schönkopf's Hause geworden und wurde auch Hausarzt der Familie. Bald hatte er sich dem geistreichen Kreise der Tischgenossen angeschlossen und endlich, als Lamon eine kleine Stelle beim Magistrat erhalten und seine geliebte Egle geheirathet hatte, war dessen bisheriges Logis in Schönkopf's Hause leer geworden und der Doctor Kanne, der jetzt schon eine ganz einträgliche Praxis hatte, bezog dessen Quartier.

Ihm allein und seinen Einfluß auf Annette, hatte es Goethe zu danken, daß sein Verhältniß zu ihr aus dem der Liebe in eine ruhige aber warme Freundschaft übergegangen war. Goethe gewöhnte sich endlich an den Gedan-

ken, daß sein Freund seine frühere Geliebte glücklicher machen könne, als er es jemals vermocht hätte und Kanne sagte es ihm, daß schon seine Stellung als Arzt, ihm die Begründung eines eigenen Haushalts wünschenswerth, ja nothwendig mache, daß er kein trefflicheres Mädchen als Annetten kennen gelernt habe und mit voller Seele wünsche, sie als Gattin zu besitzen und wahrhaft zu beglücken.

„Ja," sagte Goethe schwermüthig, „es ist wahr, Du würdest sie glücklicher machen, als ich es jemals vermocht haben würde. Und Annette?"

„Ich wage es nicht, mich ihr zu entdecken, aber ich glaube, nicht zweifeln zu dürfen, daß sie mir wohl will; ja, wenn es nicht eitel klänge, daß sie mich im Stillen schon liebt."

Ein Schmerz zuckte durch Goethe's Herz, doch er überwand ihn und sprach fast tonlos, so sag es ihr doch; ich kann es nicht hindern und kann dadurch nicht mehr verlieren, als ich schon verloren habe."

„Und Du wirst mein Freiwerber sein, liebster Goethe, denn ich gestehe, ich habe Grund zu vermuthen, daß sie nicht ihre Zustimmung geben wird, ehe Du nicht einwilligest. Du glaubst nicht, mit welcher Pietät sie ihre erste, nun in Freundschaft übergegangene Liebe, rücksichtsvoll behandelt."

„Du traust mir Riesenkraft des Charakters zu," sprach Goethe.

Und am folgenden Abend saßen die drei Befreundeten wieder zusammen in dem kleinen Nebenzimmer von Schönkopfs Weinstube, wo Annette ihr Nähtischchen stehen hatte, und sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte. In der Vorderstube befanden sich zufällig keine Gäste. In Annettens Stübchen aber begann das Gespräch zu stocken. Wenn die Pulse der Gefühle schlagen, so schweigt der Geist, er findet nicht Worte es auszusprechen, was das Herz bewegt. So auch jetzt, schon dämmerte der Abend, nur noch ließ sich erkennen, daß Kanne und Annette mit Liebesblicken sich einander sagten, was der Mund verschwieg. Da erfaßte den jugendlichen Goethe ein großer Entschluß. Er stand auf, ergriff beider Hände, legte sie in einander und sprach mit bewegter Stimme: „seid einig und glücklich, und erhaltet mir Eure Freundschaft, dann werde auch ich mich glücklich fühlen."

Kaum aber hatte er diese Worte gesprochen, so füllten seine Augen sich mit Thränen, er ergriff seinen Hut und ging hinaus.

12.

Und weiter!

Am folgenden Tag erhielt Goethe eine Verlobungskarte, welche sauber gedruckt die Worte enthielt: „Dr. Kanne und Annette Schönkopf, Verlobte."

Wohl eine Stunde lang saß Goethe blaß und stumm vor seinem Schreibtisch. Dann machte ein Thränenstrom seinem Herzen Luft. Darauf sammelte er sich wieder, nahm ein Blättchen feines Briefpapier und schrieb an Annette. Nachdem er ihr auf das Herzlichste Glück gewünscht hatte zu ihrer Verbindung, mit seinem liebsten Freunde, fuhr er fort: „Wenn Sie mir einmal schreiben, daß Sie glücklich sind, daß Sie ohne Ausnahme glücklich sind; das wird mich herzlich freuen.“ So schrieb er im August 1769. Aber es war noch nicht der Schluß seiner Liebesgeschichte. Diesen machte ein Hochzeitsgedicht, welches er seinem Freunde am Morgen seiner Hochzeit mit Annette, schickte. Dieser Feier beizuwohnen, wie dringend er auch gebeten wurde, konnte er sich nicht entschließen. Das Gedicht ist eins der schönsten seiner Liebesgedichte; aber nicht ohne jene sinnliche Gluth, welche vielleicht der Gedanke an die Wonne der Brautnacht seines Freundes, mit einem noch immer geliebten, für ihn aber unerreichbarem Mädchen, in ihm geweckt haben mochte.

Es lautete:

Hochzeitslied

an meinen Freund.

„Im Schlafgemach, entfernt vom Feste,
Sitzt Amor Dir getreu, und bebt,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste,
Des Brautbett's Frieden untergräbt.

Es blickt, mit myſtiſch heil'gem Schimmer,
Von ihm der Flamme blaſſes Gold;
Ein Weihrauchwirbel füllt das Zimmer,
Damit Ihr recht genießen ſollt."

„Wie ſchlägt Dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der Deiner Gäſte Lärm verjagt!
Wie glüh'ſt Du nach dem ſchönen Munde,
Der bald verſtummt und Nichts verſagt!
Du eilſt um Alles zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligthum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen,
Wird wie ein Nachtlicht ſtill und klein."

„Wie bebt vor Deiner Küſſe Menge,
Ihr Buſen und ihr voll Geſicht!
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Und Deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft Dir Amor ſie entkleiden
Und iſt nicht halb ſo ſchnell als Du;
Dann hält er ſchalkhaft und beſcheiden,
Sich feſt die beiden Augen zu."

13.

Schluß.

Dieſes gebrochene Verhältniß mit Annette trug wohl mehr als alles Andere bei, ihm den längeren Aufenthalt in Leipzig zu verleiden. Seine Krankheit, in welcher ihn Doctor Kanne ärztlich behandelte, kam hinzu, ſeinen Vater zu bewegen ihn von Leipzig nach einem Jahr Aufent-

halt daſelbſt, abzurufen. Vorerſt kehrte er in ſein älterliches Haus zurück.

Erſt ſein ſpäteres Verhältniß zu Friederike aus Seſſenheim* linderte ſeinen Liebesſchmerz.

Er ſpricht in der Zeit ſeiner Reſignation von Annettens Liebe, darüber: „Ich hatte im Stillen, eine verlorene Liebe zu beklagen; dies machte mich mild und nachgiebig und der Geſellſchaft angenehmer, als in glänzenden Zeiten, wo mich Nichts an einen Mangel oder Fehltritt erinnerte und ich ganz ungebunden vor mich hinſtürmte.“

Noch nach ſeiner Entfernung aus Leipzig, ſetzte er ſeinen Briefwechſel mit Annetten, die jetzt die Gattin des Doctor Kanne war, fort.

Es ſpricht ſich in dieſen Briefen, die in der Zeit vom 1. October 1668 bis 23. Jannar 1770 (aus Frankfurt datirt) fallen, eine freundſchaftliche Liebe aus, welche ihrer Leidenſchaftlichkeit entſagt hat; aber nicht ohne wehmüthiges und ſchmerzliches Nachgefühl.

In einem dieſer Briefe (vom 1. Juni 1769) ſcherzt er mit Beziehung auf ſeine früheren, eiferſüchtigen Launen: „denn meine liebe Freundin; ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund, ja manchmal Ihren beſten Freund nennen, ſo iſt es doch mit den beſten Freund immer noch ein langweilig Ding. Kein Menſch mag eingemachte Bohnen, ſo lange man noch friſche haben kann; friſche Hechte ſind

* S. im zweiten Theil dieſes Werkes, erſte Novelle daſelbſt.

immer die beſten, aber wenn man fürchtet, daß ſie gar verderben mögen, ſalzt man ſie eben ein, beſonders wenn man ſie verführen will. Es muß Ihnen doch komiſch vorkommen, wenn Sie an all' die Liebhaber denken, die Sie mit Freundſchaft eingeſalzen haben; große und kleine, krumme und gerade; ich muß ſelbſt lachen, wenn ich daran denke; doch Sie müſſen die Correſpondenz mit mir nicht ganz abbrechen, für einen Pöckling bin ich dann doch immer noch artig genug."

Im December 1769, ſchrieb er ernſter an Annetten: „Wenn ich uneigennützig darüber denke, wie freuet es mich, Sie meine beſte Freundin, Sie, noch vor jeder andern, die Sie beneidete, die ſich mehr dünkte als Sie, in den Armen eines liebenswürdigen Gatten zu wiſſen, Sie vergnügt zu wiſſen, befreit von jeder Unbequemlichkeit, die ein lediger Stand, und beſonders Ihr lediger Stand ausgeſetzt war. Ich danke meinem Traum, daß er mir Ihr Glück recht lebhaft geſchildert hat und das Glück Ihres Gatten und ſeine Belohnung dafür, daß er Sie glücklich gemacht hat. Erhalten Sie mir ſeine Freundſchaft dadurch, daß Sie meine Freundin bleiben, denn auch bis auf die Freunde müſſen Sie jetzt Alles gemein haben."

In ſeinem letzten Briefe an Annette, ſchrieb Goethe: „Sie ſind ewig ein liebenswürdiges Mädchen und werden auch die liebenswürdige Frau ſein. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wiſſen was das heißt. Wenn ich

meinen Namen einsetze, nenne ich mich ganz, und Sie wissen, daß ich, so lange als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe."

Im März 1776 machte er von Weimar aus, auch einen kleinen Ausflug nach Leipzig und sah Annetten wieder. Jeder Anflug von Leidenschaft war verschwunden. Die gebildete immer noch schöne Frau empfing ihn mit Freundschaft und Goethe schrieb über diesen Besuch an Frau von Stein*: „Alles ist wie es war; nur ich bin anders, nur das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse mir damals — Mais ce n'est pas Julie." — Und ein paar Tage später schrieb er: „Ich hab mein erstes Mädchen wiedergesehen!"

Aber wir wissen, daß Annette nicht seine erste Geliebte war; deshalb beweiset diese seine Aeußerung daß es seine tiefste Liebe gewesen war.

Die Neigung zu Annetten hatte in Leipzig viele Liebesgedichte von ihm hervorgerufen.

Im Jahre 1810 starb Annette nach einer längeren Krankheit, zu der wohl der Kummer über ihr früheres Verhältniß zu Goethe, den ersten Grund gelegt haben mochte. Es war jetzt ein physisches Herzleiden, das früher ein seelisches gewesen sein mochte.

So endete eine der seltsamsten Liebesgeschichten, die

* Abgedruckt in O. Jahn's „Goethes Briefe an seine Leipziger Freunde."

jemals menſchliche Herzen erlebt haben mögen — im Anfange Liebelei ohne Tiefe; dann Liebesquälerei, erſt aus Tändelei; dann aus Eiferſucht ohne Grund; dann Zerreißen des Verhältniſſes, Erwachen der glühendſten Liebe in ſeinem Herzen mit dem Erkalten einer innigen Liebe im ihrigen; endlich ihre Vermählung, mit einem Freunde, den er ihr zugeführt hatte, Wandlung der Liebe in Freundſchaft; ihr Tod und Milderung ſeiner Schmerzen durch neue Liebesverhältniſſe. Solch ein Conflikt der Empfindungen wird ſelten wieder vorkommen.

Annette hinterließ eine liebenswürdige Tochter, die ſich an den Präſident Sickel verheirathete und im Beſitz mehrerer Briefe war, die Goethe an Annette und deren Vater, den Weinhändler Schönkopf, einen Mann von Geiſt, geſchrieben hatte. Ihrer Mittheilung verdanken wir, daß Jahn ſie in ſeinem Werke: „Goethes Briefe an Leipziger Freunde" aufnehmen konnte.

IV.

Friederike Oeser in Leipzig.

Novelle.

„Und dennoch kenn' ich Niemand der die Pein,
Der die Schmerzen so behende stillt, die Ruh'
Mit einem Blick der Seele schenkt, als Du."
Goethe.

1.

Die Zeichenstunde.

Mit der Zeichenmappe untern Arm, betrat der junge Goethe eines Tages die Pleißenburg.

In dieses alte Schloß führte rechts in der Ecke eine erneuerte heitere Wendeltreppe hinauf. War diese erstiegen, so kam man sogleich in helle und geräumige Säle, in welchen die einfach geweißten Wände mit Gypsfiguren und Büsten nach der Antike um vielen, zum Theil ausgezeichnet schönen Zeichnungen decorirt waren. Das waren alles Acten und Studien für die Zeichenacademie, die in diesen Räumen eine heitere Localität gefunden hatte.

Director dieser Akademie war damals der besonders durch seine Fresko-Malereien berühmt gewordene Maler Oeser.

Zu dessen Wohnung führte ein enger und dunkler Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern zu suchen hatte. Man war zwischen der Reihe derselben und einem geräumigen Kornboden dorthin gekommen.

Das erste dieser Gemächer war mit Bildern geschmückt, aus der älteren italienischen Schule, deren Anmuth und Kunstwerth zu preisen er sehr liebte. Oeser war so verliebt in diese seine kleine Bildergallerie, daß jeder, der sie mit einigem Kunstsinn zu rühmen wußte, damit auch Oesers Wohlwollen gewonnen hatte.

Nachdem die Zeichenstunde abgelaufen war, zog sich der würdige Lehrer nach einem freundlichen Gruß zurück, die jungen Edelleute, welche mit Goethe diesen Unterricht besuchten, schlossen ebenfalls ihre Zeichenmappen und gingen fort.

Goethe blieb allein. Er erhob sich und näherte sich dem Lieblingsbilde Oesers, einer Mater dolorosa, welche Oeser für einen ächten Raphael hielt und ausgab. Lange versenkte er sich im Anschauen desselben, betrachtete dabei das Bild in verschiedenem Lichteffect und verschiedener Entfernung. Er ging vor und zurück und sah es an durch die hohle Hand, wie auch mit unbedecktem Auge. Eine Heiterkeit künstlerischen Wohlgefallens hatte sich über die jugendlich zarten Gesichtszüge des stattlichen Jünglings verbreitet, der im französischen Kleide, Kniehosen, Chapeaubas, Degen und Haarbeutel ganz das Ansehen eines feinen jungen Mannes aus den höheren Ständen hatte. Unbemerkt von ihm, war indeß der Director der Akademie, Oeser, wieder eingetreten und hatte mit steigendem Vergnügen die kunstsinnige Beobachtung des Bildes von Seiten seines Schülers gesehen. Die-

ſes Walten reicher Gedanken auf deſſen edlen Zügen intereſſirte ihn ungemein. Mit Wärme redete er Goethen an: „Ich glaube es aus Ihren Geſichtszügen zu leſen, daß Sie Zweifel hegen an der Aechtheit dieſes Raphaels.“ „Aufrichtig geſagt: ja, ich halte dieſes Bild immer noch für eine der werthvollſten Schülerarbeiten aus der Schule dieſes großen, unerreichbaren Meiſters.“

„Beweiſe, mein junger Freund! — Beweiſe!“

Und Goethe zögerte nicht ihm eine ganze Reihe von Beweiſen für ſeine Meinung darzulegen, welchen Oeſer zu ſeiner eigenen unangenehmen Betroffenheit nichts Weſentliches entgegenzuſetzen wußte. Offenbar fühlte ſich der Meiſter dadurch gepeinigt und wie ſehr ihn auch ſonſt das kunſtverſtändige Eingehen Goethes anzog und für den jungen Mann einnahm, ſo wünſchte er doch ſo ſchnell als möglich ein Geſpräch zu endigen das ihn in ſeinen Lieblingsideen ſo verletzte. Um davon abzubrechen ſagte er ihm: „Wenn mich auch ihre Einwürfe nicht überzeugen, ſo erkenne ich doch daraus daß Sie ein verſtändiger junger Kunſtkenner ſind und ſo möchte ich mir erlauben Ihnen mein liebſtes Kabinetſtück zu zeigen und Ihre Meinung darüber zu hören. Bitte folgen Sie mir in mein Familienzimmer.“

An Goethe's Hand durchſchritt der wackere Oeſer eine Reihe heller und freundlicher Gemächer, deren Fenſter die köſtlichſte Ausſicht über die Stadt und Umgegend gewährten.

Alle die schmucklos geweißten Wände, Marmortische und Consolen waren mit kleinen Kunstwerken auf das Heiterste decorirt, einzelne Blumen in Töpfen zeugten für die hier ordnende und bildende weibliche Hand. So war dieser Durchgang heiter anregend und gewissermaßen vorbereitend für eine freundliche Enthüllung, die ihm bei dem Eintritt in das letzte Zimmer zu Theil werden sollte.

2.

Das Cabinetstück.

„Hier, mein liebstes Cabinetstück," sprach Oeser mit dem Lächeln einer hohen Befriedigung; er deutete dabei mit der Hand auf das hohe und helle Fenster gegenüber. Dort saß aber ein junges Mädchen, das beim Eintritt der Herren in das Zimmer beim Schreiben überrascht, ein halb beschriebenes Blatt Briefpapier umwendete. Goethe hatte es bemerkt; nicht der Vater und scherzend wendete sich Goethe an diesen mit den Worten: „da also, Ihr liebstes Cabinetstück, Herr Director? ich lobe Ihren guten Geschmack."

Dabei hatte er auf das junge Mädchen gedeutet und nicht das Oelgemälde bemerkt, das im bescheidenen schwarzen Rahmen mit feinen Goldleisten über dem Kopfe des jungen Mädchens hing.

„Auch ein hübsches Cabinetstück," lachte der alte Oeser, daß ihm der runde Bauch schütterte.

Jenes Bild, das darüber hängt, ist eigentlich nur die Copie, dieses, das Original, meine Tochter Friederike, präsentirte er.

„Herr Goethe," so stellte er ihn vor, „Student der Rechte und Academiker, ich darf wohl sagen, einer meiner talentvollsten Schüler und schon bedeutender Kunstkenner.

Friederike erhob sich mit einer feinen eleganten Verneigung. „Verzeihen Sie mein Herr, die Mißverständnisse; man kann nicht schmeichelhafter eingeführt werden, als es durch meinen Vater geschehen ist. Sie werden bald finden, daß die Herren Maler ihren Portraits immer schmeicheln. Wir armen Mädchen müssen uns das gefallen lassen, mit allen Täuschungen die dann nicht ausbleiben können."

„Erlauben Sie," sprach Oeser, „daß ich mich auf einige Augenblicke entferne, meine Friederike wird Ihnen das Gemälde zeigen und die nöthige Erklärung darüber geben."

Damit zog er sich zurück. Goethe hatte bis dahin noch weiter kein Wort gesprochen; noch weniger einen Blick auf das Bild geworfen. Er setzte sich auf Friederikens Einladung ihr gegenüber und blieb noch eine Minute in ihrem Anschauen versunken. Damit erblickte er ein junges Mädchen, nicht groß, aber zierlich von Figur und doch von reizender Fülle. In ihrem ganzen Wesen war sie anmuthig beweglich. Sie hatte ein volles Gesicht, das von einigen Blatternarben kaum entstellt zu nennen

war, denn ihr zierliches Stumpfnäschen ſtand allerliebſt keck zu den muntern, freundlichen Geſichtszügen und den ſprechenden geiſtreichen Augen.

Dieſes Bild ſeiner intereſſanten Bekanntſchaft vervollſtändigte ſich erſt, als er ſpäter Gelegenheit hatte, ihre raſche Beweglichkeit und immer heitere Laune kennen zu lernen. Aber ſie hatte auch eine ſcharfe Zunge, womit ſie im Ton der Superiorität und des leichten Spöttelns nicht ſelten ihn ſelbſt verletzte; beſonders wenn er in Schwermuth und Liebesgram verſunken war. Aber das geſchah ſo allerliebſt, ſo harmlos, daß er ihr darüber nicht böſe werden konnte. Es gewährte ihm dieſes geiſtige dominirende Weſen einen ſo eigenthümlich pikanten Reiz, daß er in der Folge gern zu ihr zurückkehrte und in ihrer Geſellſchaft ſeine liebſte Erholung fand.

Doch nun zurück zu den Momenten der erſten Vorſtellung.

„Mein Vater," ſprach Friederike, „hat mich Ihnen auf eine viel zu ſchmeichelhafte Weiſe vorgeſtellt, indem er mich beauftragte, Ihnen mein viel zu ſehr geſchmeicheltes Bild, als ſein liebſtes Cabinetſtück zu zeigen und erklären. Darum mein Herr muß ich Sie erſuchen, vor allen Andern dieſes Bild genau zu betrachten."

Und damit führte ſie Goethe vor das Bild, das der Alte ſein liebſtes Cabinetſtück genannt hatte und ſtellte ihn ins rechte Licht.

„Sie werden finden, daß mein Portrait sehr geschmeichelt ist, das machen einmal die Maler nicht anders und der berühmte Tischbein, von dem das Gemälde herrührt, ist einer der Galantesten unter den galanten Malern.“

„Geschmeichelt?“ rief Goethe, „übertreiben Sie nicht die Bescheidenheit! Ich bewundere nur wie ein Maler so viel Geist und Liebreiz mit so lebenswahren Zügen im Bilde wiedergeben konnte.“

„Und ich bewundere,“ entgegnete Friederike, „wie nicht die Maler allein, sondern auch die Dichter zu schmeicheln verstehen.“

„Wenn Sie diese Eigenschaft als die eines Dichters bezeichnen, dann bin ich freilich kein Dichter, obgleich ich mich ein wenig mit Poesie beschäftige.“

„Sie auch? O das ist ja herrlich! ich werde Ihre gelehrige Schülerin sein.“

„Die vielleicht schon jetzt,“ entgegnete Goethe galant, „ihren Lehrmeister übertreffen dürfte. Doch nun zurück zum Bilde! wer ist die Andere mit der Laute?“

„Meine jüngere Schwester Wilhelmine, verheirathete Geyser.“

Und Goethe betrachtete das Bild näher mit steigendem Interesse. Er sah vor sich eine überaus liebliche Mädchengruppe, die Eine sitzend mit der Laute im Arm, die Andere etwas hinter ihr stehend mit einem aufgeschlagenen Buche in der Hand.

„Das sind Gellerts Gedichte," sprach Friederike heiter, „die ich in den Händen hatte, als der geniale Tischbein mich malte. Ueberhaupt werden Sie erkennen, daß das Bild eine allegorische Bedeutung hat, auf die Pflege der schönen Künste, die den stillen Freuden unseres Hauses die Anmuth geben. Darstellend Poesie und Musik, ich mit den Gedichten, meine Schwester mit der Laute im Arm, und damit die Malerei nicht fehlt, im Hintergrunde die Staffelei die Kunstrichtung meines guten Vaters bezeichnend."

Goethe verglich jetzt das Original Friederiken mit dem Abbilde. Hier wie dort, auch bei Wilhelminen war das Haar nach damaliger Mode aufgestrichen, eine kleine Wulst bildend, hängende Locken an beiden Seiten und leicht gepudert, eine ungemein wohlkleidende Coiffure, welche die Stirn frei ließ und damit dem blühenden Gesichtchen einen kecken und heitern Ausdruck gab, machte das Original wie das Abbild reizend. Friederikens Gesicht war auch auf dem Bilde voll und anmuthig und die kleine Stumpfnase mit den sprechenden geistvollen Augen und eine seltene Harmonie aller Züge gaben ihr das kecke Auftreten auf dem Bilde, wie in der Wirklichkeit. Die Toilette war höchst reich, im damaligen französischen Geschmack. Das vorn etwas tief, doch immer noch decent ausgeschnittene Leibchen und Jäckchen mit bis an den Ellenbogen sich erweiternden Aermeln, die weite faltenreiche Robe hätte einer heutigen Modedame zum Vorbilde dienen können.

Ebenso, nur noch um etwas feiner und zarter von Figur war ihre Schwester Wilhelmine; ihr feines Gesicht war weniger voll, sondern lief nach dem Kinn etwas spitz zu. Ihre Augen waren weniger lebhaft und verriethen eher eine elegische Stimmung, wie sie zu der Situation der Lautenspielerin paßte und dabei war ihre Nase regelmäßig und gerade; der kleine Mund aber lächelnd zum Entzücken.*

3.

Die Vertraute.

Nachdem die Betrachtung des gemalten Cabinetstücks vorüber war, wendete sich Goethe wieder zu dem lebenden, das ihm denn doch noch interessanter erschien.

„Ich habe wohl," sprach er scherzend, auf den umgelegten Briefbogen deutend, „da eine vertrauliche Herzensergießung unterbrochen?"

„Allerdings, Herzensergießungen," entgegnete sie, „die nicht ausbleiben, wenn man an eine vertraute Freundin schreibt."

„Und es an Stoff nicht fehlt, wobei das Herz be-

* Dieses schon als Kunstwerk so werthvolle, des Gegenstandes willen aber so interessante Gemälde, befindet sich jetzt im Besitz eines Sohnes Wilhelminens, des Herrn Georg Geyser in Leipzig und darnach bringt die „Allgemeine Leipziger Modenzeitung" No. 33. von 1857 einen vortrefflich ausgeführten Stahlstich.

theiligt ist, dann ist immer der heimlich Geliebte Gegenstand der Ohrenbeichte."

„Möglich, auch in dem Fall, wenn man keinen andern Geliebten hat, als sich selbst."

„Ei, das ist artig, wenigstens wenn der Gegenstand dieser Selbstliebe ein so interessanter ist, als der Ihrige."

„Nun, damit Sie mich nicht überschätzen, will ich Ihnen volles Vertrauen schenken. Man sollte neue Bekanntschaften nicht anders anknüpfen, als mit einer wirklichen Bekanntschaft, darum hier, auf daß Sie mich kennen lernen, lesen Sie, was ich an meine Freundin schrieb."

Damit legte sie ihm das wiederaufgeschlagene Blatt vor und Goethe las: *

„Ich habe von Jugend auf über mein verstümmeltes Gesicht klagen gehört. Ich wußte schon in meinem neunten Jahre, daß ich nicht hübsch war (große Wissenschaft für junge Mädchen). Ich kannte das Unglück nur halb und wußte mich darüber zu trösten; hast du keinen schönen Körper, so sorge doch für andere schöne Tugenden, sagte ich zu mir selbst, du mußt geschickter werden, als die ganze Welt. Alles besser lernen, als Mädchen die schön sind, es zu lernen brauchen; denn dieses muß nothwendig der zweite Weg sein, auf welchem man glücklich zu gefallen weiß."

Goethe legte das gelesene Blatt auf den Tisch und

* Jahn's: Goethe's Briefe an Leipziger Freunde (Lpz. 1849. S. 173).

betrachtete sie mit steigendem Interesse. „Nun wahrlich," rief er aus, „nie hat ein Mädchen einen schöneren Weg zu ihrem Glück getroffen, und Sie haben schon erreicht, was geeignet ist, Sie glücklicher zu machen und dauernder das Herz eines Freundes zu fesseln, als alles Andere. Aeußere Schönheit vergeht, nur die innere Schönheit von Geist und Herz bleibt ewig unverwelkt. Lassen Sie mich an dieser Ihrer innern Veredelung Theil nehmen, sie wird auch zu der Meinigen beitragen. Erlauben Sie, daß ich Sie als meine Freundin, mein eigenes, höheres und reineres Selbst in mein Herz schließen darf?"

„Mit vollen Freuden, ja!" rief Friederike und reichte ihm mit glänzenden Augen ihre beiden kleinen weißen Hände. Ein warmer Druck der Hand schloß den Bund zwischen diesen beiden reinen Herzen, keine Umarmung, kein Kuß, keine Liebesschwüre, nicht einmal ein Handkuß gaben das Siegel zu einer trivialen Liebe gewöhnlichen Schlages. Hier stand Höheres in Frage.

„Also," sprach Goethe mit Innigkeit, „der Bund zweier liebenden Herzen ist geschlossen; aber kein gewöhnlicher Liebesbund, täuschen wir uns nicht von vornherein über die wahre Seele unserer gegenseitigen Neigungen. Ihrer Offenheit will ich die Meinige entgegensetzen. Ich gestehe daher ohne Rücksicht, daß ich kein Bedürfniß empfinde, ein neues Liebesverhältniß einzugehen, nachdem die tiefe Wunde eines erloschenen kaum in mir verharrscht ist.

Dagegen ist es mir eine süße Lebensbedingung, eine geliebte Freundin zu haben, welche die innigste Vertraute meiner kaum überwundenen Liebesschmerzen ist. Ich bitte Sie um die freundliche Gewährung einer solchen rein weiblichen Theilnahme. Sie allein, geliebte Friederike, würden mir dadurch die verlorene Lebenslust wieder geben. Wollen Sie, Friederike, in diesem Sinne meine geliebte Freundin sein, so sagen Sie: „Ja!" und ich werde Ihnen mein Herz aufschließen, das reich an Liebe gewesen, nun aber reich an Schmerzen geworden ist."

Und freudig einschlagend, sagte sie: „Ja!" fügte aber schüchtern und fast schalkhaft zögernd hinzu: „Es ist aber eine gefährliche Rolle, die Sie mir da übertragen. Ein weiches Gemüth empfängt solche Mittheilungen nicht, ohne dafür Sympathien zu empfinden. Und dann möchten leicht Schmerzen an die Stelle der Theilnahme treten."

Goethe suchte sie darüber zu beruhigen und erzählte ihr einige schöne Züge aus seinem letzten Liebesverhältniß zu Annetten.

Dieses wurde überhaupt das Thema der Unterredung zwischen Beiden mit immer zunehmendem Vertrauen bei den nächsten Besuchen Goethe's. Auch erging er sich nun in Mittheilungen seiner frühern Liebe zu Gretchen und selbst seines ersten Liebewehens zu Derones wurde mit einem ironischen Lächeln gedacht.

So entstand denn nach und nach ein eigenthümliches

Verhältniß platonischer Liebe zwischen Beiden, welches er seinem eigentlichen Wesen nach in einer spätern Dichtung so schön schildert: *

„Und dennoch kenn' ich Niemand, der die Pein,
Der die Schmerzen so behende stillt, die Ruh
Mit einem Blick der Seele schenkt, wie Du."

Ferner:

„Doch machst Du mit Deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzählest mir, wie scheu, wie kummerfrei,
Wie gut, wie still Dein selig Leben sei,
Mit einem Ton, von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's besaßest, selbst zu besitzen glaubte."

Und später in derselben Epistel:

„Du hast die Lieder** nun und zur Belohnung
Für Alles, was ich für Dich litt,
Besuchst Du Deine sel'ge Wohnung,
So nimm sie mit
Und sing' sie manchmal an den Orten
Mit Lust, wo ich aus Schmerz sie sang,
Dann denk' an mich — —"

---

* In einer poetischen Epistel, die Goethe ihr von Frankfurt aus, wohin er, gleichsam als Schiffbrüchiger mit Ueberbleibseln seiner bedeutenden Krankheit in Leipzig, im September 1768 zurückgekehrt war, zwei Monat nach der Rückkehr (am 6. November), an sie absendete.

** Er hatte ihr das Leipziger Gesangbuch geschenkt.

4.

Gesellschaftliche Verhältnisse.

Noch einen besondern Reiz gewährte der Umgang mit Friederike Oeser Goethen dadurch, daß der alte Oeser und seine Tochter auf der Pleißenburg ein sehr gastfreies Haus machten. Wöchentlich einige Male versammelte sich dort die gebildetste Gesellschaft Leipzigs, wobei kunstsinnige und geistvolle Männer nicht fehlten. Und hier war es, wo Friederike, ohne es zu wissen und wollen, die Seele der Gesellschaft war, die Alles anmuthig belebte. Musik wechselte in diesem ungezwungen sich bewegenden Cirkel, mit Gesang und Tanz und leichter pikanter Conversation, worin sie Meisterin war.

Dieser heitere Ton erhöhte sich noch, wenn Oeser im Sommer auf seinem reizend belegenen Landhause zu Dölitz fast täglich Gäste empfing. Dorthin war Goethe's liebster Spaziergang. Oft umging er das Haus, wenn er bemerkt hatte, daß zu rauschende Gesellschaft da war. Dann begab er sich in das stille Buchenwäldchen, welches dahinter seine Schatten ausbreitete und auf eine Moosbank hingestreckt, ergoß er sich in poetische Träume und manches schöne Gedicht aus jener Periode verdankt dem elegischen Buchenwäldchen bei Dölitz seine Entstehung.*

* Merkwürdig, daß Goethe in seiner Selbstbiographie: „Wahrheit und Dichtung" auf das Ausführlichste Oeser's Character und sein Verhältniß in künstlerischer Hinsicht schildert und mit keinem Wort seine Töchter erwähnt, da er doch, wie Gedichte und Briefe

Nicht selten hatte Friederike ihn bemerkt, wenn er durch das Stacket des Gartens die Gesellschaft übersah und davon zurückweichend nach dem Buchenwäldchen sich zurückzog. Und dann schlich sie sich fort aus der Gesellschaft und überraschte ihren Freund durch ihr plötzliches Erscheinen. Das waren wahrhaft entzückende Momente, die weniger durch triviale Liebeständelei, als durch geistreiche anreizende Gespräche, ihren höchsten Reiz empfingen. Dort legte er ihr auch nicht selten seine Gedichte vor zur Kritik, denn er hatte ihren feinen kritischen Sinn und ihre scharf urtheilende Geisteskraft erkannt und manche wesentliche Verbesserung hatte er dieser eingehenden Kritik Friederikens zu danken. Friederike hatte dabei um so mehr ein geistiges Uebergewicht über ihn, da bei ihr keine leidenschaftliche Neigung ins Spiel kam. Ihr lebhafter Geist verstand es, dem Jüngling Goethe neckisch und übermüthig zuzusetzen, wenn er sich unglücklich und leidend fühlte; denn zu ihr nahm er seine Zuflucht, wenn Liebe und Eifersucht über Annette ihn quälten.

Solche pikante Unterhaltungen zwischen Beiden wurden im freundlichen Blumengarten an der Villa fortgesetzt, wenn gerade keine Gesellschaft da war und was er dabei empfand, wie sehr er den Genuß einer geistvollen Unterhaltung mit ihr zu schätzen wußte, sprach er später aus,

---

beweisen, mit der Aeltesten, Friederike, ein überaus originelles zärtliches Verhältniß gehabt hat, wie es in dieser Novelle nach anderen Quellen geschildert wird.

nach seiner Rückkehr von Leipzig, indem er am 6. November 1768 an Friederiken schrieb:

„Du lieber Gott, an Munterkeit ist hier,
An Einsicht und an Witz, Dir keine Einz'ge gleich
Und Deiner Stimme Harmonie
Wie käme die heraus ins Reich.
So ein Gespräch, wie unsers war im Garten,
So aufgeweckt und doch so klug!
Ja darauf kann ich warten."

5.

Nach Goethe's Abgang von Leipzig.

Wie gesagt, im September 1768 kehrte Goethe, noch immer siech, doch im Stande der Reconvalescenz von Leipzig in sein elterliches Haus nach Frankfurt zurück. Doch seine geistige Liebe zu Friederike Oeser war viel zu zart um mit seiner leiblichen Trennung von ihr zu erlöschen. Es blieb in ihm eine wehmüthige Rückerinnerung zurück. Die offenen Bekenntnisse gegen sie über seine Liebesneigung gegen andere Mädchen hatten Aehnlichkeit mit den Herzens-Eröffnungen, welche von ihm später an seine geliebte Lilli in liebenswürdiger Naivität, an seine geliebte Herzensfreundin Auguste von Stollberg gemacht wurden. *

Im nächsten Jahre, nach Goethe's Abgange von Leipzig, unterhielt er mit Friederike Oeser einen lebhaften Briefwechsel.

Zwei dieser Briefe lassen ersehen, wie Beide im geisti-

* S. später im 2. Theil die Novelle: „Auguste von Stollberg."

gen Verkehr geſtanden und durch kritiſche und pſychologiſche Unterhaltungen (beſonders über das weibliche Geſchlecht) einander gefördert haben. So blieb es nicht zweifelhaft, daß der Dichter im Umgang mit Friederiken nicht blos ein unwillkührliches, unbewußtes Herzensbedürfniß befriedigte, ſondern auch Elemente ſeiner eigenen, feineren Bildung und Anregung eigener Selbſterziehung darin gefunden hat. Auch Friederike Oeſer iſt ihm in dieſem Sinne Tröſterin und Erzieherin geweſen.

Ihre Schweſter Wilhelmine Geyſer ſah er nur ein paar Mal im Oeſerſchen Hauſe. So intereſſant ſie auch war, ſo knüpfte ſich doch an dieſe flüchtigen Begegnungen kein näheres Verhältniß.

Er ſchenkte Friederiken auch eine Sammlung Lieder und Gedichte, die damals erſchienen waren, mit der Widmung: „Der Mademoiſelle Friederike Oeſer gewidmet von Goethe.“ Es iſt dieſe Sammlung das älteſte und eigenthümlichſte Denkmal von Goethe's Poeſieen, das noch handſchriftlich in Goethe's Bibliothek in Leipzig aufbewahrt wird. Ein Theil derſelben hatte das Unglück ihr zu mißfallen. Dieſe damals handſchriftliche Sammlung, durch Andere vermehrt, wurde ſpäter gedruckt. Er würde es vielleicht gewagt haben, ihr dieſe vermehrte Ausgabe mit eigenhändiger Unterſchrift zu ſenden, hätte er nicht gewußt, daß ſie durch eine Kleinigkeit leicht zum Schimpfen gebracht werden konnte.

Doch lautete die Zueignung der Gedichte* am Schluß sehr bescheiden:

„Da sind sie nun! da habt Ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh,
Am Rand des Bachs entsprungen,
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel
Und habe sie gesungen,
u. s. w.

6.
Schluß.

Goethe schickte ihr von Frankfurt aus das Bild seiner geliebten Schwester Cordelia, das er auf einem Correcturbogen von Götz von Berlichingen flüchtig aber sehr ähnlich gezeichnet hatte, als ein Zeichen seiner Anhänglichkeit und später, wenn er von Weimar aus mit dem Herzog Carl August nach Leipzig zur Messe kam, besuchte er Friederiken und alle süße Erinnerungen wurden dabei wieder aufgefrischt.

Friederike Oeser war geboren im Jahre 1748. Sie blieb unvermählt und starb im Jahre 1829 in Leipzig.

So verlief sich Goethe's Liebesverhältniß, anfangs ein breiter, schöner Strom, wie der mächtige Rhein, am Ende bescheiden im Sande.

---

* Mitgetheilt in Jahn's Briefen Goethe's an Leipziger Freunde.

V.

Charitas Meixner in Frankfurt u. Worms.

Novellette.

1.

Verhältnisse im älterlichen Hause.

Als der junge Goethe im Jahre 1768 von der Universität Leipzig kränklich und leidend an Leib und Seele in sein väterliches Haus zurückgekehrt war, fand er dort nicht die angenehmsten Verhältnisse, mit Ausnahme einer lieben Bekanntschaft, welche Gegenstand dieser kleinen Novelle bildet.

Führen wir ihn zunächst ein in das Unangenehme jener Verhältnisse. Es wird dem Angenehmen seiner erneuerten Bekanntschaft mit einem liebenswürdigen jungen Mädchen zur Folie dienen, um den Seelengenuß desselben noch zu erhöhen.

Je mehr sich Wolfgang Goethe seiner Vaterstadt näherte, um desto mehr rief er sich bedenklicher Weise zurück, in welchen Zuständen, Aussichten, Ansichten, Hoffnungen er vom Hause weggegangen war. Dabei war es denn ein sehr niederschlagendes Gefühl, daß er nun gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da er sich aber nicht besonders viel vorzuwerfen hatte, so wußte er sich ziemlich zu beruhigen.

Indeß war der Willkommen in seiner Familie nicht ohne Bewegung. Die große Lebhaftigkeit seiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verursachte eine leidenschaftliche Scene. Er mochte kränklicher aussehen, als er es selbst wußte; denn er hatte lange nicht seinen Spiegel zu Rathe gezogen; und wer wird am Ende nicht sich selbst gewohnt? Kurz, man kam stillschweigend überein, ihm mancherlei Mittheilungen, die ihm nöthig waren, erst nach und nach zu machen; überhaupt ihn vor Aufregungen jeder Art zu bewahren, um damit körperlich wie geistig einige Beruhigung eintreten zu lassen.

Seine Schwester Cordelia, schloß sich sogleich ihm an. Er erfuhr nun aus ihren traulichen Mittheilungen Näheres über ihre gestörten Verhältnisse im Hause, was ihm schon aus ihren Briefen im Allgemeinen bekannt war.

Ihr Vater hatte nach Wolfgangs Abreise seine ganze didactische Liebhaberei seiner Schwester zugewendet, und ihr, bei einem völlig geschlossenen, durch den Frieden gesicherten und selbst von der Einquartirung geräumten Hause fast alle Mittel abgeschnitten, sich auswärts einigermaßen umzuthun und zu erholen. Das Französische, Italienische und Englische mußte sie abwechselnd treiben und bearbeiten, wobei er sie nöthigte, sich einen großen Theil des Tages am Clavier zu üben; das Schreiben durfte auch nicht versäumt werden. Goethe hatte schon früher bemerkt, daß sein Vater ihre Correspondenz mit ihm dirigirt und

durch seine Lehren die Fehler derselben ihm hatte zukommen lassen. Seine Schwester war und blieb ein indefinibles Wesen, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit, welche Eigenschaften bald vereint, bald durch Willen und Neigung vereinzelt wirkten. So hatte sie auf eine Weise, die ihm fürchterlich erschien, ihre Härte gegen ihren Vater gewendet, dem sie nicht verzeihen konnte, daß er ihr diese drei Jahre lang alle unschuldige Freude verhindert und vergällt; von dessen trefflichen Eigenschaften sie auch gar keine anerkennen wollte. Sie that Alles was er befahl und anordnete; aber auf die unlieblichste Weise von der Welt. Sie that es in hergebrachter Ordnung; aber auch nichts darüber, und nichts darunter. Aus Liebe oder Gefälligkeit bequemte sie sich zu nichts, so daß dieses eins der ersten Dinge war, über die sich ihre Mutter, in einem geheimen Gespräch mit ihrem Sohne beklagte. Da aber seine Schwester so liebebedürftig war, als irgend ein weibliches Wesen, so wendete sich nun ihre Neigung ganz auf ihn. Ihre liebevolle Sorge für seine Pflege und Unterhaltung nahm alle ihre Zeit in Anspruch. Ihre Freundinnen, die gleichfalls von ihr beherrscht wurden, ohne daß sie daran dachte, muß ebenfalls allerlei aussinnen, um ihm gefällig und trostreich zu sein. Sie war erfinderisch darin, ihn zu erheitern, entwickelte sogar einige Keime von Humor, den er früher an ihr nie gekannt hatte und der ihr sehr gut

ließ. So entspann sich bald unter ihnen eine Cotteriesprache, womit sie vor allen Menschen mit einander reden konnten ohne von diesen verstanden zu werden. Sie bediente sich dieses Rothwelsches oft mit vieler Keckheit in Gegenwart ihrer Eltern.

Goethe's Vater war wohl persönlich in ziemlicher Behaglichkeit. Er befand sich wohl und brachte einen großen Theil des Tages mit dem Unterricht seiner Tochter hin, schrieb an einer Reisebeschreibung und stimmte seine Laute länger als er darauf spielte. Er verhehlte dabei, so gut er konnte den Verdruß darüber, anstatt eines rüstigen, thätigen Sohnes der nun promoviren und die ihm vorgeschriebene Lebensbahn (als Assessor beim Reichskammergericht in Wetzlar) betreten sollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele, wie am Körper zu leiden schien. Er verbarg nicht seinen Wunsch, daß man sich mit der Kur expediren möge; besonders aber mußte man sich mit hypochonderischen Aeußerungen in seiner Gegenwart in Acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte.

Goethe's Mutter, die Frau Rath, war von Natur äußerst lebhaft und heiter. Sie brachte aber unter diesen Umständen in ihrem Hause langweilige Tage zu. Der kleine Haushalt war bald besorgt. Das Gemüth der guten, innerlich niemals unbeschäftigten Frau wollte auch einiges Interesse finden und das nächste begegnete ihr in der Religion, das

sie um so lieber ergriff, als ihre vorzüglichsten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren.

Unter diesen befand sich ein Fräulein von Klettenberg obenan. Es ist dieselbe, aus deren Unterhaltung und Briefen, „Goethes Bekenntnisse einer schönen Seele" entstanden sind, die man in Wilhelm Meister eingeschaltet findet.

Fräulein von Klettenberg war nicht mehr jung; aber zart gebaut, von mittler Größe; ihr herzliches, natürliches Benehmen war durch feine Sitte nur noch anmuthiger geworden. Ihr einfacher aber sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung herrnhutischer Frauen; Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen sie niemals. Sie war fast immer krank und meistens bettlägerig; aber sie betrachtete ihre Krankheit als einen nothwendigen Bestandtheil ihres irdischen Seins; sie litt mit der größesten Geduld und in schmerzlosen Intervallen war sie sehr gesprächig. Ihre liebste und fast einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selbst machen kann; woran sich dann die religiösen Gesinnungen anschlossen, die auf eine sehr anmuthige, ja geniale Weise, bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen.

Dieses möge genügen, obgleich sich die Schilderung ihres merkwürdigen und interessanten Characters noch weiter ausdehnen ließe.*

* Goethe's Wahrheit und Dichtung. Dessen Schriften, Bd. XXV. S. 197.

Sie hatte Goethen ihre besondere Zuneigung geweihet. Theologische Gespräche würzten mit Geist die Stunden der Unterhaltung zwischen beiden. Ein Halsgeschwür machte ihm viel Plage; Unterleibsbeschwerden traten hinzu. Eine sogenannte Universalmedicin seines Arztes, der nichts weniger als ein Charletan war, schaffte ihm Erleichterung und Besserung. Die eintretende schöne Jahreszeit vollendete seine Wiederherstellung. Er richtete sich in seinen lieben freundlichen Dachstübchen von früher wieder ein. Dort trieb er, wie die meisteu Mitglieder seiner Familie experimentirende Chemie. Es war damals ein wunderliches Stillleben im Goethe'schen Hause in Frankfurt am Main. Seinen Vater hatte er sehr aufgebracht ohne es zu wollen, indem er die Leipziger Bauart rühmte uud die Frankfurter tadelte. In dieser letztern Weise, mit Raum verschwendenden Vorsälen und einer geraden offenen Treppe in der Mitte einer geräumigen Hausflur hatte der alte Goethe sein Haus umgebaut und er wußte sich viel auf seine Baukunst. Ueber den Vorschlag seines Sohnes, die Treppe zu ändern, gerieth er in unglaublichen Zorn. Auch der Tadel eines geschnörkelten Spiegelrahmens und der chinesischen Tapeten, worauf sich der alte Herr viel einbildete, verletzte ihn sehr. Das gab eine Spannung zwischen Vater und Sohn, die diesem den Aufenthalt im väterlichen Hause sehr unangenehm machte.

2.

Charitas.

Das war die Periode welche durch die bereits erwähnte erneuerte Bekanntſchaft mit Charitas Meixner für ihn neuen Lebensreiz gewann.

Seitdem der franzöſiſche Königslieutenant Thorane aus dem Goethe'ſchen Hauſe ausgezogen war und der Frieden die Franzoſen aus Frankfurt a. M. vertrieben hatte, war ein Freund des Hauſes, der Legationsrath Moritz dort als Miether in den erſten Stock gezogen. Moritz war ein freundlicher, trefflicher Mann, der ſich ſchon vor dem Abgange des jungen Goethe liebevoll demſelben angeſchloſſen hatte, um ihn auch in der Mathematik weiter zu helfen. Seine Familie gehörte zu der liebenswürdigſten, die man ſich nur denken kann und gern weilte Goethe in dieſem Kreiſe, der eben ſo wohlthätig auf ſeine ſittliche, wie geiſtige Bildung einwirkte. Dieſes angenehme Verhältniß wurde nach Goethes Rückkehr fortgeſetzt. So trat er eines Morgens in die Familienſtube, als er unerwartet in der mit Blumen verzierten Fenſterniſche ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit ſitzen ſah. Weiß gekleidet, mit einer einfachen Roſe im blonden Haar, blickte ſie lächelnd zu ihm auf.

„Charitas, — Sie? —" rief er aus.

„Ja," entgegnete ſie freundlich, „geſtern Abend unerwartet angekommen."

„O das iſt himmliſch," rief Goethe aus, ihre beiden

Hände ergreifend, „o das ist süß, das ist wonnig! wie mich das überrascht! So lange nicht gesehen ....."

„Und dennoch wieder erkannt!" strahlte sie ihn an mit ihren schönen blauen Augen.

„Und noch immer geliebt," entgegnete er inniger, „O! tausendmal, tausendmal willkommen!" rief er aus und zog sie sanft an seine Lippen und sie ließ sich hingebend den ersten Kuß des Wiedersehens gefallen.

Dem ersten folgte der zweite, dem zweiten der dritte und der folgende immer länger als der frühere.

„O das hat der Himmel berufen, geliebte Charitas, mir das hiesige so verkümmerte Leben wieder zu verschönern."

„Sie sind krank gewesen lieber Freund?" fragte sie theilnehmend, indem sie auf das Sie eine leise Betonung legte.

Und Goethe war feinfühlend genug, sich das trauliche „Du" für die Stunden mehr leidenschaftlicher Ergießung aufzusparen. „Ja," entgegnete er, „ich bin allerdings krank gewesen; aber Ihre freundliche Theilnahme hat mich wieder geheilt. Aber wie erging es Ihnen, holde Freundin, so lange wir uns nicht gesehen haben, vor meiner Abreise nach Leipzig?"

Wie es einem kranken Herzen ergehen kann, dessen Gegenstand der Neigung uns fern gerückt ist.

„O Gott, Sie beschämen mich Charitas, verdiene ich diese Güte, diese Hingebung, diese Treue?"

„Ihr Wankelmuth hat mir manchen Kummer gemacht, manche Thräne gekostet. Ich habe davon gehört und doch

habe ich mein armes Herz nicht losreißen können von dem flatterhaften Freunde. Ja so ist es, das weibliche Herz ist treu und anhänglich wie ein kleiner Pudel, wenn auch fortgestoßen und getreten, kehrt er doch immer wieder wedelnd zu den Füßen seines Herrn zurück."

„Können Sie mir verzeihen, Charitas? jetzt ist mein Herz frei, es wird nun um so anhänglicher und treuer sein."

„Wir wollen die Probe versuchen," entgegnete sie sich zu ihm hinneigend. Er küßte ihre Hand und dann ihre Lippen und der süße Herzensfriede zwischen Beiden war wieder hergestellt.

Charitas Meixner war die Tochter eines reichen Kaufmanns in Worms, die mit der Moritz'schen Familie in Frankfurt a. M. nahe verwandt und befreundet war. Bei Gelegenheit eines früheren Besuches daselbst, hatte sich zwischen beiden schon das zärtliche Verhältniß angeknüpft, das jetzt wieder mit erhöhter Innigkeit erneuert worden war. Und kaum wagte es sich die reizende Charitas selbst zu gestehen, daß bei ihrer Bitte um Erlaubniß zum Besuch bei ihren Verwandten in Frankfurt, die liebe Erinnerung an Goethe, den sie seit drei Jahren nicht gesehen hatte, die Hauptrolle gespielt.

3.

Liebe und Trennung.

So entspann sich nach und nach zwischen Beiden ein erneuertes Liebesverhältniß von großer Innigkeit und das

trauliche „Du“ schlich sich zwischen den Liebenden von beiden Seiten wieder ein. Nur in Gegenwart Anderer hatten sie Mühe dieses Geheimniß zu bewahren; dann aber hatten ihre wogenden Gefühle keinen Ausdruck in Worten zu finden. Sie saßen stumm einander gegenüber, versunken im Anschauen und wenn der Abend dämmerte, welche Zeit Goethe am liebsten für seine Besuche wählte, so konnten sie oft Stundenlang neben einander sitzen, Hand in Hand und Druck um Druck gaben sie einander ihre Gefühle kund. Die Legationsräthin zögerte dann oft den Liebenden zu Gefallen mit dem Anzünden des Lichts, bis zu einbrechender Dunkelheit zu warten. Und das waren die glücklichsten Dämmerstündchen ihres Lebens.

In der That war diese Liebe auch nach und nach ein öffentliches Geheimniß geworden. In der Moritz'schen Familie versprach man sich Glück von einer einstigen Verbindung beider jungen Leute, von welchen er die glänzendsten Aussichten vor sich hatte und Charitas durch Bildung, Geist und Reichthum ihrer Eltern geeignet war sowohl in äußerer Lebensstellung, als durch innere Harmonie der Seele eine glückliche Zukunft einander zu gewähren. Selbst ihre Eltern in Worms schienen davon durch den Legationsrath in Kenntniß gesetzt zu sein und sogar nach kaufmännischen Berechnungen ihres Vaters erschien diese Partie als eine günstige für seine Tochter, denn sie verlängerten unverlangt ihren Urlaub von einer Woche zur andern. Doch endlich kam die Zeit, wo eine ärztlich verordnete Badereise

ihre Mutter nöthigte nach Aachen zu gehen. Und so war denn Charitas im elterlichen Hause nothwendig zur Führung der großen Wirthschaft. Damit erfolgte denn ihre Zurückberufung und die Trennung der jungen Liebenden unter tausend Thränen und Schwüren ewiger Liebe, wobei Goethe versprach sie in Worms zu besuchen.

Das Letztere wurde gehalten, das Erstere aber nicht. Goethe ritt einigemal nach Worms seine geliebte Charitas wieder zu sehen. Das waren glückliche, himmlische Stunden. Ein warmer Briefwechsel* begann mit großer Lebhaftigkeit und beglückseligte die schwärmerischen Liebenden. Alles schien damit eine glückliche Zukunft zu verheißen.

Indeß auch hier zeigte es sich leider wieder, daß Goethe nicht die vorherrschende Eigenschaft der Beharrlichkeit in der Liebe hatte.

Im Frühjahr fühlte er seine Gesundheit, noch mehr seinen Muth wieder hergestellt. Er sehnte sich abermals nach einer Entfernung aus dem väterlichen Hause, obgleich aus ganz andern Ursachen, als das erstemal; denn es waren ihm seine hübschen Zimmer und Räume unerfreu-

* In seiner Autobiographie erwähnt Goethe dieser Freundin nicht. Indeß zwei Briefe Goethes aus Leipzig, an seinen Freund Trapp zu Worms, vom Jahre 1766, welche gegenwärtig im Besitz eines Enkels der Charitas des Herrn G. Fr. Meyer daselbst sich befinden, beweisen unzweifelhaft die Zärtlichkeit seiner Empfindungen für Charitas. Sein Name mit der Jahreszahl 1766 befindet sich auf einer Fensterscheibe der, vor dem Mainzer Thor von Worms gelegenen Eulenburg, welche damals im Besitz der mit Goethe befreundeten Familie Kampf war.

lich geworden; er hatte dort zu viel gelitten; mit seinem Vater konnte er kein angenehmes Verhältniß wieder anknüpfen; er konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er bei den Recidiven seiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen mehr Ungeduld als Theilnahme zeigte; ja, daß er, statt durch Nachsicht ihn zu trösten, sich oft auf eine grausame Weise über das, was in keines Menschen Macht liegt, geäußert als ob es von ihm abhänge, die Genesung zu beschleunigen. Aber in der Verstimmung, welche daraus entstand wurde er auch auf mancherlei Weise von seinem Sohn verletzt und gekränkt. So gaben denn auch unangenehme Scenen Veranlassung zu einer Beschleunigung seiner Reise nach dem schönen Elsaß, namentlich nach Straßburg, wo er eine Zeitlang seinen Wohnsitz nahm um für den juristischen Doctorgrad zu promoviren.

Da drangen denn neue Eindrücke auf ihn ein; ältere wurden abgeschwächt und erloschen endlich ganz. So auch erging es ihm mit der Liebe zu Charitas Meixner, die so innig begonnen hatte. Seine Briefe an sie wurden nach und nach seltener und kälter und hörten endlich ganz auf.

Charitas aber tröstete sich nach Weise solcher Neigungen, die sich am Ende im Lauf der Zeit von beiden Seiten nicht als dauernd erweisen.

Sie vermählte sich bald darauf mit dem Kaufmann Schuler in Worms, einem trefflichen und gebildeten Mann, starb aber schon in der Blüthe ihres Lebens in ihrem 29. Lebensjahre.

VI.

Emilie und Lucinde in Straßburg.

Novelle.

1.

Goethe in Straßburg.

In Straßburg war Goethe im Wirthshaus: „zum Geist" abgestiegen. Dieser Name war allerdings sehr bezeichnend für die geistige Richtung, der er sich jetzt hingab. Er eilte sogleich sein sehnlichstes Verlangen, den Münster zu besteigen, zu befriedigen. Schon früher hatte er ihn aus der Ferne über die Häusermassen der Stadt in den blauen Luftraum hervorragen gesehen. Als er aber durch die schmale Gasse diesen Coloß zuerst in der Nähe sah, sodann aber auf dem freilich engen Platz zu nahe vor ihm stand, machte derselbe auf ihn einen Eindruck ganz eigener Art, den er eben auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für diesesmal nur dunkel mit sich nahm, indem er das Gebäude eilig bestieg, um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu versäumen, welche ihm das weite, reiche Land auf einmal offenbaren sollte.

Und so sah er denn von der Plattform die schöne Gegend vor sich, in welcher er eine Zeitlang wohnen und hausen durfte. Die ansehnliche Stadt, die weit umherliegenden, mit den herrlichsten, dichtesten Bäumen besetzten

und durchflochtenen Auen, dieſen auffallenden Fortſchritt der Vegetation, der dem Laufe des Rheins folgend, die Ufern, Inſeln und Werder bezeichnet. Nicht weniger iſt der von Süden herab ſich ziehende flache Grund, welchen die Ille bewäſſert; ſelbſt weſtwärts nach dem Gebirge zu, finden ſich manche Niederungen, die einen eben ſo reizenden Anblick von Wald und Wieſenwuchs gewähren, ſowie der nördliche, mehr hügeliche Theil von unendlichen kleinen Bächen durchſchnitten iſt, die überall ein ſchnelles Wachsthum begünſtigen. Denkt man ſich nun zwiſchen dieſen üppig ausgeſtreckten Matten, zwiſchen dieſen fröhlich ausgeſäeten Hainen alles zum Fruchtbau ſchickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die beſten und reichſten Stellen deſſelben durch Dörfer und Maierhöfe bezeichnet, und eine ſolche große unüberſehliche, wie ein neues Paradies für den Menſchen recht vorbereitete Fläche, näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachſenen Bergen begrenzt, ſo wird man das Entzücken begreifen, mit dem Goethe ſein Schickſal ſegnete, das ihm für einige Zeit einen ſo ſchönen Wohnplatz beſtimmt hatte.

Ein ſolcher friſcher Anblick in ein neues Land, ſchreibt Goethe über den Eindruck, den dieſe wundervolle reiche Landſchaft auf ihn machte,* in welchem man ſich eine Zeitlang aufhalten ſoll, hat noch das Eigene, ſo Angenehme

* Goethe's Schriften, Bd. 25. S. 226 und flg.

als Ahnungsvolle, daß das Ganze, wie eine unbeſchriebene Tafel vor uns liegt. Noch ſind keine Leiden und Freuden, die ſich auf uns beziehen, darauf verzeichnet. Dieſe heitere, bunte, belebte Fläche iſt noch ſtumm für uns; das Auge haftet nur an Gegenſtänden, inſofern ſie an und für ſich bedeutend ſind und noch haben weder Neigungen noch Leidenſchaft dieſe oder jene Stelle beſonders herauszuheben; aber eine Ahnung deſſen, was kommen wird, beunruhigt ſchon das junge Herz und ein unbefriedigtes Bedürfniß fordert im Stillen dasjenige, was kommen ſoll und mag, und welches auf alle Fälle, es ſei Wohl oder Weh, unmerklich den Character der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

So war Goethe's Stimmung bei ſeinem Einzuge in Straßburg und dieſe ſpiegelte ſich bald in allen ſeinen Verhältniſſen wieder ab.

So bezog er ein kleines aber wohlbelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerſeite des Fiſchmarktes, einer ſchönen langen Straße, wo immerwährend Bewegung jedem unbeſchäftigten Augenblick zu Hülfe kam.

Dann gab er ſeine Empfehlungsbriefe ab. Er machte viele und intereſſante Bekanntſchaften, die wir aber mit Stillſchweigen übergehen, um eine zu erwähnen, die auf ſein Liebeleben einen merkwürdigen pikanten Einfluß übte.

2.

Freunde und Leben in Straßburg. Der Tanzlehrer.

Unter den zahlreichen Freunden, die Goethe's geistreiche Liebenswürdigkeit ihm sehr bald in Straßburg erworben hatte, befanden sich außer den Medizinern, die seine Tischgesellschaft bildeten, und ihn aufs Beste mit Erzählungen von Amputationen, Trepanationen, Manationen und Sectionen den Appetit am Essen zu erhöhen wußten, denn er verstand es, aus allem Wissenswürdigen für sich Nutzen zu ziehen, interessirte ihn auch aufs Höchste der Verkehr mit einem alten Ludwigsritter, ein höchst origineller Character.

Während seines Aufenthaltes in Frankfurt war Goethe von allen Tanzbelustigungen ganz abgeschnitten, als er aber in das heitere Gesellschaftsleben Straßburgs hineingerieth, regte sich die Lust dazu in ihm wieder! Er hatte ein reges Tactgefühl in sich, aber er wußte bei einem Menuet die kunstgemäßen Pas nicht zu machen. Sein Vater hatte sich nur damit amüsirt ihn nach dem Tone seiner Flûte douce tanzen zu lassen, wie einen kleinen Affen, aber es fiel ihm nicht ein seinem Sohn Tanzunterricht geben zu lassen und die Folge davon war, daß er sich auf einem Balle blamirte und seitdem eine Abneigung gegen alles Tanzen hegte.

Darum aber nahm er sich vor, Tanzunterricht zu nehmen. Was diesen Entschluß zur Ausführung brachte, war der Umstand, daß die schöne Welt in Straßburg gewohnt war, an Sonn- und Werkeltagen, auf den täglichen Spaziergängen, an keinem Lustorte vorüberzugehen, ohne dort eine fröhliche Gesellschaft zum lustigen Tanz versammelt zu sehen, welche sich der Freude überließ, und zwar meistens im Kreise sich drehend; dazu waren auf Landhäusern Privatbälle.

Hier würde er nun freilich der Gesellschaft verloren und nicht auf seinem Platz gewesen sein. Da rieth ihm ein Freund, der sehr gut walzte, sich erst in minder guten Gesellschaften zu üben, damit er hernach in der besten etwas gelten könne. Er brachte ihn zu einem Tanzmeister, der für geschickt bekannt war. Dieser versprach ihm, wenn er nur einigermaßen die ersten Anfangsgründe wiederholte, ihn sodann weiter zu leiten.

Maitre M*** war einer von den aufgetrockneten französischen Naturen, gewandt von Manieren. Er nahm seinen neuen Scholaren freundlich auf. Dieser zahlte einen Monat voraus und erhielt zwölf Billette, gegen die er ihm für gewisse Stunden Unterricht zu geben versprach.

Dieser Tanzlehrer war streng; aber nicht pedantisch und da Goethe schon einige Vorübungen hatte, so machte er es ihm bald zu Dank.

3.

Die beiden Schwestern.

Was den Unterricht noch gar sehr förderte, erleichterte und angenehmer machte, war der Umstand, daß Maitre M*** zwei liebenswürdige Töchter hatte, die ihm beim Unterricht mit behülflich waren. Beide waren sehr hübsch und noch unter 20 Jahren. Von Jugend auf in dieser Kunst unterrichtet, zeigten sie sich darin sehr gewandt und hätten als Lehrerin auch bald den ungeschicktesten Scholaren zu einiger Bildung verhelfen können.

Sie waren Beide sehr artig und sprachen nur Französisch. Goethe nahm sich von seiner Seite zusammen, um vor ihnen nicht linkisch und lächerlich zu erscheinen. Er hatte das Glück, daß auch sie ihn lobten, immer willig waren, nach der kleinen Geige ihres Vaters mit ihm eine Menuet zu tanzen, ja sogar, was ihnen freilich beschwerlich ward, ihm nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen.

Uebrigens schien der Vater nicht viele Kunden zu haben. Sie führten ein einsames Leben. Deshalb ersuchten sie ihn manchmal, nach der Stunde noch bei ihnen zu bleiben, um die Zeit ein wenig zu verplaudern. Das that er denn auch mehr noch als gern, besonders da die Jüngere ihm gar wohl gefiel und sich überhaupt sehr anständig betrug.

Er las ihnen bisweilen aus einem Roman etwas vor und sie thaten dasselbe.

Die Aeltere, die sehr hübsch, vielleicht noch hübscher war, als die Zweite, sagte ihm aber nicht so zu, obwohl sie sich gegen ihn durchaus verbindlich betrug und in Allem noch zuvorkommender, als die Jüngste. Diese, obgleich sie nicht eigentlich unfreundlich gegen ihn that, war doch eher still für sich und ließ sich durch den Vater herbeirufen, um die Aeltere abzulösen.

Diese hieß Emilie, jene Lucinde.

Die Ursache von dem verschiedenen Benehmen beider Mädchen wurde ihm eines Abends klar. Als er sich mit Lucinden nach geschlossener Tanzstunde in das Wohnzimmer begeben wollte, hielt sie ihn zurück und sagte: „bleiben wir noch ein Wenig hier; denn ich will Ihnen nur gestehen, meine Schwester hat eine Kartenschlägerin bei sich, die ihr offenbaren soll, wie es mit einem auswärtigen Freund beschaffen ist, an dem ihr Herz hängt, auf den sie alle ihre Hoffnungen gesetzt hat. Das Meinige ist frei," fuhr sie fort, „ich werde mich gewöhnen müssen, es verschmähet zu sehen."

Goethe sagte ihr darauf einige Artigkeiten, indem er entgegnete, daß sie sich am ersten davon überzeugen könne, wie es damit stehe, wenn sie die weise Frau gleichfalls befragte.

„Ich wollte es auch thun," fuhr er fort, „denn ich

hätte schon längst gewünscht, etwas zu erfahren, woran mir bisher der Glauben gefehlt hat."

Sie tadelte ihn deshalb und erklärte ihm, daß nichts in der Welt sicherer sei, als die Aussprüche dieses Orakels, nur müsse man es nicht aus Scherz und Frevel, sondern in wahren Angelegenheiten des Herzens befragen.

Goethe nöthigte doch zuletzt Lucinden mit ihm in jenes Zimmer zu gehen, sobald sie sich versichert habe, daß die Befragung des Orakels dort vorüber sei.

Sie fanden Emilien sehr aufgeräumt; auch gegen Goethe war sie zuthulicher als sonst, scherzhaft und beinahe geistreich; denn da sie eines auswärtigen Freundes sicher zu sein schien, so mochte sie es nicht für verfänglich halten, mit dem gegenwärtigen Freunde ihrer Schwester Lucinde, denn dafür hielt sie ihn, ein wenig schön zu thun.

Der alten Wahrsagerin wurde nun Schmeichelhaftes gesagt, auch gute Belohnung versprochen, wenn sie auch Lucinden und dann Goethen wahrsagen wollte.

Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Ceremonien legte sie nun ihren Kram aus und zwar um der Schönen zuerst zu weissagen. Sie betrachtete die Lage der Karten sorgfältig; schien aber mit der Sprache nicht heraus zu wollen.

„Ich sehe schon," sagte Emilie, die mit der Auslegung einer solchen magischen Tafel näher bekannt war, „Ihr zaudert und wollt meiner Schwester nichts Unan-

genehmes sagen. Aber das ist auch eine ganz verwünschte Karte."

Lucinde wurde blaß, doch faßte sie sich wieder und sagte: „So sprecht nur! es wird ja den Kopf nicht kosten." Und nun zeigte ihr die Alte mit einem tiefen Seufzer an, daß sie liebe, aber nicht wieder geliebt werde, daß eine andere Person dazwischen stehe und was dergleichen Dinge mehr sind.

Man sah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder etwas zu verbessern, indem sie auf Briefe und Geld Hoffnung machte.

„Briefe," sagte das schöne Kind, „erwarte ich nicht und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr ist, was Ihr sagt, daß ich liebe, so verdiene ich ein Herz das mich wieder liebt."

„Wir wollen sehen, ob es nicht besser wird," versetzte die Alte, indem sie die Karten aufs Neue mischte und zum zweiten Male auflegte. Allein es war vor aller Augen nur noch schlimmer geworden. Lucinde stand nicht nur einsamer, sondern auch mit mancherlei Verdruß umgeben. Die Alte wollte zum dritten Male auslegen, in Hoffnung einer bessern Ansicht; aber das arme Mädchen hielt sich nicht länger. Sie brach in Weinen aus, ihr voller Busen bewegte sich auf eine gewaltsame Weise; sie wendete sich um und verließ rasch das Zimmer.

Goethe wußte nicht, was er thun sollte. Neigung hielt

ihn bei der Gegenwärtigen zurück, Mitleid trieb ihn zu Jener. Seine Lage war peinlich genug.

„Trösten Sie Lucinden," sagte die ältere Schwester, „gehen Sie ihr nach!"

Goethe zauderte. Wie durfte er sie trösten, ohne sie wenigstens einer Art von Neigung zu versichern? und konnte er das wohl in einem solchen Augenblick auf eine kalte, gemäßigte Weise?

„Lassen Sie uns zusammen gehen," sprach er zu Emilien.

„Ich weiß nicht," antwortete diese, „ob ihr meine Gegenwart wohlthuend sein wird."

Doch gingen sie, fanden aber die Thür von jener verriegelt, Lucinde antwortete nicht, sie mochten pochen oder rufen wie sie wollten.

„Wir müssen sie gewähren lassen," sagte Emilie, „sie will nicht anders."

Ihr Wesen hatte freilich, seit ihrer ersten Bekanntschaft mit Goethe, immer etwas Ungleiches und Heftiges und ihre Neigung zu Goethe verrieth sie am meisten dadurch, daß sie ihre kleinen Unarten nicht gegen ihn ausließ. Was sollte er nun thun? Er bezahlte die Alte reichlich für ihr Unheil, das sie gestiftet hatte und wollte gehen, als Emilie sagte: „Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf mich geschlagen werde." Die Alte war bereit.

„Lassen Sie mich nicht dabei sein," rief Goethe und eilte die Treppe hinab!

4.

Vernünftige Vorstellungen.

Am andern Tage hatte er nicht den Muth wieder hinzugehen. Am dritten Tage ließ ihm Emilie durch einen Knaben, der schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dagegen an sie zurückgetragen hatte, in aller Frühe sagen, er möge heute nicht fehlen.

Er kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an seinen Tritten und Schritten, an seinem Gehen und Anstande noch Manches auszusetzen und zu verbessern hatte. Emilie kam gegen Ende der Stunde und tanzte mit ihm eine graziöse Menuet, worin sie sich außerordentlich angenehm bewegte. Der Vater versicherte, indem er sich vergnügt die Hände rieb: „Ich habe nicht leicht ein hübscheres und gewandteres Paar auf meinem Tanzboden gesehen.“ Nach der Stunde ging er, wie gewöhnlich, ins Familienzimmer. Der Tanzmeister ließ die jungen Leute allein. Goethe vermißte Lucinden.

„Sie liegt im Bette!“ sagte Emilie, „und ich sehe es gern. Hegen Sie indeß deshalb keine Sorge. Ihre Seelenkrankheit lindert sich am ersten, wenn sie sich leiblich für krank hält. Sterben mag sie nicht gern; und thut sie deshalb was wir wollen. Wir haben gewisse Hausmittel, die sie zu sich nimmt und ausruht. Und so legen sich nach und nach die tobenden Wellen. Sie ist gar zu

gut und liebenswürdig bei einer eingebildeten Krankheit; da sie sich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie sich bald romanhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern Abend noch mit großer Heftigkeit erklärt, daß sie diesesmal sterben würde und man sollte den undankbaren falschen Freund, der ihr erst so schön gethan, und sie nun so übel behandele, nur dann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe dem Tode sei. Sie wolle ihm recht bittere Vorwürfe machen und dann sogleich den Geist aufgeben.

„Ich weiß mich nicht schuldig," rief Goethe aus, „daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert haben sollte. Ich kenne Jemand, der mir dieses Zeugniß am besten ertheilen kann."

Emilie lächelte und versetzte: „Ich verstehe Sie und wenn wir nicht klug und entschlossen sind, so kommen wir alle zusammen in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie ersuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzusetzen? Sie haben vom letzten Monat allenfalls noch vier Billets und mein Vater äußerte schon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen; es müßte denn sein, daß Sie sich der Tanzkunst auf eine ernstlichere Weise widmen wollten; was ein junger Mann von Welt brauche, besäßen Sie schon."

„Und dieſen Rath, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie?“

„Eben ich,“ entgegnete ſie; „aber nicht aus mir ſelbſt. Hören Sie nur: Als Sie vorgeſtern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie ſchlagen und derſelbe Ausſpruch wiederholte ſich immer ſtärker. Sie waren umgeben von allerlei Guten und Vergnüglichen, von Freunden und großen Herrn; an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten ſich in einiger Entfernung. Meine arme Schweſter beſonders ſtand immer am weiteſten. Eine Andere rückte immer näher, kam aber nie an Ihre Seite, denn es ſtellte ſich eine Dritte dazwiſchen. Ich will nur geſtehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte und nach dieſem Bekenntniſſe werden Sie meinen wohlgemeinten Rath am beſten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugeſagt und bis jetzt liebe ich ihn über Alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher; was würden Sie aber für einen Stand zwiſchen zwei Schweſtern haben, von denen Sie die eine durch Neigung, die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten. Und alle dieſe Qual um Nichts nur auf kurze Zeit. Denn wenn wir nicht ſchon wüßten, wer Sie ſind und was ſie zu hoffen haben, ſo hätte es mir die Karte auf das Lebhafteſte vor Augen geſtellt.“

„Leben Sie wohl!“ ſprach ſie in tiefſter Bewegung und reichte ihm die Hand.

Goethe zauderte noch. „Nun!“ sagte sie, indem sie ihn gegen die Thür führte, „damit es wirklich das letztemal sei daß wir uns sehen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde;“ dabei umarmte sie ihn und küßte ihn auf das Zärtlichste. Er umfaßte sie wieder und drückte sie an sich.

5.

Macht der Eifersucht.

In diesem Augenblick flog die Seitenthür auf und Lucinde sprang herein, Haar und Nachtkleidung in Unordnung, das Gesicht blaß, die schönen Augen stier und wild.

„Du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen,“ rief sie.

Emilie ließ ihn los und Lucinde ergriff ihn mit seltsamer Wildheit beim Kopfe, drückte ihre schwarzen Locken auf seine Wangen und blieb eine Zeitlang in dieser Lage. Und so befand sich denn Goethe auf seltsame Weise in der Klemme zwischen den beiden Schwestern, wie es ihm Emilie wenige Augenblicke zuvor voraus gesagt hatte. Lucinde ließ ihn jetzt los und sah ihm ernst ins Gesicht. Er wollte ihre Hände ergreifen und ihr etwas Freundliches sagen; allein sie wendete sich weg, ging einigemal im Zimmer auf und ab und warf sich dann in die Ecke des Sopha's.

Emilie trat zu ihr, ward aber sogleich weggewiesen und nun entstand eine Scene, die unvergeßlich bleibt.

Obgleich sie nichts Theatralisches hatte konnte sie doch nur von einer guten Schauspielerin wiederholt werden. Sie war aber dem Wesen einer lebhaften jungen Französin durchaus angemessen.

Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen. „Es ist nicht das erste Herz," rief sie aus, „das sich zu mir neigt, das Du mir entwendest. War es doch mit dem Abwesenden eben so, der sich zuletzt unter meinen Augen mit Dir verlobte. Ich mußte es ansehen. Ich ertrug es; ich weiß aber, wie viel tausend Thränen es mich gekostet hat. Diesen hast Du mir nun auch weggefangen, ohne Jenen fahren zu lassen. Und wie viele verstehst Du nicht auf einmal zu halten? Ich bin offen und gutmüthig und Jedermann glaubt mich bald kennen und mich vernachlässigen zu dürfen. Du bist versteckt und still und die Leute glauben Wunder, was hinter Dir verborgen sei. Aber es ist nichts dahinter, als ein kaltes, selbstisches Herz, das sich Alles aufzuopfern weiß. Das aber kennt Niemand so leicht, weil es tief in Deiner Brust verborgen liegt, so wenig als mein warmes Herz, das ich offen trage, wie mein Gesicht."

Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt, die sich im Reden immer mehr erhitzte und sich über gewisse besondere Dinge herausließ, die sich eigentlich nicht dazu eigneten von Goethen angehört zu werden. Emilie dagegen, die ihre Schwester zu begütigen suchte, gab ihm

hinterwärts ein Zeichen, daß er sich entfernen möge. Wenn aber Eifersucht und Argwohn mit tausend Augen sehen, so schien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie sprang auf und ging auf ihn los, aber nicht mit Heftigkeit. In wilder Schönheit stand sie vor ihm. Sie schien auf etwas zu sinnen. Dann sagte sie zu Goethe: „Ich weiß, daß ich Sie verloren habe. Ich mache weiter keine Ansprüche auf Sie. Aber Du sollst ihn auch nicht haben, Schwester!"

Bei diesen Worten faßte sie ihn ganz eigentlich beim Kopfe, indem sie ihm mit beiden Händen in die Locken fuhr, sein Gesicht an das Ihrige drückte und ihn mehremal auf den Mund küßte.

„Nun," rief sie aus, „fürchte meine Verwünschung: „Unglück über Unglück für immer und immer auf Diejenige die zum erstenmal nach mir diese Lippen küßt!" Wage es nun wieder mit ihm anzubinden. Ich weiß, der Himmel erhört mich diesesmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie, eilen Sie nun was Sie können!"

Goethe flog die Treppe hinab, mit dem festen Vorsatz, dieses Haus einer so dämonischen Liebe nie wieder zu betreten und hat es gehalten.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

Goethe und sein Liebeleben.

Historischer Novellenkreis.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1866.
Verlag von C. F. Schmidt.

VII.

Friederike Brion aus Sesenheim.

Idylle.

„Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir im Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß mich morgen sein wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein."

Goethe.

1

Der erste Ritt nach Sesenheim.

In Gedanken noch immer mit dem letzten dämonischen Auftritt beschäftigt, welchen er mit den Töchtern des französischen Tanzmeisters gehabt, saß Goethe eines Abends in seiner Wohnung und suchte sich in die Lectüre eines englischen Romans zu versenken, welcher selbst in unserer Zeit noch nichts von seiner Popularität eingebüßt hat, denn er wird nicht blos in seinem Heimathlande noch heutzutage mit unvermindertem Eifer gelesen, sondern ist auch bei uns in Deutschland fast für Jeden, der sich mit dem Studium der englischen Sprache beschäftigt, das erste Lesebuch, welches ihn in den Geist und in die Literatur dieser Sprache einführen soll.

Der Leser erräth, daß dieser englische Roman kein anderer war als Goldsmith's „Landprediger von Wakefield."

Herder, der sich damals, um sich von einem hartnäckigen Augenübel heilen zu lassen, in Straßburg aufhielt, hatte das Buch dem jungen Goethe empfohlen und dieser fand sich davon so angezogen, daß er, seitdem er es zu lesen begonnen, jeden freien Augenblick benutzte, um mit dieser, übrigens nicht sehr zeitraubenden, Aufgabe fertig zu werden.

Eben war er bei dem Kapitel angelangt, in welchem erzählt wird, wie Moses, der Sohn des guten Pfarrer Primrose, vom Jahrmarkt zurückkehrt und statt des Geldes für das von ihm verkaufte Pferd ein paar Dutzend fast werthlose Brillen mit kupfernen Gestellen zurückbringt, als plötzlich an die Thür gepocht ward und auf Goethe's ziemlich ärgerliches Herein ein Freund von ihm, der junge Diplomat Weyland, eintrat.

„Was lieseſt Du da?" fragte er nachdem man sich gegenseitig guten Abend gewünscht.

„Ein ganz allerliebstes Buch, von welchem ich mich kaum trennen kann," antwortete Goethe.

„Und wie heißt es?"

„Der Landprediger von Wakefield."

„Und der Verfasser?"

„Heißt Goldsmith."

„Aha, von dem hat mir Herder auch schon erzählt und wenn Dir das Buch gefällt, so werde ich mich wohl auch entschließen müſſen, es zu lesen, wäre es auch nur, um wenn darüber gesprochen wird, auch ein Wort dazu sagen zu können."

„Du wirst es nicht bereuen. Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand für eine moderne Idylle. Wie Melchisedek erscheint er als König und Priester in einer Person. An den unschuldigsten Zustand, der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackersmanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, so wie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft. Er ist Vater, Hausherr, Landmann und auf diese Weise vollkommenes Glied der Gemeinde. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grund ruhet sein höherer Beruf. Seine Aufgabe ist, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen des Dasein zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten und wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklichen Zukunft hervorzurufen und zu verbürgen."

„Aber lieber Freund," rief der kaltblütige junge Diplomat, „Dein Gottes Wort vom Lande versetzt Dich ja in förmliche Ekstase!"

„Das leugne ich auch durchaus nicht," entgegnete der jugendliche Enthusiast. „Denke Dir einen solchen Mann mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gieb ihm dann noch die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse, so wie eine heitere gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie kei-

nen Augenblick aufhört, das Gute zu wirken, und Du wirst ihn wohl ausgestattet haben."

„Ich kann nicht leugnen," bemerkte Weyland, „daß das Bild, was Du da entwirfst, wirklich etwas Ansprechendes hat."

„Zugleich," fuhr Goethe fort, „füge die nöthige Beschränktheit hinzu, daß er nicht nur in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls auf einen noch kleinern übergehen möge; verleihe ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Löbliches hervorspringt und über dieses alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigener und fremder Fehler, so hast Du das Bild unseres vortrefflichen Landpredigers von Wakefield so ziemlich beisammen."

„Ich wollte, der Verfasser Deines Buches hörte Dich sprechen; er würde sich nicht wenig geschmeichelt fühlen," sagte Weyland.

„Die Darstellung dieses Charakters," sprach Goethe immer wärmer werdend, „weiter auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachsende Interesse der Fabel der Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltsamen macht diesen Roman zu einem der besten, die je geschrieben worden."

„Ich muß ihn wirklich lesen," sagte Weyland mit süß-

saurer Miene, denn er verwendete auf Lectüre immer so wenig Zeit als möglich.

„Ueberdies," fuhr Goethe fort, „hat dieser Roman noch den großen Vorzug, daß er ganz sittlich, ja im reinsten Sinn christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbedingte Vertrauen auf Gott bethätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt. Alles dies geschieht ohne eine Spur von Frömmelei oder Pietismus, so daß dieses Werkchen uns eben so weise als liebenswürdig entgegenkommen muß."

„Da Du Dich dermaßen in das Ideal eines wackern Landgeistlichen verliebt hast," hob Weyland als Goethe schwieg, nach einer kleinen Pause an, „so wäre es unrecht von mir, wenn ich Dich nicht mit einem Manne bekannt machen wollte, der nicht blos durch seine Familie ganz das verwirklicht, was Du mir so eben vorphantasirt hast."

„Wie meinst Du das? Erkläre Dich näher."

„Nun die Sache ist ganz einfach. Ich habe im Dorfe Sesenheim, kaum sechs Stunden von hier, einen Vetter, welcher dort Pfarrer ist und Brion heißt. Er ist ganz der Mann, wie Du Dir Deinen Landprediger von Wakefield denkst."

„Und seine Familie?"

„Besteht aus einer sehr würdigen wirthschaftlichen Hausfrau, die früher einmal sehr hübsch gewesen sein

muß und auch jetzt noch einen ganz angenehmen Eindruck macht."

„Gerade wie die gute Mistreß Primrose. — Ferner?"

„Ferner aus zwei erwachsenen sehr hübschen Töchtern."

„Da hätten wir also auch Olivia nnd Sophie."

„Die aber im vorliegenden Falle nicht Olivia und Sophie, sondern Salome und Friederike heißen. Auch ist noch ein Bruder da."

„Das wäre Moses. Du machst mich wirklich neugierig, diese Seitenstücke zu den Personen meines Romans kennen zu lernen."

„Eben um Dir einen Besuch bei ihnen vorzuschlagen, habe ich Dich heute Abend noch aufgesucht. Das Wetter ist jetzt allerliebst, ich fürchte aber, daß es nicht lange mehr so aushält. Wie wäre es daher, wenn wir den Besuch in Sesenheim gleich morgen machten?"

„Mich hält nichts ab. Aber wie sollen wir hingelangen? Für eine Fußwanderung ist der Weg doch ein wenig zu weit."

„Das Beste wird sein, wenn wir reiten. Bis Drusenheim könnten wir allerdings mit der Personenpost fahren und dann den noch übrigen Weg zu Fuße machen, aber dies würde immer noch sein Mißliches haben."

„Ja, ich bin auch dafür, daß wir reiten."

„Nun gut, dann will ich Pferde besorgen. Auf einen freundlichen Empfang bei meinen Verwandten kannst

Du rechnen, lieber Goethe, denn sie werden sich nicht wenig freuen, wenn ich ihnen den genialen Sohn eines hochangesehenen kaiserlichen Raths vorstelle."

„Was das betrifft, lieber Weyland, so wünschte ich, daß Du es nicht thätest."

„Nicht? Aber vorstellen muß ich Dich doch!"

„Allerdings, aber um Deine patriarchalische Predigersfamilie und besonders die schönen Töchter, von welchen Du sprachst, recht genau kennen zu lernen, wäre es mir lieber, wenn Du mich nicht als den Sohn eines wohlhabenden, angesehenen Beamten einführtest."

„Als was soll ich Dich denn sonst aber einführen?"

„Nun vielleicht als einen armen Bettelstudenten, als einen pauvren Candidaten der Theologie."

„Das würde mir ein wenig schwer werden, denn Deine ganze äußere Erscheinung würde mich Lügen strafen."

„O dieses Hinderniß würde ich zu beseitigen wissen. Hier im Hause drei Treppen hoch wohnt ein armer Teufel von Advocatenschreiber, der gegen eine kleine Vergütung gern bereit sein wird, mir einen Anzug zu leihen. Er ist zwar etwas kleiner und schmächtiger als ich, aber um so dürftiger werde ich mich in seinen mir zu engen Kleidern ausnehmen."

Der junge Diplomat lachte über den wunderlichen Einfall seines Freundes, hatte aber nichts weiter dagegen einzuwenden. Gelang die Posse, so gab es einen herrlichen Spaß; mißglückte sie, so hatte dies weiter nichts auf

sich, denn es stand durchaus nicht zu befürchten, daß der Pfarrer Brion und seine Familie den ihnen gespielten harmlosen Streich übelnehmen würden.

2.

Der Landpfarrer.

Freundlich lachte der Herbstmorgen, an welchem Goethe's Freund wieder in dessen Wohnung erschien, während ein Reitknecht die beiden ungeduldig stampfenden Rosse unten vor der Thür am Zügel hielt.

Goethe hatte sich bereits in das beabsichtigte Costüm geworfen und wartete.

„Ha! ha! ha!" lachte Weyland als er eintretend seinen Freund erblickte, „Du machst Dich in der That köstlich. Dieser Rock, aus dessen kurzen Aermeln Deine Hände bis weit über das Handgelenk heraus ragen, diese abgetragenen fadenscheinigen Beinkleider, dieser verbogene Hut und diese viel zu knappe Weste geben Dir in der That das Ansehen eines halbverhungerten Vaterunserhändlers und meine Cousinen müßten Herzen von Stein haben, wenn sie Dir nicht sogleich Schinken und Rothwein oder eine Tasse kräftige Bouillon vorsetzten."

„Es ist mir," entgegnete Goethe," angenehm zu hören, daß Du meiner Kunst, mich zu costümiren, Gerechtigkeit widerfahren lässest. Ich verspreche Dir, daß ich auch in

anderer Beziehung bemüht sein werde, meine Rolle gut durchzuführen."

„Ich hoffe es," sagte der junge Diplomat. „Aber nun laß uns unverweilt unsere Gäule besteigen, damit wir den schönen Morgen so viel als möglich im Freien genießen."

Binnen wenigen Minuten trabten die beiden Jünglinge zum Thore hinaus und Weyland konnte gar nicht aufhören zu lachen als er sah, wie sein Freund, der sonst so straff und stattlich zu Pferde saß, jetzt auch in dieser Beziehung den Armseligen spielte und durch ungeschickte ängstliche Haltung das Wesen eines unbeholfenen Sonntagsreiters nachzuahmen bemüht war.

Die herrliche Luft, der Anblick des prächtig dahinströmenden Rheins und das muntere Zwitschern der Vögel äußerten auf die beiden Jünglinge die anregendste Wirkung und unter fröhlichem Scherz und Witzworten trabten sie entlang durch die noch grüne Landschaft.

Es dauerte nicht lange — wenigstens ward ihnen bis dahin die Zeit nicht lang — so erreichten sie Drusenheim, wo sie abstiegen und sich und ihre Thiere ein wenig vom Staub der Straße säubern ließen.

Dann ging es auf einem durch fruchtbare Fluren führenden Feldwege weiter nach Sesenheim. An dem Gasthause des Dorfs angelangt, stiegen sie ab, um ihre Pferde

hier in den Stall ziehen zu lassen und den noch übrigen kurzen Weg nach dem Pfarrhofe zu Fuße zurückzulegen.

„Sieh, dort wohnt dein Ideal von Landprediger," rief Weyland als sie des alten Gehöftes ansichtig wurden.

„Das Haus sieht aber nicht gerade sehr wirthlich aus," entgegnete Goethe fast mit der Miene der getäuschten Erwartung, denn statt des weißgetünchten, weinumrankten Hauses mit freundlichen grünen Fensterläden und munter-rothem Dache, welches seine Phantasie ihm gezeigt, sah er hier in der Wirklichkeit ein altes grauschwarzes, plumpes Gebäude vor sich, welches nach mehr als einer Richtung den Einsturz zu drohen schien.

Der junge Diplomat mochte in der für seinen Beruf so wichtigen Kunst, die Gedanken der Menschen in ihren Mienen zu lesen, schon einige Uebung besitzen, denn er sagte, nachdem er seinen Begleiter scharf angeblickt:

„Du mußt nicht nach dem äußern Schein urtheilen. So wie eine rauhe Schale oft den schmackhaftesten köstlichsten Kern birgt, so birgt auch jenes alte baufällige Haus Herzen, die zu den trefflichsten und liebenswürdigsten gehören, die Du je gekannt oder später kennen lernen wirst und wenn Du hundert Jahr alt werden solltest."

Noch in seinem — wenn auch nicht hundertsten — doch achtzigsten Lebensjahr erinnerte Göethe mit Wehmuth sich dieses prophetischen Wortes seines Freundes.

„Du hast Recht," sagte er, „und übrigens muß es

mir in meiner Rolle ja selbst lieb sein, wenn das Haus, in welches ich einzutreten im Begriff stehe, gegen meine äußere Erscheinung nicht allzu grell absticht."

Als die beiden Freunde durch das Thor des Hofes in diesen eintraten, gewann Goethe durch einen raschen Blick, den er um sich schweifen ließ, sofort die Ueberzeugung, daß neben schlichter Anspruchlosigkeit hier doch auch zugleich die größte Ordnung und Sauberkeit herrschten, denn alles in Hof und Garten war so geordnet und wohl erhalten, daß das ganze alte Pfarrgehöfte von innen gesehen einen Eindruck machte, der von dem, welchen es von außen darbot, völlig verschieden war.

„Wie es scheint, finden wir das Nest leer und die Vögel ausgeflogen," sagte Weyland, indem er mit seinem Freunde die Schwelle des Wohnhauses überschritt.

Mit der Lokalität desselben natürlich genau bekannt, lenkte er seine Schritte sofort nach dem Studirzimmer des alten Pfarrers und setzte hinzu:

„Komm, Goethe. Die ganze Gesellschaft ist wahrscheinlich in der Heuernte. Meinem Vetter aber dürfte dieses Vergnügen doch wohl ein wenig zu warm vorgekommen sein, und er wird es daher jedenfalls vorgezogen haben, sich in der kühlen Klause seines Studirzimmers zu halten, wenn auch nicht gerade um zu studiren."

Weyland's Voraussetzung erwies sich als richtig.

Papa Brion war wirklich zu Hause und empfing sei-

nen jungen Verwandten und dessen Begleiter mit der Freundlichkeit und Herzlichkeit, welche seinem menschenfreundlich frommen Gemüth niemals untreu wurden.

„Schön, daß Du kommst!“ rief er, seinem jungen Vetter und dann auch sofort Goethe die Hand bietend. „Meine Leute sind alle drüben auf der Wiese um bei dem schönen Wetter unser Bischen Grummet hereinzubringen. Sie müssen jedoch nun bald wiederkommen. Nimm einstweilen Platz und Sie, junger Herr,“ fuhr er zu Goethe gewendet fort, „thun dies wohl auch.“

„Mein Freund und Tischgenosse, Herr Candidatus reverendi ministerii Wolf,“ sagte Weyland, indem er Goethe dem Pfarrer vorstellte. „Ich forderte ihn auf, mich hierher zu begleiten, und er ist, da er wegen kürzlich überstandener Krankheit Stärkung und Erholung bedarf, so freundlich gewesen, meiner Einladung Folge zu leisten.

Goethe verneigte sich, um seiner angenommenen Rolle treu zu bleiben, stumm und wie verlegen. Das, was Weyland in Bezug auf eine überstandene Krankheit gesagt hatte, beruhete vollkommen in Wahrheit. Goethe sah noch sehr blaß und in Folge dessen auch älter aus als er wirklich war. Hätte er sein früheres rothwangiges Aussehen schon wieder gehabt, so wäre seine Erscheinung für einen examinirten Candidaten jedenfalls eine zu jugendliche gewesen.

Der gutmüthige Pfarrer redete ihn freundlich an und

forderte Weyland auf, sich hinüber auf die Wiese zu begegeben, um seine und seines Freundes Ankunft zu verkünden.

Weyland erhob sich demgemäß und verließ Zimmer und Haus, während Goethe bei dem Pfarrer allein zurückblieb.

Letzter begann erst von wissenschaftlichen Dingen zu reden und Goethe bemühete sich, durch möglichst ungeschickte Antworten seinem gastfreien Wirth einen recht niedrigen Begriff von seiner geistigen Befähigung beizubringen.

Papa Brion war jedoch durch seinen langjährigen Aufenthalt auf dem Lande und fortwährenden Umgang mit unwissenschaftlichen Elementen selbst — wie es bei Landgeistlichen oft zu gehen pflegt — zu sehr „verbauert" als daß er auf gelehrte Discussionen erpicht gewesen wäre.

Andererseits hätte er auch, selbst wenn er sich im Besitz der größten Gelehrsamkeit gewußt hätte, bei seiner Gutmüthigkeit sicherlich kein Vergnügen daran gefunden, einen armen schüchternen Menschen auf's wissenschaftliche Glatteis zu führen.

Er brachte deshalb das Gespräch auf ein Thema, welches er für völlig unverfänglich hielt und welches übrigens gerade damals auch ihn selbst vorzugsweise beschäftigte.

„Sie wundern sich vielleicht," sagte er, „daß Sie mich hier in einem reichen Dorfe, bei einer einträglichen Stelle so schlecht quartirt finden; das kommt aber von der Unentschlossenheit. Schon seit lange ist mir es von der Gemeinde, ja von den obern Stellen zugesagt, daß das Haus

neu aufgerichtet werden solle; mehrere Risse sind schon gemacht, geprüft, verändert, keiner ganz verworfen, aber auch keiner ausgeführt worden. Es hat dies schon so viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungeduld kaum zu fassen weiß."

„Sie thun mir leid, Herr Pfarrer," antwortete Goethe in seiner erheuchelt schüchternen Weise. „Man darf aber nie die Hoffnung ganz aufgeben und wenn Sie die Sache immer wieder aufs Neue betreiben, so wird man sich endlich doch wohl bewogen finden, Ihre gerechten Wünsche zu erfüllen."

„Vielleicht, vielleicht aber auch nicht," entgegnete der Pfarrer und begann nun mit einer Vertraulichkeit, als ob er den vorgeblichen Candidaten schon seit langen Jahren kennte, ihm die Schwierigkeiten auseinander zu setzen, welche sich der Verwirklichung seiner Wünsche entgegen stellten.

Dieser Gegenstand war für ihn selbst ein so interessanter, daß er vielleicht noch nicht so bald fertig geworden wäre, wenn nicht plötzlich die Thür sich geöffnet hätte, um Frau Brion eintreten zu lassen.

3

Friederike.

Die Gattin des Pfarrers von Sesenheim war, wie Weyland seinem Freunde schon angedeutet hatte, eine noch recht stattliche Frau, die in ihrer Jugend einen nicht gewöhnlichen Grad von Schönheit besessen haben mußte.

Dicht auf dem Fuße folgte ihr Weyland.

„Hier stelle ich Ihnen meine Frau vor," sagte der Pfarrer zu Goethe. „Seit einundzwanzig Jahren trägt sie mit mir die Last des Daseins und ist stets bemüht, die schwerste Hälfte desselben auf ihre Seite zu ziehen. Dieser junge Herr hier," fuhr er dann zu seiner Gattin gewendet und mit der Hand auf Goethe deutend fort, „ist Candidat der Theologie und heißt Wolf."

Die Pfarrerin bot dem sich von seinem Stuhle erhebenden Pseudo-Candidaten die Hand, indem sie ihn zugleich mit ihren klugen Augen so scharf fixirte, daß es ihm ganz sonderbar zu Muthe ward und er schon fast fürchtete, sie durchschaue seine Maske.

Ehe er aber noch weitere Beobachtungen in dieser Beziehung anstellen konnte, ward die Thür abermals und zwar sehr rasch aufgerissen, ein munteres hübsches Mädchen kam hereingestürmt und fragte laut und hastig.

„Ist Friederike nicht hier?"

„Nein, die ist nicht hier," antwortete der Pfarrer. „Ich habe sie überhaupt, seitdem Ihr vor einigen Stunden zusammen fortginget, nicht wieder gesehn."

„Uebrigens," setzte die Mutter hinzu, „siehst Du nicht, Salome, daß wir fremden Besuch haben? Dieser Herr ist der Candidat Wolf aus Straßburg."

„Willkommen, Herr Candidat," sagte Salome, machte einen Knix und reichte dem etwas verblüfften Goethe die

Hand, worauf sie in derselben stürmischen Weise, wie sie das Zimmer betreten, dasselbe wieder verließ.

Die Pfarrerin trug ihren Gästen nun einige Erfrischungen auf und Weyland setzte mit ihr und dem Pfarrer ein Gespräch fort, welches sich größtentheils um eine ganze Anzahl Persönlichkeiten drehete, die dem Hause des Pfarrers näher oder ferner standen.

Goethe, der von allen diesen Personen natürlich keine einzige kannte, war ein stummer Zuhörer dieses Gesprächs.

Es dauerte nicht lange, so kam Salome wieder in derselben ungestümen Weise wie früher ins Zimmer herein und erklärte, ihre Schwester nicht gefunden zu haben.

„Es wird ihr doch kein Unglück zugestoßen sein," setzte Salome hinzu.

„Das wollen wir nicht hoffen," bemerkte die Mutter. „Es ist eine sehr garstige Angewohnheit von dem Mädchen, daß sie oft zwei drei Stunden wegbleibt, ohne daß ein Mensch weiß, wo sie steckt."

„Laßt sie nur gehen," bemerkte Papa Brion. „Sie weiß schon was sie thut. Wahrscheinlich weilt sie auf ihrem Lieblingsplätzchen und der Tag ist auch übrigens so schön, daß man es ihr nicht verdenken kann. Sie wird schon wiederkommen."

Während der Pfarrer noch so sprach, öffnete sich die Thür und in der Umrahmung derselben zeigte sich eine Erscheinung, in welcher man an diesem ländlichen Him-

mel unbedingt sofort einen Stern erster Größe erkennen mußte.

Es war Friederike, die jüngere Tochter des Pfarrers von Sesenheim, die durch ihre Liebe zu Deutschlands größtem Dichter mit ihm unsterblich gewordene Heldin unserer Geschichte.

Eine blendende Schönheit war sie nicht, wohl aber über alle Beschreibung anmuthig und gewinnend.

Ihre noch fast kindlich zu nennenden Züge waren außerordentlich zart und aus den dunkelblauen Augen sprüheten Lebensmuth und Schalkhaftigkeit.

Das Haar war dunkelblond und umgab den Kopf in einer so schweren Masse Flechten, daß der schlank geformte Hals kaum im Stande zu sein schien, dieses Gewicht zu tragen. Mit ihren heiteren blauen Augen schaute sie fröhlich und unbefangen umher und das wunderhübsche Stumpfnäschen ragte so frei in die Luft, als ob es in der Welt gar keine Sorgen geben könne.

Ihre Kleidung war im höchsten Grade geeignet, alle diese körperlichen Vorzüge in dem vortheilhaftesten Licht erscheinen zu lassen.

Sie trug eben so wie ihre Schwester das, was man im Elsaß damals, im Gegensatz zu der französischen, die deutsche Tracht nannte, nämlich ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, die blos so lang war, daß die nett geformten kleinen Füße bis an den Knöchel sichtbar

blieben, ein knappes weißes Mieder und eine Taffetschürze. Den leichten Strohut hatte sie abgenommen und trug ihn mit Feldblumen gefüllt mittelst der zusammengeknüpften Bänder wie ein Henkelkörbchen am Arme.

4.

Der erste Tag im Pfarrhause.

Der Pseudo-Candidat Wolf ward von Friederikens Erscheinung bis ins innerste Herz betroffen und als sie vollends mit ihrer lieblichen wohllautenden Stimme zu sprechen begann, da ahnte ihm, daß das unscheinbare Dach des alten baufälligen Pfarrhauses sich ihm zu einem Himmel wonnigen Genusses wölben würde.

Die Rolle, die er sich selbst zugetheilt, begann ihm jetzt schon drückend zu werden, denn er fühlte, daß er überhaupt und auch unter andern Umständen nicht im Stande sein würde, sie consequent durchzuführen.

Andererseits schämte er sich auch im Stillen, daß er diese guten, harmlosen, ihm mit herzlichem Vertrauen entgegenkommenden Menschen, so zu sagen, zum Besten haben wollte und er bereuete einen Entschluß, den er, wenn er diese Leute so gekannt, wie es schon jetzt binnen so kurzer Zeit der Fall war, sicherlich nicht gefaßt haben würde.

Der für ihn peinlichste Gedanke ward aber wohl in ihm durch die Stimme der Eitelkeit angeregt. Welch eine

Verkehrtheit, daß er, der körperlich so schöne und geistig so brillante junge Mann auf den Einfall kommen konnte, sich dieser Vorzüge in den Augen Anderer zu begeben und ein Wesen zu spielen, welches von ihnen nur mit Blicken des Mitleids betrachtet werden konnte!

Dies war nicht der Eindruck, den er auf Friederike als er sie so in ihrer ländlichen bescheidenen Glorie dastehen sah, zu machen gewünscht hätte.

Zum Glück hatte er Zeit, allen diesen sein Inneres beschäftigenden Gedanken ungestört nachzuhängen.

Die übrige Gesellschaft verwickelte sich nämlich, gleich nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, in ein weitläufiges und dabei ungemein eifriges Gespräch über eine Menge Oheime, Vettern, Muhmen, Basen u. s. w., die Goethe natürlich alle nicht kannte, so daß er, so lange die Unterhaltung sich in diesem Gleise bewegte, nothwendig stummer Zuhörer blieb.

Friederike war die Erste, welche sich, nachdem man das Verwandtschaftskapitel gehörig durchgesprochen, in eine längere Unterredung mit ihm einließ.

Er war aufgestanden und hatte sich dem Klavier genähert, um die auf demselben liegenden Musikalien durchzublättern.

„Spielen Sie auch?“ fragte Friederike.

„Ja, ein wenig,“ antwortete er.

„O, dann haben Sie wohl die Güte, etwas vorzutra-

gen," fuhr sie fort, indem sie zugleich das Clavier aufklappte und einen runden Sessel unter demselben hervorzog.

Ehe Goethe noch Zeit hatte zu antworten, mischte Papa Brion sich ein.

„Wo denkst Du hin, Friederike!" sagte er in lautem, fast verweisendem Tone. „Einen Gast, den man zum ersten Male sieht, nöthigt man nicht so ohne Weiteres, zur Unterhaltung beizutragen, sondern die Schicklichkeit verlangt, daß man zuvörderst etwas thue, um ihn zu unterhalten."

Friederike erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkung dadurch an, daß sie ohne Ziererei an dem Klaviere Platz nahm und einige Pièeen — die besten, die ihr zu Gebote standen — spielte.

Ihre Kunst war wie man zu sagen pflegt, nicht weit her, die Compositionen, die sie vortrug, waren ziemlich veraltet und überdies hatte der Schulmeister, welcher die Verpflichtung übernommen, das Klavier seines Vorgesetzten in Stimmung zu erhalten, diese Obliegenheit so lange vernachlässigt, daß selbst ein weit geübterer Spieler als Friederike mit seinen Leistungen auf diesem Instrument unmöglich große Sensation gemacht hätte.

„Singe etwas, Friederike," sagte Papa Brion, dessen gut musikalisches Gehör die Mißtöne des verstimmten Klaviers recht wohl bemerkte und welcher hoffte, daß die wohl-

lautende, kräftige Stimme seiner Tochter dieselben übertäuben würde.

Die gehorsame Friederike that sofort, was ihr Vater begehrte. Die Wahl des Liedes aber, welches sie anstimmte, war eine unglückliche zu nennen, denn es sagte ihren Stimmmitteln und ihrer Vortragsweise so wenig zu, daß sie ärgerlich sich selbst unterbrach, vom Sessel aufsprang, das Klavier zuschlug und sagte:

„Es geht heute einmal nicht. Wenn mein Spiel schlecht klingt, so kann ich die Schuld auf das Klavier schieben; singe ich dagegen schlecht, so kann ich Niemandem die Schuld geben. Warten Sie daher lieber, Herr Candidat, bis wir hernach in's Freie hinauskommen. Dann werde ich Ihnen einige Elsasser und Schweizer Lieder vortragen, die Ihnen vielleicht nicht ganz mißfallen werden."

Goethe erklärte sich mit einer Verbeugung einverstanden, die unwillkürlich graziöser ausfiel als von einem unbeholfenen Candidaten eigentlich zu erwarten stand.

Es dauerte nicht lange, so setzte man sich zu Tische und die Unterhaltung drehete sich um allerlei lustige Begebenheiten, die bald da, bald dort vorgefallen waren und nun nach allen Richtungen hin durchgesprochen wurden.

Friederike saß neben Goethe, beschrieb ihm die Umgegend von Sesenheim und machte ihn auf mehrere Punkte aufmerksam, welche in der Regel von allen Fremden, wel-

che dieses romantische Thal besuchten, in Augenschein genommen zu werden pflegten.

Die ältere Schwester Salome war weit lebhafter als Friederike und ihre witzigen, dabei stets heiteren Bemerkungen trugen nicht wenig bei, das Feuer der muntern Conversation zu schüren.

Dabei vergaß man nicht, Papa Brion's trefflichem Weine fleißig zuzusprechen, und Goethe gerieth allmälig in eine Stimmung, welche ihm die weitere Durchführung seiner ihm nun so überaus lästigen Rolle immer schwieriger machte.

Weyland, der dies bemerkte, schlug einen Spaziergang im Mondschein vor, denn es war mittlerweile Abend geworden.

Die ganze Gesellschaft war mit diesem Vorschlage einverstanden. Ein noch vorhandenes drittes, etwa sieben Jahr altes Töchterchen ward von der Mutter zu Bett gebracht und dann machte man sich auf den Weg. Die beiden Ehegatten schritten mit einander voran, Weyland folgte mit Salome am Arme und Göthe bildete mit Friederike den Nachtrab.

Friederikens Ausdrucksweise, war, wie stets, so auch jetzt ungezwungen und natürlich.

Sie zeigte, in so weit das vom Mondschein erhellte Abenddunkel es erlaubte, ihrem Begleiter die sehenswerthen Punkte, von welchen sie bei Tische gesprochen, und er ward immer mächtiger angezogen von diesem tief innigen Frauen-

gemüth, welches hier in dieser ländlich schönen Umgebung auf ihn, der bis jetzt fast nur das Thun und Treiben größerer Städte kennen gelernt, einen überaus erfrischenden Eindruck machte.

Unwillkürlich lauschte er dann, als sie auf Personen zu sprechen kam, ob sie unter der bedeutenden Zahl ihrer Bekannten nicht vielleicht auch einen jüngern Mann erwähnen und dabei eine Aeußerung fallen lassen würde, aus welcher sich schließen ließe, daß derselbe ihrem Herzen näher stünde als alle übrigen.

Friederike that indessen keine derartige Aeußerung und Goethe gab sich daher der frohen Ueberzeugung hin, daß diese Blume des Thals noch frei und unangetastet dastehe.

Trotz dieser Ueberzeugung ward er doch bei der gedrückten Stimmung, welche eine Folge seiner Canditatenrolle war, immer wortkarger. Er bedachte, wie er jetzt ganz anders an Friederikens Seite einherschreiten würde, wenn er in seiner natürlichen Gestalt als eleganter junger Mann von Stand und Bildung gekommen wäre, und er verwünschte den Einfall, der ihn nun in selbstgeschmiedete Fesseln schnürte.

Friederike dagegen, welche die Schweigsamkeit ihres Begleiters wahrscheinlich immer noch auf Rechnung der Verlegenheit brachte, in welcher ein armer Teufel, der sich zum ersten Male in wohlhabender Gesellschaft bewegt, sich gewöhnlich befindet, ward immer gesprächiger. Sie wollte

ihm Muth machen und fühlte vielleicht instinktartig, daß aus dieser unscheinbaren Raupe sich ein durch Farbenpracht blendender Schmetterling entpuppen werde.

Endlich machte man sich wieder auf den Heimweg.

„Ich hoffe, Herr Candidat," sagte Friederike als sie sich dem Hause näherten, „daß Sie uns noch öfters besuchen werden. Es hat dies in der Regel bis jetzt jeder Fremde gethan, der ein Mal bei uns eingekehrt ist."

Goethe hatte nicht Zeit, etwas hierauf zu erwiedern, denn schon im nächsten Augenblicke stand er mit seiner Begleiterin vor der übrigen, sie an der Hausthür bereits erwartenden Gesellschaft.

Er hoffte, daß die auf dem Mondscheinspaziergange begonnene Unterhaltung nun noch drinnen im traulichen Wohnzimmer wenigstens ein Stündchen fortgeführt werden und er auf diese Weise noch mehr Gelegenheit erhalten würde, seinen Blick immer tiefer in Friederikens Auge und Herz zu senken.

In dieser Hoffnung aber sah er sich getäuscht. Man war in Sesenheim, wie fast überall auf dem Lande, gewohnt, sich frühzeitig zu Bett zu legen, die beiden jungen Männer erhielten unverweilt ein freundliches Schlafzimmer mit schneeweißen, schwellenden Betten angewiesen und dann wünschte man ihnen gute Nacht.

„Nun," sagte Weyland als er mit seinen Freunde al-

lein war und beide sich auszukleiden begannen, „wie stehts? Wie gefällt Dir's hier?"

„Herrlich! unübertrefflich!" antwortete Goethe enthusiastisch. „In meinem ganzen Leben werde ich es Dir nie genug danken können, daß Du mich mit hierher genommen."

„Sagte ich Dir's nicht gleich? Und wie findest Du die Aehnlichkeit zwischen Papa Brion und seiner Familie und dem Landprediger von Wakefield und der seinigen?

„Frappant, im höchsten Grade frappant, höchstens mit dem Unterschiede, daß Mr. Primrose in sehr beschränkten pekuniären Verhältnissen lebt, während hier in Pfarrer Brion's Hause ziemlicher Wohlstand zu herrschen scheint."

„Ach ja. Arm ist mein Vetter durchaus nicht. Sein Amt ist sehr einträglich, er lebt mit seiner Familie wohl gut, aber immer bescheiden, die Hausfrau ist sparsam, Gelegenheit zu großem Aufwand bietet sich hier auf dem Lande obendrein gar nicht dar und somit wird den Kindern wohl einmal ein nicht unbedeutendes Erbtheil bleiben."

„Haben denn die beiden erwachsenen Töchter noch keine Bewerber oder wenigstens Bewunderer gefunden?"

„So viel ich weiß nicht."

„Aber wie kommt das? Die Mädchen sind sehr hübsch, wie Du selbst sagst nicht mittellos, und ich dächte daher, es müßten sich nothwendig schon Freier eingefunden haben."

„Die Sache geht ganz natürlich zu. Den Bauernsöh-

nen von Sesenheim oder andern Dörfern sind die Mädchen zu fein und die jungen Männer, welche bis jetzt im Hause verkehrt, sind größtentheils nahe Verwandte gewesen. Ich zweifle jedoch nicht, daß meine hübschen Mühmchen mit der Zeit auf angemessene und ihnen selbst erwünschte Weise unter die Haube kommen werden."

„O sprich nicht davon, oder laß wenigstens Friederike aus dem Spiel."

„Aha! Ich merke, wie die Sache steht. Du hast Dich wohl schon in sie vergafft?"

„Vergafft! Ich muß Dich bitten, Dich eines etwas edlern Ausdrucks zu bedienen. Friederike ist ein Engel."

„Das ist ein wenig zu viel behauptet; aber sehr hübsch ist sie, das gebe ich zu, und klug, gut und fromm ist sie auch. Ich konnte mir gleich denken, daß sie Eindruck auf Dich machen würde. Vielleicht hast Du ihr auch gefallen."

„Ach, wie wäre das möglich in diesen verdammten Lumpen?" rief Göthe und deutete mit ärgerlicher Geberde auf die Kleider, deren er sich entledigt und die er, anstatt sie fein säuberlich auf den neben dem Bett stehenden Stuhl zu legen, verächtlich auf die Diele geworfen. „Wie bettelhaft und erbärmlich muß ich ihr vorkommen!"

„Ich habe Dir's nicht geheißen," entgegnete Weyland lachend, der sich, nachdem er sich rasch entkleidet, jetzt schon behaglich in das weiche Bett streckte. „Es war Deine ei-

gene Idee. Sieh nun selbst zu, daß Du Dich als guter Schauspieler bewährst."

„Du hast mich doch nicht verrathen? Du hast doch nicht Salome etwa gesagt, wer ich eigentlich bin?" fragte Goethe im Stillen hoffend, daß sein Freund dies gethan und der Nothwendigkeit, das Possenspiel weiter fortzusetzen, ein Ende gemacht haben möchte."

„O nein!" rief der junge Diplomat, Goethe's Gedanken durchschauend. „Du hast Dir die Suppe eingebrockt; iß dieselbe nun nur auch allein aus. Ich werde Dir nicht den Gefallen thun, Dich zu entlarven."

„Dann hast Du also meinen wahren Namen noch nicht genannt?"

„Nein, das nicht, wohl aber habe ich, um die Familie, da Du die Maske früher oder später doch fallen lassen mußt, auf Dich vorzubereiten, meiner Cousine Salome erzählt, daß unter meinen Tischgenossen in Straßburg sich ein gewisser Goethe befände, der ein ganz vertrackter Kerl sei und es aus dem Fundament verstehe, den Weibsleuten die Köpfe zu verdrehen."

„Da hast Du mich gut recommandirt," sagte Goethe, indem er ebenfalls, nachdem er das Licht ausgelöscht, in's Bett sprang.

„Natürlich," fuhr Weyland fort, „bat Salome mich sogleich in ihrem und ihrer Schwester Namen, den Wunderjüngling das nächste Mal zu ihnen heraus zu bringen.

Die armen Dinger! Sie ahnen nicht, daß der Fuchs sich schon in den Hühnerstall eingeschlichen hat."

„Der Wolf in den Schafstall, willst Du sagen," bemerkte Goethe unwillkührlich lachend. „Ich heiße ja jetzt Wolf und Niemand dürfte sich wundern, wenn ich auch wirklich einer wäre."

„Mir auch recht," sagte Weyland gähnend. „Da Du aber das Licht ausgelöscht hast und ich kein Freund von Conversationen im Finstern bin, so schlage ich vor, daß wir uns nun dem Gott Morpheus überlassen."

Goethe, welcher selbst keine Lust hatte, das Gespräch noch weiter fortzusetzen, wünschte demgemäß seinem Freunde gute Nacht und es dauerte nicht lange, so lagen beide in festem Schlafe.

5.

Die Metamorphose.

Als Goethe am Morgen erwachte, war es noch ziemlich früh, obschon bereits ganz hell.

Weyland, der sich der für einen Diplomaten so wichtigen Eigenschaft, unter allen Umständen gut schlafen zu können, schon jetzt im hohem Grade erfreute, schien noch lange nicht erwachen zu wollen, während Goethe völlig munter und übrigens auch sofort mit Gedanken beschäftigt war, die ein Wiedereinschlafen geradezu unmöglich machten.

Sein erster Blick fiel auf die neben dem Stuhl auf der Diele liegenden Kleider seines Straßburger Hausgenossen, des armen Advocatenschreibers.

„Da liegen die verwünschten Lumpen!“ sagte er bei sich selbst. „Soll ich wieder hineinkriechen und in diesem scheußlichen Aufzuge der holden Erscheinung gegenübertreten, welche mir hier so strahlend aufgegangen? Nein, nein; nimmermehr!“

Er richtete sich heftig im Bett empor und fuhr dann in seinem Selbstgespräch fort:

„Und gleichwohl, was bleibt mir weiter übrig? In puris naturalibus umherzulaufen, ist seit dem Sündenfall der einfältigen ersten Menschen nicht mehr mode, und eben so wenig kann ich mich in ein Bettlaken hüllen und hier wie ein Geist bei nächtlicher Weile in einem verfallenen Schlosse umgehen. Ich muß in die schauerlichen Fetzen hinein, mag ich nun wollen oder nicht.“

Sein Blick fiel auf Weyland's Kleider, welche dieser sorgfältig an einigen neben seinem Bett in der Wand befestigten Haken aufgehängt hatte.

„Ha, wie beneide ich Dich um Dein Gefieder, Freund!“ fuhr er in seinem Monolog weiter fort. „Hätte ich ein ähnliches, wie hochbeglückt wäre ich in diesem Augenblick. Wäre es mir nicht noch viel kleiner und enger als das vor mir hier auf der Diele liegende, fürwahr, ich würde mir kein Gewissen machen, Deinen Schlaf benutzend es Dir zu

rauben und von heute an Dich den Bettelcandidaten spielen zu lassen. Leider aber geht das nicht. Noch einmal in diesem Costüm vor Friederike erscheinen, geht aber auch nicht. — Ich weiß, was ich thue," setzte er nach kurzem Besinnen hinzu.

Nachdem er dies gesagt, sprang er schnell aus dem Bette, fuhr rasch in eins der verhaßten Kleidern nach dem andern hinein, trat vor den Spiegel, ordnete sich das Haar, nicht nach gestriger, sondern nach seiner gewöhnlichen Weise und machte dabei durch Hin- und Hertraben im Zimmer so viel Lärm, daß Weyland nothwendig erwachen mußte.

„Aber plagt Dich denn der Teufel!" rief der Diplomat mürrisch, indem er aus seinen goldenen Morgenträumen emporfuhr. „Was ficht Dich an, daß Du schon so früh gestiefelt und gespornt hin und her marschirst?"

So sagend griff er nach seiner neben ihm auf dem Fenstersims liegenden Taschenuhr, warf einen Blick darauf und setzte dann hinzu:

„Es ist ja kaum erst fünf Uhr und das ganze Haus schläft folglich noch."

„Eben deshalb bin ich aufgestanden," antwortete Goethe.

„Aber warum denn?"

„Weil ich fort will."

„Du willst fort?"

„Ja."

„Aber wohin denn?“

„Nach Hause — nach Straßburg.“

„Bist Du von Sinnen?“

„Nein. Vorgestern und gestern war ich es allerdings, heute aber bin ich wieder vernünftig und deshalb will ich fort.“

„Aber warum nur?“

„Frag mich nicht.“

„Aber so laß Dir doch zureden.“

„Nein, denn es wäre ein Wort so viel wie tausend. Ich gehe. Leb wohl und entschuldige mich bei Deinen Verwandten.“

„So warte doch!“ rief Weyland, indem er aus dem Bett sprang und seinen Freund aufzuhalten suchte.

Dieser aber stürzte unaufhaltsam zum Zimmer hinaus, die Treppe hinunter und durch den Hof fort nach dem Gasthofe. Hier ließ er sich von dem eben noch schlaftrunken über den Hof getaumelt kommenden Hausknecht sein Pferd aus dem Stalle ziehen und satteln. Dann schwang er sich darauf und sprengte schnell davon nach Drusenheim, durch diesen Ort hindurch und weiter zurück auf der Straße nach Straßburg.

Seine Absicht war in allem Ernste, dahin zurückzukehren, sich in gewohnte elegante Kleidung zu werfen und dann auf einem frischen Pferde wieder nach Sesenheim

zurückzugaloppiren, wo er im Laufe des Nachmittags, oder doch jedenfalls bis zum Abend, wieder einzutreffen hoffte.

Eine Weile ging es, nachdem er Drusenheim bereits im Rücken hatte, so in sausendem Galopp weiter. Dann, als er bedachte, daß er nun gegen alle Verfolgung sicher sei, ließ er sein Pferd langsamer gehen und mit dieser langsamern Bewegung stellten sich zugleich ruhigere und besonnenere Gedanken ein.

Er überlegte, wie viel Zeit über der Ausführung seines so übereilt gefaßten Planes vergehen würde. Die Augenblicke, die er in Friederikens Nähe verleben konnte, erschienen ihm so kostbar, das er es gewissermaßen als einen Frevel betrachtete, auch nur einen einzigen davon zu vergeuden.

Er sann deshalb nach, ob es nicht ein Mittel gäbe, sich Friederiken wieder zu nähern, ohne daß es wieder in dem verhaßten Bettelcostüm zu geschehen brauchte.

Plötzlich ging ihm ein Licht auf.

Gestern, als er mit Weyland im Gasthofe zu Drusenheim eingekehrt war, hatte er den Sohn des Wirths gesehen und gesprochen. Dieser junge Mann war von derselben Größe und eben so wohlgebaut wie Goethe und trug sich als reicher Gastwirthssohn sehr zierlich und sauber. Auch heute früh hatte er beim Vorübergaloppiren ihn bemerkt und einen freundlichen Morgengruß mit ihm gewechselt.

Lag in allem diesen für Goethe nicht die Möglichkeit

zu einer abermaligen, für seine persönlichen Vorzüge aber weit günstigern Metamorphose?

Er warf sofort sein Pferd herum und ritt nach Drusenheim zurück.

Hier am Gasthofe angelangt, ritt er in den Hof hinein und sah den Wirthssohn beschäftigt, dem Gesinde allerlei Befehle zu ertheilen.

Goethe sprang vom Pferde, ließ es von einem Knecht in den Stall führen und ging dann auf Georg, so hieß der Wirthssohn, zu.

„Hört einmal, lieber Freund," redete er ihn an, „wollt Ihr mir einen Gefallen thun?"

„O warum nicht, wenn ich Euch mit etwas dienen kann, junger Herr," antwortete Georg freundlich.

„Nun seht," fuhr Goethe vertraulich fort, „ich bin mit einem Freund zum Besuch im Pfarrhause von Sesenheim und möchte heute zur Belustigung der jungen Damen gern eine kleine Komödie dort spielen."

„Ha! ha!" lachte der Gastwirthssohn; „die jungen Herren aus der Stadt haben doch immer Raupen im Kopfe. Indessen nur zu. Besonders wenn Ihr den Mamsells einen Spaß machen wollt, so ist mir's ganz recht. Was wünscht Ihr von mir?"

„Weiter nichts als Euern Sonntagsanzug."

„Den sollt Ihr haben," entgegnete Georg, faßte Goethe am Arme, führte ihn eine Treppe hinauf in eine Stube

holte seine Sonntagssachen herbei und war Goethe beim Aus- und Anziehen behülflich.

„Aber," sagte letzterer, „habt Ihr denn kein Mißtrauen gegen mich? Wenn ich nun mit Euren schönen Sachen durchginge und nicht wieder käme!"

„O das thut Ihr nicht; da habt Ihr ein viel zu ehrliches Gesicht," entgegnete der junge Gastwirthssohn mit seinen freundlich verständigen Augen und setzte dann mit gutmüthig pfiffigem Lächeln hinzu: „Uebrigens haben wir ja den Rappen im Stall und Euer Pferd ist mehr werth als was ich Euch da leihe."

Goethe nahm sich nicht erst die Mühe, dem jungen Mann auseinander zu setzen, daß ein Miethgaul als keine eigentliche Bürgschaft zu betrachten sei, sondern warf sich in die Kleider und stand mit Georgs Beihülfe nach wenigen Augenblicken als schmucker junger Landmann da.

„Meiner Treu, die Sachen stehn Euch besser als mir selbst!" rief Georg, indem er seinen Doppelgänger mit bewunderndem Blick betrachtete. „Kommt nur nicht etwa meinem Mädel zu nahe, denn da könnt es leicht passiren, daß die sich vergriffe."

Goethe kämmte sich nun, um die Aehnlichkeit möglichst vollständig zu machen, das Haar in derselben Weise wie Georg es zu tragen pflegte, so wie er auch nicht unterließ, die starken ziemlich dicht zusammengewachsenen Au-

genbrauen des jungen Mannes mit einem gebrannten Kork mäßig nachzuahmen.

Zur Vervollständigung des Costüms reichte Georg dem Umgestalteten noch seinen bebänderten Hut.

Goethe setzte denselben auf, fand, daß er ihm ebenfalls ganz vortrefflich stand, und fragte dann:

„Habt Ihr nicht vielleicht auf dem Pfarrhofe etwas zu bestellen oder auszurichten, so daß ich mich dort auf natürliche Weise anmelden könnte?"

„O ja, das könnte sich wohl finden," antwortete Georg, nachdem er eine Weile nachgedacht, „aber da müßt Ihr noch zwei Stunden warten. Meine Schwester ist Wöchnerin. Ich will mich erbieten, den Kuchen, den die Frau Pfarrerin deswegen zu bekommen hat, hinzubesorgen und Ihr könnt ihn dann statt meiner hinübertragen."

Goethe erschien dieser Vorschlag nicht übel. Er erklärte sich deshalb bereit, darauf einzugehen und die zwei Stunden zu warten. Freilich wurden ihm diese zu einer Ewigkeit und er wußte sich vor Ungeduld kaum zu fassen als auch noch eine dritte verging, ehe der Kuchen aus dem Ofen kam.

Endlich empfing er ihn noch ganz warm, sauber in eine weiße Serviette eingebunden, und machte sich mit diesem Creditiv beim schönsten Sonnenschein auf den Weg.

Georg begleitete ihn eine Strecke und versprach gegen Abend nachzukommen und ihm seine Kleider mitzubringen.

Gegen dieses letztere Erbieten protestirte Goethe jedoch mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie und erklärte, daß er den Umtausch schon selbst bewirken und zu diesem Zwecke nach Drusenheim zurückkommen werde.

„Nun gut; dann auf Wiedersehen heute Abend," sagte Georg, drückte Goethe herzlich die Hand und kehrte um zurück nach Hause.

Goethe war mit seinem Kuchen noch nicht weit gegangen als er von weitem seinen Freund, den Diplomaten, mit den beiden Pfarrerstöchtern auf sich zukommen sah.

Mit einem Herzen, welches beklommener war als es sich eigentlich unter dieser Bauernjacke ziemte, blieb er stehen und überlegte, was wohl zu thun sei.

Während er so nachdachte, bemerkte er auf einmal, daß das Terrain ihm sehr zu statten kam, denn Weyland und die beiden jungen Damen gingen auf der andern Seite des Baches, der in Verbindung mit den Wiesenstreifen, durch welche er hinrieselte, die beiden Fußsteige ziemlich weit auseinander hielt.

„Was bringst Du da, Georg?" rief Friederike mit ihren Begleitern stehen bleibend, als sie sich ihm gegenüber befanden, denn sie hatten ihn schon längst bemerkt.

Goethe war so klug, sich das Gesicht mit dem abgenommenen Hut zu bedecken, während er zugleich die Serviette mit dem Kuchen hoch emporhielt.

„Einen Kindtaufkuchen bring ich, Mamsell," antwortete er.

„Einen Kindtaufkuchen?" entgegnete Friederike. „Wohl von Deiner Schwester? Wie geht es ihr?"

„Guet," antwortete Goethe, indem er sich bemühete, den Elsasser Dialekt so gut es gehen wollte, nachzuahmen oder doch wenigstens fremdartig zu sprechen.

„Trag den Kuchen zu uns nach Hause, Georg," rief Salome. „Wenn die Mutter nicht sogleich da sein sollte, so gieb ihn nur einstweilen der Magd. Warte aber bis wir wieder nach Hause kommen. Wir werden nicht lange bleiben; hörst Du?"

Goethe freute sich nicht wenig, daß der Anfang seiner Mission so gut ablief, und in der Hoffnung, daß auch der weitere Verlauf sich eben so günstig gestalten werde, setzte er seinen Weg nach dem Pfarrhause fort.

Hier angelangt, traf er weder in der Hausflur noch in der Küche Jemanden anwesend, und da er nicht den Pfarrer selbst in seiner Studirstube stören wollte, so setzte er sich mittlerweile auf die neben der Hausthür angebrachte Bank, stellte den Kuchen in der Serviette neben sich, zog den Hut tief in das Gesicht herein und wartete.

Es war für ihn ein eigenthümliches, aber dabei sehr angenehmes Gefühl, schon jetzt wieder an der Schwelle zu sitzen, die er vor wenigen Stunden, von den Furien der Demüthigung und Verzweiflung gepeitscht, verlassen.

Auch Friederike selbst hatte er schon wiedergesehen und sogar mit ihr gesprochen, obschon sie nicht gewußt; daß er es war, an den sie das Wort gerichtet.

Sein Unmuth über die traurige Figur, die er gespielt, hatte ihm schon eine, wenn auch nicht ewige, doch lange Trennung vorgespiegelt und nun saß er schon wieder hier und erwartete jeden Augenblick die Geliebte selbst und eine Entdeckung, vor welcher ihm das Herz klopfte.

Nachdem er so eine Weile gewartet, trat endlich die Magd aus der Scheune.

„Na, Georg," rief sie, „wie sind die Kindtaufskuchen gerathen? Was macht die Wöchnerin? Wie geht es?"

„Alles guet," antwortete Goethe und zeigte, ohne das von dem breiten Hutrande beschattete Gesicht emporzurichten, mit der Hand auf den Kuchen.

Die Magd bückte sich, betastete die Serviette und sagte dann, durch Georgs ihm sonst durchaus nicht eigenes wortkarges Wesen befremdet:

„Ich dächte, Du wärest heute recht maulfaul, Georg. Was ist Dir denn in den Kopf gefahren? Hat vielleicht Bärbchen einmal einen Andern angesehen? Wenn Du so eifersüchtig bist, so laß Dir wenigstens hier nichts davon merken. Die Mamsells würden dich schön auslachen. Wenn Du es so forttreibst, so wirst Du einmal einen niedlichen Ehemann abgeben."

„Was giebt es denn hier?“ fragte auf einmal eine kräftige Männerstimme.

Es war die des Pfarrers, welcher, da namentlich die Magd sehr laut sprach, das Gespräch gehört hatte und jetzt zum Fenster seiner Studirstube herausschauete.

„Der Georg von Drusenheim ist da und bringt einen Kindtaufskuchen von seiner Schwester,“ antwortete die Magd. „Er ist aber sehr mürrisch. Wahrscheinlich hat er sich wieder einmal mit seinem Schatzel gezankt.“

Goethe erhob sich, sobald er den Pfarrer sprechen hörte, von der Bank und nahm den Hut ab, hielt denselben aber immer noch so, daß Papa Brion ihm nicht ins Gesicht sehen konnte.

„Du mußt Dich nicht gleich irre machen lassen, Georg,“ sagte der Pfarrer in tröstendem Tone. „Die Weibsleute sind einmal so. Sie haben ihre Launen; wenn man aber nicht darauf achtet, so kommen sie allmälig von selbst wieder zu Verstande. Setz Dich nur wieder und warte, bis die Kinder nach Hause kommen; sie können nun nicht mehr lange sein.“

Mit diesen Worten zog sich der Pfarrer wieder in sein Studirzimmer zurück und klappte das Fenster zu.

Die Magd hatte sich, schon während der Pfarrer noch sprach, ebenfalls wieder entfernt.

Sich wieder zu setzen, dazu hatte Goethe keine Lust, warten aber mußte und wollte er natürlich. Er schien

derte deshalb nach dem Garten zu und wollte eben in denselben eintreten, als die Pfarrerin zum Hofthor hereinkam und ihn anrief.

Nothgedrungen blieb er stehen, machte einen Kratzfuß, zog seinen Hut und konnte, da ihm gerade die Sonne ins Gesicht schien, sich desselben abermals so bedienen, daß er seine Gesichtszüge dadurch unsichtbar machte.

„Lauf nicht fort!“ rief die Pfarrerin in freundlichem Tone. „Genieße erst etwas.“

Der vermeinte Georg nickte dankend, ging in den Garten hinein und schritt hier auf und ab, während er mit freudiger Ungeduld die Heimkehr der Schwestern und seines Freundes erwartete.

Eben als er aber um die Ecke eines Ganges bog, kam Mutter Brion ihm plötzlich wieder entgegen.

Sie wollte eine Frage an ihn thun, aber das Wort blieb ihr, wie man zu sagen pflegt, im Munde stecken, denn sie sah an den jetzt nicht mehr hinter dem Hut versteckten Zügen, daß sie nicht, wie sie geglaubt, Georg, sondern den Freund ihres jungen Verwandten von Straßburg vor sich hatte.

„Ich suche Georg,“ sagte sie lachend, „und wen finde ich? Wie viel Gestalten haben Sie denn, junger Herr?“

„Im Ernst nur eine, zum Scherze so viele Sie wollen,“ entgegnete Goethe.

„Den will ich auch nicht verderben,“ sagte die Pfar-

rerin lächelnd. „Gehen Sie jetzt hinten zum Garten hinaus und auf der Wiese hin bis die Mittagsstunde schlägt. Dann kommen Sie wieder herein. Ich werde bis dahin den Spaß schon eingeleitet haben."

Goethe that, wie die Pfarrerin ihm geheißen. Eben aber als er aus den Heckenzäunen der Dorfgärten hinaus war und die Wiesen entlang gehen wollte, kamen einige Landleute den Fußweg her und setzten ihn in Verlegenheit.

Er lenkte seine Schritte deshalb nach einem Wäldchen, welches ganz in der Nähe eine Erderhöhung bekrönte, um sich darin bis zur bestimmten Zeit verborgen zu halten.

Wie wunderlich aber ward ihm zu Muthe, als er in das Wäldchen hineintrat! Es zeigte sich ihm ein reinlicher Platz mit Bänken, von deren jeder man eine hübsche Aussicht in die Gegend gewann. Hier sah man das Dorf Sesenheim und den Kirchthurm, dort Drusenheim und die waldigen Rheininseln; gegenüber die Vogesischen Gebirge und zuletzt den Straßburger Münster. Diese verschiedenen himmelhellen Gemälde waren durch buschige Rahmen eingefaßt, so daß man nichts Erfreulicheres und Angenehmeres sehen konnte.

Goethe setzte sich auf eine der Bänke und bemerkte an dem stärksten Baum ein kleines längliches Bret mit der Inschrift: „Friederikens Ruhe." Es fiel ihm nicht ein, daß er gekommen sein könnte, diese Ruhe zu stören,

„denn," sagt er selbst, „eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie sich ihres Ursprungs unbewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben und, wie sie sich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß sie wohl auch Unheil stiften dürfte."

Kaum hatte er Zeit gehabt, sich die Aussicht ordentlich zu betrachten, und eben stand er im Begriff, sich in süße Träumereien zu versenken, als er nahende Tritte vernahm.

Es war Friederike selbst, welche sich näherte.

„Was machst Du denn hier, Georg?" fragte sie schon von weitem.

„Ich bin nicht Georg!" rief Goethe, indem er ihr entgegen eilte, „wohl aber einer, der tausendmal um Verzeihung bittet."

Friederike betrachtete ihn mit Erstaunen, faßte sich aber sofort wieder, holte tief Athem und sagte:

„Sie, garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!"

„Die erste Maske hat mich in die zweite getrieben," rief Goethe. „Die erste wäre unverzeihlich gewesen, wenn ich nur einigermaßen gewußt hätte, zu wem ich ging. Diese zweite verzeihen Sie gewiß, denn sie ahmt die Gestalt eines Menschen nach, dem sie gewohnt sind, freundlich zu begegnen."

Friederikens bis jetzt etwas blasse Wangen begannen von dem schönsten Rosenroth überkleidet zu werden.

„Schlimmer sollen Sie es wenigstens nicht haben als Georg," sagte sie. „Lassen Sie uns aber hier auf einer der Bänke Platz nehmen. Ich gestehe, daß mir der Schreck in die Glieder gefahren ist."

Goethe setzte sich äußerst bewegt neben sie.

„Sie wissen wohl, wer ich eigentlich bin?" fragte er.

„Ja," antwortete Friederike. „Weyland hat uns alles erzählt, bis zu dem Augenblick, wo Sie heute früh unser Haus so plötzlich verlassen. Was Sie von da an aber weiter vorgenommen haben, werde ich nun hoffentlich von Ihnen hören."

Goethe ließ sich nicht zwei Mal auffordern, sondern schilderte ihr seinen Abscheu vor der Figur, die er gestern gespielt, und sein Fortstürmen aus dem Hause auf so komische Weise, daß Friederike herzlich und anmuthig darüber lachte.

Hierauf erzählte er die Geschichte seines Kleiderwechsels mit dem Wirthssohne, den ihm von diesem ertheilten Auftrag wegen des Kindtaufkuchens und schloß mit einem leidenschaftlichen Kusse auf Friederikens Hand, welche sie ohne Widerstreben in der seinigen ließ.

Eben so redselig, wie sie bei dem Mondscheinspaziergang am gestrigen Abend gewesen, eben so redselig war jetzt Goethe. Die Last, die gestern auf ihm gewuchtet, war jetzt von ihm genommen. Sein körperliches Ich war kein demüthigendes mehr und sein geistiges Ich durfte er

nun ganz sein. Die Freude, die Geliebte wiederzusehen und ihr alles sagen zu können, was er gestern nothgedrungen verschweigen müssen, äußerte eine förmlich begeisternde Wirkung auf ihn und er bemerkte in seiner Redseligkeit nicht, daß Friederike immer schweigsamer ward und zuletzt, in Hinbrüten versinkend, ihm nur noch zerstreut und mit halbem Ohr zuzuhören schien.

„Ich bitte," so schloß Goethe, „Sie wegen des Streiches, den ich Ihnen gespielt, so wie wegen des Schrecks, den ich Ihnen verursacht, nochmals um Verzeihung."

Indem er dies sagte, küßte er wiederholt die Hand, die sie in der seinigen gelassen.

Friederike holte einigemal tief Athem und schien sich zu sammeln um etwas zu antworten. Ehe sie dies aber thun konnte, rief auf einmal eine Stimme:

„Riekchen! Riekchen!"

„Ach mein Himmel," rief Friederike, ihre Hand aus der Goethe's losmachend, aber ohne allzusehr zu erschrecken, „das ist meine Schwester Salome."

Zugleich neigte sie sich ein wenig vor, um ihren Nachbar zu verdecken und setzte hinzu:

„Sie kommt von meiner Seite her. Wenden Sie das Gesicht ab, damit man Sie nicht sogleich erkennt. Wir brauchen uns nicht vor ihr zu fürchten; ich möchte nur gern, daß sie auch getäuscht würde."

Nach wenigen Augenblicken trat Salome auch wirk-

lich in den Platz herein. Sie kam aber nicht allein, sondern in Weyland's Begleitung. Beide blieben, als sie Friederike an der Seite des vermeinten Georg sitzen sahen, wie versteinert stehen.

„Was soll das heißen!" rief Salome mit dem förmlichen Ausdruck des Erschreckens. „Du sitzest hier allein mit Georg, während wir Dich überall suchen? Wie kommt Georg hierher?"

„Ach, liebe Schwester," entgegnete Friederike mit verstelltem Ernste, „der arme Mensch bittet mir etwas ab. Auch Dir hat er etwas abzubitten; Du mußt es ihm aber zum Voraus verzeihen."

„Ich verstehe nicht, ich begreife nicht," fuhr Salome fort, indem sie den Kopf schüttelte und ihren Vetter Weyland ansah.

Dieser stand, wie es einem Diplomaten zukommt, ganz ruhig da, betrachtete die Scene und schien erst die weitere Entwickelung derselben abwarten zu wollen, ehe er sich eine Aeußerung darüber gestattete.

Friederike erhob sich nun von der Bank und nöthigte Goethe, indem sie ihn beim Arme faßte, dasselbe zu thun.

„Nicht gezaudert!" rief sie. „Pardon erbeten und gegeben!"

Goethe ward durch diese Bewegung gezwungen, sich so zu drehen, daß ihm das volle Tageslicht in's Gesicht schien, und Salome, welche nun sah, wen sie eigentlich

vor sich hatten, stieß zurückfahrend erst einen gellenden Schrei aus, schlug dann ein unbändiges Gelächter auf, warf sich vor Lust in das Gras nieder und konnte vor Lachen gar nicht wieder zu sich kommen.

Der Diplomat that, als habe er alles längst durchschaut, obschon er in derselben Täuschung befangen gewesen war wie die Andern.

„Du bist ein excellenter Junge!“ rief er mit behaglichem Lächeln und schüttelte Goethe herzlich die Hand, was bei ihm viel sagen wollte, denn er war mit Liebkosungen und dergleichen in der Regel äußerst sparsam.

Nachdem man sich einigermaßen erholt und gesammelt, machte man sich auf den Rückweg nach dem Dorfe.

Friederike erwähnte unterwegs, daß sie sich auf dem Spaziergange mit ihrer Schwester und ihrem Vetter zuletzt von ihren Begleitern abgesondert habe, um vor Tische noch einen Augenblick auf ihrem Lieblingsplätzchen auszuruhen, und Salome erzählte, daß, als sie mit Weyland nach Hause gekommen, ihre Mutter sie abgeschickt habe, eiligst Friederike herbeizuholen, weil das Mittagsessen fertig sei.

6

Das Mährchen.

Auf dem ganzen Heimwege zeigte Salome die ausgelassenste Lustigkeit und als sie hörte, daß die Mutter be-

reits um das Geheimniß von Goethe's Verkleidung wisse, rief sie aus:

„Nun müssen wir Vater, Bruder, Knecht und Magd gleichfalls anführen."

Sobald man den Gartenzaun erreicht hatte, mußte Friederike mit Weyland immer weiter auf das Haus zugehen.

Liese, die Magd, war im Hausgarten beschäftigt und Salome ließ Goethe an der Hecke stehen, näherte sich der Magd und rief ihr zu:

„Wart' einmal, ich habe Dir etwas zu sagen."

„Nun, was giebt's, Mamsell Salome?" fragte Liese, indem sie von ihrer Arbeit aufblickte.

„Denke Dir nur," fuhr Salome fort, „Georg hat sich mit Bärbchen überworfen und scheint jetzt große Lust zu haben, Dich zu heirathen."

„Mich!" rief Liese mit dem Ausdruck der größten Ueberraschung.

„Ja, Dich, Liese. Dort steht er selbst. — Komm doch her, Georg, und sag' es ihr selbst."

Goethe näherte sich, während Liese, eine hübsche kräftige Dirne, mit niedergeschlagenen Augen stehen blieb, bis Goethe dicht vor ihr stand.

„Ach du mein Himmel!" rief sie erschrocken, als sie endlich emporblickend ein ganz fremdes Gesicht vor sich sah. Dann, nachdem sie noch einen gellenden Schrei ausgestoßen, drehete sie sich herum und rannte davon.

„Laufen Sie ihr nach, Herr Goethe, und halten Sie sie fest!“ sagte Salome. „Sie möchte sonst in's Haus hineingerathen und dort Lärm machen. Ich will erst selbst hineingehen und sehen, wie es mit Papa steht.“

Goethe that wie Salome ihm geheißen. Er war auf den Füßen viel flinker als die etwas korpulente Magd und es dauerte daher nicht lange, so hatte er sie eingeholt uud hielt sie fest.

Salome stieß, während sie auf das Haus zueilte, auf den Knecht, welcher, wie sie wußte, schon längst mit dem Plane umging, die Magd zu heirathen.

„Denke Dir nur,“ sagte Salome, sobald sie dem Knecht nahe genug gekommen, „Georg hat sich mit seinem Bärbchen veruneinigt und wird nun unsere Liese heirathen.“

„Das habe ich mir schon lange gedacht,“ sagte der arme Teufel und kratzte sich verdrießlich hinter dem Ohr.

„Liese,“ sagte Goethe mittlerweile zu der Magd, die er immer noch fest hielt, „wir wollen blos mit dem Herrn Pastor eine kleine Komödie spielen und Du darfst uns den Spaß nicht verderben.“

Die Magd erklärte sich natürlich sofort damit einverstanden und ging nun mit Goethe auf den Knecht zu, welcher sich erst rasch entfernen wollte, aber auf Liesens Zuruf stehen blieb und sich die Sache auseinandersetzen ließ. Natürlich ward er, sobald er den wahren Sachverhalt erfuhr, sofort wieder froher Laune.

Die Drei gingen nun zusammen nach dem Hause, denn das Gesinde speiste in diesem patriarchalischem Hause mit an dem Tisch der Herrschaft.

Als man eintrat, war der Tisch bereits gedeckt und der Pfarrer schon im Zimmer. Salome bewog Goethe, sich hinter ihr zu halten, trat an die Schwelle und sagte.

„Papa, es ist Dir doch recht, daß der Georg heute mit bei uns ißt?"

„Ja wohl, ja wohl; warum nicht?" entgegnete Papa Brion.

„Du mußt ihm," fuhr Salome fort, „aber erlauben, den Hut aufzubehalten."

„Auch damit bin ich einverstanden," sagte der Pfarrer; „aber warum etwas so Ungewöhnliches? Hat er Schaden genommen?"

„Nein," antwortete Salome, indem sie Goethe so wie er da stand und den Hut aufhatte, beim Arme hinter sich hervorzog und in die Stube führte. „Er hat aber eine Hecke Vögel darunter. Die könnten leicht hervorfliegen und einen verteufelten Spuk machen, denn es sind lauter lose Vögel."

Der Pfarrer ließ sich den Scherz gefallen, obschon er nicht recht verstand, was das alles heißen solle.

Einen Augenblick später riß Salome dem jungen Mann den Hut vom Kopfe, machte einen Kraßfuß und verlangte, daß Goethe dasselbe thue.

Der alte Pfarrer sah den vermeinten Georg an, erkannte, wer es eigentlich war, verlor aber deswegen seine priesterliche Gelassenheit nicht, sondern rief, indem er den Finger drohend emporhob:

„Ei, ei, Herr Candidat! Sie haben geschwind umgesattelt und ich verliere über Nacht einen Gehülfen, der mir erst gestern so gewiß versprach, zuweilen die Wochenkanzel für mich zu besteigen.“

Goethe ward wieder ein wenig verlegen, denn er erinnerte sich, dieses Versprechen dem alten Herrn allerdings gegeben zu haben.

Der Pfarrer schien jedoch weiter kein Gewicht darauf zu legen, denn er lachte herzlich, hieß Goethe unter seinem wahren Namen willkommen und man setzte sich vergnügt zu Tische.

Der Sohn des Hauses kam um Vieles später. Er war ein wenig verzogen und daher gewöhnt, die Mittagsglocke, wenn er gerade etwas Anderes vorhatte, zu überhören. Ueberhaupt gab er, selbst wenn er widersprach, wenig Acht auf die Gesellschaft. Um ihn sicher zu machen, hatte man Goethe nicht zwischen die Schwestern gesetzt, sondern an das Ende des Tisches, wo Georg manchmal zu sitzen pflegte, so daß er dem eintretenden Pfarrerssohn den Rücken zukehrte.

„Gesegnete Mahlzeit, Georg!“ rief der junge Brion,

indem er seinen vermeinten Freund Georg derb auf die Schulter schlug.

„Schönen Dank, Junker," antwortete Goethe.

Die fremde Stimme und das fremde Gesicht erschreckten den Jüngling und er stand für den Augenblick ein wenig verblüfft da.

„Nun was meinst Du?" fragte ihn Salome. „Sieht er seinem Bruder nicht recht ähnlich?"

„Allerdings, namentlich von hinten," entgegnete der junge Brion, dem die Geistesgegenwart nicht so leicht untreu zu werden pflegte.

Dennoch schien er sich über das mit ihm getriebene kleine Possenspiel ein wenig zu ärgern, denn er sah Goethe gar nicht wieder an, sondern beschäftigte sich blos mit dem eifrigen Vertilgen der Gerichte, die er nachzuholen hatte. Als er seinen Hunger gestillt, stand er ohne weitere Umstände auf und verließ die Gesellschaft, um sich wieder auf dem Hofe oder im Garten umherzutreiben.

Während man noch beim Nachtisch saß, trat der wahre Georg herein und brachte durch sein Erscheinen noch mehr Leben in die Scene.

„Ei, was hast Du gemacht, Georg!" rief Salome. „Wie kannst Du Dir selbst einen solchen Nebenbuhler schaffen und dadurch zu allerhand Eifersüchteleien Anlaß geben?"

„O das hat nichts zu bedeuten," entgegnete Georg, der,

wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, gar nicht auf den Kopf gefallen war. „Kommt mir der junge Herr da in mein Gehege, so gehe ich ihm" — hier warf er einen verschmitzten Blick auf Friederike — „in das seinige und dann wird sich zeigen, wer von uns beiden am besten wegkommt."

Salome und ihre Schwester fanden es, eben so wie Goethe und Weyland, nicht gerathen, den naturwüchsigen jungen Landmann durch weitere derartige Bemerkungen zu vielleicht noch schonungsloseren Entgegnungen zu reizen, sondern ließen ihn ein Stück von seinem eigenen Kuchen und ein Glas Wein in ungestörter Ruhe zu sich nehmen.

Die Pfarrerin legte, nachdem sie ihren Pflichten als Hauswirthin bei Tische genügt, Georg die sauber zusammengefaltete Serviette hin, in welcher Goethe den Kuchen gebracht, und ging dann ihren anderweiten Geschäften in der Haushaltung nach.

Papa Brion, welcher gewohnt war, ein Mittagsschläfchen zu machen, entfernte sich ebenfalls.

„Ich dächte, wir Andern machten einen Spaziergang, vielleicht nach dem Nachtigallenwäldchen," sagte Weyland. „Meinst Du nicht auch, Goethe?"

„Ich für meine Person müßte danken," entgegnete der Gefragte. „Trotzdem, daß ich mir in meiner Bauernkleidung heute besser vorkomme als in meinem schäbigen Anzug von gestern, so kann ich mich doch nicht recht ent-

schließen, mich noch einmal außerhalb des Hauses darin sehen zu lassen."

„Nun da wüßte ich allenfalls Rath," bemerkte Friederike. „Oben im Schranke hängt eine sehr schöne, fast ganz neue Pikesche, welche Vetter Heinrich bei seinem letzten Besuche hier gelassen und die Herrn Goethe ganz gewiß sitzt wie angemessen."

„Ich danke," antwortete Goethe mit einer galanten Verbeugung. „Ich wage zu hoffen, daß der Eindruck, den ich als junger Bauer auf Ihr Herz gemacht, kein ganz ungünstiger ist. Wie leicht aber wäre es möglich, daß ich denselben in der Pikesche des Herrn Vetters wieder vernichtete. Dieser Gefahr möchte ich mich nicht gern aussetzen."

„Nun," sagte Weyland, der als Diplomat immer mit Vermittelungsvorschlägen bei der Hand war, „wir können uns ja auch zu Hause amüsiren. Der Garten ist groß, wir machen einen Spaziergang durch denselben und setzen uns dann in die geräumige Laube, wo Du, Goethe, Dein Dichtergenie anstrengen wirst, um uns durch eine hübsche Erzählung die Zeit zu vertreiben."

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Anklang, vielleicht am allermeisten bei Goethe, der auf diese Weise Gelegenheit erhielt, mit seinem Talent vor der Geliebten zu glänzen und dem bereits gemachten Eindruck Nachhaltigkeit und Dauer zu verleihen.

Die beiden Paare spazierten demgemäß durch Hof und Garten und nachdem sie einige Mal die Runde durch letztern gemacht, ließen sie sich nieder. Die jungen Damen nahmen eine Näharbeit zur Hand, Weyland zündete sich eine Pfeife an und Goethe ward an die von ihm stillschweigend übernommene Verbindlichkeit, etwas zu erzählen, erinnert.

Er fuhr sich einige Mal mit der Hand über die Stirn und begann dann aus dem Stegreif das Mährchen zu erzählen, welches er später unter dem Titel „Die neue Melusine" in seine Schriften aufnahm.

Seine Zuhörer, selbst der sonst nicht so leicht aus seiner Ruhe zu bringende Weyland, folgten seiner Erzählung mit athemloser Spannung. Friederike ganz besonders aber konnte von dem sich in den schönen Zügen des Erzählers malenden wechselnden Ausdruck kein Auge verwenden.

Wenn Goethe, wie wir bereits angedeutet, beabsichtigt hatte, durch diese Leistung die Herrschaft, welche er über das Herz der Geliebten erlangt, noch mehr zu befestigen, so hatte er diese Absicht vollkommen erreicht.

Friederike saß da wie verzaubert und bat ihn dann, gemeinschaftlich mit ihrer Schwester inständigst, ihnen das erzählte Mährchen aufzuschreiben, damit sie es öfter unter sich und auch Andern vorlesen könnten.

Goethe erklärte sich hierzu um so lieber bereit, als er

dadurch Gelegenheit erhielt, seinen Besuch zu wiederholen und die begonnene Bekanntschaft fortzusetzen.

Weyland, der als fleißiger akademischer Bürger den nächstfolgenden Tag bei guter Zeit wieder in Straßburg zu sein wünschte, gedachte noch bis Drusenheim zurückzureiten und dort zu übernachten.

Goethe stand natürlich kein Vorwand zur Seite, allein da zu bleiben, und so kam es denn, daß die beiden jungen Herren sich, ehe es noch völlig Abend ward, von der liebenswürdigen Pfarrersfamilie verabschiedeten.

Schweigend ritten beide den einsamen Weg entlang.

Goethe's Wortkargheit hatte ihren Grund darin, daß er einen Widerhaken im Herzen fühlte, der ihn nach Sesenheim zurückzog; die Weyland's dagegen darin, daß er etwas Anderes im Sinne hatte, was er seinem Begleiter, sobald sie mit einander in ihrem Nachtquartier angelangt waren, mittheilte.

„Es ist sonderbar," hob er an, „daß Du gerade auf dieses Mährchen verfielst. Bemerktest Du nicht, daß es einen ganz besondern Eindruck machte?"

„Ei," entgegnete Goethe, „wie hätte ich nicht bemerken sollen, daß die ältere Schwester den Kopf mehr schüttelte als billig war, daß die jüngere eben so auffallend den Kopf schüttelte, daß Ihr einander bedeutsam ansahet und daß Du selbst beinahe aus Deiner diplomatischen Fassung gekommen wärest. Ich leugne nicht, daß mich das fast

irre gemacht hätte, denn es fuhr mir durch den Kopf, daß es vielleicht unschicklich sei, den guten Kindern solche Fratzen zu erzählen, die ihnen besser unbekannt geblieben wären, und ihnen von den Männern so schlechte Begriffe zu geben, wie sie von der Figur des Abenteurers sich nothwendig bilden müssen."

„Keineswegs," entgegnete Weyland. „Du erräthst es nicht, und wie solltest Du es auch errathen? Diese guten Kinder sind in solchen Dingen keineswegs so unerfahren wie Du glaubst. Die große Gesellschaft um sie her giebt ihnen zu manchem Nachdenken Anlaß und sie kennen ein drüben über dem Rheine lebendes Ehepaar, welches dem von Dir geschilderten auf's Haar gleicht. Der Mann ist gerade so groß, derb und plump und die Frau niedlich und zierlich genug, daß er sie auf der Hand tragen könnte. Ihr übriges Verhältniß, ihre Geschichte, paßte ebenfalls so genau zu Deiner Erzählung, daß mich die Mädchen in allem Ernste fragten, ob Du die Personen kenntest und sie schalkhaft dargestellt hättest. Ich versicherte, daß dies nicht der Fall sei, und Du wirst wohl thun, das Mährchen ungeschrieben zu lassen. Durch Zögern und Vorwände wollen wir schon eine Entschuldigung finden."

Goethe gerieth über diese Aeußerungen seines Freundes in nicht geringe Verwunderung, denn er hatte weder an ein diesseits, noch an ein jenseits des Rheins wohnendes Ehepaar gedacht. In Gedanken mochte er sich gern

mit solchen Späßen ohne weitere Beziehung beschäftigen und so, glaubte er, sollte es auch mit Andern sein, wenn er dergleichen Dinge erzählte.

7.

Der zweite Besuch in Sesenheim.

Das Versprechen des Wiedersehens hatte den Schmerz der Trennung erleichert. Neues Leben im Herzen kehrte Goethe nach Straßburg zurück. Nicht lange zuvor hatte er an einen Freund geschrieben, er habe noch niemals so lebhaft wie jetzt in Straßburg erfahren, was es heiße, vergnügt zu leben, ohne daß das Herz einigen Antheil habe. Angenehme Leute und mannigfache Studien ließen ihm keine Zeit zum Empfinden. Sein jetziges Leben sei mit einem Worte vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, für's Herz aber eben so wenig wie für Augen und Ohren viel.

Jetzt, nachdem er Friederike kennen gelernt, gewann er auf einmal eine ganz andere Lebensanschauung. Mit Unlust ging er wieder an seine Geschäfte und fühlte die Beschwerlichkeit derselben mehr als jemals. Der Gedanke an die Pfarrerstochter von Sesenheim verließ ihn keinen Augenblick. Auch fand er die ihm zu seinen immer dringender nothwendig werdenden Arbeiten erforderliche Ruhe und Sammlung nicht eher wieder als bis er sich wenigstens

geistig wieder mit Friederike in Verbindung gesetzt oder, mit andern Worten, an sie geschrieben.

Dieser Brief, der einzige noch vorhandene an Friederike, lautete:

„Liebe neue Freundin, — Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug' im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihnen und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein Bischen günstig sein?

„Liebe, liebe Freundin, ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzt schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein anderes. So viel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen sein möchte, und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen. Die Umstände unserer Rückkehr können Sie sich vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zu-

rück und so ist natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte.

„Zu Ende der Wanzenau machten wir Speculation, dem Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Morästen. Die Nacht brach herein und es fehlte nichts, als daß der Regen, der wenige Zeit nachher ziemlich freigebig erschien, sich nur etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unserer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein.

„Unterdessen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O ich mag nichts sagen, entweder Sie können's rathen oder Sie glaubens nicht.

„Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Weg unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Project, Sie bald wiederzusehen.

„Es ist ein gar zu herziges Ding, um die Hoffnung, wieder zu sehen. Und wir andern mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein Bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arzenei da, und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, Du wirst doch nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die Du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen. Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt

und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels giebt, wovon es nicht essen sollte.

„Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten mir nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde.

„Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen wie jetzt. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird; wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

„Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wiedergäbe."

Die Rolle, von welcher Goethe in diesem Briefe spricht, waren verschiedene Bauriſſe, welche der Pfarrer von Sesenheim seinem jungen Gast bei dem wiederholten Gespräch über die Reparatur oder den Umbau des alten Pfarrhauses vorgelegt. Goethe, der sich in der That gern mit architektonischen Studien beschäftigte, hatte den Pfarrer geboten, ihm diese Unterlagen mitzugeben, und ihm versprochen, auf Grund derselben einen neuen vollständigen Bauriß auszuarbeiten und bei seinem nächsten Besuche im Pfarrhause mitzubringen.

Natürlich hatte Papa Brion hierzu gern seine Zustimmung gegeben, denn der Umbau seines Hauses war ein Projekt, welches ihm unaufhörlich im Kopfe herum ging.

Nur wenige Tage, nachdem Goethe den hier mitgetheilten Brief an Friederike geschrieben und abgesendet, wohnte er der Augenoperation seines Freundes Herder bei. Dieselbe war für den Patienten äußerst schmerzhaft. Herder zeigte sich dabei sehr standhaft. Goethe blieb fast fortwährend in seiner Nähe, ohne ihm jedoch etwas von der Leidenschaft zu verrathen, welche sein Herz mit so süßen Qualen erfüllte. Abgesehen davon, daß Herder in seinem gegenwärtigen Zustande höchst wahrscheinlich nicht aufgelegt war, Liebesgeschichten anzuhören, war er auch, selbst in gesunden Tagen, stets sehr launenhaft und hatte besonders Goethe, trotz dessen Anhänglichkeit an ihn, schon so viele oft geradezu verletzende Beweise von Spottsucht und Hang zur Ironie gegeben, daß Goethe dadurch äußerst vorsichtig gemacht worden war.

Deshalb verschloß er die Gedanken und Erinnerungen an Friederike tief in das eigene Herz. Die ihm freibleibenden Augenblicke benutzte er, um dem alten Pfarrer die versprochenen Bauriße zu zeichnen, damit er sie bei seinem nächsten Besuche in Sesenheim mitnehmen könnte.

Mittlerweile sendete er der Geliebten Bücher und erhielt von ihr einen Brief, den er natürlich als das Werthvollste betrachtete, was er für den Augenblick sein nannte

Seine Studien trieb er mit einer Unlust und Verstimmung, welche zum Theil ihren Grund in einem körperlichen Uebel hatte, von welchem er, wie sich später herausstellte, jedesmal befallen ward, wenn er einen gewissen Rothwein, den er sehr gern trank, genossen hatte.

In dieser Verstimmung saß er eines Nachmittags in einem Zimmer als ein Studiengenoß sich bei ihm einfand, um ihn zur Vorlesung im Klinikum abzuholen, denn obschon seine nächste Absicht war, sich zum Juristen zu bilden, so trieb er doch, wie bereits erwähnt worden, auch noch eine Menge Nebenstudien und zwar gerade diese mit größerem Eifer als die Juristerei.

„Na, was sitzest Du so trübselig da, Goethe?" fragte der eintretende Commilitone.

„Ach, ich bin ärgerlich," entgegnete der Gefragte. „Die Krankenpflege bei dem wunderlichen Herder, dem man nie etwas recht machen kann, und mein eigenes kleines, aber sehr störendes Körperleiden, von welchem ich Dir früher sagte, haben mich so heruntergebracht, daß ich fast der ganzen Welt gram bin."

„Aber in der letzten Zeit schienst Du doch ganz gesund zu sein."

„Ja, besonders nach meiner Rückkehr von Sesenheim hatte sich das Uebel gänzlich verloren."

„Wahrscheinlich in Folge der veränderten Diät, die Du dort befolgt hast," bemerkte der junge Aeskulap altklug.

„Wohl möglich.“

„Dann würde ich aber an Deiner Stelle zu der Quelle dieser Panacee zurückkehren und so lange dort bleiben, bis das Uebel radikal kurirt wäre.“

„Wer weiß auch, was ich thue! Doch jetzt komm und laß uns gehen. Es ist die höchste Zeit.“

Sie gingen.

Während der ganzen Vorlesung dachte Goethe fast an weiter nichts als an Sesenheim und Friederike. Seine Sehnsucht, sie wiederzusehen, ward immer stärker und er fühlte, daß er sich nächstens gedrungen fühlen würde, die Fesseln, die ihn in Straßburg zurückhielten, zu sprengen, um hinaus zu ihr, der Holden, zu eilen.

Der vortragende Professor schien Goethe's Gedanken zu errathen, denn am Schlusse der Vorlesung und nachdem er noch mit seinen Hörern die Krankensäle durchwandert, sagte er:

„Meine Herren, wir sehen einigen Ferien entgegen. Benutzen Sie dieselben, um sich aufzumuntern. Die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sondern auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden. Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß oder zu Pferde das schöne Land; der Einheimische wird sich an dem Gewohnten erfreuen und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen.“

Goethe beschloß, dieser Mahnung, in welcher er eine Stimme vom Himmel zu vernehmen glaubte, zu folgen und den schon längst beabsichtigten zweiten Besuch im Pfarrhause zu Sesenheim um keinen Tag länger zu verschieben.

Trotzdem, daß es schon spät am Tage war, eilte er doch, sich einen Miethgaul zu bestellen, und machte dann Toilette.

Er legte die Kleidung an, welche in den „Leiden des jungen Werther" eine Rolle spielt, nemlich paillegelbe Beinkleider, einen hellblauen Frack mit breiten Aufschlägen und großen polirten Stahlknöpfen, schlappe Stulpstiefel mit langen hängenden Strippen und silbernen Sporen, einen kleinen Zopf und übrigens freie, Locken bildende Haare ohne Puder.

Nachdem er sich auf diese Weise nett gemacht, ging er Weyland aufzusuchen; dieser aber war nicht zu finden, und es ging über allen diesen Anstalten und Vorbereitungen so viel Zeit verloren, daß Goethe befürchten mußte, für einen schicklichen Besuch zu spät nach Sesenheim zu kommen.

Indeß, der Abend versprach schön zu werden. Trotzdem daß mit dem gestrigen Tage der Novembermonat begonnen hatte, war die Luft doch mild und lau, und Goethe stieg daher zu Pferde und machte sich allein auf den Weg.

Dieser war nicht zu verfehlen und obschon der anfangs herrschende laue Luftzug sich bald in einen ziemlich kühlen Wind verwandelte, so ging doch auch zugleich der Mond

auf und leuchtete dem scharf entlang trabenden verliebten Reiter.

Ohne in Drusenheim anzuhalten, obschon er Georg hier unter der Thür stehen sah, sprengte er in einem Striche vor die nicht weit vom Pfarrhofe gelegene Schenke um hier sein Pferd einzustellen.

Der Wirth erkannte ihn sofort.

„Ah, das ist der junge Herr von Straßburg, der vor ein paar Wochen mit Pastors Vetter hier war," sagte er, indem er Goethe's Pferd dem Knecht übergab.

„Sehr richtig, lieber Freund," entgegnete Goethe. „Könnt Ihr mir vielleicht sagen, ob es jetzt schon zu spät ist, um noch auf den Pfarrhof zu gehen?"

„O warum sollte es zu spät sein?" antwortete der Wirth. „Die Mamsells sind erst vor einigen Minuten hier vorbeigegangen. Sie erwarten, wie sie sagten, noch einen Fremden und waren ihm entgegen gegangen, ohne ihn jedoch zu treffen."

Goethe war es nicht lieb, dies zu hören. Er hatte, da Weyland ihn einmal nicht begleitet, gewünscht, nun auch der einzige Besuch im Pfarrhause zu sein. Wenigstens wollte er aber nun der Erste sein und beeilte sich daher, die kurze Strecke zurückzulegen, die ihn noch von der Wohnung der Geliebten trennte.

Als er das Haus erreichte, sah er die beiden Schwestern vor der Thür sitzen. Zu seiner Verwunderung bemerkte

er, wie man durch sein Erscheinen gar nicht sonderlich überrascht zu werden schien, und hörte, wie Friederike zu Salome sagte:

„Habe ich's nicht gesagt? Da ist er."

Die beiden Schwestern kamen ihm dann entgegen gesprungen und führten ihn hinein in das Haus und in das Wohnzimmer, wo, ganz als ob man ihn erwartet hätte, schon ein Imbiß aufgetragen war.

Mutter Brion begrüßte Goethe freundlich wie einen alten Bekannten.

„Aber," sagte er, indem er auf ihre freundliche Einladung an dem Tische Platz nahm, „diese Delikatessen sind wohl eigentlich nicht für mich bestimmt. In der Schenke hörte ich, daß Sie noch anderweiten Besuch erwarteten."

„Für heute nicht," entgegnete die Pfarrerin. „Morgen dagegen werden uns wohl einige Freunde besuchen."

„Aber," fuhr Goethe fort, „der Schenkwirth sagte mir doch, daß die Fräuleins Jemandem entgegengegangen wären."

„Nun eben Ihnen gingen wir entgegen," sagte Friederike mit naiver Freimüthigkeit. „Eine innere Stimme sagte mir, daß Sie heute kommen müßten."

Während Friederike dies sagte, betrachtete Salome den neben ihr sitzenden jungen Mann mit musterndem Blicke und brach dann auf einmal in ein lautes, schallendes Gelächter aus.

„Wie es scheint, komme ich Ihnen sehr drollig vor," be-

merkte Goethe, der sich durch diesen Blick und durch dieses Gelächter in seiner Eitelkeit ein wenig verletzt fühlte.

„Ich kann mich einmal des Lachens nicht enthalten," entgegnete Salome, „wenn ich mir die drei Gestalten, in welchen Sie bis uns jetzt erschienen sind, neben einander denke — erst als armer Candidat, dann als reicher Bauerssohn und heute als feiner Modeherr. Wer weiß, in welcher Maske Sie uns das nächste Mal Ihren Besuch machen."

„Hoffentlich," mischte, ehe Goethe Zeit hatte zu antworten, Friederike sich ein, „wird nun von keiner Maske mehr die Rede sein, sondern Herr Goethe sich uns fortan geben wie er ist."

Goethe warf der Geliebten einen dankbaren und ihre Worte bestätigenden Blick zu und wollte diese Bestätigung auch laut aussprechen, als Papa Brion eintrat, um den auch von ihm bereits liebgewonnenen Gast ebenfalls zu begrüßen.

Das Erste, wornach er sodann fragte, waren die versprochenen Bauriße.

Goethe entgegnete, daß er dieselben wohl mitgebracht habe, aber noch einmal umarbeiten müsse, weil es ihm an dem erforderlichen Maßstabe gefehlt habe und deßhalb erst gewisse Messungen vorgenommen werden müßten.

Nachdem man noch eine Weile über dies und jenes hin und her geplaudert, begab man sich zu Bett.

8.

Die Sonne der Liebe taucht am Horizont auf.

Der nächstfolgende Tag war ein Sonntag.

Goethe erwachte sehr frühzeitig, da es aber noch dunkel war, so blieb er noch eine Weile im Bett liegen und hing den Träumen, die ihn im Schlafe beschäftigt, in wachem Zustande weiter nach.

„Daß ich dieses Mädchen liebe," sagte er bei sich selbst, „war mir schon während meines ersten Hierseins zur Gewißheit geworden, nun aber weiß ich, daß ich von ihr auch wieder geliebt werde. Jene prophetische Ahnung, die ihr mein Kommen verkündet, ihr freundlicher Empfang, der Blick ihres redlichen offenen Auges, alles dies sagte mir, daß ich hier das Herz gefunden habe, welches bestimmt ist, mich auf meinem Lebenswege zu begleiten."

Endlich erhob er sich, denn es war mittlerweile ziemlich hell geworden, kleidete sich an und war damit kaum fertig, als Friederike schon an seine Thür pochte, um ihn zu dem verabredeten Spaziergange abzuholen.

Mutter und Schwester hatten es übernommen, die häuslichen Verrichtungen, welche wegen der erwarteten Sonntagsgäste erforderlich waren, allein zu besorgen.

Goethe wandelte an Friederikens Seite hinaus über die Wiesen nach dem bereits geschilderten Lieblingsplätzchen.

Er fragte sie zunächst, um nicht sogleich von den Gefühlen seines Herzens anzufangen, nach den erwarteten Gästen.

Sie nannte ihm dieselben und setzte dann hinzu:

„Es sind alles treffliche, liebe Leute. Doch muß ich Sie bitten, mir beizustehen, damit alle Vergnügungen womöglich gemeinsam und in einer gewissen Ordnung genossen werden. Gewöhnlich zerstreut man sich einzeln; Scherz und Spiel werden nur obenhin gekostet, so daß zuletzt für einen Theil nichts übrig bleibt als zu den Karten zu greifen, und für den andern Theil, im Tanz sich auszurasen."

„Sie haben Recht, Friederike," entgegnete Goethe, indem er mit der Geliebten in dem kleinen Raum zwischen den Bänken auf und abschritt, denn trotz des hellen Sonnenscheines wehete die Morgenluft doch ziemlich kühl und es wäre daher nicht gerathen gewesen, Platz zu nehmen. „Sie haben Recht. Ein zersplittertes Vergnügen ist so gut wie keins und ich werde all meine gesellschaftlichen Talente aufbieten, um Ihre Gäste gemeinschaftlich zu unterhalten,"

Friederike sah ihn mit ihrem dankbarem Blicke an und erwiederte den Druck seiner Hand.

„Ich hatte," fuhr Goethe fort, „gewünscht, auch diesen zweiten Besuch in Weyland's Gesellschaft zu machen. Wie ich Ihnen bereits gesagt, fand ich ihn trotz alles Su-

chens nicht, und jetzt ist es mir sogar lieb, daß er nicht mitgekommen ist."

„Das ist Ihnen lieb! Warum?"

„Können Sie noch fragen, Friederike? Wäre er mitgekommen, stünden wir dann jetzt in diesem Augenblicke wohl allein hier und hätte ich Gelegenheit, Ihnen ohne Zeugen mündlich zu wiederholen, was ich Ihnen in meinem Briefe gesagt, nämlich daß der Gedanke an Sie mich keinen Augenblick verläßt, daß Ihr Bild, seitdem ich es das erste Mal geschaut, meinem Herzen unauslöschlich eingegraben ist, und daß mir mein ganzes künftiges Leben als eine öde Wüste erscheinen würde, wenn ich nicht hoffen dürfte, es Hand in Hand mit Ihnen zu durchwandeln?"

„Herr Goethe" — stammelte Friederike und schlug leise bebend die Augen zu Boden.

Er umschlang sie und wollte sie küssen.

Plötzlich aber fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf und er richtete sich so hastig wieder empor, daß Friederike befremdet zu ihm aufschaucte.

So wie oft im Taumel der Lust, gleich Banquo's Geist, ein gespenstischer Schatten vor uns auftaucht und sich mit zum Gastmahl setzt, eben so glaubte Goethe in diesem längst herbeigewünschten Augenblick beseligender Lust Lucinde, die Tochter des Tanzmeisters, im Hintergrunde stehen zu sehen und sie abermals die Worte ausrufen zu hören:

„Unglück über Unglück für immer und immer auf Diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt!“

Mit abergläubischer Scheu that er sich daher in diesem Augenblick Gewalt an und vermied es, die Geliebte zu küssen, weil er sie dadurch auf irgend eine unerhörte geistige Weise zu beschädigen fürchtete.

Er sah Friederikens Befremden; er wußte, daß sie in ihrer unverhohlen und ehrlich entgegenkommenden Liebe ihm diese Kühnheit verziehen habe würde, und er fühlte daher, daß er ihr in dieser Beziehung gewissermaßen eine Rechtfertigung und Erklärung schuldig war.

Zum Glück begannen gerade in diesem Augenblick die Thurmglocken zu läuten.

„Die Kirche geht an, Herr Goethe,“ sagte Friderike, welcher diese Unterbrechung selbst einige Erleichterung brachte. „Sie begleiten mich doch hinein?“

„Ja wohl, ja wohl!“ rief Goethe, indem er den Arm der Geliebten durch den seinen zog und mit ihr den Rückweg nach dem Dorfe antrat.

Papa Brion war ein guter Mann und stand an Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit wahrscheinlich auf derselben Stufe wie der so oft mit ihm verglichene Landprediger von Wakefield. Als Kanzelredner stand letzterer jedoch jedenfalls über seinem Sesenheimer Kollegen, obschon wir in Goldsmith's berühmtem Romane von Dr. Primrose's Beredsamkeit nicht mehr als eine kurze Probe

finden, nämlich die Predigt, die er in dem Gefängniß vor einer Rotte ihn verhöhnender Spitzbuben und Strolche hält.

Goethe mochte dies im Stillen auch finden. Papa Brion's Vortrag kam ihm ungeheuer trocken vor und hätte nicht Friederike an seiner Seite gesessen, so hätte er sich wahrscheinlich sehr bald wieder aus der Kirche hinausgeschlichen.

So aber versenkte er sich, da die Predigt seine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln vermochte, in Betrachtungen über die Vorzüge, welche die Geliebte bis jetzt in ihrer unbefangenen Weise vor ihm entwickelt hatte.

Diese Vorzüge waren besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Vorausſehen — Eigenschaften, welche unverträglich zu sein scheinen, sich aber bei ihr zusammenfanden und in ihrem ganzen äußern Wesen gar bald erkennen ließen.

Unterwegs waren ihnen, besonders auf dem Gange nach der Kirche, eine Menge Landleute begegnet, und die freundlichen Grüße derselben bewiesen, daß Friederike allgemein geliebt und verehrt ward.

Alles auf der Welt nimmt ein Ende, folglich auch eine langweilige Predigt, und die Liebenden konnten sich endlich erheben und nach Hause zurückkehren.

Hier schwirrten die mittlerweile von allen Seiten her eingetroffenen Gäste bereits lustig durcheinander.

„Gut, daß Du kommst, Friederike!" rief die vielbeschäftigte Mutter ihr entgegen. „Diese Leutchen wissen nicht,

was sie mit sich angeben sollen. Bis zum Mittagsessen vergehen noch einige Stunden und Du wirst Dich daher wohl über sie erbarmen müssen."

Friederike wußte, daß ihre Mutter wegen ihrer Vorbereitungen zur Tafel das Feld frei zu haben wünschte. Sie sammelte deshalb die Gäste, stellte sie Goethe und diesen ihnen vor, worauf sie mit ihm wieder nach dem trauten Plätzchen voranschritt, welches sie heute schon ein Mal besucht und von welchem sie vor kaum erst zwei Stunden zurückgekehrt waren.

Die ganze Gesellschaft folgte in der heitersten Stimmung. Auf dem freien Platze in dem kleinen Wäldchen angelangt, tummelte man sich fröhlich herum und begann dann, um die Zeit zu vertreiben, Pfänderspiele, welche zu jener Zeit weit mehr an der Tagesordnung waren als gegenwärtig, wo sie, als der verfeinerten Sitte und dem Anstand zuwider, aus gebildeten Gesellschaftskreisen fast gänzlich verbannt sind.

Von Goethe, als städtischem Elegant, erwartete man natürlich, daß er auf diesem Felde sich als maître de plaisir hervorthun werde, und er überraschte die Gesellschaft in der That durch seine Gewandtheit, obschon dieselbe von anderer Art war als man erwartet hatte.

Es ist schon vorhin erwähnt worden, daß Goethe, seitdem die exaltirte Lucinde jenen Fluch ausgesprochen, es vermieden hatte, ein Mädchen zu küssen. Bei Pfänderspie-

len, wo bekanntlich das Küssen immer eine große Rolle spielt, war ihm dies oft genug eine lästige Prüfung gewesen, und er mußte daher jetzt seine ganze Geistesgegenwart aufbieten, um sich mit einer zierlichen Wendung durchzubringen.

Eine ganz besonders schwierige Stellung bekam er in dieser Beziehung dadurch, daß die Gesellschaft sehr bald merkte, in welchem Verhältniß er zu Friederike stand, und sich daher schalkhafterweise alle mögliche Mühe gab, um ihm etwas aufzudringen, was er doch heimlich zu vermeiden suchte.

Friederikens angeborener Tact kam ihm hierbei zu Hülfe und sie wußte so manche Klippe, die man ihm und ihr in den Weg geschoben, auf kluge Weise zu umschiffen.

So kam die Stunde des Mittagsessens heran und man machte sich auf den Heimweg.

Goethe hatte hierbei Gelegenheit, die körperliche Anmuth seiner Friederike immer wieder aufs Neue zu bewundern. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor als wenn sie sich auf erhöhetem Fußsteige hinbewegte. Die Anmuth ihrer Bewegungen schien mit der beblumten Erde und die unauslöschliche Heiterkeit ihrer Züge mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Wie ein belebender Geist schwebte sie hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche vielleicht hier und da entstanden.

Am allerzierlichsten war sie, wenn sie schnell lief. Ge-

rade so wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten hinwegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie leichten Laufes über Raine und Matten dahin eilte, um etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, oder etwas Nothwendiges zu bestellen.

Dabei kam sie nie außer Athem, sondern blieb stets im Gleichgewichte, obschon sie zu Hause mit Allem verschont ward, was körperliche Anstrengung verlangte. Man glaubte, sie habe eine schwache Brust, und ihre Mutter ließ sich deshalb bei ihren häuslichen Verrichtungen fast ausschließlich von Salome helfen, obschon Friederikens leichter, rascher Gang und ihr Gesang im Freien bewies, daß sie von dem bei ihr vorausgesetzten Uebel völlig frei war.

Zu Hause wieder angelangt, gruppirte die Gesellschaft, ehe man sich zu Tische setzte, sich um den Pfarrer, welcher die von Goethe gezeichneten und mitgebrachten Bauriſſe vorlegte.

„Diese Arbeit," bemerkte Goethe erläuternd hierbei, „soll keineswegs als eine fertige gelten. Ich habe mich mit dem Herrn Pastor bereits darüber besprochen. Es müssen erst noch verschiedene Messungen vorgenommen werden, und dann werde ich einen neuen Riß anfertigen, welcher als der nach meiner Ansicht endgültige zu betrachten sein würde."

„Ja, ja," warf einer der Gäste ein, „Sie werden wohlthun, junger Herr, die Sache noch einmal zu überarbeiten. Nach meinem Dafürhalten müßte die Eintheilung der Zimmer so sein."

Und mit diesen Worten nahm der unberufene Rathgeber einen Bleistift zur Hand und zog mit der harten, scharfen Spitze desselben zu Goethe's und Papa Brion's großem Verdruß mehrere tief einschneidende Linien in die saubere Zeichnung.

„Kommen Sie, kommen Sie, meine Herrschaften; wir wollen uns zu Tische setzen," sagte der Pfarrer, ärgerlich, Goethe's Arbeit so verunstaltet zu sehen.

Goethe rollte, während die Andern immer Platz nahmen, seine Zeichnungen wieder zusammen und Friederike, welche bei ihm stehen geblieben war, sagte:

„Sie sind recht freundlich, daß Sie die schwache Seite meines guten Vaters so hegen und ihn nicht, wie die Andern, welche dieses seines ewigen Themas schon überdrüssig geworden sind, meiden oder davon abbringen wollen."

„Es wäre grausam," antwortete Goethe, „wenn man auf die harmlose Idee des guten Mannes nicht eingehen, oder ihr keinen Vorschub leisten wollte. Bergen kann ich Ihnen übrigens nicht, daß mir der Bau wohl wünschenswerth, aber nicht so dringend nothwendig erscheint wie Ihrem guten Vater. Das alte Haus sieht allerdings nicht sonder-

lich gut aus, aber es steht noch fest und würde vielleicht auch ohne Neubau uns Alle überdauern."

„Dieser Meinung bin ich mit meiner Mutter und Schwester auch," sagte Friederike. „Wir für unsere Personen wünschen den Bau durchaus nicht, denn er würde der Gemeinde zu hoch zu stehen kommen und uns auch. Neues Haus, neues Hausgeräthe. Unsern Gästen würde es bei uns in einem neuen Hause nicht wohler sein und sie sind einmal an das alte Gebäude gewöhnt. Hier können wir sie reichlich bewirthen, dort fänden wir uns trotz des größern Raumes beengt. So steht die Sache, unterlassen Sie aber deshalb nicht, dem Vater gefällig zu sein; ich bin Ihnen von Herzen dafür dankbar."

Nach diesem kurzen von den Andern unbeachtet gebliebenen Zwiegespräch nahmen die Liebenden ebenfalls mit am Tische Platz.

Während der Mahlzeit ward die Unterhaltung allgemein und das Gespräch kam auch auf Romanlectüre.

„Ich für meine Person," sagte eine zur Zahl der Gäste gehörige junge Dame, „lese gute Romane sehr gern. Man findet darin oft hübsche Leute, denen man selbst ähnlich sein möchte."

„Wenn Sie etwas wahrhaft Gutes und Schönes lesen wollen," sagte Goethe, „so lesen Sie Goldsmith's Landprediger von Wakefield. Darin werden Sie in der That Menschen kennen lernen, deren Handlungsweise nach-

zuahmen selbst der Beste und Redlichste sich nicht zu scheuen braucht."

Kaum hatte Goethe dies gesagt, so bereuete er es auch schon. Friederike hatte es natürlich auch gehört, und wenn sie den von ihm empfohlenen Roman wirklich zur Hand nahm, so stand zu fürchten, daß ihr die zwischen den beiden Landpredigerfamilien obwaltende Aehnlichkeit allzu auffallend erscheinen möchte.

Nach Tische begann man zu musiciren. Friederike sang mit ihrer reinen hellen Stimme und begleitete sich dazu auf dem alten noch immer verstimmten Klavier. Goethe versuchte auch zu singen und trug dann etwas auf der Flöte vor, obschon diese Leistungen beide den Enthusiasmus der größtentheils musikalisch sehr gut gebildeten Gesellschaft keineswegs zu erwecken vermochten.

Dann kamen wieder Pfänderspiele an die Reihe und Goethe erhielt abermals Gelegenheit, seine im Laufe des Tages erprobte Gewandtheit im Vermeiden von Küssen zu zeigen.

Am nächstfolgenden Morgen fand verabredetermaßen der Schulmeister sich ein, um gemeinschaftlich mit dem Pfarrer und Goethe die wegen des Neubaues erforderlichen Messungen vorzunehmen. Dieselben gingen nur langsam und mangelhaft von Statten, denn die drei improvisirten Architekten waren in dergleichen Arbeiten der eine ziemlich so ungeschickt als der andere. Wohl oder übel kam man

aber endlich doch damit zu Stande und Papa Brion fand es ganz in Ordnung, als Goethe die Absicht zu erkennen gab, nun unverweilt wieder nach Straßburg zurückzukehren, um dort den definitiven Riß zu dem Umbau des Pfarrhauses ungestörter und mit mehr Bequemlichkeit anfertigen zu können.

9.

Schlimme Träume.

Obschon Friederike den Geliebten nicht gern gehen sah, so entließ sie ihn doch frohen Muthes, denn sie war von seiner aufrichtigen Zuneigung nun eben so überzeugt wie er von der ihrigen.

Die drei Meilen, welche zwischen Straßburg und Sesenheim lagen, schienen übrigens gar keine Entfernung mehr zu sein.

„Es ist ja," sagte Goethe, „so leicht, mit der Diligene nach Drusenheim zu fahren und uns durch dieses Fuhrwerk, so wie durch ordentliche und außerordentliche Boten in Verbindung mit einander zu erhalten. Georg wird sich gern bereit erklären, den Spediteur zu machen."

In Straßburg angelangt, beschäftigte er sich in den frühesten Stunden — denn an langen Schlaf war jetzt bei ihm nicht mehr zu denken — mit dem Bauriſſe, den er mit allem Fleiße entwarf und dann so sauber als möglich aufs Reine zeichnete.

Ueber dieser fleißigen Arbeit vergaß er jedoch auch nicht, der Geliebten einige nach seiner Ansicht für sie passende Bücher zur belehrenden und unterhaltenden Lectüre zu schicken und ein, wenn auch kurzes, doch freundliches Wort dazu zu schreiben.

Schon am andern Tage erhielt er Antwort von ihr. Ihre Handschrift war schön leserlich und dabei Inhalt und Styl des Briefes natürlich, gut, liebevoll und von innen heraus, so daß der angenehme Eindruck, den sie auf den Geliebten gemacht, forterhalten und immer wieder erneuert ward. Nur gar zu gern wiederholte er sich die Vorzüge ihres holden Wesens und nährte die Hoffnung, sie bald auf längere Zeit wiederzusehen.

Der Professor der Klinik brauchte jetzt Goethe nicht mehr zu Ausflügen in die Umgegend aufzufordern. Auch bot sich ihm gar keine Gelegenheit dazu, denn Goethe war durch jene Worte zur rechten Zeit so gründlich kurirt worden, daß ihn nicht so leicht wieder die Lust anwandelte, den Professor und seine Kranken wiederzusehen.

Der Briefwechsel mit der Geliebten ward inzwischen lebhafter und es dauerte nicht lange, so sendete sie eine Einladung zu einem Feste, bei welchem, wie sie schrieb, auch überrheinische Freunde zugegen sein würden.

„Richten Sie sich," so schloß ihr Brief, „auf längere Zeit ein, damit Sie uns nicht so schnell wieder zu verlassen brauchen wie das erste und zweite Mal."

Goethe folgte dieser Mahnung, packte Vorrath von Kleidern und Wäsche in einen tüchtigen Mantelsack auf die Diligence und befand sich binnen wenigen Stunden abermals in Sesenheim.

Hier traf er eine bereits zahlreich versammelte lustige Gesellschaft. Vor allen Dingen nahm er, um den manchmal etwas mürrisch gestimmten alten Pfarrer gut gelaunt zu machen, denselben beiseite und überreichte ihm den sauber gezeichneten Bauriß.

Papa Brion war darüber nicht wenig erfreut, hütete sich aber diesmal wohl, das ihm so werthvolle Blatt wieder den profanen Blicken seiner übrigen Gäste preiszugeben, oder, noch schlimmer, es von schonungslosen, verbesserungssüchtigen Händen verhunzen zu lassen.

Die Gesellschaft bestand größtentheils aus jungen Leuten, die, wie schon bemerkt, sehr lustig waren und viel Lärm machten.

Noch viel toller als sie aber trieb es ein alter Herr, ein Amtmann, der die jungen Leute förmlich zu überbieten suchte und das wunderlichste Zeug angab.

Der Wein war schon beim Frühstücke nicht gespart worden; man setzte sich daher in schon sehr aufgeheiterter Stimmung zu Tische und die jungen Leute ließen sich eben so angelegen sein, es dem alten Herrn im Trinken gleichzuthun, wie er ihnen in Bezug auf die Fröhlichkeit den Vorsprung abzugewinnen suchte.

Goethe fühlte sich an Friederikens Seite grenzenlos glücklich. Er war gesprächig, lustig, geistreich, vorlaut, obschon Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit ihn in Schranken hielten.

Friederike zeigte sich offen, heiter, theilnehmend und mittheilend.

Beide versäumten keinen Augenblick, die ihnen zukommende Rolle bei der allgemeinen Unterhaltung zu spielen, und schienen blos für die Gesellschaft zu leben, obschon sie im Grunde genommen nur wechselseitig einander selbst lebten.

Nach beendeter Mahlzeit begab man sich ins Freie und suchte den Schatten auf, in welchem man herumtollte, bis man sich ermüdet niederließ und zum fernern Zeitvertreib Pfänderspiele begann.

Beim Auslösen der Pfänder trat abermals der tollste Uebermuth zu Tage. Es wurden Geberden und Leistungen verlangt, wie dies nur bei einer alle Grenzen überschreitenden Lust der Fall sein kann.

Goethe ward von dieser übersprudelnden Heiterkeit so mit fortgerissen, daß er selbst durch manchen Schwank diese wilden Scherze noch höher trieb, und auch Friederike steigerte durch allerhand neckische Einfälle die allgemeine Heiterkeit.

Goethe fand sie lieblicher uud verführerischer als je. Alle von ihm früher gehegten hypochondrischen, abergläubischen Grillen traten, von der allgemeinen Lust gescheucht, in den

Hintergrund, und als sich ihm Gelegenheit darbot, die Geliebte zu küssen, versäumte er nicht, es zu thun, und zwar ohne daß abermals das dräuende Bild Lucindens vor seinem geistigen Auge aufgestiegen wäre.

Als man der Pfänderspiele überdrüssig war, verlangte man Musik und ruhete nicht eher, als bis einige Musikanten aus dem Dorfe herbeigeholt waren. Walzer und Dreher, die deutschen Nationaltänze, kamen vorzugsweise daran und obschon Goethe dieselben bei seinem französischen Tanzmeister nicht sehr geübt, so wußte er doch mit seiner schnellfüßigen Friederike vollkommen Schritt zu halten, während diese nicht wenig erfreut war, zu finden, daß ihr Geliebter zu seinen vielen andern Vorzügen auch den gesellte, ein guter Tänzer zu sein.

„Friederike! Friederike!“ rief Papa Brion endlich mahnend; „mache Schicht! mache Schicht! Du weißt, daß Du nicht so rasen darfst.“

Mehrere näher stehende Freunde redeten Friederiken ebenfalls zu, nicht weiter zu tanzen, denn man hielt sie, wie schon früher erwähnt, allgemein für brustkrank, obschon Goethe selbst an ihr keins der Symptome wahrnehmen konnte, von welchen ein solches Uebel begleitet zu sein pflegt.

Trotzdem war es ihm selbst ganz recht, daß Friederike zu tanzen aufhörte, denn er erhielt dadurch, während die Andern noch forttollten, Gelegenheit, sich mit ihr auf ei-

nem Seitenwege nach einem stillen unbeobachteten Plätzchen zu entfernen, ihr hier seine glühende Liebe zu erklären und von ihr das Geständniß zu empfangen, daß sie ihn eben so aufrichtig und innig wiederliebte.

Nachdem sie einander ewige Treue gelobt und dieses Gelübde durch Kuß und Umarmung besiegelt, kehrten sie nach dem Tanzplatze zurück.

Hier sahen sie, daß eben einige ältere Personen sich anschickten, nach Hause zurückzukehren, und schlossen sich diesen an. Es dauerte nicht lange, so kam auch die übrige Gesellschaft nach. Nachdem man einen Abendimbiß eingenommen, ging der Tanz wieder an und dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Dabei brachte man fortwährend Gesundheiten aus [illegible]
es fehlte daher an Aufmunterung [illegible]
wenig als am Mittag.

Erschöpft und nachdem man die Freuden des Tanzens und des Zechens bis zur äußersten Grenze verfolgt, legte man sich zu Bett.

Goethe schlief sofort fest ein, nach nur wenigen Stunden aber weckte das erhitzte und wild durch die Adern kreisende Blut ihn auf.

Diese stillen Stunden der Nacht, wo der Mensch, ob schon müde und abgespannt, doch schlaflos sich hin und her wirft, sind für den Kummer und die Reue die geeig-

netsten, um ihn ihre grimmigen Schlangenbisse fühlen zu lassen.

Diese Erfahrung machte auch jetzt Goethe. Seine Phantasie gaukelte ihm die lebhaftesten Bilder vor. Er sah wieder Lucinde, die, nachdem sie ihn leidenschaftlich wild geküßt, mit dunkelglühenden Wangen und funkelnden Augen jenen Fluch schleuderte, der eigentlich nur ihrer Schwester galt, durch den sie aber, wenn auch unbewußt, fremde Schuldlose bedrohete. Ihr gegenüber zeigte seine Einbildungskraft ihm Friederike, die, vor Lucindens Anblick erstarrend, bleich dastand, gleichsam als ob sie die Folgen jenes ihr unbekannten Fluches fühlte.

Sich selbst sah Goethe in der Mitte zwischen Beiden [illegible] sich eben so außer Stand, die geistigen Wirkungen des Fluches abzulenken, als den diesen Fluch zur Wahrheit machenden Kuß zu vermeiden.

Hierzu kam, daß er in Friederikens zarter Gesundheit eine Beschleunigung des drohenden Unfalls sah. Ihre Liebe zu ihm erschien ihm jetzt als etwas geradezu Unseliges und er wünschte sich dem ganzen Verhältniß durch die Flucht entziehen zu können.

Dabei ward sein Aberglaube durch einen gewissen Dünkel genährt. Er betrachtete seine Lippen, mochte nun Segen oder Fluch darauf ruhen, als bedeutender denn sonst, und er blickte mit einem nicht geringen Grad von Selbstgefälligkeit auf die Enthaltsamkeit zurück, womit er, theils

um jenen magischen Vorzug sich zu bewahren, theils um, wenn er denselben aufgäbe, ein harmloses Wesen nicht zu verletzen, sich manche unschuldige Freude versagt hatte.

Im gegenwärtigen Augenblicke aber sah er dies alles als unwiederbringlich verloren an. Er war, so glaubte er, in einen gemeinen Zustand zurückgesunken; er hatte die Person, die ihm auf Erden die theuerste war, verletzt und ihr unheilbar geschadet, so daß jener Fluch, anstatt von ihm zu weichen, von seinen Lippen in sein eigenes Herz zurückgeschlagen war.

Alles dies durchtobte sein durch Liebe, Leidenschaft, Wein und Tanz aufgeregtes Blut, verwirrte sein Denken und marterte sein Gefühl. Wenn er im Gegensatz dazu sich der behaglichen Freuden erinnerte, die er erst gestern noch genossen, so fühlte er sich von grenzenloser Verzweiflung erfüllt.

Zum Glück blinkte endlich durch eine Spalte des Fensterladens das Tageslicht herein, die hervortretende Sonne überwand die Mächte der Finsterniß und stellte den Träumenden wieder auf seine Füße. Er verließ das Bett, kleidete sich an, begab sich hinaus in's Freie und fühlte sich, wenn auch nicht völlig wiederhergestellt, doch rasch erquickt und neu belebt.

„Der Aberglaube" — sagt er in den Aufzeichnungen, welchen wir hier in der Hauptsache folgen, selbst — „der Aberglaube, so wie manches andere Wähnen, verliert sehr leicht an seiner Gewalt, wenn er, statt unserer Eitelkeit zu

schmeicheln, ihr in den Weg tritt und diesem zarten Wesen eine böse Stunde machen will. Wir sehen alsdann recht gut, daß wir ihn loswerden können, sobald wir nur wollen, und wir entsagen ihm um so leichter, je mehr alles, was wir ihm entziehen, zu unserm Vortheil gereicht."

„Jener Aberglaube" — fährt er an einer andern Stelle fort — „hatte völlig weichen müssen. Derselbe gründete sich zwar auf Eindrücke früherer Jahre, allein der Geist des Tags, das Rasche der Jugend, der Umgang mit kalten verständigen Männern, alles war ihm ungünstig, so daß sich nicht leicht Jemand in meiner ganzen Umgebung gefunden hätte, dem nicht ein Bekenntniß meiner Grille vollkommen lächerlich gewesen wäre. Allein das Schlimmste war, daß jener Wahn, indem er floh, eine wahre Betrachtung über den Zustand zurückließ, in welchem sich immer junge Leute befinden, deren frühzeitige Neigungen sich keinen dauerhaften Erfolg versprechen dürfen. So wenig war mir geholfen, den Irrthum loszusein, daß Verstand und Ueberlegung mir in diesem Falle nur noch schlimmer mitspielten."

Indessen, für den Augenblick traten alle diese schwarzen Gedanken in den Hintergrund. Goethe war noch nicht lange in der frischen Morgenluft des Gartens auf- und abgewandelt, so gesellte sich Friederike zu ihm.

Sie hatte ihn schon im Hause gesucht, um ihm guten Morgen zu wünschen und ihn zum Frühstück zu rufen.

Ihr Anblick, das Gefühl ihrer Liebe, die erfrischende Heiterkeit der sonnenhellen Umgebung, alles schien dem jungen Schwärmer jetzt Vorwürfe zu machen, daß er in der Mitte der glücklichsten Tage so traurige Nachtvögel bei sich hatte beherbergen können, und er glaubte sie nun auf ewig verscheucht zu haben, obschon er sich, wie wir so eben aus seinem eigenen Munde gehört, in dieser Beziehung irrte.

Friederikens zutrauliches, anschmiegendes Wesen machte ihn für den Augenblick durch und durch froh und glücklich und von innigerer Liebe zu ihr erfüllt als je, kehrte er nach einigen wahrhaft glücklich verlebten Tagen nach Straßburg zurück.

10.

Der Liebende als Dichter.

Bei seiner Rückkehr in die Stadt erwarteten ihn eine Menge prosaische Arbeiten, Geschäfte und Zerstreuungen.

Mit seinem Freunde Herder ging es noch sehr schlecht, denn das Augenübel desselben schien sich selbst durch die bewirkte, für ihn so überaus schmerzhaft gewesene Operation nicht beseitigen lassen zu wollen.

Dabei war der Kranke im höchsten Grade reizbar, so daß der Umgang mit ihm eben so schwierig als unangenehm war. Nur die große Verehrung, welche Goethe für

ihn hegte, verhinderte einen gewaltsamen Bruch zwischen beiden.

Goethe hatte in dieser so wie in mancher andern Beziehung mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen und der lebhafte Briefwechsel, den er mit der Geliebten unterhielt, war fast das Einzige, was ihm Erholung und Zerstreuung bereitete.

Friederike blieb auch in ihren Briefen immer dieselbe. Mochte sie nun darin etwas Neues erzählen, oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, mochte sie leicht hingeworfene Schilderungen oder vorübergehende Reflexionen einflechten, so war es immer, als ob sie mit der Feder eben so leicht und sicher aufträte wie mit den Füßen, mochte sie nun gehen, kommen, laufen oder springen.

Goethe schrieb ebenfalls sehr gern an sie. Er liebte es, sich ihre Vorzüge zu vergegenwärtigen, denn er fühlte, daß seine Neigung zu ihr auch beim Getrenntsein erhöht ward. Dieser Verkehr gab deshalb einem persönlichen nur wenig nach, ja er ward in der Folge dem Liebenden sogar noch angenehmer und theurer.

Gegenstand dieser Briefe war natürlich großentheils die Erinnerung an die schönen gemeinschaftlich verlebten Augenblicke. Eine dieser Erinnerungen, nämlich die an den vorletzten Besuch in Sesenheim, wo Goethe die Geliebte noch so spät Abends überrascht hatte, ward so leb-

haft in ihm, daß er sich vornahm, einen solchen überraschenden Besuch zu wiederholen.

Freilich konnte derselbe nur ein kurzer sein, denn Goethe gedachte in der nächsten Zeit zum Doctor der Rechte zu promoviren, und die Vorbereitungen dazu gestatteten natürlich keine langen Ausflüge.

Es war jetzt mitten im Sommer und Friederike saß noch um zehn Uhr Abends allein auf der Bank vor der Hausthür, als Goethe auf einmal vor ihr stand. Die übrige Familie des Pfarrers hatte sich bereits schlafen gelegt und die Liebenden blieben daher ungestört in der schönen mondhellen Sommernacht bis spät nach Mitternacht beisammen sitzen.

Endlich ward es die höchste Zeit, den so lange hinausgeschobenen Schlaf zu suchen, und Goethe begab sich in das ihm schon von früher her wohlbekannte Gastzimmer.

Nur wenige Stunden des von den süßesten Träumen erfüllten Schlafes gönnte sich Goethe. Mit Sonnenaufgang ward er von Liebe und Sehnsucht geweckt; er stand auf, kleidete sich an und ging hinunter in die große Lindenlaube des Gartens, wo Friederike seiner bereits harrte und ihn mit einem Ausruf der Freude umarmte.

Friederikens Familie ließ jetzt, wie dies auch schon zeither geschehen, die Liebenden völlig unbeobachtet. Es war dies überhaupt dort und damals so Sitte und es stand den Liebenden völlig frei, in kleinerer oder größerer Gesell-

schaft die Gegend zu durchstreifen und die in der Nachbarschaft wohnenden Freunde zu besuchen.

So waren sie im Laufe des Sommers schon diesseits und jenseits des Rheins in Hagenau, Fort Louis, Philippsburg, der Ortenau u. s. w. gewesen und hatten hier die Personen, die Goethe in Sesenheim vereinigt gesehen, jeden bei sich als freundlichen Wirth gefunden, welcher Küche und Keller gastfrei eben so gern aufschloß als Gärten und Weinberge.

Auch die Rheininseln waren oft das Ziel der Wasserfahrten gewesen, welche die Liebenden mit einer größeren oder kleineren Anzahl von Freunden oder Bekannten unternommen. Hier hatten sie ohne Erbarmen die kühlen Bewohner des klaren Rheins in den Kessel oder auf den Rost, oder in das siedende Fett gebracht, und würden sich in den traulichen Fischerhütten vielleicht mehr als billig angesiedelt haben, wenn sie nicht durch die entsetzlichen unter dem Namen der Rheinschnaken bekannten großen Mücken schon nach einigen Stunden wieder fortgetrieben worden wären.

Bei dem jetzigen Besuche im Pfarrhause zu Sesenheim war das Glück des liebenden Zusammenseins von nur kurzer Dauer, denn Goethe mußte unverweilt nach der Stadt zurückkehren. Kurz war die Wonne, kurz das Glück, aber desto inniger die Freude, desto wehmüthiger der Schmerz eines so baldigen Abschiedes, der das Herz um so tiefer

ergriff, als ganz im Hintergrunde desselben die Ahnung lag, daß dies nur das Vorspiel einer längern Trennung sei.

Die Zeit, welche Goethe in Straßburg zubrachte, sollte nämlich, der von seinem Vater getroffenen Bestimmung gemäß, abgelaufen sein, sobald der junge Jurist in seiner Facultät die Doctorwürde erlangt hätte.

Als er nach der Wiederankunft in Straßburg seine dringendsten Geschäfte abgemacht hatte, begab er sich auf einen einsamen Spaziergang und suchte die Rasenbank am Stamme der Buche auf, die seinen und Friederikens eingeschnittenen Namenszug trug. Hier schrieb er in seine Brieftasche ein Gedicht, welches er, um Friederiken ein poetisches Bild seiner Empfindung zu geben, seinem nächsten Briefe an sie beilegte.

Dieses Gedicht lautet:

„Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

„Der Mond, von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel
Umsausten schauerlich mein Ohr.

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer.
Doch tausendfacher war mein Muth;
In meinen Adern, welches Feuer!
In meinem Herzen, welche Glut!

„Dich sah ich und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an Deiner Seite,
Und jeder Athemzug für Dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

„Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz;
In Deinen Küssen, welche Wonne!
In Deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, Du stand'st und sah'st zur Erden,
Und sah'st mir nach mit nassem Blick.
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden,
Und Lieben, Götter! welch ein Glück!"

Es vergingen mehrere Wochen, während welcher Goethe seine Friederike nicht wiedersah. Die Erinnerung an den letzten Besuch, wo er sie bei später Abendzeit noch überrascht, war zu verführerisch, um ihn nicht die Wiederholung eines so himmlischen beiderseitigen Genusses wünschen zu lassen.

Von dieser Sehnsucht erfüllt, griff er eines Abends noch spät zur Feder, um an Friederike zu schreiben. Nachdem er dies gethan, legte er sich zu Bett.

Seine erhitzte Phantasie ließ ihn jedoch nicht schlafen. Nur ein leiser Halbschlummer umfing ihn, während himmlische Träume, die ihm alle das Bild der Geliebten zeigten, vor seiner Seele auf und ab gaukelten.

Nach kurzer Zeit wieder völlig erwachend, überlegte er, daß weder an diesem noch am nächstfolgenden Tage eine Post nach Drusenheim ging, und daß der so eben von ihm geschriebene Brief drei Tage hätte liegen bleiben müssen, ehe er in Friederikens Hände gelangen konnte.

„Wie wäre es," fragte er sich, „wenn ich mein eigener Liebesbote wäre? Allerdings müßte ich bis Mittag wieder in Straßburg zurück sein, denn die Geschäfte, welche ich morgen Nachmittag abzumachen habe, sind unaufschieblich. Reite ich auch noch so rasch, so gehört doch Zeit dazu, um die zwölf Wegstunden hin und her zurückzulegen; wenn ich aber noch in der Nacht fortritte, so könnte ich meiner Friederike das Rosenglühen des süßen Morgenschlafs von den Wangen küssen und noch zur rechten Zeit wieder da sein."

Während er noch so hin und her überlegte, schlug die Mitternachtsstunde. Es war, als ob dieser dröhnende Schall auf einmal all seinen Zweifeln und Zögern ein Ende machte.

Entschlossen sprang er aus dem Bett, in welchem er diese Nacht ohnehin keine Ruhe gefunden hätte, und

ging trotz der Finsterniß nach dem ihm übrigens sehr wohlbekannten Hause, in welchem sein Pferdeverleiher wohnte.

Dieser lag natürlich noch im ersten Schlafe und war nicht wenig überrascht, als er das ungestüme Anpochen hörte und, nachdem er geöffnet, seinen wohlbekannten Kunden Goethe vor sich erblickte, welcher ihn aufforderte, so rasch als möglich sein bestes Pferd zu satteln und es ihm zu einem sofortigen Ritt nach Sesenheim zu leihen.

Der Pferdeverleiher wußte, daß Goethe nicht blos gut und pünktlich bezahlte, sondern auch ein guter, zuverlässiger Reiter war, und beeilte sich daher, seine Wünsche zu erfüllen.

Eben als der Mond aufging, schwang Goethe sich in den Sattel und sprengte wohlgemuth von dannen. Weg und Steg waren ihm genau bekannt, das Feuer der Liebe machte ihn gegen die Nachtkühle unempfindlich, ungeduldig trieb er sein Pferd zu immer größerer Eile an und als er es in der Schenke von Sesenheim in den Stall führte, verkündete eben ein am östlichen Horizont aufsteigender rother Streifen das Dämmern des Morgens.

Es dauerte nicht lange, so stand Goethe an der noch verschlossenen Pforte der niedrigen Umzäunung des Pfarrhofes. Er schaucte über den Zaun und sah, wie der zottige Kettenhund, anstatt zu bellen, ihn als alten Bekannten mit freudigem Schweifwedeln begrüßte.

Uebrigens herrschte die tiefste Ruhe und Unbeweglich-

keit und nur der wachsame Haushahn ließ seinen ersten Morgenruf ertönen. Die Ungeduld der Liebe trieb Goethe, die Schläfer des Hauses zu wecken, dennoch aber herrschte hier eine so heilige Ruhe, ein so frommer Gottesfrieden, daß er es für Frevel hielt, diese Ruhe, diesen Frieden zu stören.

Allmälig ward es heller, der Lichtschein am östlichen Horizont stieg höher am Himmel herauf und nach etwa einer Viertelstunde öffnete sich die Hausthür.

In leichtem Morgenröckchen und saubern zurückgestreiften Hemdärmeln trat mit verschlafenen Augen unsere alte Bekannte, die Magd Liese, heraus, um in den Kuhstall zu gehen.

„Guten Morgen, Liese!" rief Goethe ihr mit gedämpfter Stimme zu. „Laß mich hinein, ich bin ein wenig zu früh gekommen."

„Ach, mein Gott, wie bin ich erschrocken!" rief Liese, erkannte jedoch augenblicklich den Stadtjunker, wie Goethe auf dem Pfarrhofe und auch im Dorfe allgemein genannt ward.

„Es schläft wohl alles noch?" fragte er.

„Ja wohl, alles," antwortete Liese, „ich will aber Mamsell Friederike sogleich wecken."

Die Dienstleute des Hauses betrachteten ihn insgesammt als Friederikens Bräutigam und da sie bei Allen beliebt war, so ward auch Goethe, trotz seines zuweilen

etwas stolzen und herrischen Wesens, von ihnen gern gesehen.

„Nein, wecke sie nicht," antwortete er. „Ich habe keine Eile und Du brauchst Friederikens Schlummer deshalb meinetwegen nicht zu stören. Ich kann recht wohl warten bis sie von selbst erwacht, und werde mich einstweilen in die große Lindenlaube setzen. Wenn Du Deine Kuh gemolken hast, so bringe mir ein Glas warme Milch. Auch wenn Friederike aufwacht, sage ihr nichts davon, daß ich da bin, sondern schicke sie unter irgend einem Vorwand in die Laube."

Liese lachte verschmitzt und versprach, zu thun wie Goethe begehrte. Dieser setzte sich in die Laube, zog seine Brieftasche heraus und schrieb, um sich die Zeit zu vertreiben, und seiner Stimmung Ausdruck zu geben, folgendes Gedicht darein:

„Erwache, Friederike!
Vertreib' die Nacht,
Die einer Deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

„Ist Dir Dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh'?

Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst Du.
Ach, Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil Dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

„Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht,
Erröthend durch Dein Zimmer
Und weckt Dich nicht.
Am Busen Deiner Schwester,
Der für Dich schlagt,
Entschläfst Du immer fester,
Je mehr es tagt.

„Ich sah Dich schlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen,
Wer wird nicht heiß?
Und wär' er von den Zehen
Bis zu dem Kopf von Eis.

„Vielleicht erscheint Dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und träumend
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen,
Sieh mein Gesicht,

Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

„Die Nachtigall im Schlafe
Hast Du versäumt,
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Du Schönste meiner Musen,
Du schliefst ja noch."

Goethe hatte nicht blos vollauf Zeit, dieses Gedicht zu entwerfen, sondern auch eine saubere Abschrift davon zu fertigen, ehe er Friederiken selbst, glühend wie das Morgenroth, leicht und rasch in die Laube treten sah.

„Du da, Geliebter!" rief sie, inden sie erst wie versteinert stehen blieb und dann mit flammenden Wangen und funkelnden Augen in seine Arme und an seine Lippen sank.

Nachdem der erste Ausbruch der beiderseitigen Freude vorüber war, überreichte Goethe als sein eigener Liebespostillon den gestern Abend von ihm geschriebenen Brief und das so eben gefertigte Gedicht.

Friederike ward durch das eine wie durch das andere höchlich erfreut und dankte ihm in ihrer einfach naiven, herzlichen Weise.

„Erlaube mir nun," setzte sie dann hinzu, „Vater,

Mutter und Geschwieſter von Deiner Ankunft in Kenntniß zu ſetzen.“

Mit dieſen Worten entwand ſie ſich ſeinen Armen und wollte die Laube verlaſſen.

„Nein, nein; bleib Friederike!“ ſagte Goethe, indem er ſie feſthielt. „Ich kann Dir höchſtens eine Stunde ſchenken, dann muß ich wieder fort, um bis Mittag in der Stadt zurück zu ſein. Deshalb wäre es mir lieb, wenn ich die mir ſo kurz zugemeſſene Zeit nicht durch die Begrüßung Deiner Familie noch mehr verkürzen müßte, ſondern einzig und allein Dir weihen könnte.“

„Nun, wie Du willſt, Geliebter,“ antwortete Friederike mit gewohnter Sanftmuth und Nachgiebigkeit, „aber ſagen muß ich doch, daß Du dageweſen biſt.“

„Ja wohl, ja wohl. Gott behüte mich, daß ich aus meinen Beſuchen ein Geheimniß machen ſollte. Grüße, wenn ich fort bin, Deine guten Eltern und Deine Schweſter von mir und entſchuldige mich mit dem Mangel an Zeit und dem Drang der Umſtände.“

Nach ächter Frauenart „immer voll Sorge für Magen und Herz“ ließ Friederike ſich trotz allem Proteſtiren ihres Geliebten nicht abhalten, ihm in der Laube ein kleines Frühſtück aufzutragen. Sie genoſſen daſſelbe gemeinſchaftlich unter zärtlichem Geplauder und während deſſelben verging die Stunde.

Dann erhob sich Goethe und Friederike begleitete ihn nach der Schenke, wo er sein Pferd eingestellt.

Er küßte sie nochmals, schwang sich in den Sattel, drückte ihr noch einmal die Hand und galoppirte fort, während sie mit Thränen im Auge ihm nachsah und er oft sich umschauend zurückblickte und ihr Kußhände zuwarf.

Es verging nun ziemlich lange Zeit, ehe die Liebenden einander wiedersahen. Goethe war durch seine Studien und übrigen Verhältnisse an die Stadt gebunden und Friederike konnte sich nicht entschließen, nach Straßburg zu kommen, obschon sie dort Verwandte hatte, bei welchen sie, wie Goethe sie wiederholt dringend gebeten, recht wohl einige Wochen hätte zubringen können.

Trotz der Entfernung aber standen sie in unaufhörlichem Verkehr mit einander. Sie arbeitete für ihn und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, um ihn bei seinem nächsten Besuch damit zu überraschen, und er war ebenfalls unaufhörlich bedacht, ihr eine Freude zu bereiten. Es waren damals gemalte Bänder mode geworden und er malte ihr sofort ein Paar, die er ihr mit folgendem Gedicht zusendete:

„Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen Dir mit leichter Hand
Gute, fromme Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

„Zephyr, nimm's auf Deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid
Und so tritt sie vor den Spiegel
All' in ihrer Munterkeit

„Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung;
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

„Fühle, was das Herz empfindet,
Reiche frei mir Deine Hand
Und das Band, das uns verbindet
Sei kein schwaches Rosenband."

Friederike begrüßte dieses Gedicht mit um so größerer Freude als es die erste Aeußerung war, durch welche Goethe die Absicht zu erkennen gab, in ein dauerndes Bündniß mit ihr zu treten. In seinen Gesprächen mit ihr sowohl als mit ihren Eltern hatte er bis jetzt jede Andeutung in dieser Beziehung vermieden, und die harmlosen Bewohner des Pfarrhauses von Sesenheim waren zu zartfühlend, als daß es ihnen jemals hätte einfallen können, ihn zu einer Erklärung zu drängen.

In dem Umstand, daß Goethe jetzt eine solche, wenn auch nur verblümte, Erklärung unaufgefordert gab, lag der Beweis, daß seine Liebe zu Friederike im Zenith stand und daß er den Widerspruch, den er von Seiten seiner Eltern, namentlich seines Vaters, gegen ein beabsichtigtes Ehebünd-

niß mit der schlichten Pfarrerstochter zu fürchten hatte, siegreich zu überwinden hoffte.

So standen die Dinge noch im März des Jahres 1771. Goethe und Friederike befänden sich in der Stimmung, welche in Liebe die ganze Natur verklärt. Die Beschäftigungen des jungen Dichters gestalteten sich so, daß es ihm wieder möglich ward, öftere Besuche in Sesenheim abzustatten und er ließ selten einen Sonntag vorübergehen ohne denselben im Pfarrhause zu verleben. Die Gewohnheit, zusammen zu sein, befestigte sich immer mehr und man wußte nicht anders als daß Goethe diesem Kreis angehöre. Man ließ es geschehen und gehen, ohne gerade zu fragen, was daraus werden solle. „Wie viele Eltern," sagt er selbst, „sehen sich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwallen zu lassen, bis etwas zufällig sich fürs Leben bestätigt, besser als es ein lange angelegter Plan hätte hervorbringen können."

Man hatte zu Friederikens Gesinnung eben so viel Vertrauen als auf Goethe's Rechtlichkeit, von welcher man vielleicht in Folge seines früheren seltsamen Enthaltens selbst von unschuldigen Liebkosungen ein günstiges Vorurtheil gefaßt hatte.

Diese Glanzzeit seiner Liebe begeisterte ihn zu einem der schönsten lyrischen Klänge, zu einem aus innerster freudetrunkener Seele emporgestiegenen wie jauchzender Lerchen-

jubel schallenden Dichtung, zu dem Lobgesange eines von reiner Liebe durchdrungenen Gemüths, welches diese Liebe in der ganzen schönen Frühlingsnatur wiederfindet, in der Natur, die ihm eben erst durch das Licht dieser Liebe verklärt, in ihrem wahren Glanze erscheint. Dieses Gedicht welches Goethe sein Mailied nannte, war einem zärtlichen Briefe an Friederike beigefügt und lautete:

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur.

„Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen.
Aus dem Gesträuch.

„Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

„O Lieb, o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken,
Auf jenen Höh'n!

„Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

„O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich Dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst Du mich!

„So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft.

„Wie ich Dich liebe
Mit warmem Blut,
Die Du mir Jugend
Und Freud' und Muth

„Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst,
Sei ewig glücklich
Wie Du mich liebst.

Waren auch diese herrlichen Dichtungen geeignet, Friederikens Seele mit hoher Wonne zu erfüllen und die Schwermuth zu scheuchen, die zuweilen in ihr aufstieg, wenn sie an die Zukunft und damit zugleich an die Möglichkeit dachte, daß die Verhältnisse die Trennung, die sie nach ihren Gefühlen für eine völlige Unmöglichkeit hielt, dennoch herbeiführen könnten, so kehrten doch diese bangen Zweifel und Befürchtungen immer und immer wieder.

Goethe dachte aber damals noch an keine Trennung und als Friederike eines Tages ihren Zweifeln, wenn auch

nur schüchterne andeutende Worte zu leihen wagte, erfreute er sie bei ihrer nächsten Zusammenkunft mit folgenden zu ihrer Beruhigung gedichteten Versen.

„An die Geliebte!

„Hand in Hand und Lipp' auf Lippe,
Liebes Mädchen, bleibe treu.
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt Dein Liebster noch vorbei.
Aber wenn er einst den Hafen
Nach den Stürmen wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.

„Frisch gewagt, ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht.
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär' ich müßig Dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für Dich.

„Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinuntergleiten seh'n.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach, und hinter Allem diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein!"

Ein solches Gedicht, in welchem der Dichter den Zorn der Götter auf sich herabruft, wenn er seiner Liebe jemals untreu werden und die Güter des Lebens ohne die Geliebte genießen sollte, war natürlich ganz geeignet, dem wankenden Gemüth des liebenden Mädchens wieder neuen Muth und neues Vertrauen einzuflößen.

Leider sollte dieses so geflissentlich genährte Vertrauen dennoch grausam getäuscht werden.

11.

Die Dörflerinnen in der Stadt.

Es ist bereits oben davon die Rede gewesen, daß die Familie Brion mehrere Verwandte in Straßburg hatte, und daß Friederike deshalb von ihrem Geliebten oft ersucht worden war, ihm durch einen längeren Besuch bei diesen Verwandten Gelegenheit zu geben, den liebenden Verkehr mit ihr auch in Straßburg fortzusetzen.

Die Söhne aus mehrern dieser verwandten Familien waren öfterts in Sesenheim gewesen und Goethe hatte dort bereits Bekanntschaft mit ihnen gemacht, so daß seinen Besuchen in diesen Häusern keinerlei Hinderniß entgegen stand.

Die ältern Personen, welche diesen städtischen Verwandtschaftskreisen angehörten, kamen allerdings selten oder auch gar nicht mehr nach Sesenheim hinaus, wohl aber

hörten sie durch die jüngern Mitglieder ihrer Familien stets ausführliche Berichte über das Leben und Treiben im Pfarrhause, über die sich immer mehr entwickelnde Schönheit und Anmuth der Töchter, namentlich Friederikens, so wie von dem Verhältniß dieser zu Goethe, so daß sie zunächst diesen kennen zu lernen wünschten.

Einer der jungen Männer suchte Goethe in seiner Wohnung auf und lud ihn zum Besuch bei seiner Familie ein. Goethe folgte dieser Einladung, ward sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen und besuchte, auf diese Weise ermuthigt, auch die übrigen Verwandten seiner Geliebten.

Als er sich nach längerer Unterbrechung wieder einmal in Sesenheim einfand, erzählte er der Geliebten, daß er den Abend zuvor in dem Hause ihrer Tante zugebracht, und setzte dann hinzu:

„Als ich sagte, daß ich heute zu Euch heraus reiten würde, trug sie mir zugleich im Namen der übrigen Straßburger Verwandten auf, Dich und die Deinigen zu bitten, sie bald einmal mit Eurem Besuche zu erfreuen, damit man einmal die ganze Sesenheimer Familie beisammen sähe."

„Hat meine Tante dies wirklich gesagt?" fragte Friederike, indem sie den Geliebten so mißtrauisch ansah als dies ihrem seelenvollen freimüthigen Auge möglich war.

„Ich errathe," sagte Goethe ein wenig verletzt mit

dem Finger drohend. „Weil ich Dich schon mehrmals dringend aufgefordert habe, mir Deine Gegenwart in der Stadt zu schenken, ohne daß Du bis jetzt meinen Wunsch erhört hättest, so argwohnst Du nun, ich hätte mich hinter Deine Tante gesteckt, um Dich zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Hältst Du mich für fähig, Dich zu belügen?"

„O nein, o nein!" sagte Friederike schnell begütigend. „Ich glaube Dir. Trotzdem aber wird Dein und unserer Tante Wunsch sich nicht leicht verwirklichen lassen. Meine Mutter wird es nicht über sich vermögen, sich von ihrer Haushaltung zu trennen, meine Schwester Salome hat einen förmlichen Abscheu vor der Stadt, denn sie fühlt, daß sie nicht dahin paßt, und ich hege auch keine sonderliche Neigung zu dem Stadtleben, denn ich weiß recht wohl, daß ich ebenfalls nicht dafür passe."

„Sprich wenigstens mit Deiner Mutter darüber," sagte Goethe, „dann wird sich schon das Weitere finden."

Friederike sprach mit ihrer Mutter, aber das Resultat dieser Besprechung war so wie sie es vorausgesagt hatte. Weder die Pfarrerin noch ihre älteste Tochter wollten von einem Besuch in Straßburg etwas wissen und da Friederike auch selbst keine Neigung dazu empfand, so mußte Goethe, als er sich wieder verabschiedete, sich bequemen, die Bestellung einer abschlägigen Antwort an die Tante zu übernehmen.

Er hatte versprochen, den nächstfolgenden Sonntag

wiederzukommen, aber es vergingen vier Wochen, ohne daß er sich sehen oder etwas von sich hören ließ.

„Dein Goethe scheint sich gänzlich unsichtbar machen zu wollen," sagte Salome eines Abends, als die Familie allein in der Laube saß.

„Wahrscheinlich," bemerkte Papa Brion, ehe Friederike Zeit hatte zu antworten, „wahrscheinlich will er euch, wie man zu sagen pflegt, aushungern. Da ihr seinen Wunsch, euch in Straßburg sehen zu lassen, nicht gutwillig erfüllen wollt, so will er euch durch Trotz dazu zwingen."

„Eigentlich," begann Salome wieder, „hat er Recht. Er hat uns nun schon so oft besucht, ohne Wind und Wetter, Hitze und Kälte, Sonnenbrand und stockfinstere Nacht zu scheuen, daß wir es ihm wohl zu Gefallen thun könnten, ihm das Anschauen unserer werthen Personen auf einige Zeit zu erleichtern."

„Ja," sagte Friederike, die im Grunde genommen nur aus Furcht vor der Spottsucht ihrer Schwester sich gegen die Wünsche des Geliebten so halsstarrig gezeigt hatte, „das Opfer wäre von unserer Seite wohl nicht allzugroß. Freilich wirst Du, Mama —"

„O," unterbrach die Pfarrerin, für welche Friederikens Wille stets Gesetz war, „wenn Ihr es wünscht, meine Kinder, so gehe ich schon einmal auf ein paar Tage mit. Garten und Feld sind bestellt, die Küche macht jetzt im Sommer keine große Mühe und Liese ist ein anstelliges

Mädchen, welche das bischen Wirthschaft schon nothdürftig zusammenhalten würde. Wenn Papa —"

„Um mich macht Euch durchaus gar keine Sorge," fiel der alte Pfarrer ein. „Ich behelfe mich schon einstweilen und wenn Liese mir einmal Mittags nichts Ordentliches vorsetzt, so habe ich ja nicht weit zum Nachbar Schenkwirth."

Die Folge dieser Berathung war, daß Friederike am nächsten Morgen ein artiges Briefchen an ihre Tante nach Straßburg schrieb und ihr meldete, daß sie mit ihrer Mutter und Schwester an einem der nächstfolgenden Tage dort eintreffen würde.

Gleichzeitig ward natürlich auch Goethe von ihr benachrichtigt.

„Ich bin doch neugierig," sagte er zu seinem Freund Weyland, als er mit diesem, kurz nachdem er Friederikens Brief erhalten, zusammentraf, „ich bin doch neugierig, wie meine geliebte Freundin, die ich bisher nur in ländlicher Scenerie gesehen, deren Bild mir nur auf einem Hintergrunde von schwankenden Baumzweigen, rieselnden Bächen, nickenden Blumenwiesen und einem weiten freien Horizont erschienen ist, sich zum ersten Male in städtischen Zimmern ausnehmen wird, die allerdings groß und weit sind, gegen die freie Landschaft aber durch Tapeten, Möbel, Spiegel, Wanduhren und Porzellanpuppen beengt erscheinen müssen."

„Wenn Du," entgegnete Weyland, „Friederiken wirk-

lich liebst, so kann dies keinen großen Unterschied ausmachen. Das Gefühl für einen geliebten Gegenstand ist so entschieden, daß die Umgebung dabei wenig in Betracht kommt."

„Dieser Ansicht bin ich allerdings auch," bemerkte Goethe, „aber dennoch kann ich mich nicht sogleich darein finden, meine Friederike in Umgebungen zu sehen, die ihrem ganzen Naturell widersprechend erscheinen müssen,"

„Nun wir werden ja heute Abend sehen," entgegnete Weyland lächelnd.

Der Abend kam und die Freunde begaben sich in die Familie, in deren Hause die Pfarrerin mit ihren Töchtern im Laufe des Nachmittags angelangt war.

Groß war die Freude des Wiedersehens, aber dennoch zeigte sich schon nach wenigen Augenblicken, daß Goethe's Befürchtungen nicht ganz ungegründet gewesen waren.

Die Pfarrerin für ihre Person paßte in Folge ihrer anständigen edeln Haltung vollkommen in diesen Kreis, wenngleich derselbe auch ihr völlig neu war. Ihr Costüm war dem der Stadtfrauen ihres Alters sehr ähnlich, sie nahm mit Leichtigkeit und Ungezwungenheit an der allgemeinen Unterhaltung Theil und unterschied sich somit in fast nichts von den übrigen Frauen der Gesellschaft.

Am allerwenigsten schien dagegen Salome, die sich früher so energisch gegen das Reiseproject erklärt, hier in ihrem Elemente zu sein. Sie zeigte sich im höchsten Grade

befangen und beging jeden Augenblick einen Verstoß gegen gesellschaftlichen Brauch, so daß die Augen der Gesellschaft sehr bald sie lächelnd zu beobachten begannen.

Draußen in Sesenheim war sie gewohnt, Goethe ohne weitere Umstände im Garten anzurufen oder auf dem Felde, wenn sie etwas Besonderes zu sagen hatte, beiseite zu winken. Dies that sie nun auch hier, aber, weil sie wohl fühlte, daß es sich nicht schicke, auf eine Weise, die allgemein auffallen mußte.

So faßte sie zum Beispiel ihn einmal beim Arme, zog ihn in eine Fenstervertiefung und sagte zu ihm in geheimnißvoller Weise:

„Ach lieber Freund, wir sind kaum erst da und schon habe ich das entsetzlichste Heimweh. Ich wollte, ich wäre drüben über'm Rhein oder noch besser gleich in der Türkei."

„Aber mein Himmel, liebe Freundin," sagte Goethe „ich denke Wunder, was Sie mir für ein Geheimniß anzuvertrauen haben. Ich sollte meinen, dergleichen Mittheilungen könnten gelegentlich erfolgen und ohne daß Sie mich deshalb in so auffallender Weise hierher an's Fenster zu schleppen brauchen."

„Ich weiß wohl, daß es nicht ganz in Ordnung ist," entgegnete Salome beschämt und noch verlegener als vorher, „aber wenn ich Ihnen nicht sagen soll, wie mir's um's Herz ist, wem soll ich es dann sonst?"

Goethe that es leid, das arme Mädchen so hart an-

gelassen zu haben, und er war von nun an bemüht, den Verstößen, welche sie gegen das gesellschaftliche Herkommen zu begehen im Begriffe stand, vorzubeugen, oder, wenn sie dieselben wirklich beging, ihnen eine weniger auffallende Wendung zu geben.

Friederike benahm sich in dieser für sie völlig neuen Umgebung eben so unbefangen wie sie auf dem Lande zu thun gewohnt gewesen. Streng genommen paßte sie ebenfalls nicht in diesen Kreis und sie fühlte dies auch, aber anstatt sich in gezwungener Weise in diesen Zustand hineinzufinden, verstand sie vielmehr die Kunst, die Umgebung an die merkwürdigen Eigenthümlichkeiten ihres Wesens zu gewöhnen. Die vorher steife Conversation kam, sobald Friederike sich daran betheiligte, schnell in Fluß. Ohne zu beunruhigen setzte sie alles in Leben und Bewegung und eben dadurch, daß sie jede Langweile zu bannen wußte, führte sie einen Zustand gleichmäßiger Ruhe herbei.

Ihre Tanten hatten gewünscht, einmal von ihrem Sopha aus das ungezwungene ländliche Thun und Treiben ihrer Verwandten vom Lande anzusehen, aber nur Friederikens Gegenwart machte die Verwirklichung dieses Wunsches möglich.

Sie und ihre Schwester Salome waren in der ganzen Gesellschaft die Einzigen, welche die Elsasser Landestracht oder, wie man sich in Straßburg ausdrückte, sich deutsch trugen, was in der Stadt nur von der dienenden Klasse

zu geschehen pflegte. Für Salome hatte dieser Umstand etwas ungemein Drückendes. Auf dem Laude hatte sie natürlich nicht nach städtischer Tracht verlangt und dieselbe an Andern kaum bemerkt; jetzt dagegen in der Stadt schämte sie sich des ländlichen Costüms und es ward ihr gradezu unerträglich, in anscheinend so vornehmer Gesellschaft wie eine Magd gekleidet einherzugehen.

Friederike dagegen war über dergleichen kleinliche Gefühle erhaben. Sie musterte und bewunderte die im französischen Geschmack gehaltene Garderobe ihrer städtischen Cousinen ohne Neid. Wohl stach sie in ihrer ländlichen Kleidung bedeutend dagegen ab, dies kümmerte sie aber wenig, denn sie schien sich bewußt zu sein, daß sie sich in ihrer kurzen, knappen, höchst saubern Elsasser Landestracht unendlich niedlicher und anziehender ausnahm als die Stadtdamen in ihren breiten bauschigen Kleidern von schwerem Seidenstoff.

Gegen den Geliebten zeigte Friederike auch in der städtischen Gesellschaft sich eben so zutraulich und unbefangen wie auf dem Lande und schien ihn in keiner andern Weise zu bevorzugen, als daß sie sich mit allen ihren kleinen Wünschen fast ausschließlich an ihn wendete, weil sie auf seine Gefälligkeit vorzugsweise rechnete.

Salome's Gebahren ward dagegen mit jedem Augenblicke beunruhigender. Das Gefühl der Gedrücktheit und des Unmuths wühlte gewissermaßen in ihrem leidenschaft-

lichen Gemüth, so daß jeden Augenblick ein Ausbruch ihres lebhaften Temperaments zu besorgen stand. Goethe fürchtete fortwährend, daß sie sich ihm leidenschaftlich zu Füßen werfen und ihn bei allen Heiligen beschwören würde, sie aus diesem unerträglichen Zustande zu befreien. Wenn sie nach ihrer gewohnten Weise sich ohne Zwang bewegen konnte, so war sie himmlisch gut; ein solcher Zwang aber, wie sie ihn hier ertragen zu müssen glaubte, setzte sie in Verzweiflung.

Goethe gab sich auf Friederikens Wunsch zwar alle mögliche Mühe, sie durch kleine schmeichelhafte Aufmerksamkeiten wieder zu beruhigen, doch gelang ihm dies immer nur auf ganz kurze Zeit.

Natürlich gereichte es ihm zur hohen Freude, seine Friederike sich so ganz anders benehmen zu sehen als die ungeberdige Salome.

„Ich freue mich," sagte er zu ihr, „Dich auch in diesen Umgebungen so frei und so unverändert zu finden. Die Ungezwungenheit, mit welcher Du Dich bewegst, gleicht der des auf seinen Zweigen herumhüpfenden Vogels."

„Warum sollte ich auch anders sein als sonst?" entgegnete Friederike in schmeichelndem Tone. „Du bist ja da und wenn Du nur bei mir bist, so ist es mir gleichviel, wo ich bin, ob in der Stadt oder draußen auf dem Lande."

Goethe sah ein, daß es unter den obwaltenden Umständen doch wohl das Beste sein würde, wenn Mutter

Brion und ihre Töchter sich bald wieder nach Sesenheim zurückverfügten; Friederike dagegen, welche sich in der Nähe des Geliebten so wohl fühlte, wußte die Abreise immer hinauszuschieben.

So sagte sie ihm eines Tages, sie hätte ihren Cousinen erzählt, mit welcher Meisterschaft er die Werke berühmter Dichter vorzutragen verstehe und wie viele vergnügte Stunden er ihnen in Sesenheim dadurch bereitet habe. In ihren Cousinen sei durch diese Mittheilung der sehr natürliche Wunsch entstanden, auch einmal einen solchen Vortrag von ihm zu hören.

Goethe fühlte sich durch diese Aufforderung geschmeichelt und erklärte sich gern bereit, den Wunsch der Damen zu erfüllen.

Friederike gewann somit wieder einen Abend.

Das Dichterwerk, welches er zu seiner Vorlesung wählte, war Shakspeare's Hamlet.

Mit tiefem Verständniß des Geistes dieser gewaltigen Tragödie las er mit Lebhaftigkeit und sprechendem Ausdruck der sich darin geltend machenden Leidenschaften das ganze Stück an einem einzigen Abend ohne Unterbrechung.

Lauter, bewundernder Beifall waren sein Lohn als er geendet hatte. Friederike besonders hatte ihm mit athemloser Spannung zugehört. Eine leichte Röthe überzog ihre Wangen und von Zeit zu Zeit athmete sie tief auf. Uebrigens bewahrte sie vollkommen äußere Ruhe und anschei-

nende Heiterkeit, obschon die eben erwähnten Symptome eines zärtlichen und bewegten Herzens von Goethe nicht unbemerkt blieben. Waren sie doch der einzige Lohn, nach welchem er strebte.

Der Dank, der ihm für seine Leistung von allen Seiten gespendet ward, äußerte auch auf Friederike eine schmeichelnde Wirkung und sie fühlte sich stolz auf den Freund ihres Herzens, auf den Genius, dessen Größe Alles, was ihn umgab, so hoch überragte.

Auf diese Weise verzog sich, hauptsächlich durch Friederikens schlau unschuldiges Manövriren, die Abreise der Pfarrerin und ihrer Töchter von einem Tage zum andern. Endlich aber, und hauptsächlich in Folge der entgegengesetzten Einwirkung von Salome's Seite, wurden doch ernstliche Anstalten dazu getroffen.

An einem schönen Sommmermorgen erfolgte die Abreise, und die Empfindungen, womit Goethe dem davonrollenden Wagen nachsah, waren sehr gemischter Art. Sein Zustand war während dieser ganzen Zeit gewissermaßen ein Gemisch von dem gewesen, in welchem Friederike und Salome sich befunden, obschon er sich weder so behaglich gefühlt wie die erste, noch so leidenschaftlich beängstigt wie letztere.

Um die Wahrheit frei heraus zu sagen: es fiel ihm mit der Abreise der Pfarrerin und ihrer Töchter ein Stein vom Herzen. So sehr er auch früher Friederikens Anwesenheit in der Stadt gewünscht, so fühlte er sich doch jetzt

erleichtert, und es gereichte ihm zur Beruhigung, sie der ländlichen Ruhe und Einfachheit, die einmal ihr eigentliches Element zu sein schien, wiedergegeben zu sehen.

Lieber wollte er sie künftig wieder draußen aufsuchen in der Umgebung der freien Natur, in ihren patriachalisch einfachen Verhältnissen, als hier in der lärmenden Stadt, für welche sie einmal nicht geschaffen war.

Daß diese Gedanken schon jetzt nicht mehr frei waren von einem, wenn auch noch völlig unbewußten Drang, lästig gewordene Fesseln zu sprengen, dies werden wir sogleich sehen.

12.

Scheiden thut weh.

Nach Friederikens Abreise stürzte Goethe sich in einen Strudel von allen erdenklichen heitern und geistreichen Zerstreuungen und sinnlichen Vergnügungen. Er suchte dadurch die Angst und Unruhe zu betäuben, welche sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederike nun allmälig in ihm zu erwecken begann.

Der Zweck seines Aufenthalts in Straßburg war, bei der dortigen Universität die juristische Doctorwürde zu erlangen, und sobald dieser Zweck erreicht war, hatte Goethe natürlich seinem Vater gegenüber keinen Vorwand mehr, noch länger in dieser Stadt zu verweilen. Verließ er die-

selbe aber, so konnte auch die Rückwirkung auf sein Verhältniß zu Friederike nicht ausbleiben.

Seine Liebe zu ihr erschien ihm jetzt allmälig im Lichte einer jugendlichen blos aufs Gerathewohl gehegten Neigung, und er verglich sie selbst mit einer im Dunkel der Nacht geworfenen Bombe, die in einer sanften glänzenden Linie aufsteigt, sich unter die Sterne mischt, ja einige Augenblicke unter ihnen zu verweilen scheint, alsdann wieder abwärts, zwar dieselbe Bahn aber umgekehrt bezeichnet und zuletzt da, wo sie ihren Lauf geendet, Tod und Zerstörung hinbringt.

Die Disputation, durch welche Goethe zum Doctor beider Rechte promoviren sollte, war auf einen der ersten Tage des Augustmonats festgesetzt. Die Theses wurden ausgewählt und gedruckt, einige von Goethes Tischgenossen übernahmen die Rollen der Opponenten und die ganze Disputation ging, wie er selbst sagt, mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber.

Nun war Goethe Doctor beider Rechte, der Zweck seines Verweilens in Straßburg erreicht und er konnte nur noch wenige Wochen in dieser Umgebung zuzubringen hoffen.

Die Gegenwart Friederikens in der Stadt hatte einen beängstigenden Eindruck auf ihn gemacht, gleichwohl aber kannte er jetzt, wo sie wieder fort war, keine angenehmere Be-

schäftigung, als an sie zu denken und sich mit ihr schriftlich zu unterhalten.

Seine Besuche in Sesenheim wurden allerdings seltener, der Briefwechsel der beiden Liebenden aber desto lebhafter. Friederike, das einfache natürliche Landmädchen, verstand gleichwohl die Kunst, ihre Zustände mit Heiterkeit und ihre Gefühle mit Anmuth zu schildern, in hohem Grade und Goethe's Zuneigung zu ihr gedieh durch die Unterhaltung in der Ferne erst recht zur Blüthe. Dabei blieb sie sich immer gleich; sie schien nicht daran denken oder daran denken zu wollen, daß ihr Verhältniß zu Goethe ein baldiges Ende nehmen könne.

Salome, welche seinem Verlust ebenfalls mit Bangen entgegen sah, obschon derselbe für sie nicht von derselben Bedeutung war wie für Friederike, ging offener mit der Sprache heraus. Wenn Goethe nach Sesenheim herauskam, brachte sie das Gespräch wiederholt auf seinen vermuthlich nahe bevorstehenden Abschied und suchte sich und ihre Schwester darüber zu trösten.

Goethe ging in seiner gewohnten vorsichtigen Weise bei solchen Gelegenheiten um die Sache herum und verlor sich, anstatt den vorliegenden Fall ins Auge zu fassen, gern in allgemein gehaltene Betrachtungen.

„Ein Mädchen," sagte er einmal, „welches einem Manne entsagt, dem sie ihre Gewogenheit nicht verleugnet hat, befindet sich nicht in der peinlichen Lage wie ein

Jüngling, der mit Erklärungen eben so weit hinausgegangen ist. Ein solcher spielt immer eine leidige Figur, denn von ihm als einem werdenden Manne erwartet man schon eine gewisse Uebersicht seines Zustandes; ein entschiedener Leichtsinn kleidet ihn nicht. Der Beweggrund eines Mädchens, welches sich zurückzieht, erscheint immer gültig, der eines jungen Mannes dagegen niemals."

Friederike sah erst ihre Schwester und dann den Geliebten fast befremdet an. Sie verstand nicht recht, was er mit diesen Worten sagen wollte. Er ließ ihr jedoch nicht Zeit zu fragen, sondern fuhr, sich gleichsam für alle künftig möglichen Fälle im Voraus entschuldigend, fort:

„Allein wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft uns voraussehen lassen, wohin sie uns führen kann? Denn auch selbst dann, wenn wir schon ganz verständig darauf Verzicht geleistet haben, können wir sie noch nicht loslassen. Wir ergötzen uns an der lieblichen Gewohnheit und sollte es auch nur auf eine veränderte Weise sein."

„Wenn werden Sie abreisen?" fragte Salome, indem sie Goethe's langschwirrende Parade kurz durchhieb.

„Das ist noch nicht ganz fest bestimmt," antwortete er und verschanzte sich hinter diese Lüge, weil er Friederikens Schmerz nicht sehen wollte.

In den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Straßburg häuften sich Drang und Verwirrung, aber dennoch konnte er es nicht über sich gewinnen, Friederiken zu schrei-

ben, daß die Neigung ihrer Herzen vor der Macht der Verhältnisse in den Hintergrund treten müsse, und blos schriftlich von ihr Abschied zu nehmen. Er wollte sie noch ein Mal sehen und ritt daher zum letzten Male hinaus nach Sesenheim.

Sein Zusammensein mit Friederike war ihm diesmal drückend und auch Friederike fühlte sich peinlich berührt. Viel zeitiger als er es bei früheren Besuchen zu thun gepflegt, begab er sich zu Bett.

Mit Tagesanbruch stand er wieder auf und eilte hinaus ins Freie, um von dem Paradies, das nun für ihn auf ewig verloren war, von jedem Baume, von jedem Strauche, an welchem er mit Friederike vorübergewandelt, Abschied zu nehmen.

Wider ihre Gewohnheit kam Friederike an diesem Morgen nicht herbei, um ihm auf seinem Spaziergange Gesellschaft zu leisten. Erst als er wieder in das Haus hinein kam, um mit der Familie zu frühstücken, zeigte sie sich. Sie war freundlich wie immer, aber dabei still und bewegt. Eine fast an Ueberzeugung grenzende Ahnung sagte ihr, daß dieser Besuch des Geliebten sein letzter sei.

Goethe saß ebenfalls in dumpfes Hinbrüten versunken da und schien den Trennungsschmerz mit stummer, aber tausendfacher Marter zu empfinden.

„Ich muß früh aufbrechen, denn ich habe heute in der Stadt noch viel zu thun," sagte er sich plötzlich aufrüt-

telnd. „Sie haben wohl die Güte, Frau Pastorin, mir durch den Knecht mein Pferd aus der Schenke holen zu lassen.“

„Geh hinaus, Salome, und schicke den Knecht hinüber,“ sagte die Pastorin zu ihrer ältesten Tochter und setzte dann zu Goethe gewendet hinzu: „Werden Sie uns nächsten Sonntag wieder besuchen?“

Friederike sah ihn scharf an, aber er wagte nicht ihrem Blick zu begegnen, sondern schlug den seinen zu Boden, indem er tonlos antwortete:

„Wenn mir's möglich ist, ganz gewiß.“

Nun wußte Friederike, daß sie ihn nicht wiedersehen würde.

Der Pfarrerin sagte ihr weiblicher Instinkt ein Gleiches, die bald darauf wieder eintretende Salome war von derselben Ueberzeugung beseelt und nur Papa Brion glaubte in seiner kurzsichtigen Harmlosigkeit, Goethe's Worte seien ernst gemeint, und er bat ihn sogar, ihm einige Pfund Tabak mitzubringen.

Goethe saß wie auf einem glühendem Roste und sobald er den Knecht mit dem gesattelten Pferd unter den Fenstern vorbeikommen sah, erhob er sich, um Abschied zu nehmen.

Friederike begleitete ihn bis vor das Haus.

Er schwang sich in den Sattel und sie reichte ihm mit Thränen in den schönen Augen zum letzten Abschiede

noch einmal die Hand hinauf. Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte von dannen.

Er wählte nicht die breite Fahrstraße, sondern den nach Drusenheim führenden Fußsteig, den er so oft an ihrer Seite gewandelt war. Ohne auf den Gang seines Pferdes, der bald von selbst ein langsamerer ward, zu achten, versenkte er sich ganz in den Schmerz der Trennung, bis er einmal zufällig den Blick emporrichtete und dabei zugleich eine Vision hatte, die ihn mit Ueberraschung und Grauen erfüllte.

Er glaubte nämlich zu sehen, wie ein Reiter, der in Bezug auf Gesichtszüge und Gestalt sein leibhaftes Ebenbild war, ihm entgegen geritten kam. Nur die Kleidung war anders, nämlich hechtgrau mit goldenen Tressen. Auch das Pferd war von anderer Farbe.

Goethe fuhr sich mit der Hand über die Augen und als er noch einmal und schärfer hinblickte, war die Erscheinung verschwunden.

Dieses seltsame Traumbild gewährte dem Scheidenden gewissermaßen einige Beruhigung, denn er betrachtete es als die ahnungsvolle Verheißung eines dereinstigen Wiedersehens.

In der That werden wir sehen, daß Goethe später — nach acht Jahren — diesen Weg wieder geritten kam und zwar genau in der Kleidung, worin sich ihm damals sein gespenstischer Doppelgänger gezeigt.

13.

Entsagung und Trost.

Der Sonntag, an welchem Goethe wieder nach Sesenheim zu kommen versprochen, war da, aber Goethe ward vergebens erwartet.

Am Nachmittag, als man die Hoffnung, ihn zu sehen, aufgegeben, traf ein Brief von ihm ein, den er gleich nach seinem letzten Besuche bei Friederike geschrieben, aber erst in dem Augenblick, wo er Straßburg verließ, zur Post gegeben hatte.

In diesem Briefe legte er ihr sein ganzes Herz offen dar, schilderte ihr den Kampf, welchen Liebe und Pflicht in seinem Herzen bestanden, und erklärte, daß er der Verzeihung eines solchen Engels wie Friederike unwürdig sei.

Friederike ward durch diese Mittheilung, obschon sie im Stillen darauf vorbereitet gewesen, wie von einem Dolchstich mitten ins Herz getroffen. Schweigend legte sie, nachdem sie gelesen, das Blatt auf den Tisch, in dessen Nähe sie stand, sank auf einen Stuhl nieder und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

„Also war er doch ein Falscher und ein Heuchler!“ rief Salome entrüstet. „O, ich ahnte es wohl.“

„Welch ein Frevel, so mit dem Herzen meines Kindes zu spielen!“ sagte die Pfarrerin, nachdem sie wie Salome

den Brief ebenfalls gelesen, und schloß die weinende Verlassene in die Arme.

Papa Brion war gerade nicht zugegen, sondern hielt, harmlos und nichts ahnend wie immer, sein Mittagsschläfchen.

„Scheltet ihn nicht!“ stammelte Friederike endlich den Kopf emporrichtend. „Er hat nicht anders gekonnt. Sein Vater, seine Mutter, seine stolze Schwester, von welcher er uns so oft erzählt — wie hätte er wagen können, mich, das arme schlichte Landmädchen, bei ihnen einzuführen?“

Mama Brion und Salome hätten ihrem gerechten Unwillen über Goethe's Handlungsweise gern noch durch weitere Ausbrüche Luft gemacht. Sie sahen aber ein, daß sie der armen Verrathenen dadurch keinen Trost bringen, sondern, wenigstens in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die Wunde so eben geschlagen worden, den Schmerz derselben noch steigern würden.

Sie schwiegen deßhalb und hielten es für das Gerathenste, von der Sache so wenig als möglich zu sprechen.

Friederike suchte am Abend dieses Tages zeitig ihr Lager, um sich ungestört auszuweinen, und als frommes, kindliches, christliches Gemüth den Trost da zu suchen, wo er in solchen Lagen des Lebens allein zu finden ist, nämlich im gläubigen Gebet.

Ein wenig beruhigt schlief sie endlich ein, als sie aber am andern Morgen erwachte, verrieth das brennende Roth

ihrer Wangen und der seltsame Glanz ihrer Augen, daß ein verzehrendes Fieber in ihren Adern tobte.

Salome, welche dies sofort bemerkte, rief erschrocken die Mutter herbei; man holte den Arzt und dieser erklärte, daß ein böses Nervenfieber im Anzuge sei.

Viele Wochen lang sah die Arme sich an das Krankenlager gefesselt, bis endlich das jugendliche Leben die Oberhand gewann und der Todesengel die bereits ausgestreckte Hand wieder zurückzog, um erst nach vielen Jahren diese reine Seele zu den Gefilden der Unsterblichkeit emporzutragen.

Goethe selbst hat sich über den eigentlichen Beweggrund, aus welchem er die ihn so innig liebende Friederike verließ, nirgends ausgesprochen, und es konnte daher nicht fehlen, daß sowohl damals als später, wo Goethe anfing berühmt zu werden, die widersprechendsten und seltsamsten Urtheile und Ansichten darüber laut wurden.

Die Einen behaupteten, er habe die schöne Pfarrerstochter nicht wirklich und aufrichtig geliebt, sondern es habe sich von seiner Seite blos um eine sinnliche leichtsinnige Liebelei gehandelt, während zugleich Grund vorliege, an Friederikens Sittlichkeit zu zweifeln.

Dieser, gelind gesagt, trivialen, wo nicht verleumderischen Auffassung widersprechen jedoch Goethe's Liebesgedichte, auf welche wir sogleich wieder zurückkommen werden und worin eine reinere Gluth der Liebe und ein tieferer Schmerz

der Trennung athmet, als der Fall sein würde, wenn die so eben erwähnte Voraussetzung begründet wäre.

Andere wollen Goethe blos das zum Vorwurf machen, daß er sich, ohne über die Folgen nachzudenken, den Eindrücken des wahrhaft idyllischen Liebesverhältnisses hingab, welches ihm im Pfarrhause zu Sesenheim gleichsam von selbst entgegenkam.

Hierauf läßt sich mit gutem Grund entgegnen, daß es wohl wenig von Schönheitssinn beseelte junge Männer gegeben haben würde, die sich von einer Erscheinung wie die Friederikens nicht angezogen und hingerissen gefühlt hätten. Wie viel mehr mußte dies bei einen so genialen Dichtergemüth und liebebedürftigen Herzen wie das Goethe's der Fall sein!

Noch Andere, namentlich strenge Moralisten, sagen, Goethe hätte, ehe er sich in dieses Verhältniß einließ, bedenken sollen, daß er sich nicht in der Lage befand, der Geliebten die Hand zum ehelichen Bunde bieten zu können. Deshalb, sagt man, wäre es seine Pflicht gewesen, sich zurückzuziehen, ehe er Friederikens Herz unheilbar verwundete.

Die kalten herzlosen Vernunftmenschen, welche auf diese Weise urtheilen, bedenken aber nicht, daß die Liebe über den Menschen kommt, ohne daß er sie ruft, und daß eine Leidenschaft, welche überlegt, eben keine Leidenschaft ist. Die wahre, ächte, tiefe Leidenschaft der Liebe giebt sich

hin, ohne sich durch Betrachtungen über die Frage: Was soll daraus werden? Wozu soll es führen? den hohen Genuß einer entzückenden Gegenwart zu verkümmern.

Es darf hierbei nicht unerwähnt gelassen werden, daß, wie im Laufe unserer Erzählung bereits bemerkt worden, Goethe sich wohl gehütet hatte, in seinen Gesprächen mit Friederike oder ihren Verwandten ein Wort fallen zu lassen, welches als ein ihn direct bindendes hätte betrachtet werden können.

Freilich war dabei sein ganzes Thun und Wesen von der Art, daß die einfache schlichte Predigerfamilie in ihrem festen Vertrauen auf Goethe's Rechtlichkeit nicht anders glauben konnte, als daß er ernstliche Absichten auf Friederikens Hand habe.

Es läßt sich nicht leugnen, daß hierin ein bitterer Vorwurf für Goethe liegt — ein Vorwurf, der ihn noch weit härter treffen würde, wenn er damals bereits ein gesetzter Mann gewesen wäre und in prosaischen Alltagsverhältnissen gelebt hätte. Goethe aber, der feurige Jüngling, der geniale Dichter darf nicht mit dem Maßstabe gemessen werden, welchen man an gewöhnliche Naturen anlegt.

Der Wendepunkt in seinem Sesenheimer Liebeleben muß lediglich in der Umgestaltung seiner Verhältnisse gesucht werden.

Mit dem erlangten akademischen Grad war der Zweck seines Aufemthalts in Straßburg erreicht und die Rück-

kehr in das streng geordnete väterliche Haus trat ihm erschreckend vor Augen. Seinem despotischen Vater gegenüber mußte er sich auf eine scharfe Musterung seines Thuns und Treibens gefaßt halten. Der pedantisch strenge Vater mit seinen reichsstädtischen Gewohnheiten, seinem Bürgerstolz und seinen engherzigen Lebensansichten hatte in seinem ganzen Leben nie auch nur den leisesten Anflug von Romantik gehabt und würde, wenn sein gelehrter genialer Sohn, auf den er so große Hoffnungen gesetzt, ihm eine so einfache, bescheidene, ländliche Schwiegertochter, die in das vornehme Stadtleben durchaus nicht paßte, gebracht hätte, statt seine Einwilligung zu einem solchen Bündniß zu geben, dasselbe durch seinen Vaterfluch unmöglich gemacht haben.

Auch Goethe's sonst so gütige und zärtliche Mutter hätte diese Partie auf keinen Fall passend gefunden und noch weniger wäre dies von Seiten seiner Schwester Cornelia der Fall gewesen, denn dieser erschien, sobald die Wahl einer Braut für den geliebten Bruder in Frage kam, kein Anspruch zu hoch.

Mit einem Worte, Goethe hätte, wenn er Friederikens Erwartungen hätte erfüllen wollen, sich mit seiner ganzen Familie vereinigen müssen, und welches Glück hätte er dann der Geliebten bieten können?

Uebrigens war auch bereits bestimmt, daß er nach kurzem Aufenthalte im väterlichen Hause nach Wetzlar gehen

sollte, um sich bei dem dortigen Reichskammergericht zum praktischen Juristen auszubilden.

Er hatte gerechten Grund, zu hoffen, daß damit sich ihm eine glänzende Zukunft eröffnen würde, und in eine solche hätte das einfache Landmädchen nicht gepaßt.

Wer konnte übrigens, selbst abgesehen hiervon, wissen, wohin ihn die ihm noch unbekannten Kometenbahnen einer glänzenden Carrière fortreißen würden, ehe er nur hoffen durfte, im Stande zu sein, für sich selbst einen häuslichen Heerd zu begründen? Welche Zukunft konnte er der Geliebten bieten? Streng genommen, keine.

Hätte aber eine derartige hoffnungslose Liebe bei leiblicher Trennung durch eine lange athemlose Liebescorrespondenz schwächlich am Leben erhalten werden sollen, so wären dadurch vielleicht dem freien Genius die Schwingen beschnitten worden und Friederike wäre vielleicht gealtert und verkümmert, ehe der Dichter im Stande gewesen wäre, ihr eine Hand ohne Herz zu bieten und wohl eine bürgerliche Existenz, aber auch zugleich ein freudenloses und liebeleeres Dasein zu gewähren, denn dem seinem Wesen tief eingewurzelten Charakterzuge der Unbeständigkeit in seinem Liebeleben mußte er bei solchen Betrachtungen über die Zukunft der Geliebten, wenn auch unbewußt, doch unbedingt Rechnung tragen.

Er erzählt selbst, wie er in seinem „Götz von Berlichingen“ und „Clavigo“ eine Art von Beichte über sein

Verhältniß zu Friederike niederlegt. Zu der Zeit jedoch, wo der Schmerz über Friederikens Schicksal ihn beängstigte, suchte er, seiner alten Gewohnheit treu, Trost im Dichten. Er setzte demgemäß die schon früher begonnene poetische Beichte weiter fort, um durch selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden.

Dabei tauchten aber auch fort und fort liebliche Erinnerungen in ihm auf. Eine der schönsten derselben war die an das liebe Plätzchen im „Nachtigallenwäldli", wie die Bauern von Sesenheim den dicht an den Garten des Pfarrhauses liegenden reizenden Buchenhain nannten, weil, wie sie sagten, die Nachtigallen darin so viel „plärrten", daß man des Nachts davor kaum schlafen konnte. Hier standen in einer schönen Gruppe vier hohe majestätische Buchen mit glatter, silberweißer Rinde. In den einen dieser Bäume hatte Goethe seinen und Friederikens Namen eingeschnitten und darunter auf einer weichen Moosbank in ihrem Arm seine entzückendsten Stunden gefeiert.

Die Frucht dieser Erinnerung war folgendes Gedicht:

„Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach Dir zurück!
In einem Deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

„Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei Deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb, wie mein Gesicht.
Sie seh'n die Sonne nimmer
Und ich Friedriken nicht.

„Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein;
Umher ist Alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir?" —

Ein zweites derselben Periode angehörendes Gedicht malt ebenfalls seine Sehnsucht. Es ist überschrieben: „An die Entfernte" und lautet:

„So hab' ich wirklich dich verloren,
Bist du, o Schöne, mir entfloh'n?
Noch klingt in den gewohnten Ohren,
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

„So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn in dem blauen Raum verborgen
Hoch über ihm die Lerche singt;

„So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder:
O komm, Geliebte, mir zurück!"

Der Liebende faßt noch nicht die Möglichkeit des unaussprechlichen Verlustes. Er will noch zweifeln an dem wirklichen Verlust, denn er glaubt noch den bekannten holden Ton zu hören; sein sehnender Blick sucht die Geliebte überall, nur mit seinen Liedern ruft er sie zurück.

Wie jeder Schmerz des Menschenherzens so ward auch der Goethe's durch die Zeit gemildert. Wohl entringt sich ihm in einem aus jener Zeit herrührenden Gedichte noch der Angstruf:

„Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!"

Allmälig jedoch wird er gefaßter. Es geht dies aus nachstehendem Gedicht hervor, in welchem die darin immer noch herrschende süße Sehnsucht durch die Ruhe der Resignation gedämpft wird. Es heißt:

„Jägers Abendlied.

„Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr;

Da schwebt so licht Dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

„Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und Liebesthal
Und ach, mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich Dir's nicht ein Mal?

„Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift
Weil er Dich lassen muß.

„Mir ist es, denk ich nur an Dich,
Als in den Mond zu seh'n.
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschch'n.

So trat der Schmerz, den herrlichen Elsaß mit Allem, was er darin Liebes erworben, für immer verlassen zu haben, allmälig in den Hintergrund und als der Taumel des Abschieds endlich abgeschüttelt war, fand Goethe sich selbst wieder.

14.

Ein Wiedersehen.

Acht Jahre waren vergangen.

Es war im Spätsommer. Die Familie des Pfarrers Brion war im Wohnzimmer beisammen. An dem Pfarrer selbst schien die Zeit ziemlich spurlos vorüber gegangen

zu sein. Er stand in dem Lebensalter, wo acht Jahre ein verhältnißmäßig kurzer Zeitraum sind und, dafern nicht ungewöhnliche Stürme darin vorgekommen, auf die äußere Erscheinung des Menschen keine große Einwirkung äußern.

Auch die Pfarrerin sah ziemlich noch eben so aus wie früher, nur daß ihr sonst so schönes dunkles Haar hier und da einen Silberfaden hindurchblinken ließ.

Friederike dagegen hatte sich sehr verändert, obschon es schwer gewesen wäre zu sagen, ob dies zum Vortheil oder zum Nachtheil ihrer äußern Erscheinung geschehen sei.

Wohl hatte die böse Krankheit, von der sie nach Goethe's Losreißung befallen worden, den duftigen Schmelz der Jugendblüthe für immer zerstört und auf den schmal und bleich gewordenen Wangen nie wieder das Roth der vollen Gesundheit zum Durchbruch kommen lassen; aber eben dadurch hatte ihre ganze Erscheinung etwas so Aetherisches und Verklärtes gewonnen, daß dadurch die Erinnerung an ihr früheres Ich fast überstrahlt ward.

Auf die jüngere Tochter Salome hatte die verflossene Zeit in nur wohlthätiger Weise gewirkt. Sie hatte sich zu einer robusten ländlichen Schönheit entwickelt. Ihr heiterer Gesang und ihr munteres Gelächter hatte nach wie vor durch Haus, Hof, Garten und Flur geschallt; in dem gegenwärtigen Augenblick aber war dies nicht mehr der Fall, denn seit schon länger als Jahresfrist hatte sie sich verheirathet und das elterliche Haus verlassen.

Ein drittes Töchterchen, welches in der früheren Periode unserer Erzählung noch zu klein war, um überhaupt bemerkt oder erwähnt zu werden, war jetzt zu einem stattlichen Backfisch herangewachsen, während der Sohn, der früher fast allemal zu spät zu kommen pflegte, jetzt in Straßburg war, um dort zu studiren.

„Was kommt denn da drüben für ein Fuhrwerk auf unser Haus zugefahren?“ sagte Papa Brion, der eben beim frischen Anzünden seiner Pfeife von dem Buche aufblickte, welches er mehr aus Langweile als um eines Studiums willen zur Hand genommen. „Es ist ein gemeiner Leiterwagen, anstatt eines Bauern sitzt aber ein vornehmer Herr in einem hechtgrauen goldbetreßten Rocke darin. Sein Gesicht sieht mir übrigens bekannt aus, aber es kann doch nicht —“

Von einer freudigen Ahnung durchschauert, wartete Friederike nicht, noch mehr zu hören, sondern sprang auf und eilte zum Zimmer hinaus an die Hausthür.

Fast in demselben Augenblick kam auch der von zwei etwas plumpen, aber jungen und raschen Pferden gezogene Leiterwagen an dem Pfarrhause vorgefahren.

Friederikens Ahnung hatte sie nicht betrogen. Der vornehme Herr in dem hechtgrauen Rocke, welcher in dem unscheinbaren Fuhrwerk saß, war Niemand anders als Goethe.

Er sprang vom Wagen herab, eilte auf Friederike zu und schloß sie, keines Wortes mächtig, in seine Arme.

Ihr verändertes bleiches Aussehen traf ihn wie ein Dolchstich ins Herz, der Himmel aber, der aus ihren milden seelenvollen Augen ihm entgegenstrahlte, beruhigte und ermuthigte ihn wieder.

„O kommen Sie herein zu meinen Eltern!“ rief sie, indem sie ihn in das Haus hineinzog. „Wie werden diese sich freuen, Sie wiederzusehen!“

Goethe folgte ihr in das Wohnzimmer. Der Pfarrer und seine Gattin hatten mittlerweile den unerwarteten Gast durch das Fenster ebenfalls erkannt und empfingen ihn jetzt mit der Herzlichkeit, die ein Grundzug in dem Charakter dieser vortrefflichen Menschen war.

Eine solche Freundlichkeit, bei welcher von einem Vorwurf über die Vergangenheit keine Rede war, hatte Goethe trotzdem, daß er diese Leute so genau kannte, im stillen Bewußtsein des an ihnen begangenen Unrechts nicht erwartet und fühlte sich dadurch in eine ruhig heitere Stimmung versetzt.

Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, begann Goethe sich zuvörderst nach dem während dieses langen Zeitraums in der Familie vorgekommenen Veränderungen zu erkundigen.

Er erfuhr auf diese Fragen, daß, wie wir bereits wissen, Salome verheirathet war, daß der Sohn die Universität bezogen hatte, daß Liese, die Magd — denn in diesem patriarchalischen Hause gehörte das Gesinde ebenfalls

mit zur Familie — den Knecht geheirathet, sich aber mit ihrem Mann immer noch im Dienste der Herrschaft befand.

Friederike konnte mittlerweile von Goethe kein Auge verwenden. Er stand jetzt in dem vollkräftigen Mannesalter von dreißig Jahren und war eine schöne stattliche Gestalt von imposanter Haltung und vornehmer Repräsentation, erfüllt von dem stolzen Bewußtsein, daß der geniale Jüngling sich zum gefeierten, oft schwärmerisch verehrten Dichter Deutschlands aufgeschwungen hatte.

Abgesehen von zahllosen kleineren Gedichten, die einzeln oder in kleinern Sammlungen oder Almanachen und Journalen erschienen waren, hatten seine größeren Werke wie „Götz von Berlichingen", die „Leiden des jungen Werther" und andere die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf ihn gelenkt. Der Genius der deutschen Dichtung, welcher Gefahr lief, von der Vorliebe für ausländische Literatur erstickt zu werden, ward durch ihn, in Verbindung mit Klopstock, Herder, Wieland und andere große Geister jener Periode, wieder zu Ehren gebracht und sein überlegener Geist hatte überall einen Kreis von geistigverwandten Freunden um ihn gesammelt.

Der Kreis seines Wissens hatte sich natürlich unter solchen Einflüssen unendlich erweitert. Das ihm von seinem Vater aufgedrungene Berufsstudium, die Jurisprudenz, hatte er so zu sagen nur spielend und nebenbei betrieben, wogegen die Kunst im weitesten Umfange und die Geschichte

der Kunst Gegenstand seiner umfassenden Studien geworden war. Dramatik, Malerei, Plastik und Philosophie, kurz alles Schöne und Erhabene hatte seinen großen Geist bereichert.

Dabei bewegte er sich aber nicht, wie so viele andere Gelehrte und Schöngeister, in den Formen des gesellschaftlichen Lebens mit Steifheit und Unbeholfenheit, sondern besaß die ihm gleichsam zur andern Natur gewordene Tournüre des vollendetsten Weltmanns und feinsten Höflings.

Seine äußerliche Lebensstellung hatte mit dem unermeßlichen Aufschwung seines Ruhms so zu sagen gleichen Schritt gehalten. Sein „Götz" und „Werther" war dem wissenschaftlich hochgebildeten damaligen Erbprinzen von Weimar bekannt geworden und hatte die Aufmerksamkeit desselben auf den Dichter gelenkt. Herr von Knebel, der Reisebegleiter des Prinzen, stellte ihn diesem vor als derselbe sich auf einer Reise nach Frankreich befand. Der kunstliebende Fürst hatte ihn später ganz an seine Person gefesselt und befand sich jetzt mit ihm auf einer Reise nach der Schweiz.

In Bergzabern angelangt, waren sie auf Goethe's Wunsch seitwärts nach Drusenheim geritten, wo der nunmehrige Herzog mit einem andern Begleiter sein Quartier im Wirthshause genommen hatte. Goethe hatte den Herzog zu diesem Abstecher bewogen, weil er dem Wunsch, den

Gegenstand seiner innigsten Jugendliebe wiederzusehen, nicht wiederstehen konnte.

Die Pferde waren durch den weiten Weg, den sie bereits an diesem Tage zurückgelegt, überaus ermüdet, der gefällige Georg aber, welcher jetzt, nachdem sein Vater gestorben, die Wirthschaft übernommen und sich nicht wenig freute, seinen Doppelgänger wiederzusehen, wußte Rath zu schaffen. Er hing einen Polstersitz in einen Leiterwagen, ließ ein paar tüchtige Pferde davorspannen und stellte diese improvisirte Equipage seinem Gaste zur Verfügung.

Es versteht sich von selbst, daß Goethe keine Zeit verlor, davon Gebrauch zu machen.

„Hoffentlich," sagte der Pfarrer, nachdem alle diese Fragen und Erörterungen abgethan waren, „schenken Sie uns Ihren Besuch diesmal auf recht lange Zeit."

„Wie gern thäte ich dies!" entgegnete Goethe, „Leider aber geht es nicht. Sie sehen, daß ich ohne alles Gepäck gekommen bin, weil es mir leider nicht vergönnt ist, auch nur einige Tage bei Ihnen verweilen zu können."

„Aber warum denn nicht?" fragte Friederike.

„Ich bin nicht allein," antwortete Goethe. „Ich stehe im Begriff, mit einem Freunde eine Reise in die Schweiz zu machen. Dieser Freund ist in Drusenheim zurückgeblieben und ich habe ihm ganz bestimmt versprochen, morgen bei guter Zeit wieder bei ihm zu sein, um mit ihm die Reise weiter fortzusetzen."

„Warum haben Sie Ihren Freund nicht mitgebracht?“ fragte Papa Brion. „Sie wissen, daß mein altes Haus stets noch Raum hat, um einige Gäste zu beherbergen.“

„Das weiß ich wohl,“ entgegnete Goethe, „und ich freue mich, obschon ich Ihnen recht gern ein neues gönnen wollte, gewissermaßen doch, daß ich es so wiederfinde wie ich es verlassen, und daß meine Bauriſſe bloſe Entwürfe geblieben sind.“

„Na, dann schlage ich vor,“ sagte der Pfarrer, „daß ich meinen Knecht mit dem Wagen nach Druſenheim hinüberschicke und Ihren Freund herholen lasse.“

„Auch das wird nicht gut gehen,“ antwortete Goethe. „Mein Freund hat noch einen Begleiter und übrigens auch Dienerschaft bei sich.“

„Dienerschaft? O ho!“ rief der Pfarrer verwundert. „Darf man fragen, wer Ihr Freund ist?“

„Es ist der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar.“

„Ah so!“ sagte Papa Brion. „Dann freilich komme ich mit meiner Gastfreundschaft nicht an. Auf einen Herzog sind wir nicht eingerichtet.“

Mutter Brion hätte sich gern die Ehre verschafft, einen Herzog in ihrem Hause zu beherbergen, aber sie mußte selbst einsehen, daß bei den beschränkten Verhältnissen, in welchen sie lebten, davon keine Rede sein konnte, und übri-

gens auch Goethe's und des Herzogs Reiseplan ihren Wünschen entgegenstand.

Nachdem man noch eine Weile hin und her geplaudert, erhob sich Goethe und bat Friederike, mit ihm einen Spaziergang durch die alten bekannten Umgebungen des Hauses zu machen.

Sie war sofort und gern dazu bereit.

Er reichte ihr den Arm und sie gingen langsam mit einander durch Hof und Garten nach dem Nachtigallenwäldchen.

Friederike erzählte ihm unterwegs, wie sie nach jener schmerzlichen Trennung von ihm erkrankt, wie sie, kaum auf dem Wege der Genesung begriffen, den Behelligungen seines Freundes, des halb wahnsinnigen Dichters Lenz, ausgesetzt gewesen, der alles Mögliche aufgeboten, um ihre Liebe zu erringen und in den Besitz der Briefe zu gelangen, welche Goethe an sie geschrieben.

„Wohl," setzte sie hinzu, „hatte ich mir einmal ein hohes Glück an Ihrer Seite geträumt, mein theurer Freund, aber wenn ich es mir jetzt recht überlege, so ist es besser, daß alles so und nicht anders gekommen ist. Sie sind jetzt ein vornehmer Mann geworden; Sie bewegen sich in der Nähe von Fürsten und anderen hohen Personen, und in solchen Umgebungen hätte ich, das schlichte Landmädchen, mich nimmermehr heimisch fühlen können. Ich wäre nur ein Hemmniß für den stolzen Flug Ihres Geistes ge-

worden und lieber will ich entsagen und nur im Geiste Ihnen nahe sein, als mir den schweren Selbstvorwurf machen, Sie an der Verwirklichung Ihrer Pläne gehindert zu haben."

„Du bist ein Engel, Friederike" sagte Goethe, sie an sein Herz drückend, „und ich wäre Deines Besitzes eben so wenig würdig als irgend ein anderer Sterblicher."

In den Garten zurückgekehrt, setzten sie sich in die Lindenlaube, wo sie so oft gesessen. Der Mond ging auf und beleuchtete mit seinem milden Licht die Liebenden, die einander nun nicht wiedersehen sollten.

Der Abend war herrlich und sie erinnerten sich der fröhlichen Vorgänge jener glücklichen ersten Zeit ihrer Liebe. Es trat alles wieder so lebhaft vor ihre Augen als ob ein Zeitraum von höchstens sechs Monaten dazwischen läge.

Friederike machte, ihrer edlen Resignation treu bleibend, keinen Versuch, das Feuer der Liebe zu ihr in Goethe's Brust von Neuem anzufachen. Sie hatte sich einmal vorgenommen, ihr ganzes Leben ein Leben der Entsagung und Selbstverleugnung sein zu lassen, und Goethe mußte sich gestehen, daß Friederike in dieser Beziehung hoch über ihm stand und er zu ihrem Bilde nie anders als mit liebender Bewunderung und Ehrfurcht emporblicken könne.

Nachdem die Beiden sich so gegenseitig ausgesprochen und die Gefühle ihres Herzens zum Abschluß gebracht, er-

hoben sie sich und gingen wieder hinein, um sich mit der Familie zu Tische zu setzen.

Auch jetzt waren die alten Leute äußerst freundlich und treuherzig und fanden Goethe's Aussehen fast jünger und frischer als vor acht Jahren. Man plauderte lange und lebhaft bis in die Nacht hinein; dann legte man sich endlich zu Bett.

Am nächstfolgenden Morgen erhob sich Goethe mit Sonnenaufgang aus dem Bett, in welchem ihn so oft die holdesten Träume umschwebt. Diese Träume waren auf immer zerronnen, aber dennoch erfüllte ihn nun das hochbeglückende Bewußtsein, daß er wieder mit Zufriedenheit an dieses Eckchen der Welt denken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in sich leben konnte.

Georgs Leiterwagen hatte er gleich nach seiner gestrigen Ankunft in Sesenheim zurückgeschickt und sich vorgenommen, den Rückweg nach Drusenheim zu Fuße zu machen. Papa Brion gab dies jedoch durchaus nicht zu, sondern ließ seinen eigenen Wagen anspannen und Goethe nach Drusenheim zurückkutschiren.

Der Herzog saß eben beim Frühstück als Goethe in das Gasthaus trat, und ehe eine Stunde verging, war man wieder unterwegs.

15.

Ein letzter Blick nach Sesenheim.

Das früher nur in seiner nächsten Umgebung bekannte Dorf ist seit Goethe ein berühmter Ort geworden, nach welchem Wallfahrten unternommen werden wie nach Vaucluse und wo man feinleserlich seinen Namen in das Fremdenbuch einschreibt.

Der Erste dieser frommen Pilger war der würdige Philolog Näke, der im Jahr 1822 die erste Wallfahrt dorthin unternahm. Er dachte, wie er erzählt, unterwegs an jene bezaubernde Friederike und nebenbei auch an eine andere Friederike, die ihm selbst gehörte, und untersuchte jeden Fußbreit Landes in dieser geheiligten klassisch gewordenen Umgebung. Im Wirthshause, wo Goethe so oft sein Pferd eingestellt, speiste er nachdenklich zu Mittag und konnte sich dabei nicht des Gedankens erwehren, daß die Zeche wahrscheinlich mehr betragen werde als er im Voraus berechnet.

Dann trank er mit Papa Brion's Nachfolger Kaffee und brach — was bei einem pedantischen Stubengelehrten sich ganz besonders rührend ausnimmt — von der Jasminstaude, welche einst durch Friederikens zarte Hand gepflegt worden, ein Reis ab, welches er zur dauernden Erinnerung in sein Taschenbuch legte.

Im Jahr 1838 pilgerte ein zweiter Goethe-Enthusiast, Freimund Pfeifer, nach Sesenheim. Er hatte, wie das so oft zu gehen pflegt, diese Oertlichkeiten sich ein wenig anders gedacht, beruhigte sich aber bald über die Täuschung und gab sich dem vollen Glück der Erinnerung hin.

Er wandelte hinter Druseum — so heißt das Dorf Drusenheim in der Mundart der Elsasser — auf dem stillen Feldwege über dieselbe Wiese, wo der verkleidete Goethe den Kindtaufskuchen behutsam in der Serviette getragen. Er lehnte an denselben Bäumen, in welche der Dichter seinen und Friederikens Namen eingeschnitten. Andächtig lauschte er dem Plätschern des Bachs, über ihm wirbelten die Ururenkel der Goethe'schen Lerchen und sangen treu die Melodien ihrer Mütter.

Unter diesen seligen Genüssen kam er in das Dorf, wohin er von Drusenheim aus sein Cabriolet beschieden.

Er hatte sich, wie vielleicht viele unserer Leser, das Brion'sche Pfarrhaus und dessen Umgebungen nach dem freundlichen Asyl des Landpredigers von Wakefield gedacht — am Abhang eines kleinen Hügels, hinten ein schirmendes Gebüsch, zur Seite ein plauderhaftes Bächlein und eine duftige Wiese, das Haus ländlich bequem und mit Rohr gedeckt. Von dem allen aber war nichts zu sehen.

Das Pfarrhaus, das schon vor siebzig Jahren wegen Baufälligkeit eingerissen werden sollte und zu dessen Neu-

bau, wie wir gelesen, Goethe saubere Risse angefertigt, stand noch in seiner ursprünglichen Gestalt da.

Und so steht es auch heute noch. Alt, unansehnlich, gelblich angestrichen, liegt es recht garstig dicht an der Schenke, die eine schmutzige und ärmliche Nachbarschaft bildet. Gegenüber liegt der Kirchhof, ohne Mauer, unordentlich, hier und da ein dünnes Bäumchen oder hölzernes Kreuzchen. Hinten schließen sich an das Haus zwei Gärten, die dem gleichgültigen Auge sehr unbedeutend erscheinen müssen, in dem enthusiastischen Pilger aber eben so wie der verwilderte Vorhof die wunderbarsten Gefühle wach riefen.

„Dieser Hof und diese Hütte," sagt er, „umschlossen einmal alle Lust des größten deutschen Geistes. Hier um diese halb geborstenen Mauern schlich er in der heiligen Frühe, von Sehnsucht aus dem Lager getrieben und wünschte ungeduldig, daß sein geliebt Geschwister erwache. Aus dieser niedrigen Thür hüpfte sie hervor, mit den netten Füßen, im kurzen weißen runden Röckchen und dem knappen Mieder."

Der gegenwärtige Prediger war nach Rheinzabern auf Besuch. Ein junger Hausgenosse trat statt seiner dem Pilger zuvorkommend entgegen, ohne seine begeisterte Freude durch kalt aufgerissene Augen zu stören. Er wußte, daß sie auf klassischem Boden wandelten.

Sesenheim und sein Pfarrhaus haben manchen Sturm

bestanden. Die Revolution und der Befreiungskrieg hausten hier. Bei Sesenheim selbst ward ein Treffen geliefert. Die Kosaken lagen mehrere Wochen hier, die untere Wand der Pfarrei ward eingeschlagen und des Pfarrers Studirstube in einen Pferdestall verwandelt. Trotzdem aber ward später kein neues Haus gebaut, sondern man begnügte sich mit einer nothdürftigen Reparatur.

Die Zimmer dieses Heiligthums sind ohne Ausnahme eng und klein. In einem derselben stand zu Goethe's Zeit Friederikens Klavier und manches Lied, welches später eine halbe Welt entzückte, erklang zuerst von Friederikens Lippen innerhalb dieser niedrigen Mauern.

Goethe erzählt in „Dichtung und Wahrheit" selbst von zahlreichen Gesellschaften, die im Pfarrhause zusammengekommen, und von Allemanden, Walzern und Drehern, die hier „geras't" worden seien. Betrachtet man aber die engen Zimmer oben wie unten im Hause, so fühlt man recht lebhaft, wie geringe Ansprüche unsere Großväter zu ihren Festen machten.

Eine Bank steht wie vor neunzig Jahren auch heute noch vor dem Hause; die Jasminlaube ist ein wenig verlegt worden. Die Waldungen zunächst um das bedeutende Dorf sind sehr licht geworden und die Spuren der Kriegsunruhen nicht zu verkennen, so daß man manche reizende Goethe'sche Landschaft vergebens sucht.

Wahrscheinlich besaß damals die ganze Gegend über-

haupt einen wohlhabenderen Anstrich und die Pfarrer, die damals noch das Zehntenrecht genossen, standen sich jedenfalls besser als gegenwärtig.

Das saubere Plätzchen mit Bänken jenseits der Drusenheimer Straße, dem ganzen Deutschland unter dem Namen „Friederikensruhe" bekannt, ließ der Pilger sich vor allen Dingen zeigen.

Hier hatte die Zeit störend gewüthet. Von den Wäldchen waren nur noch einzelne Bäume übrig. Die buschigen Rahmen, welche die verschiedenen Gemälde einfaßten, so daß jede der Bänke dem Blick ein anderes eröffnete, hatten der mörderischen Zimmermannsaxt weichen müssen und der größte Theil dieser kleinen Landschaft war in gutes Nutzland verwandelt.

Jener Georg, mit welchem Goethe den Kleidertausch vornahm, lebte noch in gemächlichem Greisenalter. Er hatte es bis zum Forstinspector gebracht und wußte, daß Goethe der Erste nach dem Herzog von Weimar geworden sei und daß er in einem seiner vielen Bücher auch Drusenheims und seiner, Georgs, gedacht habe.

In Sesenheim selbst lebten noch zwei Zeugen aus jenen Tagen, der Schenkwirth und der Schulze. Letzterer erinnerte sich des alten Brion noch hell „wie des gestrigen Tages" und sagte ihm, eben so wie Friederiken, die er unter andern ein „reputirliches" Frauenzimmer nannte, das beste Lob nach. Man habe, setzte er hinzu, es wohl sehen kön-

nen, daß „Mamsell Riekchen“ ein ganz besonderes Mädchen gewesen sei und ihre Freundlichkeit habe Aller Herzen gewonnen. Nach des Vaters Tode sei sie öfter in Sesenheim gewesen und von allen Seiten mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen worden. Ueberhaupt hätten die Brions hier wie in der ganzen Umgegend in hoher Achtung gestanden. Seit langen Jahren habe er jedoch nichts mehr über Friederike gehört.

Der Forstinspektor Georg — sein Familienname war Klein — erzählte, Friederikens Bruder sei im Jahr 1820 als Pfarrer eines benachbarten Dorfes gestorben. Salome welche sich schon vor Goethe's zweitem Besuch in Sesenheim verheirathet, sei ebenfalls schon lange todt, die jüngste Schwester Sophie aber lebe noch in Niederbronn und könne vielleicht Auskunft über Friederike geben.

Der Pilger machte sich unverweilt auf den Weg nach dem genannten Ort.

„Mamsell Brion wohnt in dem rothen Hause neben dem Ziehbrunnen“, sagte ein alter Mann, bei welchem sich, in dem Orte angelangt, der Suchende nach der Gesuchten erkundigte.

Er eilte auf das unscheinbare Häuschen zu und trat nach wenigen Minuten zu der Schwester der süßen Friederike in's Stübchen.

Dieses befand sich in höchst sauberem Zustande; auf dem Tische stand eine Lampe, daneben lagen ein paar

Bücher, in der einen Ecke stand ein Spinnrad und an der Wand hing eine Schwarzwälder Uhr.

Sophie selbst, die Goethe als muthwilliges Kind und später als erblühende Jungfrau gesehen, saß jetzt von Alter gekrümmt still niederblickend in der Fensterecke. Beim Eintritt des Pilgers erhob sie sich, ging ihm entgegen und hörte ruhig sein Begehren, die Jugendbekannte des größgen deutschen Dichters zu besuchen und sich nach ihrer Schwester zu erkundigen.

Mit ruhig heiterer Miene und verständigem, festem Blick antwortete sie, das, was Goethe selbst über ihre Schwester und Familie geschrieben, habe sie gelesen und müsse es als wahr anerkennen. Wohl habe er, wie es geschienen, ihre Schwester innig und zärtlich geliebt, aber eigentlich verlobt mit ihr sei er nicht gewesen.

„Er sah," setzte sie hinzu, „immer etwas bläßlich aus, hatte aber lebhafte Augen. Nach seinem Weggang kamen immer noch Briefe und Bücher von ihm an. Einmal schrieb er, er müsse dem Herzog gehorchen und einem Fräulein seine Hand geben; sein Herz aber werde immer Friederiken gehören. Noch vor acht oder neun Jahren ließ er mich durch einen Gesellen grüßen, den er in Weimar bei einem Schlosser getroffen. Er verstand selbst viele Handwerke und lernte bei dem lahmen Philipp in Sesenheim auch das Korbflechten."

„Aber Friederike! Friederike!" rief der Pilger. „Wel-

ches Schicksal war ihr beschieden? Das Gerücht behauptet, sie sei in Noth und Armuth gestorben; ist das wahr?"

„Nein, das ist Gott sei Dank nicht wahr," entgegnete die Greisin mit ihrer ruhigen sanften Miene. „Auf Rosen wie ihr Geliebter ist sie freilich nicht immer gewandelt. Nach dem Tode unserer Eltern trieb sie mit mir im Steinthal einige Zeitlang einen kleinen Handel mit Steingut, und als es damit nicht recht fort wollte, beschäftigte sie sich damit, daß sie Kinder unterrichtete. Später wurden wir beide von einer Frau von Dieterich gastlich aufgenommen und freundschaftlich behandelt. Die arme Frau von Dieterich!"

„Warum sagen Sie, die arme Frau?" fragte der Pilger.

„Ach," entgegnete Sophie, „es war damals zur Zeit der französischen Revolution und Herr von Dieterich ward eines Tages plötzlich festgenommen und nach Besançon gebracht, um später in Paris guillotinirt zu werden. Seine arme Gattin verlor darüber den Verstand und starb in Wahnsinn."

„Bot sich," fragte der Pilger nach einer Pause, „Friederiken keine Gelegenheit dar, sich zu verheirathen?"

„O mehr als ein Mal," antwortete die jüngste Schwester Brion. „Sie trug aber die hohe Liebe zu Goethe wandellos als Kleinod im Herzen und wies um seinetwillen selbst die ehrenvollsten Werbungen zurück. 'Das Herz, welches von einem Goethe geliebt worden', pflegte sie zu

sagen, 'kann nie einem andern Mann angehören'. Unsere älteste Schwester Salome hatte sich mit einem Prediger verheirathet und starb frühzeitig, indem sie ein einziges Kind, eine Tochter, hinterließ. Auf dem Sterbebette nahm sie Friederiken das Versprechen ab, dieses Mädchen zu erziehen. Friederike erfüllte dieses Versprechen treulich und erlebte die Verheirathung dieser ihrer Pflegetochter. Nur wenige Tage nach der Hochzeit sagte sie zu mir: 'Ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Mein Feierabend ist da. Ich bitte Dich, liebe Schwester, bleibe bei mir. Die jungen Leute leben für sich; ich fühle mich so einsam'. — Sechs Wochen später bestatteten wir ihre irdische Hülle zur Erde. Sie war abgelebt, ohne zu altern. Noth im eigentlichen Sinne hat sie nie gelitten. Ihr heiterer Sinn blieb ihr bis an's Ende."

Nachdem der Pilger sich noch eine Weile mit Sophie unterhalten, nahm er gerührt Abschied.

Viele, viele Seiten reden in Goethe's Werken von Friederike; seiner Frau gedenkt er in sämmtlichen fünfundfünfzig Bänden mit keinem Worte. Seinem ehelichen Leben fehlte alle Beimischung des Höheren und Himmlischen; diese reine Luft weht wohlthätig und heiligend nur aus seiner Liebe zu Friederike entgegen.

Als er fast vierzig Jahre nach den Erlebnissen in Sesenheim seinem Secretair Kräuter das Manuscript zu „Dichtung und Wahrheit" dictirte, ging er, wie er bei dieser

Beschäftigung gewöhnlich zu thun pflegte, mit auf den Rücken gelegten Händen in dem geräumigen Arbeitszimmer auf und ab. Der Fluß seiner Gedanken war ein ununterbrochener, die Macht des den Gedanken zum hörbaren Ausdruck bringenden Wortes stand ihm zu Gebote wie selten einem Sterblichen, und der nachschreibende Secretair vermochte oft nur mit der größten Anstrengung dem raschen Dictat zu folgen.

Als Goethe aber an die Erzählung seines Liebelebens mit Friederike von Sesenheim kam, da geschah es sehr oft, daß er stockte, sich in der Construction verwirrte und sinnend stehen blieb, bis die Kopfbewegung des verwundert aufblickenden Secretairs ihn aus seinem Hinbrüten emporschreckte.

Er fühlte, wie anders, wie ganz anders alles gekommen wäre, wenn er dem Engel seines Herzens die gelobte Treue nicht gebrochen hätte.

VIII.

Charlotte Buff.

Erzählung.

„Ich kann nicht beten: Laß mir sie! und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gieb mir sie! denn sie ist eines Andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen."

Goethe.

1.

In Wetzlar.

Als Goethe nach dem Abschied von Friederike in den letzten Augusttagen des Jahres 1771 Straßburg verließ, fühlte er, wie er in seiner Lebensbeschreibung selbst sagt, den Verlust, den er sich zugefügt, immer härter, besonders da er keine Möglichkeit sah, ihn zu ersetzen oder auch nur zu lindern. Friederike war ihm ganz gegenwärtig; stets empfand er, daß sie ihm fehlte, und, was das Schlimmste war, er konnte sich sein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man ihm genommen, Käthchen hatte ihn verlassen, in dem vorliegenden Falle aber war er zum ersten Mal schuldig. Er hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet und so ward die Epoche einer düstern Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe etwas höchst Peinliches, ja Unerträgliches.

„Aber der Mensch will leben," fährt er fort. „Da-

her nahm ich aufrichtigen Theil an Andern; ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umherschweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben, und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Wegs weiter. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel: 'Wanderers Sturmlied' übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgehen mußte."

Während dieser Wanderungen machte er in Darmstadt durch seinen Freund Schlosser, mit dem er schon in Leipzig

Umgang gehabt, die Bekanntschaft des Kriegszahlmeisters Merck, eines geistreichen vielseitig gebildeten Mannes, welcher bald einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübte.

Es dauerte nicht lange, so bewog Schlosser ihn, Beiträge für die Frankfurter Gelehrten Anzeigen zu liefern, deren Herausgabe Schlosser kürzlich übernommen, und Goethe's Arbeiten für dieses so zu sagen amtliche Organ der sogenannten „Sturm- und Drang-Partei" waren zahlreich und werthvoll.

Auf diese Weise beschäftigt, fand er allmälig das innere Gleichgewicht wieder und die Zeit floh ihm rasch dahin. Er hatte nebenbei auch wieder angefangen zu reiten und zu fechten, und als Klopstock das Schlittschuhlaufen aufbrachte, ward dasselbe bald das Lieblingsvergnügen Goethe's und seiner Freunde.

Sein Vater hatte, wie bereits in der vorigen Novelle erwähnt worden, gewünscht, daß er sich nach Wetzlar begeben möge, um dort bei dem Reichskammergericht praktische Studien zu machen, und Goethe folgte, nachdem er seinen „Götz von Berlichingen" fertig gemacht, dem Wunsche seines Vaters und begab sich nach der genannten Stadt.

In derselben angelangt, war er nicht wenig verwundert, hier statt der sauertöpfischen Gesellschaft, auf die er

sich schon halb und halb gefaßt gemacht, ein drittes akademisches Leben zu finden.

Auf dem Reichskammergericht hatte sich in den Geschäften nach und nach die ärgste Verwirrung eingeschlichen, so daß zu Goethe's Zeit nicht weniger als zwanzigtausend Prozesse ihrer Entscheidung entgegensahen. Zur Erledigung dieses ungeheuren Wustes waren blos siebzehn Juristen angestellt, die jedes Jahr höchstens sechzig Prozesse bewältigen konnten, während alljährlich mehr als doppelt so viel neue hinzukamen. Einige dieser Prozesse hatten beinahe zweihundert Jahr gedauert und waren immer noch nicht zu Ende.

An der Wirthstafel, wo Goethe speiste, fand er fast sämmtliche Subalterne des Gesandtschaftspersonals, einen lustigen Kreis, der sich die Tafelrunde nannte und dessen Genossen sich Ritternamen, wie z. B. St. Amand der Eigensinnige, Lubomirsky der Streitbare, und Eustach der Vorsichtige, beigelegt hatten.

Der Gründer dieses Ordens war der braunschweigische Gesandtschaftssecretair August Friedrich von Goué, ein genialer junger Mann, der aber leider im Trinken weder Maß noch Ziel zu halten wußte und sich später auch wirklich zu Tode trank.

Außer mit diesem ward Goethe auch mit dem Grafen von Kielmannsegge bekannt, am vertrautesten aber mit dem Legationssecretair Gotter, einem jungen Manne von

Zartgefühl und heiterem Gemüth, der sich ihm mit aufrichtiger Neigung anschloß, und mit welchem er besonders auf häufigen Spaziergängen nach dem nahegelegenen Dorfe Garbenheim genußreiche Stunden in gegenseitigem Meinungsaustausch verlebte.

Die „Tafelrunde" mit ihren lustigen Streichen amüsirte ihn nur kurze Zeit, denn obschon er anfangs willig und von Herzen in den Scherz einging, so ward er doch der Sache bald überdrüssig und versank wieder in seinen frühern Trübsinn.

Bezeichnend für diese Stimmung ist eine hierauf Bezug habende Stelle im „Werther", wo er sagt:

„Ich habe allerlei Bekanntschaft gemacht, Gesellschaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich Anzügliches für die Menschen haben muß. Es mögen mich ihrer so viele und hängen sich an mich und da thut mirs immer weh, wenn unser Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn Du fragst, wie die Leute hier sind? muß ich Dir sagen: wie überall! Es ist ein einförmiges Ding um das Menschengeschlecht. Die meisten verarbeiten den größten Theil der Zeit um zu leben, und das Bischen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen!"

Auf einem der vorhin erwähnten Spaziergänge nach Garbenheim lernte Goethe auch den kurfürstlich hannover'-

schen Legationssecretair Kestner kennen, der, wie Gotter ihm sagte, ein sehr gebildeter und vortrefflicher junger Mann und einer der fleißigsten Arbeiter bei der Kammergerichtsvisitation war.

„Uebrigens", setzte Gotter hinzu, „ist er auch mit einer der liebenswürdigsten jungen Damen Wetzlar's so gut wie verlobt."

„Und wer ist diese?" fragte Goethe neugierig.

„Die älteste Tochter des Amtmanns Buff. Sie heißt Charlotte."

„Ist es möglich, diese auch kennen zu lernen?"

„O warum nicht? Schon morgen bietet sich Gelegenheit, nicht blos die schöne Charlotte Buff, sondern den ganzen schönen Damenflor von Wetzlar zu sehen. Im Gasthaus zum Reichsadler ist ein großer Ball veranstaltet, den Sie nicht versäumen dürfen, und wo Sie Gelegenheit haben werden, eine Menge interessante Bekanntschaften zu machen."

Dies war auch in der That der Fall. Goethe war auf dem Balle noch nicht lange anwesend, so erschien der Deutschordensamtmann Buff mit zwei Töchtern und dem Legationssecretair Kestner, der, wie wir bereits wissen, mit der jüngern der beiden Schwestern verlobt war, obschon man mit der öffentlichen Erklärung dieses Verhältnisses bis jetzt noch Anstand nehmen zu müssen geglaubt hatte.

Der Amtmann Buff war ein majestätischer alter Mann von imposantem Aeußern, auf dessen breiten Schultern das mit Silberhaar geschmückte Haupt sich noch stolz emporhob. Vor zwei Jahren war ihm die geliebte Gattin gestorben, die man nur die Mutter der schönen Kinder genannt und die ihm deren nicht weniger als zehn hinterlassen. Sein Blick besaß zuweilen eine eigenthümliche Starrheit, die aber wiederum oft durch einen fast an Melancholie grenzenden leidenden Ausdruck gemildert ward.

Kestner war vierundzwanzig Jahr alt, ein ruhiger, ordentlicher, etwas förmlicher Mann, aber verständig, gebildet, brav bis zur Großmuth und von einer Würde, wie sie dem Albert im „Werther" durchaus nicht eigen ist, weshalb er, wie auch sonst, von diesem seinen literarischen Doppelgänger sorgfältig unterschieden werden muß.

Charlotte war erst sechzehn Jahr alt und besaß, obschon sie keine ganz regelmäßige Schönheit war, eine sehr vortheilhafte einnehmende Gesichtsbildung. Ihr Blick war wie ein heiterer Frühlingsmorgen, besonders an diesem Abende, denn sie war eine große Freundin des Tanzes. Sie hatte trotz ihrer Jugend, da, wie bereits erwähnt, ihre Mutter vor zwei Jahren gestorben war, die Sorge für das Haus und die Geschwister übernehmen müssen und ein gesunder Verstand, praktisches Geschick und ausharrender Muth hatten ihr diese Aufgabe mit Erfolg lösen helfen.

Göthe's Trübsinn war in den letztverwichenen Tagen

immer mehr in den Hintergrund getreten. Er liebte die Einsamkeit, las viel und zeichnete in seiner unvollkommnen Art landschaftliche Skizzen.

„Eine wunderbare Heiterkeit" — so schilderte er seinen damaligen Seelenzustand im Werther selbst — „hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. Ich bin so glücklich, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin doch nie ein größerer Maler gewesen als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen und die Gegenwart des Allmächtigen fühle, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wesen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und

der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: Ach könntest Du das wieder ausdrücken, könntest Du dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in Dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

An diesem Ballabend war er ausgelassen lustig, Charlotte eroberte ihn ganz, und zwar um so mehr, als sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ.

Er schien dabei ganz zu vergessen, daß sie verlobt war, und es war dies um so erklärlicher, als Kestner sich in öffentlicher Gesellschaft seiner Verlobten gegenüber sehr gemessen und zurückhaltend benahm und auch sie bei solchen Gelegenheiten blos Freundschaft gegen ihn äußerte.

Goethe fühlte sich aus diesem Grunde fast berechtigt, die Wahrheit der ihm in Bezug auf dieses Verhältniß gemachten Angaben zu bezweifeln.

Während einer Pause des Tanzes trat Gotter zu ihm und sagte:

„Die schöne Lotte, wie wir sie nennen, scheint Ihrem Herzen gefährlich werden zu wollen."

„Ich gestehe," antwortete Goethe, „daß dieses Mäd-

chen auf mich einen Eindruck macht, der mit jedem Augenblick an Stärke zu gewinnen scheint."

„Aber," wendete Gotter ein, „erzählten Sie mir nicht erst gestern, daß Sie bis noch vor Kurzem mit den Qualen einer unglücklichen Liebe gekämpft?"

„Als ich ein Knabe war," antwortete Goethe träumerisch vor sich hinblickend, „pflanzte ich einen Kirschbaum und sah ihn mit Freuden wachsen. Der Nachtfrost zerstörte die Blüthen und ich mußte ein zweites Jahr warten, ehe die Kirschen reif wurden. Da fraßen sie die Vögel, das nächste Jahr die Raupen, dann ein gieriger Nachbar, dann fiel der Mehlthau darauf, und doch, wenn ich wieder einen Garten habe, werde ich auch wieder einen Kirschbaum pflanzen."

Der Ball ging zu Ende; man trennte sich, nachdem Goethe den Deutschordensamtmann gefragt, ob er nächstfolgenden Tag einen Besuch in seinem Hause machen und sich nach seinem und seiner Töchter Befinden erkundigen dürfe.

„Ihr Besuch kann uns nur zu Ehre und zum Vergnügen gereichen, Herr Doctor," entgegnete der Deutschordensamtmann.

Mit diesen Worten entfernte er sich in Begleitung seiner Töchter und Kestner's, während Goethe, Gotter, Goué und noch mehrere Ritter von der Tafelrunde noch

dablieben, um unter dem Vorsitz des Letztgenannten noch ein Stündchen dem Bacchus zu opfern.

2.

Der Ball auf dem Lande.

Es versteht sich von selbst, daß Goethe von der ihm ertheilten Erlaubniß Gebrauch machte und sich den nächstfolgenden Tag, sobald es schicklicherweise geschehen konnte, nach der Wohnung der neuen Göttin, die den Thron seines Herzens besteigen sollte, auf den Weg machte.

Wir erzählen diesen Besuch so wie die nächstfolgenden Vorgänge, so weit es möglich ist, mit seinen eigenen Worten.

Er traf die beiden Schwestern allein. Der Amtmann war in Dienstverrichtungen ausgegangen. Nach gegenseitigen Komplimenten und Erkundigungen erwähnte Goethe, daß er eine Einladung zu einem abermaligen Balle in einem vor der Stadt gelegenen Jagdhause erhalten habe.

„Wir sind zu diesem Ball ebenfalls eingeladen," antwortete Lotte. „Papa und Schwester Caroline haben aber keine große Lust dazu und deshalb werde ich mir dieses Vergnügen wohl auch versagen müssen, obschon ich sehr gern hingegangen wäre, denn es wird sehr flott getanzt werden."

„Ich habe," antwortete Goethe, „zwei in meinem

Hause wohnenden Damen, einer Base und ihrem Mühmchen, versprochen, mit ihnen hinauszufahren. Der vierte Platz in unserm Wagen ist noch frei und wenn ich Ihnen denselben für die Hin- und Rückfahrt anbieten und Sie morgen Abend abholen dürfte, so würde mich dies sehr glücklich machen."

„Ich werde Papa fragen," antwortete Lotte, „und wenn er es erlaubt, so mache ich von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch."

Mit diesem Bescheid mußte Goethe sich für heute begnügen und nachdem er sich noch eine Weile in angenehmer Weise mit den beiden Schwestern unterhalten, entfernte er sich.

Zeitig am nächstfolgenden Vormittag meldete Lotte ihm durch ein Billet, daß ihr Vater ihr die gewünschte Erlaubniß ertheilt, und daß sie sich deshalb zu der angegebenen Stunde bereit halten werde.

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirg, als Goethe mit seinen beiden andern Damen an Lottens Wohnung vorfuhr. Es war sehr schwül und die Damen äußerten ihre Besorgniß wegen eines Gewitters, welches sich in weißgrauen dumpfigen Wölkchen rings am Horizont zusammenzuziehen schien.

Goethe täuschte die Furcht der Damen durch anmaßliche Wetterkunde, ob ihm gleich selbst zu ahnen anfing, daß die beabsichtigte Lustbarkeit einen Stoß erhalten werde.

Goethe stieg aus und eine Magd, die an's Thor kam, bat die Herrschaften, einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Goethe ging durch den Hof nach dem Hause und als er die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war und in die Thür trat, fiel ihm das reizendste Schauspiel in die Augen, welches er je gesehen.

In dem Vorsaale wimmelten nämlich sechs Kinder von elf bis zu zwei Jahren herab um Lotte, deren schöne mittelgroße Gestalt durch ein schlichtes weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust vortheilhaft hervorgehoben ward.

Sie hielt ein schwarzes Brod und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit und jedes rufte so ungekünstelt sein: „Danke"! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrode vergnügt entweder wegsprang oder nach seinem stillern Charakter gelassen davonging, nach dem Hofthor zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte.

„Ich bitte um Vergebung," sagte sie, „daß ich Sie hereinbemühe und die Damen warten lasse. Ueber dem Anziehen und allerlei Bestellungen für's Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen, meinen Kindern ihr Vesper-

brod zu geben und sie wollen von Niemandem Brod geschnitten haben als von mir."

Goethe machte ihr ein unbedeutendes Kompliment. Seine ganze Seele ruhete auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen, und er hatte eben nur Zeit, sich von seiner Ueberraschung zu erholen, während sie in die Stube lief, um Handschuh und Fächer zu holen.

Die Kleinen sahen ihn aus einiger Entfernung schüchtern von der Seite an und er ging auf das jüngste los, welches ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es wich vor ihm zurück als eben Lotte wieder zur Thür hereintrat und sagte:

„Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand."

Der Knabe that dies sehr freimüthig und Goethe konnte sich nicht enthalten, ihn ungeachtet seines kleinen schmutzigen Näschens herzlich zu küssen.

„Vetter!" wiederholte er dann zu Lotte gewendet, indem er ihr die Hand reichte; „glauben Sie wirklich, daß ich des Glücks würdig sei, mit Ihnen verwandt zu sein?"

„O," entgegnete Lotte mit leichtsinnigem Lächeln, „unsere Vetterschaft ist sehr weitläufig und es sollte mir leid thun, wenn Sie der schlimmste darunter wären."

Während sie gingen, ertheilte sie der ältesten Schwester nach ihr, einem Mädchen von ungefähr elf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder Acht zu haben und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spaziergange nach Hause

käme. Den kleinen sagte sie, sie sollten dieser jüngern Schwester gehorchen als ob sie, Lotte, es selber wäre, was denn auch einige ausdrücklich versprachen. Ein kleine naseweise Blondine aber, von ungefähr sechs Jahren, sagte: „Du bist's doch nicht, Lottchen; Dich haben wir doch lieber."

Die zwei ältesten Knaben waren auf die Kutsche geklettert und auf Goethe's Fürbitte erlaubte Lotte ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken und sich recht fest anzuhalten.

Als die Brüder vor dem Walde abstiegen, begehrten sie noch einmal ihrer Schwester die Hand zu küssen, was denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von fünfzehn Jahren eigen sein kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtsinn that.

Lotte ließ die Kleinen zu Hause durch die rückkehrenden Brüder noch einmal grüßen und die Gesellschaft fuhr weiter.

Die Base fragte, ob sie mit dem Buche fertig wäre, welches sie ihr neulich geschickt hätte.

„Nein," sagte Lotte, „es gefällt mir nicht; Sie können's wieder haben. Das vorige war auch nicht besser."

„Was sind das für Bücher?" fragte Goethe.

„Es sind Romane," antwortete Lotte.

„Sind Sie eine Freundin von Romanen?" fragte er weiter. Er fand in Allem, was sie sagte, so viel Charakter, er sah mit jedem Worte neue Reize, neue Strah-

len des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervorbrechen, die sich nach und nach vergnügt zu entfalten schienen, weil sie an ihm fühlte, daß er sie verstand.

„Ja," antwortete sie; „besonders als ich jünger war, liebte ich nichts so sehr wie Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags so in ein Eckchen setzen und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unstern einer Miß Jenny Theil nehmen konnte. Ich leugne auch nicht, daß diese Art selbst jetzt noch einige Reize für mich hat."

„Ihre vielen häuslichen Geschäfte können Ihnen aber unmöglich viel Zeit zur Lectüre übrig lassen," bemerkte Goethe.

„Sehr richtig," antwortete Lotte, „aber eben deshalb, weil ich so selten an ein Buch komme, muß es dann auch recht nach meinem Geschmack sein. Am liebsten ist mir der Autor, in welchem ich meine Welt wiederfinde, bei dem es zugeht wie um mich herum, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird wie mein eigenes häusliches Leben, welches freilich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unaussprechlicher Glückseligkeit ist."

Nach einigen andern über dieses Thema gewechselten Bemerkungen kam das Gespräch auf das Vergnügen am Tanze

„Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist," sagte Lotte, „so bekenne ich mich dieses Fehlers schuldig, denn über

den Tanz geht mir nichts. Wenn mir was im Kopfe herum geht und mich quält und beunruhigt, so trommle ich mir auf meinem verstimmten Klavier einen Contretanz vor und dann ist alles wieder gut."

Wie weidete Goethe sich während dieses Gespräches an den schwarzen Augen! Wie fühlte er durch die lebendigen Lippen und die frischen muntern Wangen seine ganze Seele angezogen! Wie hörte er, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz versunken, oft kaum die Worte, mit welchen sie sich ausdrückte.

Als der Wagen Halt machte, stieg Goethe aus demselben wie ein Träumender und achtete kaum auf die Musik, die von dem erleuchteten Saal herunter entgegenschallte.

Mehrere Herren, welche der Base und Lottens Tänzer waren, empfingen die Gesellschaft am Schlage, bemächtigten sich ihrer Damen und Goethe führte die seinige hinauf.

Sie schlängelten sich in Menuets um einander herum. Goethe forderte eine Dame nach der andern auf, Lotte und ihr Tänzer begannen eine Anglaise und Goethe konnte kaum erwarten, bis Lotte in der Reihe die Figur auch mit ihm anfing.

Sie tanzte in der That herrlich. Sie war so mit ganzem Herzen und ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper war eine Harmonie und dabei war sie so sorglos und

unbefangen als wenn dies eigentlich alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte und nichts empfände.

Goethe bat sie um den zweiten Contretanz. Sie sagte ihm den dritten zu, indem sie ihm zugleich mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit von der Welt versicherte, daß sie auch herzlich gern Allemande tanze.

„Es ist," fuhr sie fort, „hier so mode, daß jedes Paar, welches zusammen gehört, bei der Allemande beisammen bleibt. Mein Cavalier walzt sehr schlecht und wird mir's sicherlich Dank wissen, wenn ich ihm die Arbeit erlasse. Ihre Dame versteht auch nicht zu walzen, während Sie, mein Herr, wie ich bei der Anglaise gesehen, es sehr gut können. Wenn Sie daher für die Allemande mein Tänzer sein wollen, so gehen Sie und bitten sich's von meinem Cavalier aus und ich will zu Ihrer Dame gehen."

Goethe war damit einverstanden und sie machten aus, daß Lottens Cavalier inzwischen seine Dame unterhalten sollte.

Nach einer Weile begann die Allemande und Lotte und Goethe ergötzten sich eine Zeitlang an mannigfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte sich die Holde!

Um zu verschnaufen, machten sie einige Touren gehend im Saale. Dann setzte Lotte sich und die Orangen, welche Goethe heimlich beiseite gebracht und welche nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung,

nur daß ihm mit jedem Schnittchen, welches sie einer unbescheidenen Nachbarin ehrenhalber zutheilte, ein Stich durch's Herz ging.

Bei der dritten Anglaise waren sie das zweite Paar. Als sie die Reihe durchtanzten und Goethe mit Wonne an Lottens Arm und Auge hing, welches voll vom wahrsten Ausdruck des offensten, reinsten Vergnügens war, kamen sie an eine Dame, welche Goethe schon wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Gesicht aufgefallen war.

Sie sah Lotten lächelnd an, hob drohend den Finger auf und nannte im Vorbeifliegen zwei Mal mit Bedeutung den Namen Albert. —

Unter diesem Namen ist in Goethe's Darstellung jener Vorgänge natürlich der bereits erwähnte Legationssecretair Kestner zu verstehen. —

„Wer ist Albert?" fragte Goethe seine Tänzerin, „wenn's nicht Vermessenheit ist, zu fragen."

Lotte stand im Begriff zu antworten, als sie sich plötzlich loslassen mußten, um eine Figur im Tanze durchzumachen. Als sie an einander vorbei kreuzten, kam es Goethe vor, als ob der heitere Ausdruck aus Lottens Augen geschwunden wäre und dagegen das Gepräge des Nachdenkens auf ihrer Stirn läge.

„Was soll ich's Ihnen leugnen?" sagte sie, indem sie

Goethe die Hand zur Promenade bot; „Albert ist ein braver Mensch, dem ich so gut wie verlobt bin.“

Goethe war dies, wie wir wissen, nichts Neues und dennoch war es ihm gewissermaßen völlig neu, weil er es sich noch nicht im Verhältniß auf sie, die ihm in so wenig Augenblicken so werth geworden war, gedacht hatte. Genug, er verwirrte sich, vergaß sich und kam zwischen das unrechte Paar hinein, so daß alles drunter und drüber ging und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um alles schnell wieder in Ordnung zu bringen.

3.

Ein Gesellschaftsspiel.

Die Blitze, welche man schon lange am Horizont leuchten gesehen und welche Goethe, um die Damen zu beruhigen, immer für Wetterleuchten ausgegeben, begannen immer stärker zu werden, so daß der Donner endlich die Musik übertäubte.

Drei Damen liefen aus der Reihe, ihre Tänzer folgten ihnen, die Unordnung ward allgemein und die Musik hörte auf. Die Frauen ergingen sich überhaupt in den wunderbarsten Grimassen.

Die Klügste setzte sich in eine Ecke mit dem Rücken gegen das Fenster und hielt sich die Ohren zu. Eine

Andere kniete vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der Ersten Schooß. Eine Dritte schob sich zwischen beide hinein und umfaßte ihre Schwesterchen mit tausend Thränen. Einige wollten nach Hause; Andere, die noch weniger wußten, was sie thaten, hatten nicht so viel Besinnungskraft, den Keckheiten der jungen Herren zu steuern, welche sehr beschäftigt zu sein schienen, alle die ängstlichen Gebete, welche dem Himmel bestimmt waren, von den Lippen der schönen Bedrängten wegzufangen.

Einige der ältern Herren hatten sich hinunter in das Erdgeschoß begeben, um in Ruhe ein Pfeifchen zu rauchen, und die übrige Gesellschaft schlug es nicht aus, als die Wirthin auf den klugen Einfall kam, ein Zimmer zu öffnen, welches Fensterläden und Vorhänge hatte.

Kaum war die Gesellschaft angelangt, so setzte Lotte eine Anzahl Stühle in einen Kreis und brachte, nachdem die Gesellschaft Platz genommen, ein Spiel in Vorschlag.

Mancher der jungen Herren spitzte schon in Hoffnung auf ein saftiges Pfand das Mäulchen und reckte die Glieder; aber damit war es nichts.

„Wir spielen Zählens," sagte Lotte. „Nun gebt Acht. Ich geh' im Kreise herum von der Rechten zur Linken und so zählt Ihr auch rings herum, jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer stockt oder sich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und so bis tausend."

Das Spiel begann und gewährte den lustigsten Anblick, den man sich denken konnte. Lotte ging mit ausgestrecktem Arm im Kreise herum. „Eins," fing der Erste an, der Nachbar „zwei," der Folgende „drei" und so weiter. Dann fing sie an geschwinder zu gehen, immer geschwinder; da versah's einer, patsch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter, der Folgende auch patsch! Und immer geschwinder.

Goethe selbst bekam auf seinen Antheil zwei Maulschellen und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß dieselben stärker seien als Lotte sie den Uebrigen zuzumessen pflegte.

Ein allgemeines Gelächter und Geschwärm endete das Spiel, ehe noch das Tausend ausgezählt war. Die Vertrautesten zogen einander beiseite, das Gewitter war vorüber und Goethe folgte Lotten in den Saal.

„Ueber den Ohrfeigen," sagte sie unterwegs, „haben sie Wetter und Alles vergessen."

Goethe wußte für den Augenblick nichts zu antworten und Lotte fuhr fort:

„Ich war eine der Furchtsamsten, indem ich mich aber herzhaft stellte, um den Andern Muth zu machen, ward ich selbst muthig."

Sie traten an's Fenster. Es donnerte noch, aber abseitwärts, der herrlichste Regen säuselte auf das Land her-

nieder und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft empor.

Lotte stand auf den Ellbogen gestützt. Ihr Blick durchdrang die Gegend. Sie schauete gen Himmel und dann auf ihren Nachbar. Er sah ihr Auge thränenvoll. Sie legte ihre Hand auf die seinige und sagte:

„Klopstock!"

Goethe erinnerte sich sofort der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versenkte sich in den Strom von Empfindungen, den sie durch diese Losung über ihn ausgoß. Er ertrug es nicht, sondern neigte sich auf ihre Hand herab, küßte dieselbe unter den wonnevollsten Thränen und blickte wieder ihr in's Auge empor.

Als man endlich vom Balle nach Hause fuhr, hatte bereits der herrlichste Sonnenaufgang begonnen. Welchen köstlichen Anblick gewährten der tröpfelnde Wald und das erfrischte Feld umher!

Lotte sah, daß die beiden andern Damen eingenickt waren, und fragte zu Goethe gewendet:

„Wenn Sie vielleicht auch ein Schläfchen machen wollen, so kehren Sie sich nicht an mich."

„So lange ich diese Augen offen sehe," antwortete Goethe und sah sie fest an, „so lange hat's keine Gefahr."

Und beide hielten munter aus bis der Wagen am Thore des Hauses vorfuhr. Die Magd öffnete leise.

„Wie steht's mit Papa und den Kindern?" fragte Lotte.

„Alle befinden sich wohl," antwortete die Magd; „sie schlafen noch."

„Leben Sie wohl, Herr Doctor," fuhr sie fort, indem sie Goethe die Hand reichte. „Ich danke für die freundliche Begleitung."

„Darf ich Sie heute besuchen?" fragte Goethe mit zitternder Erwartung.

„Warum nicht?" entgegnete Lotte und schlüpfte, indem sie ihrem Begleiter noch einmal schalkhaft zunickte, zu dem halb geöffneten Thor hinein.

„Ha, wenn sie mich liebte!" murmelte Goethe, während der Wagen weiter fuhr, vor sich hin, „wenn sie mich liebte, dann könnten Sonne, Mond und Sterne ruhig ihre Wirthschaft treiben; ich würde nicht wissen, ob Tag oder Nacht sei, und die ganze Welt wäre für mich nicht vorhanden."

Von diesem Tage an war er ein fast täglicher Gast im Hause des Deutschordensamtmann. Albert-Kestner glänzte durch seine Großmuth und Nachsicht in um so hellerem Lichte, als er seine Augen dem Zauber, welchen Goethe's Persönlichkeit ausübte, nicht verschließen konnte. Die innigste Vertraulichkeit und die größte Zärtlichkeit dauerten ohne alle Störung fort und wie edel mußten alle drei in einem solchen Verhältniß fühlen, wenn nicht kleinliche Eifersüchtelei einem gewaltsamen Bruch herbeiführen sollte.

Goethe war fortwährend in Lottens Hause, wo ihm die Kinder allemal jubelnd entgegen sprangen und ihn ausschließlich für sich allein in Anspruch zu nehmen suchten, weil er so hübsch mit ihnen spielte und ihnen so allerliebste Geschichten erzählte.

Kestner verdarb, wie oben bemerkt worden, im Vertrauen auf die Ehre seines Freundes — denn ein solcher ward ihm Goethe sehr bald — und die Treue seiner Braut das schöne Verhältniß niemals auch nur durch eine Andeutung von Eifersucht und hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn Lotte mit Goethe längere Spaziergänge machte, an welchen er selbst, überhäufter Berufsgeschäfte wegen, nicht theilnehmen konnte.

So besuchten sie einmal den Pfarrer eines etwa eine Stunde seitwärts im Gebirge liegenden Oertchens. Lotte hatte ihre zweite Schwester mitgenommen und gegen vier Uhr Nachmittags kamen sie am Orte an.

Als sie in den von zwei hohen Nußbäumen überschatteten Pfarrhof traten, saß der gute alte Mann auf der Bank vor der Hausthür. Als er Lotten sah, ward er wie neubelebt, vergaß seinen Knotenstock und wagte sich auf, ihr entgegen.

Lotte lief zu ihm hin, nöthigte ihn, sich niederzulassen, indem sie sich zu ihm setzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte seinen garstigen, schmuzigen jüngsten Buben, das Quakelchen seines Alters. Dann erhob sie die Stimme,

um seinen halbtauben Ohren vernehmlich zu werden, und erzählte ihm von jungen robusten Leuten, welche unvermuthet gestorben wären, und von der Vortrefflichkeit des Karlsbades, weshalb sie seinen Entschluß, künftigen Sommer hinzugehen, nur loben könne.

Dabei erklärte sie, er sähe jetzt viel besser aus und sei viel munterer als das letzte Mal, wo sie ihn gesehen.

Goethe machte mittlerweile der Frau Pfarrerin seine Complimente und als er dann nicht umhin konnte, die so lieblichen schattenspendenden schönen Nußbäume zu loben, ward der alte Pfarrer vollständig munter und fing an, wiewohl mit einiger Beschwerde, die Geschichte dieser Bäume zu erzählen.

„Den alten," sagte er, „wissen wir nicht, wer den gepflanzt hat; Einige sagen dieser, Andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten ist so alt als meine Frau, im October fünfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn an demselben Tage, wo sie geboren ward. Er war mein Vorfahr im Amt und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter auf einem Balken und strickte, als ich vor siebenundzwanzig Jahren als armer Student zum ersten Mal hier in den Hof kam."

Lotte fragte nach seiner Tochter und bekam zur Antwort, sie sei mit Herrn Schmidt auf die Wiese hinaus zu den Arbeitern, und der Alte erzählte weiter, wie sein Vor-

fahr und die Tochter dazu ihn lieb gewonnen und wie er erst sein Vicar und dann sein Nachfolger geworden.

Diese Geschichte war noch nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerin mit dem genannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam. Sie bewillkommnete Lotten mit herzlicher Wärme und gefiel auch Goethe gar nicht übel, denn sie war eine rasche wohlgewachsene Brünette, die einen die kurze Zeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte.

Ihr Liebhaber — denn als solchen stellte Herr Schmidt sich sogleich dar — war ein feiner, obschon stiller Mensch, der sich nicht in das allgemeine Gespräch mischen wollte, obgleich Lotte ihn immer mit hineinzog.

Goethe glaubte an den Gesichtszügen des jungen Mannes zu bemerken, daß es mehr Eigensinn und übler Humor als Beschränktheit des Verstandes sei, was ihn hinderte, sich mitzutheilen.

In der Folge trat dies leider nur allzu deutlich hervor, denn als Friederike beim Spazierengehen mit Lotte und gelegentlich auch mit Goethe ging, ward Herrn Schmidt's Gesicht, welches ohnehin von etwas bräunlicher Farbe war, so dunkel, daß Lotte ihren Begleiter am Aermel zupfte und ihm zu verstehen gab, daß er mit Friederiken zu artig gethan.

Goethe konnte es fast nie ruhig mit ansehen, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, wo sie für alle

Freuden am offensten sein könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben und erst zu spät das Unersetzliche ihrer Verschwendung einsehen.

Als man daher gegen Abend in den Pfarrhof zurückgekehrt war, sich zu einem frugalen Abendbrod niedergesetzt hatte und das Gespräch auf Freude und Leid der Welt kam, konnte Goethe nicht umhin, den Faden zu ergreifen und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden.

„Wir Menschen," hob er an, „beklagen uns oft, daß der guten Tage zu wenig sind und der schlimmen zu viel, aber, wie es mich dünkt, meist mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, was uns Gott für jeden Tag bereitet, so würden wir alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt."

„Wir haben aber unser Gemüth nicht in unserer Gewalt," entgegnete die Pfarrerin. „Wie viel hängt vom Körper ab! Wenn einem nicht wohl ist, ist's einem überall nicht recht."

Goethe gestand dies zu und fuhr dann fort:

„Wir wollen es also als eine Krankheit betrachten und fragen, ob dagegen kein Mittel sei."

„Das läßt sich hören," sagte Lotte. „Ich für meine Person glaube wenigstens, daß viel von uns selbst abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas neckt und mich verdrießlich machen will, so spring' ich auf und sing ein

paar Contretänze den Garten auf und ab, gleich ist's weg."

„Das war's eben, was ich sagen wollte," bemerkte Goethe. „Es ist mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit, denn sie ist auch wirklich eine Art von Trägheit. Unsere Natur hängt sehr dahin und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, so geht uns die Arbeit frisch von der Hand und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen."

Friederike war sehr aufmerksam, sagte aber nichts, ihr Verehrer jedoch wendete ein:

„Der Mensch ist nicht Herr über sich selbst und kann am allerwenigsten über seine Empfindungen gebieten."

„Hier ist die Frage von einer unangenehmen Empfindung, die doch Jedermann gern los ist, und Niemand weiß, wie weit seine Kräfte gehen, bis er sie versucht hat," antwortete Goethe. „Gewiß, wer krank ist, wird bei allen Aerzten herum fragen und die größten Resignationen, die bittersten Arzneien wird er nicht abweisen, um seine gewünschte Gesundheit wieder zu erlangen."

Als er bemerkte, daß der ehrliche alte Pfarrer sein Gehör anstrengte, um an dem Gespräch theilzunehmen, wendete er sich mit erhobener Stimme gegen ihn und fuhr fort:

„Man predigt gegen so viele Laster, ich habe aber

noch nie gehört, daß man auch vom Predigtstuhle gegen die üble Laune gearbeitet hätte."

„Das müssen die Stadtpfarrer thun," entgegnete der alte Pastor; „die Bauern haben keinen bösen Humor. Doch schaden könnte es zuweilen auch nicht; es wäre wenigstens eine Lection für meine Frau und für den Herrn Amtmann."

Die Gesellschaft lachte und der alte Pfarrer herzlich mit, bis er in einen Husten verfiel, welcher die Conversation auf eine Zeit unterbrach. Dann nahm Herr Schmidt wieder das Wort und sagte zu Goethe gewendet:

„Sie nannten den bösen Humor ein Laster; mich däucht, das ist übertrieben."

„Mit nichten," antwortete Goethe, „wenn das, womit man sich selbst und seinem Nächsten schadet, diesen Namen verdient. Ist es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müssen wir einander auch noch das Vergnügen rauben, welches jedes Herz sich manchmal selbst gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menschen, der übler Laune ist und so brav dabei, sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freude um sich her zu zerstören? Oder ist sie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns selbst, welches immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir sehen

glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machen, und das ist uns unerträglich."

Lotte lächelte Goethe an als sie die Bewegung sah, womit er sprach, und eine Thräne in Friederikens Auge spornte ihn, fortzufahren.

„Wehe Denen," sagte er, „welche sich der Gewalt, die sie über ein Herz haben, bedienen, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkeimen. Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt ersetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an sich selbst, den uns eine neidische Unbehaglichkeit unseres Tyrannen vergällt hat."

Goethe's Herz war voll in diesem Augenblick. Die Erinnerung an so manches Vergangene drängte sich an seine Seele. Er dachte an Käthchen Schönkopf, die er so oft durch seine Launen gemartert; er dachte an Friederike von Sesenheim, die er so bitter getäuscht, und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Wer sich das nur täglich sagte!" rief er aus. „Wer sich nur sagte: Du vermagst nichts für Deine Freunde als ihnen ihre Freude zu lassen und ihr Glück zu vermehren, indem Du es mit ihnen genießest. Vermagst Du, wenn ihre innere Seele von einer ängstigenden Leidenschaft gequält, vom Kummer zerrüttet ist, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben? — Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, welches Du in blühenden Tagen untergraben hast, und sie nun da

liegt in dem erbärmlichsten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht und der Todesschweiß auf der blassen Stirne abwechselt und Du vor dem Bette stehst, wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, daß Du nichts vermagst mit Deinem ganzen Vermögen, und die Angst Dich inwendig krampft, daß Du alles hingeben möchtest, um dem untergehenden Geschöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können!"

Die Erinnerung an eine solche Scene, welcher Goethe beigewohnt, kam bei diesen Worten mit ganzer Gewalt über ihn. Er drückte sich das Taschentuch vor die Augen und verließ die Gesellschaft, bis Lottens Stimme, die ihm zurief: „Wir wollen fort!" ihn wieder zu sich selbst brachte.

4.

Selbstmordgedanken.

Goethe's Leidenschaft für Lotte stieg in einem beunruhigenden Grade, ohne daß ihm von der Angebeteten eine directe Ermuthigung gegeben worden wäre, und während Kestner, ihr Verlobter, seine würdige, vertrauensvolle Haltung bewahrte.

Näherstehende Freunde schüttelten bedenklich die Köpfe und fragten sich, was aus einem so abnormen Verhältniß endlich werden solle. Auch Goethe legte sich diese Frage

oft genug selbst vor; aber, wie er sich auch den Kopf zersinnen mochte, er fand keine Antwort darauf.

Lotte jemals die Seine zu nennen, konnte er nur hoffen, wenn ein ihm günstiger Zufall Wunder wirkte, und ihr zu entsagen, dazu fehlte ihm der Muth.

Kein Wunder, wenn er endlich diese Marter als eine Strafe betrachtete, welche ihm das Schicksal für das schwere Unrecht auferlegt, dessen er sich an andern liebenden Herzen schuldig gemacht, und wenn er sich gedrängt fühlte, seinem Leben ein Ende zu machen, sowohl um Gerechtigkeit an sich selbst zu üben, als auch um Erlösung von seinen Qualen zu finden.

Die Stimmung, in welcher er sich während dieser Zeit befand, läßt sich am besten nach den Worten beurtheilen, womit er sie selbst im „Werther" schildert.

Wir lassen deshalb den betreffenden Abschnitt — natürlich mit den durch die Form unserer Erzählung gebotenen Abänderungen und Kürzungen — folgen und bemerken blos noch, daß, eben so wie früher, Lottens Verlobter hier mit dem Namen Albert bezeichnet ist.

Eines Tages kam Goethe zu ihm, um Abschied von ihm zu nehmen, denn er fühlte sich von der Lust angewandelt, einen Ritt in's Gebirge zu unternehmen. Während er in der Stube auf und abging, fielen ihm Alberts Pistolen in die Augen.

„Borge mir die Pistolen zu meiner Reise," sagte er.

„Meinetwegen," entgegnete Albert, „wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, sie zu laden. Bei mir hängen sie nur pro forma."

Goethe nahm eine herunter und Albert fuhr fort:

„Seit mir meine Vorsicht einen so unartigen Streich gespielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben."

Goethe war neugierig, die Geschichte zu wissen.

„Ich hielt mich," erzählte Albert, „wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bei einem Freund auf, hatte ein Paar Terzerole ungeladen und schlief ruhig. Einmal an einem regnigten Nachmittage, da ich müßig sitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt, wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerole nöthig haben und könnten — Du weißt ja, wie das ist. Ich gab sie dem Bedienten, sie zu putzen und zu laden, und der dahlt mit den Mädchen, will sie erschrecken und Gott weiß wie, das Gewehr geht los, während der Ladestock noch drinnen steckt und schießt ihn einem der Mädchen in die rechte Hand und zerschmettert ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren und die Kur zu bezahlen obendrein und seit der Zeit laß ich alles Gewehr ungeladen. Lieber Schatz, was ist Vorsicht? Die Gefahr läßt sich nicht auslernen. Zwar —"

Goethe hörte, während Albert sich weiter in den Text vertiefte, endlich gar nicht weiter darauf, verfiel in Grillen und drückte sich mit einer auffallenden Geberde die Mündung der Pistole über's rechte Auge an die Stirn.

„Pfui," sagte Albert, indem er ihm die Pistole herabzog; „was soll das?"

„Die ist nicht geladen," sagte Goethe.

„Wenn auch, was soll's?" versetzte Albert ungeduldig. „Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so thöricht sein kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen."

„Daß Ihr Menschen," rief Goethe, „um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: Das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das alles heißen? Habt Ihr deswegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? Wißt Ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet Ihr das, Ihr würdet mit Euren Urtheilen nicht so eilfertig sein."

„Du wirst mir zugeben," sagte Albert, „daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen, aus welchem Beweggrunde sie wollen."

Goethe zuckte die Achseln und gab's ihm zu, hob aber dann an:

„Doch, mein Lieber, finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster; verdient aber der Mensch, der um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, Mitleid oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues

Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, welches in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Selbst unsere Gesetze, die kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren und halten ihre Strafe zurück."

„Das ist etwas ganz Anderes," entgegnete Albert. „Ein Mensch, den seine Leidenschaft hinreißen, verliert alle Besinnungskraft und wird dann als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen."

„Ach, Ihr vernünftigen Leute," rief Goethe lächelnd, „Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnahme da, ihr sittlichen Menschen. Ihr scheltet den Trinker, verabscheuet den Unsinnigen, geht vorbei wie der Priester und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat wie einen von diesen. Ich bin mehr als ein Mal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn und beides reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes, etwas Unmöglichscheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. — Aber auch im gemeinen Leben ists unerträglich, fast einen jeden bei halbweg einer freien, edeln, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Mensch ist trunken, der ist närrisch! Schämt euch, ihr Nüchternen! schämt euch, ihr Weisen!"

„Das sind nun wieder solche Grillen von Dir," sagte

Albert. „Du überspannst alles und hast wenigstens hier gewiß Unrecht, daß Du den Selbstmord, wovon jetzt die Rede ist, mit großen Handlungen vergleichst, da man es doch für nichts Anderes als eine Schwäche halten kann; denn ganz gewiß ist es leichter, zu sterben, als ein qualvolles Leben standhaft zu ertragen."

„Wie, Du nennst das Schwäche?" versetzte Goethe mit einiger Lebhaftigkeit. „Ich bitte Dich, laß Dich vom Anscheine nicht verführen! Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen seufzt, darfst Du das schwach heißen, wenn es endlich aufgährt und seine Ketten zerreißt? Ein Mensch, der über dem Schrecken, daß das Feuer sein Haus ergriffen hat, alle Kräfte gespannt fühlt und mit Leichtigkeit Lasten wegträgt, die er bei ruhigem Sinn kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechsen aufnimmt und sie überwältigt, sind die schwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anstrengung Stärke ist, warum soll die Ueberspannung das Gegentheil sein?"

Albert sah seinen Freund an und sagte:

„Nimm mir's nicht übel; die Beispiele, die Du da giebst, scheinen gar nicht hierher zu gehören."

„Es mag sein," sagte Goethe; „man hat mir schon öfter vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an Radotage grenze. Laßt uns denn sehen, ob wir uns auf eine andere Weise vorstellen können, wie dem Menschen

zu Muthe sein mag, der sich entschließt, die sonst angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur in so fern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden."

Nach einer kurzen Pause, während welcher Albert seinen Freund erwartungsvoll ansah, fuhr dieser fort:

„Die menschliche Natur hat ihre Grenzen. Sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen; sobald dieser überstiegen ist, geht sie zu Grunde. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist, sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauern kann, es mag nun moralisch oder körperlich sein, und ich finde es eben so wunderbar, zu sagen: der Mensch, der sich das Leben nimmt, ist feig, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt."

„Paradox! sehr paradox!" rief Albert.

„Nicht so sehr als Du denkst," entgegenete Werther-Goethe. „Du giebst mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhelfen und durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzustellen fähig ist. Laß uns dies nun auf den Geist anwenden. Sieh den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken und Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende

Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zu Grunde richtet. Vergebens, daß der gelassene vernünftige Mensch den Zustand des Unglücklichen übersieht, vergebens, daß er ihm zuredet! Ebenso wie ein gesunder, der am Bette des kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das Geringste einflößen kann."

Albert fand dies zu allgemein gesprochen.

Goethe erinnerte ihn an ein Mädchen, welches man vor weniger Zeit im Wasser todt gefunden, und wiederholte ihm ihre Geschichte. Ein gutes Geschöpf, das in dem engen Kreise häuslicher Beschäftigungen, wöchentlicher bestimmter Arbeit herangewachsen war, das weiter keine Aussicht von Vergnügen kannte als etwa Sonntags in einem nach und nach zusammengeschafften Putze mit ihres Gleichen um die Stadt spazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feste ein Mal zu tanzen und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichsten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes oder einer üblen Nachrede mit einer Nachbarin zu verplaudern. — Die feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfnisse, die durch die Schmeicheleien der Männer vermehrt werden. Ihre vorigen Freuden werden ihr nach und nach unschmackhaft, bis sie endlich einen Menschen antrifft, zu welchem ein unbekanntes Gefühl sie unwiderstehlich hinreißt, auf den sie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um sich vergißt, nichts hört, nichts sieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, sich nur

sehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügungen einer unbeständigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen gerade nach dem Zwecke. Sie will die Seinige werden, sie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, welches ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen sie sich sehnte. Wiederholtes Versprechen, welches ihr die Gewißheit aller Hoffnung besiegelt, kühne Liebkosungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele. Sie schwebt in einem dumpfen Bewußtsein, in einem Vorgefühl aller Freuden, sie ist bis auf den höchsten Grad gespannt, sie streckt endlich die Arme aus, um all ihre Wünsche zu umfassen — und ihr Geliebter verläßt sie. — Erstarrt, ohne Sinne, steht sie vor einem Abgrunde; alles ist Finsterniß um sie her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung; denn der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Dasein fühlte. Sie sieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verlust ersetzen könnten, sie fühlt sich allein, verlassen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entsetzlichen Noth ihres Herzens, stürzt sie sich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu ersticken.

„Sieh, Albert," fuhr Goethe fort, „das ist die Geschichte so manches Menschen und sag', ist das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte,

und der Mensch muß sterben. Wehe Dem, der zusehen und sagen könnte: Die Thörin! hätte sie gewartet, hätte sie die Zeit wirken lassen, die Verzweiflung würde sich schon gelegt, es würde sich schon ein Anderer, sie zu trösten, vorgefunden haben. — Das ist eben so als wenn einer sagte: Der Thor stirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich gelegt hätte, alles wäre dann gut gegangen und er lebte noch bis auf den heutigen Tag."

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anschaulich war, wendete noch Einiges ein und unter Andern, sein Freund hätte nur von einem einfältigen Mädchen gesprochen; wie aber ein Mensch von Verstande, der nicht so beschränkt sei, der mehr Verhältnisse übersehe, zu entschuldigen sein möchte, das könne er nicht begreifen.

„Mein Freund," rief Goethe-Werther aus, „der Mensch ist Mensch und das Bischen Verstand, was einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet und die Grenzen der Menschheit einen drängen. Vielmehr — ein andermal davon," setzte er hinzu und griff nach seinem Hute.

O, ihm war das Herz so voll und sie trennten sich ohne einander verstanden zu haben, wie denn auf dieser Welt keiner leicht den Andern versteht.

5.

Werther-Jerusalem.

Zu derselben Zeit, wo Goethe in Wetzlar weilte, befand sich eine andere Persönlichkeit dort, welche demselben Gesellschaftskreise angehörte und eine der Hauptpersonen unserer Erzählung ist.

Es war dies der Sohn des bekannten protestantischen Abts Jerusalem von Riddagshausen, ein hübscher, blonder junger Mann mit sanften blauen Augen und ruhig melancholischen Zügen. Er war in Wetzlar Secretair bei der braunschweigischen Gesandtschaft, folglich ein College von Goué.

Er war ungemein vielseitig gebildet und bewies durch mehrere philosophische Abhandlungen über die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstrakten Begriffe, über die Freiheit, über die Mendelssohn'sche Theorie vom sinnlichen Vergnügen, über die vermischten Empfindungen u. s. w., den Drang zu deutlicher Erkenntniß und das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen.

Er war, wie Lessing, der diese Abhandlungen nach dem Tode des Verfassers herausgab, sagt, der Geist der kalten Betrachtung, aber ein warmer Geist, der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte.

In seiner melancholischen Stimmung stellte er oft Betrachtungen über den Selbstmord an und wußte denselben mit theoretischen Gründen zu vertheidigen. Diese Melancholie und diese Betrachtungen gewannen durch eine unglückliche Leidenschaft für die Gattin eines seiner Freunde an Einfluß und Bedeutung.

Goethe und Jerusalem sahen einander nur wenig, denn Jerusalem war schüchtern, empfindsam und zurückhaltend, eben so wie er schon vor Jahren in Leipzig gewesen, wo er gleichzeitig mit Goethe studirt. Dennoch aber kannte letzterer ihn hinreichend, um seine Persönlichkeit und sein Schicksal zum Gegenstand eines Romans zu machen, mit dessen Helden er sich in gewisser Beziehung selbst verschmolz.

Jerusalems unglückliche Leidenschaft und Goethe's unglückliche Leidenschaft hätte, wie Lewes sagt, ein Band der Vereinigung zwischen beiden jungen Männern sein sollen. In der That und Wahrheit aber konnte Goethe's Leidenschaft kaum eine unglückliche genannt werden; es war vielmehr eine wonnig unruhige Leidenschaft. Liebe im tiefem, alles Andere ausschließendem, rücksichtslosem Sinne war es nicht, sondern vielmehr eine eingebildete Leidenschaft, bei welcher der Dichter mehr zu thun hatte als der Mensch.

Lotte regte seine Einbildungskraft auf. Ihre Schönheit, ihre ruhige Heiterkeit, ihr liebreiches Wesen bezauberten ihn. Seine romantische Stellung erhöhete diesen

Zauber dadurch, daß sie seinen Gefühlen eine ihm selbst unbewußte Sicherheit gab.

Wäre Lotte frei gewesen, so läßt sich nach den Proben, die er bis dahin von seinem Charakter gegeben, fast mit Gewißheit annehmen, daß er nach kurzer Bekanntschaft sich von ihr eben so treulos abgewendet haben würde, wie von Friederike. Er war blos unruhig, ungeduldig, obschon er sich in gewissem Sinne allerdings unglücklich fühlte. Er glaubte in Lotte sterblich verliebt zu sein, während er doch in Wahrheit nur den Gefühlen Spielraum zu geben liebte, welche durch Lotte in ihm erweckt wurden.

So verging der Sommer. Im August machte Goethe einen kleinen Ausflug nach Gießen, um Professor Höpfner zu besuchen, der einer der thätigsten Mitarbeiter an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen war.

Eben so wie Goethe bei dem Pfarrer Brion in Sesenheim zuerst in der Rolle eines armen, schüchternen, unbeholfenen Studenten aufgetreten war, so erschien er auch bei Höpfner als solcher, was ihn, da ihn dieser nur aus dem gepflogenen schriftlichen Verkehr kannte, natürlich sehr leicht werden mußte.

Die Komödie endete damit, daß er sich mit dem Ausruf: „Ich bin Goethe!“ dem Professor in die Arme warf.

Zufällig war gerade damals sein Freund, der Kriegszahlmeister Merck, in Gießen anwesend und er beredete die-

sen, mit ihm nach Wetzlar zurückzukehren und Lotte kennen zu lernen.

Merck erfüllte den Wunsch des Freundes und ward von Lottens liebenswürdiger Erscheinung und bezauberndem Wesen in der That im höchsten Grade betroffen gemacht.

Dennoch fand er es gerathen, Goethe nichts von diesem Eindruck merken zu lassen, sondern es vielmehr sonderbar zu finden, daß sein junger Freund seine Huldigungen nicht lieber einer Freundin Lottens darbrachte, welche, abgesehen von ihrem junonischen Wuchse und ihren sonstigen Reizen, auch vor Lotte noch den Vorzug besaß, daß ihr Herz noch eben so frei war als ihre Hand.

Aber eine so leicht zu gewinnende Beute hatte für Goethe keinen Reiz. Er wollte unglücklich lieben und sich vielleicht durch die Hoffnungslosigkeit seiner Neigung zu Lotte für das an Friederike begangene Unrecht selbst kasteien.

Dennoch aber blieben Merck's Vorstellungen nicht ohne Wirkung, sondern beschleunigten die Entwickelung, besonders da Goethe's Stellung ohnehin mit jedem Tage unhaltbarer ward.

Endlich verstand er sich dazu, sich loszureißen und Merck auf einem Ausfluge den Rhein hinunter zu begleiten. Es war die höchste Zeit. Welches künstliche Element auch die Haupttriebfeder seiner Leidenschaft sein mochte, so war die Situation eine höchst gefahrvolle geworden und

längeres Verweilen würde zuletzt eine wirkliche und verzweifelte Leidenschaft hervorgerufen haben. Flucht war die einzige Rettung.

Merck reiste voran und verließ Wetzlar, nachdem er mit Goethe verabredet, daß dieser in Koblenz mit ihm zusammentreffen solle. Eben so wie letzterer sich aus Leipzig entfernt, ohne von Käthchen Schönkopf Abschied zu nehmen, so verließ er auch Wetzlar ohne Lotte Lebewohl zu sagen. Nur von Friederike hatte er sich nicht überwinden können, ohne Abschiedswort zu scheiden, aber jener furchtbare Tag stand mit allen seinen Qualen und Martern noch zu lebhaft in seiner Erinnerung als daß er eine Wiederholung desselben herbeizuführen gewünscht hätte.

Mittags am Tage vor seiner Abreise aß er noch mit bei Kestner im Garten; Kestner wußte nicht, daß es das letzte Mal war. Abends fand er sich im deutschen Hause ein, wo er mit Lotte und Kestner ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, von Fortgehen und Wiederkommen u. s. w. hatte. Den Anstoß zu diesem Gespräch gab jedoch nicht er, sondern Lotte, und sie machten mit einander aus, wer zuerst von ihnen stürbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande des Lebens im Jenseits geben.

Als Goethe gute Nacht nahm, war er sehr niedergeschla-

gen, denn er wußte, daß er den nächstfolgenden Morgen Wetzlar verlassen wollte.

Am nächstfolgenden Morgen, um sieben Uhr, reiste er wirklich ab. Ein Herr von Born begleitete ihn zu Pferde bis gegen Braunfels und meldete bei seiner Rückkehr, daß Goethe fortwährend sehr niedergeschlagen gewesen. An Kestner hatte er ein Packet Bücher nebst einem Billet zurückgelassen. Letzteres lautete:

„Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen inneliegenden. Ich war sehr gefaßt, aber euer Gespräch hat mich auseinandergerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblick nichts sagen, als: Leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen geh ich. O mein armer Kopf!"

Auf dem an Lotte beigeschlossenen Zettel stand Folgendes:

„Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mir's bei Deinem Reden um's Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich sie sehe. Nicht das letzte Mal und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte Euch auf den Discurs. Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte, ach mir war's um hienieden zu thun, um ihre Hand, die ich zum letzten Mal küßte. Das Zimmer, in das ich nie wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letzten Mal begleitete. Ich

bin nun allein und darf weinen; ich lasse euch glücklich und gehe nicht aus eurem Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben: Er ist fort. Ich mag nicht weiter."

Als Lotte dieses Billet las, traten ihr die Thränen in die Augen, denn seine Abreise betrübte sie aufrichtig. Dennoch war es ihr lieb, daß er fort war. Sie sprach mit ihrem Verlobten diesen Abend von weiter nichts als von Goethe, denn Kestner konnte ebenfalls an weiter nichts denken als an ihn. Ein zufällig anwesender einfältiger Mensch tadelte die Art und Weise, auf welche Goethe sich entfernt, Kestner aber nahm den Abwesenden sofort in Schutz und zwar mit großem Eifer. —

In Koblenz angelangt, ward Goethe von der edlen Familie des Geheimraths Laroche, wo Merck ihn bereits angekündigt hatte, sehr freundlich empfangen und bald als ein Glied derselben betrachtet.

Frau von Laroche hatte einen Roman unter dem Titel „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" geschrieben. Goethe recensirte denselben in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen auf sehr günstige Weise. Wahrscheinlich ward er hierzu besonders durch seine vorübergehende Liebe zu der ältesten Tochter Maximiliane bewogen, welche später die Mutter der excentrischen Bettina ward.

Von Koblenz kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er

sich, den Wunsch seines Vaters erfüllend, wieder eifrig mit juristischen Arbeiten beschäftigte.

Daneben vergaß er nicht, Briefe voll leidenschaftlicher Bekenntnisse und zärtlicher Erinnerungen an Lotte und Kestner zu schreiben.

„Gott segne euch, lieber Kestner," sagte er gleich in einem der ersten dieser Briefe, „und sagt Lotten, daß ich manchmal mir einbilde, ich könne sie vergessen, daß mir aber dann ein Recidiv über den Hals kommt und es schlimmer mit mir wird als jemals."

Dabei spricht er den Wunsch aus, wieder einmal zu ihren Füßen zu sitzen und ihre kleinen Geschwister auf sich herumklettern zu lassen.

Er schreibt in poetisch wehmuthsvollem Tone, aber wenn wieder einmal ein Gedanke an Selbstmord in ihm auftaucht, so ist es nur einer von den vielen Gedanken, die seinen Geist durchzucken.

Als im October desselben Jahres (1772) sich das falsche Gerücht verbreitete, sein Freund Goué, der unübertreffliche Zecher und Präsident der Tafelrunde in Wetzlar, habe sich erschossen, schrieb er sofort an Kestner:

„Melden Sie mir doch gleich, wie sich die Nachrichten von Goué confirmiren. Ich ehre auch solche That und bejammere die Menschheit und laß alle Kerle von Philistern Tabaksrauchs-Betrachtungen darüber machen

und sagen: Da habt ihr's. Ich hoffe jedoch nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden."

In den ersten Tagen des November erschien er in Begleitung Schlosser's wieder in Wetzlar, wo er, in einem fortwährenden Wonnetaumel befangen, vier Tage verweilte.

Als er wieder zu Hause angelangt war, schrieb er an Kestner.

„Gewiß, Kestner, es war Zeit, daß ich ging. Gestern Abend hatte ich recht hängerliche und hängenswerthe Gedanken auf dem Kanapee. Und wenn ich wieder denke, wie ich von Wetzlar zurückkomme, so ganz über meine Hoffnung Liebempfangen geworden zu sein, bin ich viel ruhiger. Ich gesteh's Ihnen, es war mir halb Angst, denn das Unglück ist mir schon oft widerfahren. Ich kam mit ganzem, vollem, warmem Herzen. Lieber Kestner, da ist's ein Höllenschmerz, wenn man nicht empfangen wird wie man kommt. Aber so — Gott geb euch ein langes Leben wie mir die paar Tage waren."

Es dauerte nicht lange, so erfuhr er, daß das Gerücht von Goué's Selbstmord unbegründet gewesen, fast gleichzeitig aber erhielt er die Nachricht, daß der junge Jerusalem sich erschossen habe.

Dieser junge Mann, dessen wir schon oben gedacht, hatte eine unglückliche Liebe zu der Gattin eines Freundes, des Secretairs Hebenstreit, im Herzen getragen. Die

tugendhafte Frau hatte alle seine Erklärungen mit Milde und Schonung, aber auch zugleich mit Würde und Bestimmtheit zurückgewiesen und ihn dadurch zur Verzweiflung gebracht.

Auch in anderer Beziehung hatte er Demüthigungen zu erfahren gehabt. So hatte man zum Beispiel ihn, den Bürgerlichen, einmal aus einer adeligen Gesellschaft hinausgewiesen.

Alles dies zusammengenommen brachte den von jeher zur Schwermuth geneigt gewesenen jungen Mann zu dem Entschluß, sich das Leben zu nehmen, einem Entschluß, den er auch wirklich in Ausführung brachte.

Auf Goethe machte diese Kunde einen erschütternden Eindruck.

„Der unglückliche Jerusalem!“ sagt er darüber in einem Briefe an Lottens Verlobten. „Die Nachricht war mir schrecklich und unerwartet. Es war gräßlich, zum angenehmsten Geschenk der Liebe diese Nachricht zur Beilage. Der Unglückliche! Aber die Teufel, welche sind die schändlichen Menschen, die nichts genießen denn Spreu der Eitelkeit, und Götzenlust in ihrem Herzen haben und Götzendienst predigen und hemmen gute Natur, und übertreiben und verderben die Kräfte, sind schuld an diesem Unglück; hole sie der Teufel, ihr Bruder. — — — — — Der arme Junge! Wenn ich zurückkam vom Spatziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt' ich: er ist verliebt. Lotte

muß sich noch erinnern, daß ich drüber lächelte. Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben und — seit sieben Jahren kenne ich die Gestalt. Ich habe wenig mit ihm geredt. Bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit. Das will ich behalten und sein gedenken so lange ich lebe."

Goethe war zu jener Zeit selbst öfters wieder von Selbstmordgedanken heimgesucht worden. In der ansehnlichen Waffensammlung, die er besaß, befand sich auch ein kostbarer wohlgeschliffener Dolch. Diesen legte er jederzeit neben das Bett und ehe er das Licht auslöschte, versuchte er, ob es ihm wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze einige Zoll tief in seine Brust zu senken.

Dies wollte ihm aber niemals gelingen und er lachte daher zuletzt sich selbst aus, warf, wie er in „Dichtung und Wahrheit" sagt, alle hypochondrischen Fratzen hinweg und beschloß zu leben.

Um dies aber mit Heiterkeit thun zu können, mußte er eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wobei alles, was er über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte.

Er sammelte zu diesem Zwecke die Elemente, die sich in den letztvergangenen Jahren in seinen Gedanken herumgetrieben, und vergegenwärtigte sich die Fälle, die ihn am meisten gedrängt und geängstigt.

Dennoch aber wollte sich nichts gestalten, denn es fehlte

ihm eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sich alle diese Gedanken und Fälle verkörpern konnten.

Da auf einmal erfuhr er die Nachricht von Jerusalem's freiwilligem Tode, die genaueste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs folgte unmittelbar auf die erste Kunde und in demselben Augenblick fand Goethe den Plan zum „Werther".

„Das Ganze," sagte er, „schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, welches eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, sogleich in festes Eis verwandelt wird."

6.

„Die Leiden des jungen Werther."

Goethe war um so mehr bedacht, den seltsamen Gewinn, welchen der Tod des jungen Jerusalem ihm brachte, festzuhalten und ein Werk zu schaffen, welches eine Verschmelzung seiner eigenen Liebesleiden mit dem Schicksale des jungen Selbstmörders zum Gegenstand hätte, als er nach seiner Losreißung von Lotte in Bezug auf seinen Herzenszustand schon wieder in eine peinliche Lage gerathen war — eine Lage, von welcher nichts als Unmuth, wo nicht Verdruß zu fürchten stand.

Frau von Laroche in Koblenz, in deren Hause Goethe, nachdem er Wetzlar verlassen, wie wir oben erzählt, so

freundliche Aufnahme gefunden, hatte ihre ebenfalls bereits erwähnte älteste Tochter Maximiliane bald nach Goethe's Besuch in Koblenz nach Frankfurt, wo er sich jetzt befand, verheirathet. Hier besuchte sie dieselbe oft und erging sich dabei in allerlei Klagen, so daß man glauben mußte, ihre Tochter sei sehr unglücklich vermählt, obschon sich aus nichts abnehmen ließ, worin das Unglück eigentlich bestünde.

Goethe setzte sein früheres Verhältniß zu Maximiliane, welches er in seiner Lebensgeschichte für ein geschwisterliches ausgiebt, nach ihrer Verheirathung fort. Die Jahre stimmten überein und übrigens war Goethe auch in dem ganzen um Maximiliane versammelten Gesellschaftskreise der Einzige, an welchem sie noch einen Wiederklang jener geistigen Töne vernahm, an welche sie von Jugend auf gewöhnt gewesen.

So lebten die beiden in kindlichem Vertrauen zusammen fort und obgleich ihr Umgang von aller Leidenschaftlichkeit frei war, so war er doch ein überaus peinlicher. Maximiliane wußte sich nicht in ihre neue Umgebung zu finden, besonders da sie sich hier schon als Mutter einiger Stiefkinder zu benehmen hatte.

Lange konnte ein so unerträglicher Zustand nicht dauern. Aller Lebensüberdruß, der aus solchen schiefen Verhältnissen hervorzugehen pflegt, schien doppelt und dreifach auf Goethe zu lasten, und es bedurfte eines neuen g altsa-

men Entschlusses von seiner Seite, um ihn, wie von Lotte, so auch von Maximiliane zu befreien.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß er dem Geisteswerke, zu welchem seine eigenen Erlebnisse und Empfindungen ihm in Verbindung mit Jerusalem's Tod Stoff und Anstoß gaben, alle die Gluth einhauchte, welche zwischen dem dichterischen und dem wirklichen keine Unterscheidung zuläßt.

Demgemäß faßte er alles zusammen, was einigen Bezug auf seinen Vorsatz hatte, legte dagegen alles, was nicht unmittelbar hierher gehörte, innerlich beiseite und wiederholte sich sein nächstvergangenes Leben, von dessen Inhalt er noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte.

Gleichzeitig schloß er sich auch äußerlich nach allen Seiten hin ab, verbat sich sogar den Besuch seiner Freunde und schrieb nach allen diesen langen geheimen Vorbereitungen binnen vier Wochen, ohne sich vorher einen schriftlichen Plan zum Ganzen oder zu einzelnen Theilen desselben entworfen zu haben, das Werk, welches unter dem Titel: „Die Leiden des jungen Werther" so ungeheures Aufsehen machen sollte.

Es waren mittlerweile, seit seiner Trennung von Lotte, über zwei Jahr verflossen. Sie hatte sich während dieser Zeit mit Kestner vermählt und Goethe sich bei dieser Gelegenheit die Erlaubniß erbeten, die Trauringe bestellen zu dürfen.

Im Mai erhielt er zu seiner Ueberraschung die frohe Kunde, daß Lotte Mutter eines Sohnes geworden sei, welcher nach ihm in der Taufe den Namen Wolfgang erhalten sollte.

„Ich," sagte Goethe in seiner Antwort auf diese Nachricht, „ich schicke euch ehestens einen Freund, der viel Aehnliches mit mir hat. Ich hoffe, ihr sollt ihn gut aufnehmen. Er heißt Werther und ist und war — doch das mag er euch selbst erklären."

Das Erscheinen des Buches, welches der Leipziger Buchhändler Weygand in Verlag nahm, verzögerte sich bis zum Monat September des genannten Jahres. Sobald Goethe Exemplare davon erhielt, schickte er eins davon an Lotte mit den schriftlichen Worten:

„Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen und auch dieses Exemplar ist mir so werth als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte; ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es Niemand berühre. O Lotte! — Und ich bitte Dich, laß es außer Meyers Niemand jetzo sehen. Es kommt erst die Leipziger Messe in's Publikum. Ich wünschte, jedes läs' es allein für sich, Du allein, Kestner allein und jedes schriebe mir ein Wörtchen. Lotte, adieu, Lotte."

So wenig auch Goethe's Werther dem Geschmack vieler heutigen Leser zusagen wird, so hat es doch vielleicht niemals eine Dichtung gegeben, welche die Welt so in

Aufregung und Entzücken versetzt hätte wie gerade diese. Menschen aller Arten und Klassen wurden davon ergriffen. Sie begleitete Napoleon auf seinem Feldzuge nach Egypten, und um einen Begriff von ihrer ungeheuern Popularität zu geben, brauchen wir blos zu erwähnen, daß sie in Deutschland wie ein altes Bänkelsängerlied auf elendes Papier nachgedruckt und als Volksbuch auf den Straßen feilgeboten ward, während im chinesischen Reiche Charlotte und Werther in Porzellan modellirt wurden.

Während aber das Publikum die tragische Geschichte des jungen Werther unter strömenden Thränen las, erwachte in Kestner und Charlotte ein peinliches Gefühl von Entrüstung darüber, sich so vor die Oeffentlichkeit geschleppt und ihre Geschichte verfälscht zu sehen.

Die Erzählung war in vielen Beziehungen, wie zum Beispiel hinsichtlich der Vorgänge und Gespräche, die in den oben mitgetheilten Auszügen zu lesen sind, mit der Wirklichkeit zu nahe verwandt, um nicht durch ihre Abweichungen von derselben erst recht anstößig zu werden.

Die Personen waren nicht zu verkennen und dennoch waren sie nicht die wirklichen Personen. Das neugierige Publikum ermittelte sehr bald, wer die Hauptpersonen waren und daß dem Roman eine wirkliche Geschichte zu Grunde lag; da aber nicht die ganze Wahrheit bekannt werden konnte, so sahen die Kestners sich in ein sehr falsches Licht gestellt.

Natürlich fühlten sie sich durch diese Indiscretion ihres Freundes nicht wenig verletzt, vielleicht mehr verletzt als sie zu gestehen räthlich fanden, und in einem Briefe, welchen Kestner nach Empfang des Buches an Goethe schrieb, spricht er in dem unerkennbaren Tone eines beleidigten Freundes, der sich nur durch seinen Stolz abhalten läßt, seinem Zorne vollen Ausdruck zu leihen.

Goethe ward durch diese Wirkung seines Buchs auf seine Freunde nicht wenig überrascht, wenigstens stellte er sich so. Er schrieb sofort wieder an Kestner:

„Ich muß euch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erzürnten, daß mir's vom Herzen komme. Es ist gethan, das Buch ist ausgegeben, verzeiht mir, wenn ihr könnt. — Ich will nichts, ich bitte euch, ich will nichts von euch hören, bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an euren Herzen gefühlt haben werdet. Du hast, Kestner, ein liebevoller Advocat, alles erschöpft, alles mir weggeschnitten, was ich zu meiner Entschuldigung sagen könnte; aber ich weiß nicht, mein Herz hat noch mehr zu sagen, ob sich's gleich nicht ausdrücken kann. — — — — — Und meine Lieben, wenn euch der Unmuth übermannt, denkt nur, denkt, daß der alte euer Goethe immer euer und euer und jetzt mehr als jemals der eurige ist."

Jeder, der die Sache mit unbefangenem Blick betrachtete, mußte zugeben, daß Kestner und seine Gattin allen Grund hatten, sich über die Art und Weise zu ärgern, auf welche Goethe ihre Personen für seinen Roman verwendet. Ihre Freunde nahmen größtentheils Alles, was in dem Buche stand, wörtlich, so daß Kestner sich veranlaßt sah, den wahren Sachverhalt durch eine an einen dieser Freunde gerichtete Erklärung darzulegen.

„Im ersten Theile des Werther," heißt es in dieser Erklärung, „ist Werther Goethe selbst. In Lotte und Albert hat er von uns, meiner Frau und mir, Züge entlehnt. Viele von den Scenen sind ganz wahr, aber doch zum Theil verändert; andere sind, in unserer Geschichte wenigstens, fremd. Um des zweiten Theils willen und um den Tod des Werther vorzubereiten, hat er im ersten Theile Verschiedenes hinzugedichtet, was uns gar nicht zukommt. Lotte hat zum Beispiel weder mit Goethe, noch mit sonst einem andern in dem ziemlich genauen Verhältniß gestanden, wie da beschrieben ist. Dies haben wir ihm allerdings sehr übel zu nehmen, indem verschiedene Nebenumstände zu wahr und zu bekannt sind, als daß man nicht auf uns hätte fallen sollen. Er bereuet es jetzt, aber was hilft uns das? Es ist wahr, er hielt viel von meiner Frau; aber darin hätte er sie getreuer schildern sollen, daß sie viel zu klug und zu delikat war, als ihn einmal so weit kommen zu lassen wie im ersten Theile enthalten.

Sie betrug sich so gegen ihn, daß ich sie weit lieber hätte haben müssen als sonst, wenn dieses möglich gewesen wäre. Unsere Verbindung ist auch nie declarirt gewesen, zwar nicht heimlich gehalten; doch war sie viel zu schamhaft als es irgend Jemanden zu gestehen. Es war auch keine andere Verbindung zwischen uns als die der Herzen. Erst kurz vor meiner Abreise, als Goethe schon ein Jahr von Wetzlar weg und der verstellte Werther ein halbes Jahr todt war, vermählten wir uns. Hier erst, nach Verlauf eines ganzen Jahres seit unseres Hierseins, wurden wir Vater und Mutter. Der liebe Junge lebt noch und macht uns Gott Lob viel Freude. Sonst ist in Werther viel von Goethe's Charakter und Denkungsart. Lotte's Portrait ist im Ganzen das von meiner Frau. Albert hätte ein wenig wärmer sein mögen.

„Der zweite Theil geht uns gar nichts an. — Als Goethe sein Buch schon hatte drucken lassen, schickte er uns ein Exemplar und meinte Wunder was er für eine That gethan hätte. Wir aber sahen es gleich voraus, wie der Erfolg sein würde, und Ihr Brief bestätigt eine Art unserer Prophezeihung. Ich schrieb ihm und zankte sehr. Nun sah er erst ein, was er gethan hatte; das Buch aber war schon an die Buchführer gelangt und er hoffte noch, daß wir uns geirrt haben sollten."

Hiermit scheiden wir von den dem grundehrlichen Schreiber dieses Briefes und der Stadt Wetzlar, welche am 28.

August 1849, dem hundertjährigen Geburtstage Goethe's, auf dem sogenannten Wertherplatz vor dem Thore, wo er einst zu sitzen und zu träumen pflegte, ein kleines marmornes Denkmal errichtete und mit drei Lindenbäumen umpflanzte. —

An einem schönen Maitage des Jahres 1816 erschien in Goethe's Haus zu Weimar eine alte Dame, welche den Geheimrath zu sprechen verlangte, und die sich ihm, nachdem er auf ihren Wunsch sie aufmerksam betrachtet, aber ohne sich auf sie besinnen zu können, als die ehemalige Charlotte Buff und noch jetzige Gattin seines Freundes Kestner zu erkennen gab.

Goethe freute sich natürlich nicht wenig, die Jugendfreundin, die einmal so große Gewalt auf sein Herz ausgeübt, wiederzusehen, obschon er fast bedauerte, daß durch den Anblick der bejahrten Frau das Bild, welches er bis jetzt von „Werther's Lotte" in seiner Erinnerung getragen, vollständig zerstört ward.

Sie erzählte ihm, daß eine ihrer Schwestern schon seit langen Jahren an den Kammerrath Riedel verheirathet sei, daß sie jetzt zu derselben auf Besuch gekommen und bei dieser Gelegenheit nicht habe versäumen wollen, den alten theuren Jugendfreund wiederzusehen. Er stellte sie seiner Gattin vor und die beiden Frauen betrachteten einander mit verwunderten Blicken, denn keine entsprach der Vorstellung, welche sich die eine von der andern gemacht hatte.

Charlotte ward natürlich zur Tafel geladen und erschien dabei in auffallend jugendlicher Toilette, nämlich in einem weißen Kleide mit rothen Schleifen, wie sie an dem Tage getragen, wo Goethe sie vor vierundvierzig Jahren zum ersten Male gesehen.

Er seinerseits hatte dies längst vergessen und als Charlotte ihn endlich selbst darauf aufmerksam machte, gestand er offen, daß er sich dieses Umstandes auch nicht im mindesten mehr erinnere.

Charlotte, welche sich jetzt, nachdem Goethe ein weltberühmter Mann geworden, geschmeichelt gefühlt haben würde, wenn er die Leidenschaft, die er früher für sie gehegt und gegen welche sie sich damals so ablehnend verhalten, jetzt abermals laut bekannt hätte, fühlte sich durch sein zurückhaltendes Wesen verletzt und kehrte, in ihren Erwartungen schmerzlich getäuscht, eher in die Heimath zurück als sie ursprünglich beabsichtigt hatte!

So ändern sich die Zeiten und die Menschen mit!

IX.

Lili.

Novelle.

„Sie war in der That die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich."

Goethe.

1.

Das Abendconcert.

„Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" hatte, wie wir gesehen, in literarischen und nichtliterarischen Kreisen großes Aufsehen gemacht, die „Leiden des jungen Werther" aber trugen Goethe's Ruhm bis in die Wolken empor.

Der junge Dichter, der sich in der letzten Zeit namentlich durch seine mißliche Stellung zu Maximiliane Brentano und deren Gatten nicht wenig gedrückt gefühlt, ward durch diesen Erfolg, der seine kühnsten Erwartungen übertraf, wieder vollständig aufgerichtet.

Die Schwermuth, womit er sich bis jetzt herumgetragen, wich allmälig, seine Heiterkeit stellte sich wieder ein und die schriftlichen Beweise von Beifall, welche ihm von allen Seiten zugingen, äußerten eine so belebende Wir-

kung auf ihn, daß er sich immer stärker zu neuen Schöpfungen gedrungen fühlte.

Zwar sagt das Sprichwort: „Der Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande“, und so war auch Goethe's Ruhm schon weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet, ohne daß man in Frankfurt selbst sonderliches Aufheben davon gemacht hätte.

Endlich aber kamen selbst die dickhäutigen Reichsbürger zu der Ueberzeugung, daß ein gewaltiges Genie aus ihrer Mitte hervorgegangen sei,

„denn auch den Blinden brennt das Licht,“

und so geschah es, daß man sich endlich um die Ehre riß, den jungen Dichter seinen Gast zu nennen.

Es war an einem der letzten Decembertage des Jahres 1774, als Goethe auf diese Weise auch in ein Abendconcert eingeführt ward, welches die reiche Wittwe Schönemann in ihrem Hause auf dem großen Kornmarkte neben der deutsch-reformirten Kirche veranstaltet hatte.

Madame Schönemann war eine geborene Noë d'Orville und ihr Gemahl hatte ein bedeutendes Bankiergeschäft betrieben, welches nun von ihr, der Wittwe, fortgeführt ward.

Sie hatte sechs Söhne und zwei Töchter, wovon die jüngere, Anna Elisabeth, als „Lili“ unsterblich geworden ist.

Sie war zu der Zeit, wo Goethe sie kennen lernte,

sechzehn Jahr alt und stand folglich ungefähr in demselben Alter wie Friederike, Lotte und Maximiliane zu der Zeit, wo diese Schönheiten Goethe's Herz in Flammen gesetzt hatten.

Lili war nicht blos schön, sondern auch liebenswürdig, geistreich und vielseitig gebildet. Sie zeichnete, spielte Klavier, sang und wußte sogar ganz niedliche Gedichte zu fertigen, von welchen ein Freund des Hauses, der Kapellmeister Kaiser, einige componirt hatte.

Als Goethe mit dem ihn einführenden Freunde in den im Erdgeschoß liegenden prachtvoll ausgestatteten Gesellschaftssalon des Schönemannschen Hauses trat, nahm die mit einem Kleide von himmelblauer Seide angethane Lili eben Platz an dem in der Mitte des Saales stehenden Flügel und trug eine nicht ganz leichte Sonate mit einer Fertigkeit vor, welcher man die Anerkennung nicht versagen konnte.

Goethe postirte sich an das untere Ende des Instruments, um die Gestalt und das Wesen der Vortragenden genau in's Auge fassen zu können.

Lili hatte in ihrer ganzen Erscheinung etwas Sylphidenhaftes, so klein und zierlich war sie gebaut. Dabei waren alle ihre Bewegungen leicht und ungezwungen, und der Ausdruck ihrer Züge hatte etwas Kindliches, was auf Goethe einen ungemein wohlthuenden und fesselnden Eindruck machte.

Als sie die Sonate zu Ende gespielt hatte, stand sie auf und Goethe wollte sie nun begrüßen; da aber schon in demselben Augenblick ein Quartett begann, so mußte er es bei einer stummen Verbeugung bewenden lassen.

Ungeduldig wartete er auf den letzten Ton des ziemlich langen Quartetts, hatte aber ehe dieser noch völlig verklungen war, den Aerger, zu sehen, wie sein Freund, der Kapellmeister Kaiser, die schöne Virtuosin wieder an den Flügel führte, wo sie in wirklich bezaubernder Weise eine Arie zu singen begann, zu welcher Kaiser die Begleitung spielte.

Endlich, nachdem auch diese Leistung vorüber war, ward es Goethe möglich, sich dem schönen Kinde vorstellen zu lassen.

Dennoch war es ihm nicht vergönnt, eine längere Unterredung mit der Holden anzuknüpfen. Durch die hin und her wogende Gesellschaft sah er sich bald wieder von ihr getrennt und es konnte an diesem Abend von keiner wiederholten Annäherung die Rede sein.

Goethe war indessen schon zufrieden, ihr mit den Blicken folgen zu können und ließ auch in der That keine ihrer Bewegungen unbeobachtet.

Beim Thee konnte er ebenfalls nur einige flüchtige Worte mit Lili wechseln, ihre Mutter aber sprach beim Abschiede den augenscheinlich aufrichtig gemeinten Wunsch aus, ihn recht bald wieder in ihrem Hause zu sehen.

Als er sich am nächstfolgenden Tag wie gewöhnlich an den Schreibtisch setzte, fand er, daß Lili's Bild ihn schon mehr beschäftigte als er sich selbst gestehen wollte.

Er war nicht im Stande, seine Gedanken zu sammeln und auch nur drei Zeilen zusammenhängend zu schreiben.

Unmuthig warf er die Feder weg und machte, um sich zu zerstreuen, oder vielmehr um die innere Sammlung wiederzufinden, einen weiten Spaziergang, von welchem er erst gegen Abend wieder heimkehrte.

Kaum hatte er sich, wieder in seiner Wohnung angelangt, niedergesetzt, um sich die Zeit mit Zeichnen zu vertreiben, als plötzlich ein wohlgebildeter, schlanker fremder Herr bei ihm eintrat.

Derselbe gab sich als ein Herr von Knebel zu erkennen, der Goethe's Bekanntschaft zu machen wünschte und ihn aufforderte, sich mit ihm zu dem Erbprinzen von Weimar zu begeben, welcher in Begleitung seines Bruders Constantin — dessen Führer Herr von Knebel war — im Begriffe stand, eine Reise nach Paris zu machen, und eben in Frankfurt angelangt war.

Goethe warf sich sogleich in die Kleider und begab sich sodann mit Knebel zu den beiden jungen Fürsten.

Der Erbprinz Karl August hatte Goethe's „Götz von Berlichingen" gelesen und daran großen Wohlgefallen gefunden. Er empfing daher den Dichter mit großer Freund-

lichkeit und spendete ihm Lobsprüche, in welche nicht blos Prinz Constantin, sondern auch Graf Görz, der Führer des Erbprinzen, einstimmten.

Am nächstfolgenden Tage erschien Goethe auf Einladung wieder beim Frühstück der Prinzen und ward von diesen, da sie nicht länger in Frankfurt verweilen konnten, aufgefordert, sie bis nach Mainz zu begleiten und dort noch einige Tage mit ihnen zu verleben.

Goethe's Vater war zu sehr Republikaner, um diese Annäherung seines Sohnes an fürstliche Herren gern zu sehen, gab jedoch endlich, wenn auch widerstrebend, seine Einwilligung.

Ehe Goethe abreiste, machte er noch einen Besuch in dem Hause der reichen Bankierswittwe.

Er traf Madame Schönemann mit ihrer Tochter allein und als erstere bald darauf in Geschäftsangelegenheiten abgerufen ward, erhielten die jungen Leute dadurch Gelegenheit, sich gegen einander auszusprechen.

Lili erzählte dem lauschenden Goethe die Geschichte ihres Lebens. Sie verhehlte ihm nicht, wie flatterhaft sie gewesen, und gestand zuletzt, sie habe auch an ihm die Künste ihrer Koketterie versucht, sei aber in die eigenen Schlingen gefallen.

Goethe fand sich durch dieses Geständniß einer so liebreizenden jungen Dame natürlich nicht wenig geschmeichelt

und versäumte nicht, das Register der Königinnen seines Herzens um einen Namen zu vermehren.

2.

In Offenbach.

Nach seiner Rückkehr von Mainz beeilte Goethe sich, mit erneuetem Eifer seine Huldigungen der liebenswürdigen Lili zu Füßen zu legen, die ihn mit einer ihres Gleichen suchenden Koketterie in immer festere Fesseln zu schlagen verstand.

Dabei ward er fortwährend in die glänzenden Gesellschaftskreise des Schönemannschen Hauses so wie in fast ununterbrochen auf einander folgende rauschende Lustbarkeiten hineingezogen, so daß er während des Winters, welcher in das Jahr 1775 hinüberführte, so manche Nacht mit der Sylphide durchtanzte, von der er sich nie wieder losreißen zu können schien.

Trotzdem aber paßte er, der geniale wildromantische Jüngling, dessen Gedanken nur von Natur und schrankenloser Freiheit erfüllt waren, zu der vornehmen Gesellschaft in dem Hause der Bankierswittwe durchaus nicht, und der Gegensatz, der in den beiderseitigen Lebensverhältnissen lag, war ein zu schroffer als daß eine wirkliche Harmonie denkbar gewesen wäre.

Er fühlte das selbst recht wohl, und ein Gedicht aus jener Zeit verräth das Mißbehagen, mit welchem er kämpfte,

aber auch zugleich die Zauberkraft, mit welcher Lili ihn gefangen hielt.

„Warum ziehst Du mich unwiderstehlich
Ach! in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

„Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert ein;

„Träumte da von vollen gold'nen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

„Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

„Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du Engel bist, ist Lieb' und Güte,
Wo Du bist, Natur."

Noch deutlicher spricht der Kampf, den Goethe's eigentliches wahres Wesen mit dem ihn berückenden Liebreiz Lili's zu bestehen hatte, sich in folgendem Gedicht aus:

„Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget Dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben?
Ich erkenne Dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was Du liebtest,
Weg warum Du Dich betrübtest,
Weg Dein Fleiß und Deine Ruh —
Ach, wie kamst Du nur dazu?

„Fesselt Dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

„Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nur auf ihre Weise.
Die Veränd'rung, ach, wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los!"

Eben so wie er während seiner Studienzeit in Leipzig in seinem Verhältniß zu Käthchen Schönkopf und in seiner Handlungsweise gegen diese Stoff zu dem Lustspiel

„Die Laune des Verliebten“ gefunden, eben so fand er jetzt in seinem Verhältniß zu Lili und ihrer Handlungsweise gegen ihn den Stoff zu einem Singspiel unter dem Titel „Erwin und Elmire“, welches von seinem Freund André in Offenbach in Musik gesetzt ward.

Lili war, wie es scheint, ihrem Goethe mit ganzem Herzen zugethan, das Kokettiren war ihr aber einmal so sehr zur andern Natur geworden, daß sie es nicht lassen konnte.

Die Folge hiervon war, daß es schon nach kurzer Zeit zu einer Veruneinigung zwischen den beiden Liebenden kam, und Goethe einmal während eines ganzen Balles nicht ein einziges Mal mit Lili tanzte.

Die Arbeit war seine einzige Zuflucht vor der Verstimmung, die sich in Folge dieses gespannten Verhältnisses seiner bemächtigte, und er schrieb zu jener Zeit noch das Singspiel „Stella,“ welches aber die Spuren jener Verstimmtheit zu tragen scheint, denn es gehört zu den schwächsten Produkten, welche seine Feder geschaffen.

Eines Abends wollte er, trotzdem, daß es Winter war, in den vor dem Friedberger Thore gelegenen Garten gehen, sah sich aber durch den eben fallenden starken Regen genöthigt, unter der Hausthür stehen zu bleiben.

Endlich hörte der Regen auf und Goethe verließ das Haus. Während er dann durch die Straßen schritt, sah er plötzlich eine zierliche jugendliche Gestalt vor sich her

trippeln, welche, um sich die weißen Strümpfe nicht zu beschmutzen, die kleinen nettgeformten Füßchen vorsichtig auf die Steine setzte.

„Ha, das ist Lili!“ sagte er, sie erkennend, bei sich selbst, und folgte ihr von weitem nach.

Es dauerte jedoch nicht lange, so begann der Regen abermals und zwar heftiger als zuvor vom Himmel herabzuströmen.

Lili flüchtete sich in eine nahe katholische Kirche, worin eben Abendgottesdienst gehalten ward.

Goethe folgte ihr auch hierher und nahm hinter einem Pfeiler Platz, von welchem aus er sie genau beobachten konnte.

Lili hatte sich in einen Kirchenstuhl gesetzt und der sie umfangende Duft des vor dem Altar brennenden Räucherwerks äußerte in Verbindung mit dem eintönigen Murmeln des Priesters eine so einlullende Wirkung auf sie, daß sie förmlich und fest einschlief.

Es dauerte nicht lange, so war der Gottesdienst zu Ende, die Betenden verließen einer nach dem andern die Kirche und der Küster begann die Kerzen auszulöschen.

Goethe näherte sich der Schlafenden, berührte sie leicht an der Schulter und sagte:

„Lili, wachen Sie auf!“

Sie fuhr zusammen, schlug die Augen auf, sah sich

verwundert um, lachte dann ihrem Anbeter laut in's Gesicht und rief:

„Ah, Sie sind es, Herr Doctor! Wie kommen Sie hierher?"

„Auf dieselbe Weise wie Sie — um Schutz vor dem Regen zu suchen."

„Wirklich blos aus diesem Grunde und nicht auch, um mir zu folgen? Glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, daß Sie mir nachschlichen?"

„Sie haben mich bemerkt?"

„Allerdings, und nicht sowohl des Regens wegen als vielmehr, weil ich Ihnen Gelegenheit geben wollte, mich anzureden, ging ich hier herein."

„Aber wie kam es dann, daß Sie einschliefen?"

„Sie stellten meine Geduld auf eine allzuharte Probe. Wissen Sie nicht, daß man einem Menschen keinen größern Tort zufügen kann als wenn man ihn langweilt?"

Goethe mußte über Lili's naive Koketterie, die ihr so reizend anstand, selbst lachen. Er bot ihr den Arm, den sie mit schelmischem Lächeln annahm, und geleitete sie nach Hause.

Trotz dieser Aussöhnung sollte der Himmel dieser Liebe doch nie ein ungetrübter werden, denn so wie die Neigung der beiden jungen Leute zu einander sich immermehr befestigte, begannen nicht blos Lili's Mutter sondern auch Goethe's Eltern reiflich zu überlegen, ob ein Ehebündniß

der Liebenden für diese selbst und für ihre Angehörigen wünschenswerth sei.

Man fand auf beiden Seiten, daß dies nicht der Fall wäre.

Lili's Mutter hatte gehofft, daß ihre schöne, allgemein bewunderte Tochter den Sohn einer adeligen, oder doch wenigstens sehr reichen Familie heirathen werde. Goethe gehörte nun zwar einer wohlhabenden, aber keineswegs hervorragenden Familie an, und übrigens war er weiter nichts als ein Dichter und folglich nicht der Mann, welcher einer Bankiersfrau als ein sonderlich wünschenswerther Schwiegersohn erschien.

Goethe's Schwester Cornelia, welche sich mittlerweile mit Georg Schlosser vermählt, schrieb eine Menge Briefe, worin sie sich auf das Entschiedenste gegen ein näheres Bündniß zwischen ihrem Bruder und Lili erklärte. Sie that dies besonders aus Rücksicht auf ihren Vater, denn sie kannte seinen starrköpfigen Stolz, seine steife Pedanterie, und wußte, daß er sich in der Aussicht, eine elegante Weltdame zur Schwiegertochter zu bekommen, durchaus nicht glücklich fühlte, denn er fürchtete — und seine Gattin theilte hierin seine Ansicht vollkommen — daß sie mit den Anforderungen eines vornehmen Lebens den zeitherigen bürgerlichen Haushalt der Familie Goethe verwirren und umstürzen werde.

Man kann sich leicht denken, daß die Liebenden selbst

bei diesem fortwährenden Drängen ihrer beiderseitigen Familien und Freunde sich durchaus nicht behaglich fühlten, und Goethe ging, um nur einmal frei aufathmen zu können, in den ersten Tagen des März nach Offenbach zu seinem Freund André, welcher wie schon oben erwähnt worden, es übernommen hatte, das Singspiel „Erwin und Elmire" in Musik zu setzen.

Lili hatte ihm vor seiner Abreise versprochen, bald nachzukommen, denn sie hatte in Offenbach einen Onkel, der sie sehr lieb hatte, und bei welchem auch Goethe sehr gut angeschrieben stand.

Zu dem Hause dieses Onkels gehörte ein großer, terrassenförmig angelegter Garten, welcher sich fast bis an den Main hinabzog und von wo aus man eine herrliche freie Aussicht genoß. Hier wandelte Goethe an dem Tage, wo Lili versprochen hatte zu kommen, mit der Ungeduld der Erwartung auf und ab.

Erst gegen Abend kam sie und Goethe begrüßte sie mit um so größerem Entzücken, als sie hier dem lästigen Schwarme zudringlicher Verehrer und Freunde völlig entrückt waren.

Nach dem Abendessen begaben beide sich zu André, der mit seiner Composition schon ziemlich weit vorgeschritten war und Lili einige fertige Gesänge vorlegte, welche von ihr sofort versucht wurden, während André selbst auf dem Klaviere die Begleitung dazu spielte.

So verlebten die Liebenden einige wonnevolle Tage bis Lili von ihrer Mutter einen Brief erhielt, worin ihr befohlen ward, unverweilt nach Hause zurückzukommen.

Lili mußte natürlich gehorchen und Goethe folgte bald nach.

3.

Demoiselle Delf.

Es giebt bekanntermaßen Personen, besonders Frauen, welche, obschon selbst entweder sehr unglücklich oder auch gar nicht verheirathet, dennoch von einer förmlichen Manie, Ehen zu stiften, beseelt sind.

Zu dieser Klasse unberufener Heirathsstifterinnen gehörte auch eine Demoiselle Delf aus Heidelberg. Sie besaß in dieser Stadt gemeinschaftlich mit einer ältern Schwester ein Putz- und Modewaarengeschäft und besuchte regelmäßig die Messen in Frankfurt, um hier ihre Einkäufe zu machen, bei welchen Gelegenheiten sie ihr Quartier allemal im Hause der Madame Schönemann nahm, mit welcher sie schon seit langen Jahren befreundet war.

Es konnte nicht fehlen, daß sie von Lili's Verhältniß zu Goethe Kenntniß erhielt. Letzterer gefiel ihr sehr wohl, besonders weil er sie, durch ihr barsches excentrisches Wesen belustigt, auch bei seinen Eltern einführte, und als sie zur Ostermesse 1775 abermals in Frankfurt erschien,

nahm sie sich fest vor, die einer Vermählung der beiden jungen Leute entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen und die Heirath wirklich zu Stande zu bringen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir ausführlich erzählen wollten, auf welche Weise sie sowohl Lili's Mutter als auch Goethe's Eltern zu bearbeiten wußte — genug, als die Liebenden eines Abends, im vergnügtesten Gespräche begriffen, beisammen standen, trat Demoiselle Delf plötzlich in's Zimmer und sagte in pathetischem Tone und mit gebieterischer Geberde:

„Reicht euch die Hände. Ihr seid verlobt. Ich habe die Einwilligung eurer beiderseitigen Eltern erlangt."

Goethe war im höchsten Grade überrascht, reichte aber Lili die Hand, in welche sie langsam, obschon ohne zu zaudern, die ihrige legte. Beide athmeten dann tief auf und sanken einander in die Arme.

Goethe zog dann einen Ring vom Finger und steckte ihn an Lili's Hand, und sie nahm dagegen das goldne Herzchen, welches sie an einer Schnur um den Hals trug, ab, und hing es ihm um.

Nach einigen Augenblicken trat auch Madame Schönemann ein und ertheilte, obschon in ziemlich kalten und entmuthigenden Worten, ihren Segen.

Sobald als es thunlich war, eilte Goethe, das Herz von den widerstreitendsten Empfindungen erfüllt, nach Hause, hatte aber auch hier den Schmerz, zu sehen, daß

seine Eltern die ihnen von Demoiselle Delf abgedrungene Einwilligung schon bereueten.

Die beiden Familien besuchten einander nun zwar, blieben sich aber dennoch fremd. Es wurden von verschiedenen Richtungen her Schritte unternommen, um die Verlobung der Liebenden wieder rückgängig zu machen, und es gab unter der ganzen Familie nur zwei Mitglieder, den vorhin erwähnten Onkel in Offenbach, und noch einen zweiten ebendaselbst, welche der Verbindung nicht entgegen waren.

Während dieser herrschenden Mißstimmung und Spannung nahete Lili's siebzehnter Geburtstag heran, welcher bei Onkel d'Orville in Offenbach gefeiert werden sollte und wozu Goethe allerlei festliche Vorbereitungen getroffen.

Lili fand sich zu demselben, statt, wie anfangs besprochen worden, Mittags, erst am Abend ein, der nun in großer Heiterkeit verlebt ward.

Am nächstfolgenden Tage machten die Liebenden in Begleitung des Onkels zu Pferde einen Ausflug nach Oberrad, wohin eine Anzahl Freunde und Bekannte bereits vorausgegangen war und sie im Wirthshaus erwartete.

Man setzte sich hier zu dem aufgetragenen Imbiß, als in Folge eines eben zum Losbruch gekommenen heftigen Gewitters drei in einem leichten offenen Wagen spazierenfahrende Damen in dem Wirthshause Schutz suchten.

Es waren die Fürstin von Waldeck mit ihren Töch-

tern, der Herzogin von Kurland und der Fürstin von Usingen.

Goethe, der ihnen persönlich bekannt war, näherte sich auf einen Wink der älteren Fürstin und hatte die Ehre, sie eine halbe Stunde, bis das Unwetter vorüber war, zu unterhalten und dann wieder nach ihrem Wagen zu geleiten.

Als er wieder zu seinen Freunden zurückkehrte, empfing Lili ihn mit strahlendem Blick, denn sie fühlte sich nicht wenig stolz darauf, daß ihr Verlobter von so hochgestellten Personen auf solche Weise ausgezeichnet worden.

Nach Sonnenuntergang ritten die Verlobten und Onkel d'Orville mit einander durch die von dem fruchtbaren Gewitterregen erfrischten Fluren zurück nach Offenbach, wo sie den Abend bei dem stets zu Schwänken und Späßen aufgelegten und darin unerschöpflichen André zubrachten.

Mitternacht war schon vorüber, als Goethe von Lili an der Hausthür ihres Onkels Abschied nahm. Er war von den für ihn so erhebenden Erlebnissen dieses Tages noch so aufgeregt, daß er sich nicht entschließen konnte, geraden Wegs nach Hause zu gehen und sich zu Bett zu legen. Er beschloß deshalb, noch einen Spaziergang auf der Straße nach Frankfurt zu machen, und kam so, seinen Gedanken nachhängend, bis an den Röderberg, wo er die nach den Weinbergen führenden Stufen hinaufstieg. Er-

müdet setzte er sich endlich auf eine Steinbank und schlief fest ein.

Als er wieder erwachte, dämmerte bereits der Morgen und die frische Morgenkühle äußerte auf sein erhitztes Blut eine wohlthätige Wirkung. So blieb er noch sitzen bis die Sonne aufgegangen war, und kehrte dann langsam nach der Stadt zurück.

Im elterlichen Hause zu Frankfurt machte, als er dahin zurückgekehrt war, die darin herrschende Mißstimmung sich eben so wie in dem Lili's immer bemerklicher und es war in Bezug auf das letztere unverkennbar, daß Madame Schönemann und ihre Söhne ihn nicht wie einen künftigen Sohn und Bruder betrachteten, sondern als einen lästigen Eindringling, dessen man sich um jeden Preis wieder zu entledigen suchte.

Gerade zu jener Zeit fanden sich die beiden Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stollberg, mit deren Schwester Auguste Goethe schon seit einiger Zeit in Briefwechsel stand, in Frankfurt ein, um den Dichter des „Werther" aufzusuchen.

Goethe's Zeit ward durch diese neuen Freunde so in Anspruch genommen, daß er Lili nur wenig sehen konnte. Ihre Verwandten benutzten dies, um ihr Mißtrauen gegen ihn einzuflößen, und suchten sie zu überreden, daß er es blos auf ihr Geld abgesehen habe.

Lili ließ sich jedoch nicht so leicht irre machen, sondern

hielt an ihrem Geliebten fest, obschon sie denselben durch ihr abstoßendes, schmollendes Wesen sehr oft verletzte.

Eines Abends, als dies wieder einmal geschehen war, kam er sehr verstimmt nach Hause und als die ihn hier erwartenden beiden Grafen ihn aufforderten, sie auf ihrer Reise nach der Schweiz zu begleiten, ging er sofort darauf ein.

Ohne von Lili Abschied zu nehmen, reiste er mit den beiden Grafen und deren Freund, Kurt von Haugwitz, zunächst nach Darmstadt und von da nach Heidelberg und Karlsruhe.

An letzterem Orte wurden die Reisenden an den Hof eingeladen, und Goethe freute sich nicht wenig, hier den ehemaligen Erbprinzen, jetzigen Herzog, Karl August von Weimar wiederzutreffen. Derselbe war mit seiner Braut, der Prinzessin Louise von Hessen, hier anwesend. Beide unterhielten sich mit Goethe auf die freundlichste und gemüthlichste Weise und luden ihn dringend ein, bald nach Weimar zu kommen.

Von Karlsruhe aus machte er einen Abstecher zu seiner Schwester Cornelia in Emmendingen, die ihm nochmals dringend von der Verbindung mit Lili abrieth, und traf dann in Schaffhausen wieder mit seinen Reisegefährten zusammen, von wo man weiter nach Zürich reiste.

Hier trennte Goethe sich von den Grafen um bei La-

vater einzukehren, während seine Begleiter sich in einem Hotel einquartirten.

Mit einem jungen befreundeten Frankfurter, Namens Passavant, den er, nachdem er einige Tage in Zürich verweilt, zufällig traf, machte er häufige Ausflüge und als er von einem derselben, welcher mehrere Tage gedauert hatte, wieder zurückkehrte, fand er, daß die Grafen mittlerweile abgereist waren.

Nachdem er noch einige Tage bei Lavater verweilt, machte er sich allein auf die Rückreise über Straßburg. Hier traf er mit dem berühmten Dr. Zimmermann, einem Freunde Lavater's, zusammen und erhielt während ihres Gesprächs von ihm eine Sammlung von über hundert Schattenrissen vorgelegt, welche damals auf dem Felde des Portraitirens ungefähr dieselbe Rolle spielten, wie heutzutage die Photographien.

Die, welche Goethe hier sah, stellten lauter Personen vor, mit welchen der berühmte Verfasser des Werks über die Einsamkeit persönlich bekannt und befreundet war, und eins dieser Bildnisse, das einer Dame, veranlaßte Goethe, sich nach dem Namen derselben zu erkundigen.

„Das ist Frau von Stein, die Gemahlin des Oberstallmeisters des Herzogs von Sachsen-Weimar," antwortete Zimmermann.

Goethe konnte sich von dem Anschauen des Bildes kaum trennen und that es auch nicht eher als bis er eine

Feder ergriffen und unter das Portrait die Worte geschrieben hatte:

„Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck."

Zimmermann fand sich durch das Interesse, welches Goethe an diesem Bildniß zu erkennen gab, veranlaßt, ihm über Frau von Stein so viele anziehende und aufregende Mittheilungen zu machen, daß Goethe die nächst folgenden drei Nächte nicht schlafen konnte.

4.

Trennung.

Als Goethe am 20. Juli (1775) wieder in Frankfurt angelangt war, machte er sich, sobald es thunlich war, auf den Weg zu Lili.

Ehe er noch ihre Wohnung erreichte, begegnete ihm ein Freund, welcher mit der Familie Schönemann genau bekannt war, und von diesem erfuhr er, daß man seine Abwesenheit benutzt habe, um Lili von der Nothwendigkeit eines Bruchs mit ihm zu überzeugen.

„Und zeigt Lili sich zu einem solchen Bruche geneigt?" fragte Goethe mit ängstlicher Erwartung.

„O nein," entgegnete sein Freund, „sie hat vielmehr

erklärt, daß sie aus Neigung zu Dir alle bestehenden Verhältnisse aufopfern und im Nothfall mit Dir nach Amerika gehen würde."

Diese Mittheilung verfehlte nicht, eine ermuthigende Wirkung auf Goethe zu äußern. Mit freudigerem Herzen betrat er Lili's Wohnung, fand die Geliebte aber leider nicht allein, sondern in zahlreicher Gesellschaft.

Wohl fühlte sie sich bei seinem unverwarteten Erscheinen gedrungen, sich ihm erröthend in die Arme zu werfen, aber fast in demselben Augenblick dachte sie daran, daß er abgereist war, ohne von ihr Abschied zu nehmen, und im Gefühle ihres verletzten Stolzes begrüßte sie ihn mit eisiger Kälte.

Von nun an vermieden die Verlobten — wenn sie wirklich noch als solche betrachtet werden konnten — alle Begegnungen unter vier Augen, und begnügten sich mit ihrem zufälligen Zusammentreffen in der Gesellschaft.

So kam die Herbstmesse heran und mit derselben zugleich der Schwarm von Geschäftsfreunden und Anbetern, welche Lili allemal zu dieser Zeit umringten und Goethe's Eifersucht bis zu einem unerträglichen Grade anstachelten.

Eines Abends, als man den Plan zu einem Ausflug für den nächstfolgenden Tag entwarf, näherte Lili sich Goethe und sagte so freundlich, wie sie dies seit langer Zeit nicht gethan, zu ihm:

„Sie gehen doch auch mit, Doctor?"

„Nein," entgegnete er ärgerlich, obschon in gedämpftem Tone. „Auf mich dürfen Sie für Ihre Menagerie nicht zählen. Ich werde die Zahl der Affen, die zur größeren Glorie Ihrer Eitelkeit um Sie herum tanzen, nicht vermehren helfen."

„Nein, zum Affen taugen Sie auch nicht," entgegnete Lili, „als Bär aber sind Sie ganz an Ihrem Platze und zwar als ein recht grober Brummbär. Als solcher können Sie in meiner Menagerie paradiren."

Mit diesen Worten wollte sie ihm den Rücken kehren, blieb aber stehen und setzte in herzlichem, an frühere Zeiten erinnerndem Tone hinzu:

„Sei doch vernünftig, Wolfgang. Du lässest Dich fortwährend von Deiner Eifersucht verblenden; komm aber nur morgen zur Partie und wir werden uns schon verständigen."

Damit hüpfte sie davon.

Goethe begab sich bald darauf nach Hause, und schrieb noch denselben Abend, um seiner Verstimmtheit Luft zu machen, ein Gedicht, welches später unter dem Titel „Lili's Park" bekannt ward.

Die verabredete Partie, zu welcher Goethe sich Lili's Wunsche gemäß einfand, brachte aber nicht die von ihr in Aussicht gestellte Verständigung, so daß er mißmuthiger und verstimmter als je wieder nach Hause kam.

Unter den Gästen, welche die Messe nach Frankfurt geführt, befand sich natürlich auch wieder Demoiselle Delf.

Diese hörte von Lili's Mutter mit nicht geringer Bestürzung, daß die Liebenden nicht mehr auf dem besten Fuße mit einander stünden, und daß überhaupt die ganze Familie nichts sehnlicher wünsche, als das beabsichtigte Bündniß wieder rückgängig gemacht zu sehen.

Um sich, praktisch wie sie war, hierüber Gewißheit zu verschaffen, sprach Demoiselle Delf nun zunächst mit Lili. Diese beschwerte sich über Goethe's unausstehliche Eifersucht, so wie darüber, daß er nicht den Muth habe, die sich ihrem Bunde entgegenstellenden Schwierigkeiten zu bekämpfen. Zwar sei sie ihm immer noch gewogen, habe aber doch nach und nach die Ueberzeugung gewonnen, daß sie nicht recht für einander paßten.

Als darauf die Heirathsstifterin mit Goethe selbst sprach, hörte sie auch von diesem, daß er das Vertrauen auf ein glückliches Zusammenleben mit Lili verloren hatte.

Unter diesen Umständen sah sie ein, daß sie sehr unrecht handeln würde, wenn sie die beiden jungen Leute zu einer Wiederannäherung bereden wollte. Deshalb rieth sie Goethe, wenn er sich einmal von Lili zu trennen beabsichtige, dies so schnell als möglich zu thun. Das Beste, meinte sie, sei, wenn er eine Reise machte und dann nach seiner Rückkunft keinen Fuß wieder über die Schwelle des Schönemann'schen Hauses setzte.

Goethe gab der wohlwollenden Freundin Recht, verbrachte aber einige Tage in einem furchtbaren Zustande von Zweifel und Unentschlossenheit.

In den ersten Tagen des September machte sein Freund Ewald Hochzeit. Goethe sowohl als Lili wohnten derselben bei. Ersterer trug während der Tafel ein von ihm verfaßtes Hochzeitgedicht vor, worauf das von ihm schon früher auf Ewalds Geburtstag gedichtete Lied: „In allen guten Stunden" ꝛc. gesungen ward.

Nie war Lili ihm liebenswürdiger erschienen als bei diesem Feste, und spät am Abend trieb es ihn aus dem fröhlichen Kreise der Hochzeitsgäste hinaus in die stille Nacht, wo ein Thränenstrom ihm das gepreßte Herz erleichterte.

Um der gefährlichen Sylphide auszuweichen und sie weder im Theater noch im Concert zu sehen, ging er auf einige Tage wieder nach Offenbach, kehrte aber bald wieder zurück.

Bald darauf nahm er Theil an einem Costümball, auf welchem Lili nicht erschien. Er that dies theils um ihr zu trotzen, theils um sich einer jungen Dame Namens Antonie Gerock zu nähern, von welcher er wußte, daß sie ihm schon seit Jahren mit zärtlicher Neigung zugethan war, obschon er seinerseits dieselbe nur durch freundliche Aufmerksamkeit zu erwiedern vermocht hatte.

Antonie verstand es, ihn einigermaßen aufzuheitern, so

daß seine Verstimmung allmälig wich und er bis früh sechs Uhr auf dem Balle blieb.

Nicht lange darauf kam Herzog Karl August von Sachsen-Weimar mit seiner nunmehrigen Gemahlin auf der Rückreise abermals durch Frankfurt, verweilte einige Tage, ließ Goethe mehrmals zur Tafel laden und forderte ihn dringend auf, sobald als möglich nach Weimar zu kommen.

Goethe's Vater war immer noch entschieden dagegen, daß sein Sohn in die Dienste eines Fürsten trete; seine Mutter aber meinte, daß ein längerer Aufenthalt am Hofe zu Weimar das sicherste Mittel sein würde, um sein Herz auf die Dauer von Lili abzulenken, und der Vater gab endlich seine Zustimmung.

Der Herzog Karl August hatte bei seiner Abreise versprochen, Goethe durch einen in Karlsruhe zurückgelassenen Cavalier, den Kammerjunker von Kell, welcher dort auf einen Wagen wartete, der eben für den Herzog gebaut ward, in der ersten Hälfte des Octobers abholen und nach Weimar geleiten zu lassen.

Mittlerweile schrieb Goethe an seinem Egmont und suchte seinen Trost in dem Briefwechsel mit Auguste von Stollberg. Er hatte diese Dame nie gesehen, aber dennoch war sie für den Augenblick das Ideal, woran er glaubte und wofür er schwärmte.

Als der Tag, wo der Kammerjunker zu erwarten stand,

herankam, waren Goethe's Koffer von der sorgsamen Mutter fertig gepackt, und er machte bei allen Bekannten und Freunden die Runde, um Abschied zu nehmen. Auch Lili sagte er mit kurzen, aber innigen Worten Lebewohl.

Der Tag verging, aber der Kammerjunker kam nicht; um jedoch nicht noch einmal Abschied nehmen zu müssen, sowie auch um nicht durch Besuche belästigt zu werden, blieb Goethe in aller Stille auf seinem Zimmer und man glaubte, er sei abgereist.

Als auf diese Weise acht Tage vergangen waren, entschloß sich Goethe, nicht länger zu warten, sondern eine schon früher beabsichtigte Reise nach Italien anzutreten. Dennoch nahm er sich dabei vor, einige Tage in Heidelberg zu verweilen, wo, wie er wußte, der Cavalier des Herzogs durchkommen mußte.

Montags in aller Frühe machte er sich auf den Weg und langte am nächstfolgenden Tage bei guter Zeit in Heidelberg an.

Sein erster Gang war natürlich zu Demoiselle Delf, die ihn mit großer Freude empfing. Er ließ sich sofort von ihr Schreibmaterialien geben und schrieb ein Billet, welches er sodann auf die Post zur Abgabe an den erwarteten Cavalier deponirte, welchen er auf angemessene Weise beschrieb.

Demoiselle Delf that alles Mögliche, um ihrem Gast den Aufenthalt bei ihr und in Heidelberg überhaupt an-

genehm zu machen. Es war jetzt die Zeit der Weinlese und mithin vollauf Gelegenheit zu ländlichen Lustbarkeiten.

Besonders war es das Haus des Oberforstmeisters von Buchwitz, wo es Goethe sehr wohlgefiel. Die Eltern waren freundliche, anständige und gemüthliche Leute und einer der Töchter hatte große Aehnlichkeit mit Friederike von Sesenheim.

Die Witterung war überaus schön und die Anmuth des herrlichen Rhein- und Neckarthales ließ, eben in Verbindung mit der Aehnlichkeit, welche die Oberforstmeisterstochter mit der Pfarrerstochter hatte, alle jene Gefühle wieder aufleben, welche vier Jahre früher im Elsaß sein Gemüth bewegt hatten.

Er hatte während dieser Zeit an sich selbst und andern Menschen wunderliche und seltsame Dinge erlebt, aber dennoch hatte noch nichts eine feste Gestaltung gewonnen. Kein Resultat des Lebens war noch in ihm zu Tage getreten und das Unendliche, dessen Ahnung in ihm aufgedämmert war, äußerte zur Zeit noch keine bestimmende, sondern mehr eine verwirrende Wirkung auf ihn.

So in der Einsamkeit und beim Alleinsein gern zu stillem Hinbrüten geneigt, war Goethe in Gesellschaft dagegen noch ganz derselbe wie früher, ja vielleicht noch mehr als sonst bedacht, sein Talent für Conversation und ge-

sellige Unterhaltung zur Entwickelung und Geltung zu bringen.

Namentlich hier, unter dem freien blauen Herbsthimmel und umringt von fröhlichen guten Menschen, suchte er wieder die alten Spiele auf, welche für die Jugend immer den Reiz der Neuheit behalten und dem Alter ein Schauspiel gewähren, welchem es gern beiwohnt.

Die neuen Freunde, wenigstens der weibliche Theil derselben, merkte es Goethe sehr bald an, daß er eine unglückliche Liebe im Herzen trug. Man fand ihn, obschon er sich nicht im mindesten darüber aussprach, deshalb nur um so interessanter; er erweckte Theilnahme ohne es zu beabsichtigen, und es dauerte daher nicht lange, so fühlte er sich in diesem Kreise ungemein wohl und heimisch, ja er betrachtete sich sogar als ein nothwendiges Mitglied desselben und schien ganz vergessen zu haben, daß hier nicht seines Bleibens sein konnte, sondern daß es ihm höchstens vergönnt war, einige Abende in traulichem Geschwätz zu verleben, denn für den Fall, daß der Weimarsche Cavalier binnen vier höchstens fünf Tagen nicht kam, war die Weiterreise nach Italien unwiderruflich beschlossen.

Dennoch fühlte er, daß der Abschied ihm immer schwerer werden würde, und Demoiselle Delf trug das Ihrige redlich hierzu bei. Sie gehörte zu der Zahl jener Leute, die man nicht gerade Intriguanten nennen kann, die aber gleichwohl fortwährend etwas im Schilde führen, immer

mit einem Plan umgehen und durch ihre Einwirkung auf Andere oder mit Hülfe derselben zu diesem oder jenem Ziele zu gelangen suchen.

Für Goethe hatte sie eine aufrichtige oder, wie er selbst sagt, „tüchtige“ Freundschaft gefaßt; sie wollte ihn mit aller Gewalt, natürlich aber nach ihrem Sinne, glücklich machen, und da sie ihn jetzt bei sich im Hause und folglich gewissermaßen in der Gewalt hatte, so konnte sie seiner Abreise allerlei Hindernisse in den Weg legen und durch die Eröffnung immer neuer Aussichten auf Vergnügungen ihn zum längern Dableiben bewegen.

Goethe merkte ihr immer mehr an, daß sie in Bezug auf seine künftige Carrière im Stillen bereits ein neues Project entworfen, aber sie begann nur allmälig und sehr vorsichtig damit herauszurücken.

Er seinerseits konnte Lili noch immer nicht vergessen. Er war eigentlich blos hierhergekommen, um, ehe er Deutschlands Boden verließe, die glücklichen Zeiten, die er mit Lili verlebt, mit einer alten bewährten Freundin noch einmal recht von Herzensgrunde durchsprechen zu können.

Hierzu aber schien Demoiselle Delf durchaus keine Lust zu haben. Sobald Goethe das Gespräch auf Lili brachte, pflegte sie zu sagen:

„Aber, lieber Freund, warum kommen Sie nur immer wieder auf diese Lili zurück? So lieb es mir auch früher gewesen wäre, Sie beide als ein Ehepaar zu sehen,

und wie eifrig ich mich auch deswegen bei Ihren Eltern und bei Lili's Mutter dafür verwendet habe, so bin ich doch jetzt fest überzeugt, daß Sie nicht zusammen taugen."

„Aber warum denn nicht?"

„Ach, so fragen Sie doch nicht erst lange," entgegnete sie in ihrer gutmüthig barschen Weise. „Sie fühlen das besser als ich es Ihnen sagen kann. Uebrigens haben Sie ihr nun einmal entsagt, und hat man ein solches Band einmal zerrissen, so ist es nie gerathen, es wieder anzuknüpfen. Fügen Sie sich lieber in das Unvermeidliche, schlagen Sie sich das Unmögliche aus dem Sinn und sehen Sie sich nach einem neuen Lebensinteresse um."

„Sie haben gut reden, liebe Freundin. Was soll mir das Umsehen nützen? Wenn mich der Herzog von Weimar im Stiche läßt, so gehe ich also nach Italien, komme nächstes Jahr wieder und stehe dann in Bezug auf meine Lebensaussichten wieder auf demselben Punkte wie jetzt. Wenn Sie mir daher keinen bestimmten Fingerzeig geben können —"

Dies war es eben, worauf Demoiselle Delf gewartet hätte.

„O, ich weiß, was ich spreche," fiel sie ihrem jungen Freunde in's Wort und ich würde Ihnen den Rath, den ich Ihnen ertheilt, nicht geben, wenn ich nicht schon etwas für Sie in petto hätte."

„Wirklich? Sie machen mich sehr neugierig. Haben Sie die Güte, sich deutlicher zu erklären."

„Nun, Sie kennen doch unsern Kurfürsten Karl Theodor?"

„Ja, wenigstens dem Namen nach. Er steht nicht blos im Rufe eines Freundes der Künste und Wissenschaften, sondern hat auch mehr als ein Mal durch die That bewiesen, daß er wirklich ein solcher ist."

„Sehr richtig, leider aber ist er eben so wie sein ganzer Hof katholisch, während das Land protestantisch ist, weshalb die letztere Partei alle Ursache hat, sich durch rüstige, hoffnungsvolle Männer zu verstärken."

„Und Sie meinen, daß ich mich zur Zahl rüstiger und hoffnungsvoller Männer rechnen könne?"

„Ganz gewiß können Sie das, und es wäre für unser Land gewiß sehr gut, wenn wir Sie in Mannheim, wo der Kurfürst residirt, oder hier in Heidelberg hätten."

„Aber wie könnte ich jetzt —"

„Von jetzt ist keine Rede. Warten Sie zunächst hier noch ein paar Tage auf Ihren edlen Weimaraner, der Sie, wie ich Ihnen hiermit nochmals prophezeihe, richtig sitzen lassen wird, und reisen Sie dann in Gottes Namen nach Italien, um dort Ihren Lieblingsstudien obzuliegen. Ich werde mittlerweile für Sie hier thätig sein. Sie wissen, daß ich mit mehrern hochgestellten, einflußreichen Personen genau bekannt bin. Mit Hülfe derselben wird es nicht

schwer halten, Ihnen eine für Sie passende Sphäre zu eröffnen, und wenn —"

Demoiselle Delf stockte und sah Goethe lächelnd aber zugleich forschend an.

„Und wenn?" wiederholte er,

„Nun, wenn die Neigung, welche Sie, wie ich wohl bemerkt, zu der schönen Oberforstmeisterstochter gefaßt, bei Ihrer Rückkunft nicht durch den Anblick noch schönerer Italienerinnen in den Hintergrund gedrängt worden ist, sondern vielleicht eher an Stärke gewonnen hat, so werden Sie ja sehen, ob es für Sie nicht räthlich ist, als kurpfälzischer Staatsbeamter und durch die Verbindung mit einer angesehenen Familie Ihr Lebensglück in einem neuen Vaterlande zu begründen."

Goethe blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin und sagte dann:

„Die Aussichten, welche Sie mir da eröffnen, geehrte Freundin, sind durchaus nicht von der Art, daß ich denselben den Rücken kehren möchte. Sie sehen aber selbst ein, daß ich mich in meiner gegenwärtigen Stimmuug für nichts entscheiden kann, denn —"

„Das sollen Sie auch ja gar nicht!" rief Demoiselle Delf, ihn wieder unterbrechend, denn sie ließ selten Jemanden ausreden. „Hören Sie denn nicht, daß ich selbst alles bis nach Ihrer Rückkunft verschoben wissen will?"

So plauderten die Beiden bis tief in die Nacht hin-

ein. Demoiselle Delf ward nicht müde, ihrem jungen Freunde immer und immer wieder auseinander zu setzen, was sie für ihn zu thun willens war, und welche Plane sie nicht blos in Bezug auf seine Thätigkeit in der Welt, sondern auch auf sein häusliches Glück entworfen.

Goethe konnte nicht umhin, diese Fürsorge dankbar anzuerkennen, obschon er zugleich recht deutlich merkte, daß seine Freundin im Interesse eines gewissen Kreises sprach, der sich durch Goethe und dessen mögliche Gunst bei Hofe zu verstärken suchte.

Endlich, nachdem die Mitternachtstunde längst vorüber war, ward die Sitzung aufgehoben.

Von mannichfachen Gedanken bewegt, konnte Goethe trotz der späten Stunde und obschon er körperlich sehr ermüdet war, nicht sogleich einschlafen; als er es aber endlich that, geschah es nur um so fester.

Plötzlich weckte ihn der Schall eines Posthorns und gleich darauf hörte er wie ein Reiter vor das Haus sprengte und vor demselben Halt machte.

Es dauerte nicht lange, so öffnete sich die Thür des Schlafzimmers und Demoiselle Delf trat mit einem Licht und einem Brief in den Händen herein.

„Na, da haben wir's!" rief sie, indem sie sich Goethe's Lager näherte. „Lesen Sie und sagen Sie mir, was es ist. Ganz gewiß kommt der Brief von den Weimarischen. Wenn man Sie, nachdem man Sie so lange war-

ten lassen, nun doch noch einladet, so folgen Sie dieser Einladung nicht. Bedenken Sie, was wir heute Abend besprochen haben. Wenn es aber auch hier bei uns nichts wäre, so brauchen Sie deswegen Weimar und seinen Herzog immer noch nicht. Ihr Vater hat Geld genug."

Goethe ward die Art und Weise, auf welche seine ungestüme Freundin ihm zusetzte, in diesem Augenblick sehr lästig.

„Ich bitte, geehrte Freundin," sagte er, „lassen Sie mich die Sache ruhig überlegen. Setzen Sie das Licht dort auf den Tisch; in einer Viertelstunde komme ich hinunter."

Demoiselle Delf that nur ungern wie ihr geheißen ward. Sie setzte das Licht auf den Tisch und verließ dann brummend und zögernd das Zimmer.

Goethe schaute, als sie hinaus war, eine Weile vor sich hin und drehete den Brief in den Händen herum, ohne ihn zu öffnen.

Die Staffette kam von Frankfurt, denn er kannte Siegel und Handschrift.

Der so lange vergebens erwartete Kammerjunker war also doch noch angekommen und Goethe hatte sich von seinem Unglauben zu einem übereilten Schritt verleiten lassen, dessen er sich jetzt fast schämte. Warum hatte er nicht in seinem ruhigen bürgerlichen Zustande auf einen

sicher angekündigten Mann warten können, dessen Ankunft ja durch so mancherlei Zufälle verspätet werden konnte?

Wie hatte er an dem Worte des Herzogs zweifeln können, der ihm trotz ihrer kurzen Bekanntschaft schon so viele Beweise von Güte und Zutrauen gegeben?

Goethe stand auf, trat an den Tisch, auf welchem das Licht stand, und öffnete den Brief.

Es war alles ganz natürlich zugegangen.

Der Cavalier des Herzogs hatte Stunde für Stunde und Tag für Tag auf den neuen Wagen, einen sogenannten Landauer, eben so sehnlich gewartet wie Goethe auf ihn. Als der Wagen endlich eingetroffen, war er mit demselben nicht, wie er anfangs beabsichtigt, über Heidelberg, sondern, weil sich mittlerweile ein in Mannheim zu besorgendes Geschäft herausgestellt, über diesen Ort nach Frankfurt gereist, wo er zu seinem nicht geringen Schrecken Goethe nicht mehr vorfand.

Er wußte, mit welcher Sehnsucht sein Herzog die Ankunft des Dichters in seiner Residenz erwartete, und sendete sofort durch eine Staffette den Brief ab, in welchem er die Voraussetzung aussprach, daß Goethe nun, nachdem der Irrthum auf diese Weise aufgeklärt worden, sofort nach Frankfurt zurückzukehren und den Beauftragten des Herzogs nicht in die beschämende Nothwendigkeit versetzen werde, ohne ihn nach Weimar weiterzureisen.

Goethe fühlte sich durch Verstand eben so wie durch

Gemüth gedrängt, der ihm durch die Wünsche des Herzogs vorgezeichneten Richtung zu folgen, obschon es auch nicht an einem bedeutenden Gegengewicht fehlte.

Sein Vater, der schon so lange gewünscht, daß sein Sohn Italien, welches er selbst besucht, aus eigener Anschauung kennen lernen möge, hatte ihm, auf Erinnerung und Erfahrung gestützt, einen sehr hübschen Reiseplan vorgezeichnet und ihm eine kleine Bibliothek mit auf den Weg gegeben, durch welche der Sohn sich vorbereiten und, wenn er an Ort und Stelle angelangt wäre, leiten lassen könnte.

Er hatte deshalb bisher in seinen müßigen Stunden gar keine andere Unterhaltung gehabt und selbst auf seiner letzten kleinen Reise im Wagen an nichts Anderes gedacht.

Die herrlichen Gegenstände, die klassischen Kunstwerke, die er von Jugend auf durch Beschreibung und durch Nachbildung kennen gelernt, sammelten sich vor seiner Seele und er kannte für den Augenblick keinen innigeren Wunsch, als sich diesen Kunstdenkmälern zu nähern, während er sich zugleich von Lili immer entschiedener entfernte.

Er hatte sich mittlerweile angekleidet und ging im Zimmer auf und ab.

Da er nach Ablauf der Viertelstunde nicht, wie er versprochen hinunter kam, so kam Demoiſell Delf wieder herauf.

„Nun wie steht's?“ rief sie beim Eintreten; „wozu haben Sie sich entschlossen.

„Beste Freundin,“ entgegnete Goethe, „versuchen Sie nicht, mir etwas einzureden oder meinen Entschluß wankend zu machen. Ich bin fest entschlossen, nach Frankfurt zurückzukehren und mit nach Weimar zu gehen. Ich habe die Gründe für und wider reiflich erwogen und es könnte nichts nützen, wenn ich Ihnen dieselben weitläufig auseinander setzen wollte. Auch habe ich nun keine Zeit dazu. Auf eine nochmalige Discussion kann ich mich eben so wenig einlassen; der Entschluß muß gefaßt werden, und wer soll ihn anders fassen als der, welchen er zuletzt angeht?“

„Also auf diese Weise lohnen Sie mir meinen Eifer für Ihr Wohlergehen!“ rief Demoiselle Delf in großer Aufregung. „Anstatt bei uns zu bleiben und sich und Andere glücklich zu machen, wollen Sie der gehorsame Diener eines achtzehnjährigen knabenhaften Fürsten werden, der kaum weiß, was für ihn selbst taugt, geschweige denn für Andere.“

Goethe hatte keine Lust, sich weiter in einen Wortwechsel einzulassen, welcher sich bis ins Unendliche fortgesponnen haben würde, sondern hieb den Knoten damit durch, daß er seinen Burschen weckte und sofort Extrapost bestellen ließ.

Dann bat er Demoiselle Delf, sich zu beruhigen und zu bedenken, daß er ja nicht für immer nach Weimar

gehe, sondern es zunächst blos auf einen kurzen Besuch, auf eine kurze Aufwartung abgesehen habe. Auch die italienische Reise sei deswegen nicht aufgehoben, sondern blos aufgeschoben, und die Rückkehr nach Heidelberg eben so wenig abgeschnitten.

„Nein, Sie dürfen nicht!“ rief Demoiselle Delf und versuchte ihn am Arme festzuhalten.

In diesem Augenblck fuhr der Postwagen vor, die Koffer waren bereits aufgepackt, der Postillion knallte mit der Peitsche, die Pferde wieherten und stampften und Goethe rief leidenschaftlich und begeistert mit den Worten Egmont's:

„Kind, Kind, nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen und uns bleibt nichts, als, muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“

Und nachdem er dies gesagt, entwand er sich unaufhaltsam der ihn krampfhaft festhaltenden Freundin, stürzte die Treppe hinunter, sprang in den Wagen, fuhr mit möglichster Beschleunigung nach Frankfurt zurück und nach einem Aufenthalt von nur wenigen Stunden mit dem ihn erwartenden Kammerjunker von Kalb weiter nach Weimar.

5.

Wiedersehen.

In der dieser Erzählung vorangehenden Idylle haben wir zu berichten gehabt, wie Goethe, acht Jahre, nachdem er sich von Friederike von Sesenheim getrennt, Gelegenheit erhielt, sie wiederzusehen.

Wir haben diesem Wiedersehen beigewohnt und sind Zeugen der erschütternden Wirkung gewesen, welche es auf alle dabei betheiligten Personen ausübte.

Auf derselben Reise und zwar unmittelbar nach dem Wiedersehen mit Friederike sah Goethe auch Lili wieder, welche seit etwa zwei Jahren an einen Herrn von Türkheim verheirathet war und in Straßburg wohnte.

Als Goethe mit dem Herzog, mit welchem er in Drusenheim wieder zusammengetroffen, hier noch während des Vormittags anlangte, kleidete er sich sofort um und begab sich nach dem Hause der früheren Geliebten, die er seit nun beinahe vier Jahren nicht wiedergesehen.

Auf sein Nachfragen hörte er, daß Herr von Türkheim verreist sei, und man wies ihn in einen Salon, wo er, wie man ihm sagte, Madame finden würde.

Er trat in den Salon, fand denselben zwar leer, erwartete aber, daß Lili bald erscheinen würde. Er wartete jedoch vergebens, und da ihm endlich die Geduld ausging,

so ging er aufs Gerathewohl durch die erste beste Thür und aus einem Zimmer in's andere bis er in eins kam, welches Lili's Schlafzimmer war und worin sie mit einem lieblichen Knaben auf dem Schooße saß.

Erschrocken fuhr sie empor, streckte aber, als sie Goethe erkannte, ihm mit freudiger Ueberraschung die Hände entgegen.

Ihre frühere Schönheit hatte durch den Umstand, daß sie Mutter geworden, nicht verloren, sondern eher gewonnen. Die Blässe der Wangen kleidete sie fast besser als die Rosen, die sonst darauf geblüht, und das schelmische Feuer der Augen ward jetzt durch einen sanften Ausdruck gemildert, der sie nur um so unwiderstehlicher machte.

Goethe nahm ihr gegenüber Platz und bemerkte, daß er es nicht über sich habe gewinnen können, durch Straßburg zu reisen, ohne ihr seinen Besuch zu machen und sich von ihrem Befinden zu überzeugen.

„Sie sind doch glücklich, liebe Lili?“ setzte er nach einer Pause hinzu.

„Sie sehen, daß ich Mutter bin,“ antwortete sie.

„Ein schöner Knabe!“ hob Goethe, die Formen des zarten, lustig mit Aermchen und Beinchen strampelnden Säuglings bewundernd, wieder an. „Wie alt ist er?“

„Sieben Wochen.“

„Und wie leben Sie mit Ihrem Gatten? Sprechen Sie sich gegen mich unverhohlen aus. Es soll mir zur

Beruhigung und Freude gereichen, wenn ich höre, daß Sie die getroffene Wahl nicht zu bereuen haben."

Lili sah ihn mit einem vieldeutigen Blick an und antwortete:

„Zu bereuen habe ich meine Wahl allerdings nicht, wenn sie vielleicht auch nicht gerade die allerbeste ist, die ich hätte treffen können. Mein Mann ist brav, vernünftig, geschickt und thätig. Außerdem ist er auch wohlhabend, besitzt, wie Sie sehen, ein schönes Haus, gehört einer angesehenen Familie an und bekleidet einen stattlichen bürgerlichen Rang. Ich habe sonach in ihm Alles, was ich brauche."

„Aber haben Sie mit ihm auch Alles, was Sie wünschen?"

„Das ist eine Gewissensfrage und Sie werden mich entschuldigen, wenn ich dieselbe unbeantwortet lasse. Ich werde dagegen mich auch enthalten, Sie zu fragen, ob Sie niemals Grund gehabt haben, die Lösung unseres Verhältnisses zu bereuen oder zu bedauern."

Goethe sah, daß Lili ziemlich prosaisch denken gelernt hatte und daß für ihn durchaus keine Aussicht vorhanden war, mit ihr eine sentimentale Scene zu spielen wie mit der gutherzigen Friederike.

Das Gespräch nahm deshalb eine neutrale Wendung und als nach einigen Augenblicken auch Madame Schönemann, welche sich gegenwärtig bei ihrer Tochter zum Be-

ſuch befand, eintrat, unterhielt man ſich über allerlei Zuſtände und Perſönlichkeiten, ohne die Herzensangelegenheiten wieder auf's Tapet zu bringen.

Auf dringendes Bitten blieb Goethe zu Tiſche und bedauerte nur, daß es ihm nicht vergönnt war, auch Herrn von Türkheim kennen zu lernen. Derſelbe war aber verreiſt und ward erſt in einigen Tagen zurückerwartet.

Nach Tiſche beurlaubte ſich Goethe bei Lili und ihrer Mutter, die ihn für den Abend wieder einluden, und holte verſprochenermaßen den Herzog ab, um mit ihm den Münſter zu beſteigen.

Dann ging er mit ihm eine Stunde in's Theater und begab ſich dann wieder zum Souper zu Lili und ihrer Mutter.

Ehe er Abſchied nahm, ließ er ſich noch einmal Lili's Knaben zeigen und legte ſegnend die Hand auf das Haupt deſſelben. Ahnte er vielleicht, daß er ihn einmal als rettenden Engel wiederſehen würde?

In ſchönem Mondſchein ging er weg. Brauchen wir erſt zu ſagen, daß ſein Herz am geſtrigen Abend während er zu Seſenheim mit Friederike, von demſelben Mondſchein beleuchtet, in der Laube ſaß, von ganz andern Empfindungen erfüllt war als jetzt beim Abſchied von Lili?

* * *

Als Goethe nach der Belagerung von Mainz im Jahr 1793 seiner Mutter in Frankfurt einen Besuch abstattete, erwähnt diese, daß Frau von Türkheim jetzt auch wieder in Frankfurt wohne.

„Wie, Lili ist hier?“ rief er erstaunt. „Wie ist die hierher gekommen?“

„Ach, das ist eine lange Geschichte, die ich selbst nicht genau weiß,“ antwortete die Frau Rath. „Du wirst am besten thun, wenn Du Dir sie von ihr selbst erzählen lässest, denn daß Du nicht von hier fortgehen wirst, ohne sie besucht zu haben, darauf wollte ich wetten.“

„Und Sie würden die Wette gewinnen, Mutter!“ rief Goethe lachend. „Es wäre nicht halbrecht von mir, wenn ich Frankfurt verlassen wollte, ohne die Gelegenheit zu benutzen und den niedlichen kleinen Grasaffen wieder einmal zu sehen.“

„Es hat sich ausgegrasafft, glaube ich, denn es scheint der armen Frau nicht zum besten zu gehen,“ sagte Goethe's Mutter den Kopf schüttelnd.

„Wie so? Was ist mit Lili eigentlich?“

„Ich habe Dir schon gesagt, daß Du wohlthun wirst, es Dir von ihr selbst erzählen zu lassen. Ich weiß weiter nichts, als daß sie mit zweien von ihren Kindern in Bauernkleidern zu Fuße hierher nach Frankfurt zurückkam. Der Herr von Türkheim, ihr Mann, und dessen Bruder hatten sich der Revolutionsregierung verdächtig gemacht

und bei Nacht und Nebel die Flucht ergreifen müssen, um nicht mit der Guillotine Bekanntschaft zu machen. Ihre Mutter, die alte Schönemann, ist schon lange todt und es blieb ihr daher weiter nichts übrig, als die Schwiegermutter eines ihrer Brüder, die verwittwete Gontard, aufzusuchen, die ihr denn auch in ihrem Garten draußen an der Windmühle eine Wohnung angewiesen hat. Geh nur hin; dort wirst Du sie finden."

Goethe eilte sogleich nach dem ihm wohlbekannten Garten, traf aber Lili nicht zu Hause. Sobald aber am nächstfolgenden Morgen die zu einem solchen Besuch geeignete Stunde schlug, machte er sich wieder auf den Weg.

Lili saß mit einer Näharbeit beschäftigt am Fenster des mitten im Garten stehenden kleinen Häuschens. Aus der früher so eleganten Dame schien eine sehr einfache [illegible]r schlicht, ja fast ärmlich, und die ernsten tiefliegenden Augen unter der bleichen Stirn und über den eingefallenen Wangen verriethen, daß an die Stelle der frühern muthwilligen Laune eine ebenfalls gewaltig veränderte Stimmung getreten war.

Goethe durchschritt den Garten ohne daß Lili ihn gewahrte, ja er hatte sogar die blos angelehnte Thür des Parterrezimmers, in welchem Lili ihm den Rücken zukehrend saß, leise geöffnet und sie eine Weile betrachtet, ehe

sie, vom frischen Luftzuge berührt, sich umschauete und, den Fremden an der Thür erblickend, erschrocken aufsprang.

Im nächsten Augenblick jedoch schon erkannte sie ihn.

„Goethe! Ha, Sie sind es, Goethe!“ rief sie ihm mit rückhaltloser Freude entgegeneilend. „O kommen Sie herein! kommen Sie herein!“

Und mit beiden Händen seine dargebotene Rechte ergreifend zog die kleine sylphidenhafte Gestalt mit der unwiderstehlichen Allgewalt der Liebe den großen starken Mann über die Schwelle.

Er folgte diesem Impuls gern und bereitwillig und rief:

„Meine Mutter sagte mir, daß Sie wieder in Frankfurt wären, theure Lili, und ich war schon gestern Nachmittag einmal hier, traf Sie aber nicht zu Hause.“

„Dann,“ hob Lili wieder an, indem sie Goethe zu dem Sopha führte und neben ihm Platz nahm, „dann hat Ihre Mutter Ihnen wohl auch erzählt, welche traurigen Schicksale mir, seitdem ich Sie in Straßburg bei mir sah, beschieden gewesen sind?“

„Nein; sie sagte mir, ich sollte mir dies von Ihnen selbst erzählen lassen.“

„Ach, theurer Freund, mein Schicksal ist ein sehr trauriges. Jedenfalls ist Ihnen schon bekannt, daß der Bruder meines Mannes, Johann von Türkheim, zum Maire von Straßburg gemacht ward, nachdem man den früheren

Maire, den alten würdigen Dietherich, des Hochverraths angeklagt und ins Gefängniß gesetzt hatte. Mein Schwager hatte durchaus keine Neigung, diesen Posten zu übernehmen, und ließ sich nur durch das dringende Zureden des Gemeindeprocurators Schöll dazu bewegen. Die von Paris nach Straßburg gesendete jakobinische Departementsverwaltung gerieth mit der Municipalität sehr bald in Streit, so daß mein Schwager und die übrigen Mitglieder des Gemeinderaths sich veranlaßt sahen, ihr Amt niederzulegen, wovon die Folge war, daß sie aus den rheinischen und angrenzenden Departements verbannt wurden. Unmittelbar darauf begann die Schreckensregierung in Paris und der berüchtigte Elogius Schneider, früher Professor in Bonn, kam im Auftrage dieser Regierung nach Straßburg, wo er hauste wie ein blutdürstiges Ungeheuer. Sein nächstes Augenmerk war auf die reichsten und angesehensten Bürger der Stadt gerichtet. Mein Schwager, der sich unter einem falschen Namen in einem lothringischen Dorfe versteckt hielt, ward nur durch einen Zufall gerettet. Mein Mann, welcher aus sicherer Quelle erfahren, daß die Reihe des Festgenommenwerdens nächstens auch an ihn kommen würde, vergrub, was wir noch an Geld und Kostbarkeiten besaßen, an einem sichern Ort und flüchtete sich dann mit zweien unserer Söhne und unserer Tochter in die Schweiz."

„Wie aber konnte er es über sich gewinnen, sich von

Ihnen zu trennen, Lili?“ warf Goethe ein, indem er die Hand der Vielgeprüften ergriff.

„Hätten wir alle auf ein Mal fliehen wollen, so wären wir sicherlich eingeholt und zurückgebracht worden. Dadurch, daß ich noch zurückblieb, gewann mein Gatte einen sichern Vorsprung und ich deckte gewissermaßen seine Flucht.“

„Edles selbstverleugnungsvolles Gemüth!“ murmelte Goethe die Hand der armen Frau drückend.

„Es dauerte,“ fuhr diese in ihrer Erzählung fort, „nicht lange, so ward die Flucht meines Gatten doch ruchbar und es ward für mich daher die höchste Zeit, an meine eigene Rettung zu denken. Eine Bäuerin, der ich schon seit längerer Zeit allerlei Küchenbedürfnisse abzukaufen pflegte, lieh mir Kleider für mich und meine beiden Knaben. Der ältere nahm ein Körbchen Eier auf den Rücken, den kleinsten trug ich auf dem Arm und so kamen wir glücklich über die Schiffbrücke nach Kehl. Leider war ich von Geld fast ganz entblößt und daher nicht im Stande, ein Fuhrwerk zu miethen. Wir mußten demzufolge die ganze weite Reise bis hierher zu Fuße machen und waren nur froh, daß wir hier bei unsern gutherzigen Verwandten so bereitwillige Aufnahme fanden.“

Nachdem Lili auf diese Weise ihre Schicksale erzählt, erkundigte sie sich nach Goethe's Lebensgange und beide plauderten noch lange und herzlich. Die Kinder kamen

auch herbei. Das älteste war ein schon ziemlich herangewachsener Knabe von so straffer Haltung, daß er zum Soldaten geboren zu sein schien, während der jüngste kaum erst laufen gelernt hatte.

Nachmittags kam Goethe noch einmal wieder und schied erst spät am Abend.

* * *

Als dreizehn Jahre später, am 14. October 1806, um sieben Uhr Morgens ferner Kanonendonner den Bewohnern von Weimar verkündete, daß die Schlacht bei Jena begonnen hatte, vernahm auch Goethe dieses unheilverkündende Getöse mit furchtbarer Deutlichkeit.

Gegen Mittag jedoch ward es schwächer und er setzte sich daher zu Tische wie gewöhnlich.

Kaum aber hatte er Platz genommen, so krachten die Geschütze in unmittelbarer Nähe der Stadt, und der Tisch ward sofort abgeräumt.

Als bald darauf der Secretair Riemer sich einfand, fand er Goethe im Garten auf und ab gehend. Die Kugeln flogen über das Haus hinweg und die Bajonnete der fliehenden Preußen blitzten über die Gartenmauer. Die Franzosen hatten einige Geschütze auf den Höhen oberhalb Weimar aufgepflanzt, von wo aus sie auf die Stadt feuern konnten.

Es war ein schöner, ruhiger, sonnenheller Tag. Auf den Straßen war es wie ausgestorben, denn Alles hatte sich unter irgend ein bergendes Obdach geflüchtet.

Von Zeit zu Zeit unterbrach das Dröhnen eines Geschützes die unheimliche Stille und die durch die Luft zischenden Kugeln schlugen dann und wann in ein Haus ein. Die Vögel zwitscherten lustig auf den Bäumen des Parks und die tiefe Ruhe der Natur bildete zu dem wüsten Toben des Krieges einen schauerlichen Gegensatz.

Mitten unter dieser unheimlichen Stille kamen einige französische Soldaten in die Stadt hereingeritten, um zu sehen, ob der Feind noch da wäre.

Es dauerte nicht lange, so kam ein ganzer Trupp nachgesprengt.

Ein junger Offizier erkundigte sich nach Goethe's Hause, ritt nach demselben, postirte sofort zwei seiner Leute als Schildwachen davor, stieg ab und suchte Goethe auf, um ihm zu melden, daß sein Haus zum Quartier des Marschalls Augereau ausersehen und folglich gegen die Gefahr der Plünderung geschützt sei.

Der junge Husarenoffizier, welcher Goethe diese Rettungsbotschaft brachte, war ein Herr von Türkheim — Lili's Sohn, dem Goethe beim Abschied von der Mutter in Straßburg segnend die Hand auf das zarte Säuglingshaupt gelegt und den er später in dem Haus an der

Windmühle zu Frankfurt als halberwachsenen Jüngling wiedergesehen.

* * *

Elf Jahre später, am 6. Mai 1817, starb Lili auf ihrem Gute Kraut-Egersheim bei Straßburg.

Ende des zweiten Theils.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Theils.

VII. Friederike Brion aus Sesenheim. — Idylle. 3

VIII. Charlotte Buff. — Erzählung. 161

IX. Lili. — Novelle. 225

Goethe und sein Liebeleben.

Historischer Novellenkreis.

Dritter Theil.

Leipzig, 1866.
Verlag von C. F. Schmidt.

X.

Charlotte von Stein.

Erzählung.

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt:
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Die Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt —
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Goethe.

1.

Neue Umgebung.

In der Erzählung „Lili" haben wir gesehen, wie Goethe bei seinem Zusammentreffen mit dem Leibarzt Zimmermann in Straßburg von den Schattenrißportraits, welche dieser ihm vorlegte, das der Frau von Stein vor allen andern bewunderte, und daß die Mittheilungen, welche Zimmermann ihm über die Schönheit und Liebenswürdigkeit dieser Dame machte, ihm drei Nächte hintereinander den Schlaf raubten.

Jetzt war er selbst in Weimar, wo er am 7. Novbr. 1775, also sechsundzwanzig Jahr alt, eingetroffen war.

Er fand hier vor allen Dingen die Herzogin-Mutter Amalie, eine Dame von kleiner Statur, aber geistreicher

Physiognomie, mit sehr schönen Händen und Füßen und einem leichten, aber majestätischen Gang. Sie sprach sehr schön, aber geschwind, und hatte in ihrem ganzen Wesen viel Artiges und Einnehmendes.

In der unmittelbaren Nähe der Herzogin machte sich vorzüglich die kleine verwachsene, aber dabei ausgelassene und boshafte Göchhausen, ihrer Hofdame, bemerklich. Sie stand bei der Herzogin eben so wie bei Karl August in hoher Gunst und faßte zu Goethe eine so große Zuneigung, daß sie sofort einen lebhaften Briefwechsel mit seiner Mutter begann.

Wieland hatte aufgehört, Erzieher der Prinzen zu sein, blieb aber ein geschätzter Freund der Herzogin und durfte bei keiner Lustpartie fehlen.

Dasselbe war der Fall mit dem Kammerherrn von Einsiedel, der wegen seiner Gutmüthigkeit und Sonderbarkeit eben so bekannt war als wegen seiner lustigen Streiche.

Er beschäftigte sich mit Dichtkunst und Musik, obschon nur von einem bescheidenen Standpunkt aus, und stand, wie fast mit Bestimmtheit anzunehmen ist, in einem nahen Verhältniß zu der Hofsängerin Corona Schröter.

Diese durch Schönheit wie durch hohe Begabung gleich ausgezeichnete Künstlerin hatte Goethe bereits während seines Aufenthalts als Student in Leipzig kennen gelernt, und als er nicht lange nach seiner Ankunft in Weimar mit dem Herzog eine Reise nach Leipzig machte, und dort

wieder mit ihr zusammentraf, veranlaßte er sie, nach Weimar zu kommen. Sie malte, sang, spielte, besaß gründliche musikalische Kenntnisse und verstand mit eigenthümlicher Grazie zu deklamiren.

Ein zweiter dichtender und musicirender Kammerherr war Seckendorf, welcher nicht lange nach Goethe's Ankunft in Weimar dessen „Werther's Leiden" ins Französische übersetzte.

Zu diesem Kreise am Hofe der Herzogin-Mutter gehörten noch Bode, der Uebersetzer des Smollett, Bertuch, Uebersetzer des Cervantes, und Musäus, der Volksmärchendichter.

Der Herzog Karl August war, wie Lewes sagt, ein gemischter, aber wahrhaft großartiger Charakter, der nicht, wie die meisten Fürsten, bei genauerer und vertrauterer Bekanntschaft verlor. Sein feines Verständniß für den Genius zog nicht blos die vorzüglichsten Männer jener Zeit nach Weimar, sondern seine innere Größe wußte sie dort auch festzuhalten.

Von derben soldatischen, herrischen Manieren war er wohl witzig, leider aber oft in der Weise, welche in Damengesellschaft nicht statthaft ist.

Seine Gemahlin Louise war eins jener seltenen Wesen, deren hoher Charakter in den erschütterndsten Situationen eben so zu Tage tritt wie in den gewöhnlichen Verhältnissen des Altagslebens. Von etwas kaltem Tem-

perament hielt sie, ganz im Gegensatz zu ihrer in dieser Beziehung ziemlich toleranten Schwiegermutter, streng auf Etikette.

Herrn von Knebel, den vertrauten Freund des Herzogs, der auch sehr bald der Goethe's ward, haben wir bereits kennen gelernt.

Später gesellte sich zu diesem Kreise noch Herder, der durch Goethe dahin gezogen ward.

Neben der Frau von Stein trat namentlich die Gräfin von Werther hervor, zu welcher der Herzog in demselben Verhältniß stand wie Goethe zu der erstgenannten.

Goethe ward zunächst zum Range eines Geheimen Legationsrathes mit Sitz und Stimme im Geheimrath und zwölfhundert Thalern Gehalt erhoben. Dabei erklärte der Herzog in einem Briefe an Goethe's Vater, sein Sohn könne den Dienst zu jeder Zeit wieder verlassen, denn die ganze Anstellung sei weiter nichts als eine Form und dürfe nicht als Maßstab seiner Zuneigung gelten. „Goethe" setzte er hinzu, „kann nur eine Stellung haben, nämlich die meines Freundes. Alle anderen sind unter seinem Werth."

Der Hof war über die Anstellung eines Bürgerlichen in einer solchen Sphäre nicht wenig entrüstet. Schon die Gunstbezeigungen, welche früher Wieland erwiesen worden, hatten Anlaß zu vielfachem Murren gegeben und man

glaubte gegen eine solche Beförderung bürgerlicher Ausländer förmlichen Protest einlegen zu müssen.

Der damals erst neunzehnjährige Herzog schrieb zu dem von seinem Ministerium in dieser Angelegenheit erstatteten Bericht mit eigener Hand die denkwürdigen Worte:

„Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einem Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt achten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nie nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen geben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, das ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Man sah, der Herzog war entschlossen. Das Murren

verstummte oder beschränkte sich allmälig auf das müßige Gerede einiger Privatkreise, welches, wie alles dergleichen Gewäsche, sich sehr bald andern und neuen Gegenständen zuwendete.

Nachdem wir so eine kurze Schilderung von den neuen Verhältnissen gegeben, in welchen Goethe sich zu bewegen begonnen, wenden wir uns zur Heldin dieser Erzählung selbst.

2.

Charlotte von Stein.

Die Baronin Charlotte von Stein stammte aus einer schottischen Familie Irving und war die Schwägerin des Barons Imhoff, welcher seine erste Frau an Warren Hastings, den berüchtigten Generalgouverneuer von Ostindien, verkaufte, welcher von Burke vor dem Unterhause der Unterdrückung und Erpressung angeklagt ward.

Frau von Stein war, als Goethe sie kennen lernte, bereits Mutter von sieben Kindern und stand in dem Alter, welches bei bezaubernden Frauen gerade das bezaubernste ist. Sie war nämlich dreiunddreißig Jahr alt.

Man kann sich einen Begriff von der Gewalt ihrer Reize machen, wenn man einen prüfenden Blick auf ihr Portrait wirft und sich diese zarten koketten Züge von den

Verlockungen der Empfindsamkeit, der Heiterkeit und der Welterfahrung beseelt denkt.

Sie sang gut, spielte gut, zeichnete gut, conversirte gut, verstand Poesie zu beurtheilen und ging in Dingen des Gefühls mit dem zarten Takt einer Frau von Welt zu Werke.

Ihre feingeformten Finger hatten manches ernste Buch durchblättert und sie verstand Honig selbst aus dem Unkraut zu saugen.

Trotz ihrer moralischen Mängel war sie doch allen ihren Bekannten gegenüber ein vollkommen liebenswürdiges Weib und bewahrte, wie viele jetzt noch lebende Zeitgenossen von ihr bezeugen, diese Liebenswürdigkeit noch bis in ihr hohes Alter.

Einige Jahre nach ihrer ersten Bekanntschaft mit Goethe erwähnt Schiller sie in einem Briefe an seinen Freund Körner mit folgenden Worten:

„Die beste unter allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene interessante Person, und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe und aus Italien hat er ihr noch jede Woche

geschrieben. Man sagt, ihr Umgang sei ganz rein und untadelhaft."

Als Goethe Frau von Stein kennen lernte, blutete sein Herz noch aus den frischen Wunden, welche ihm die Trennung von Lili geschlagen, obschon er zugleich erfüllt war von dem stolzen Bewußtsein, über seine Leidenschaft den Sieg davongetragen zu haben.

Er war demzufolge ganz in der geeigneten Stimmung, um sich mit der ganzen Kraft seines Wesens der Liebe zu einem Weibe zu widmen, welches, wie er unter ihr Bildniß geschrieben, „alles durch das Medium der Liebe sah."

In einem Briefe an Zimmermann, welcher ihr jene Aeußerung des Dichters mitgetheilt, hatte sie den Wunsch ausgesprochen, Goethe zu sehen und näher kennen zu lernen, wogegen Zimmermann ihr wiederum bemerklich gemacht hatte, sie wisse nicht, in welchem Grade der „bezaubernde Mann" ihr gefährlich werden könne.

Diese Warnung aber hatte, wie dies unter solchen Umständen so oft der Fall ist, gerade das Gegentheil von dem zur Folge, was sie hatte bewirken sollen, denn schöne Frauen lieben es, sich freiwillig in Gefahren, wie die von Zimmermann angedeutete, zu stürzen, besonders wenn sie, wie Charlotte von Stein, sich vollständig zu beherrschen wissen.

Die Wesen, welche zeither Goethe durch ihre körperlichen Reize und geistigen Eigenschaften gefesselt, waren

eins wie das andere ganz junge Mädchen gewesen, die eben durch ihre Jugend und durch kindlich naives Wesen seine Phantasie in Fesseln geschlagen.

In Weimar dagegen sah er sich auf einmal einem Weibe gegenüber, einer Dame von Stand, von Lebensbildung und Welterfahrung, einer Dame, welche, anstatt sich von ihren Gefühlen blindlings hinreißen zu lassen, die von ihr entzündete Flamme geschickt zu nähren und zu unterhalten wußte, ohne sich von ihrer Hoheit und Würde etwas zu vergeben.

Der Gemahl der Frau von Stein war durch seinen Dienst bei Hofe so vielfach in Anspruch genommen, daß er in der Woche kaum vierundzwanzig Stunden in seinem Hause zubrachte. Ueberdies fiel es ihm nicht ein, von seiner Frau auch nur die mindeste eheliche Zärtlichkeit zu verlangen, und man darf sich daher, besonders wenn man die damals herrschenden Ansichten und die socialen Zustände jener Zeit in Anschlag bringt, kaum wundern, daß Goethe's Leidenschaft, aus welcher er übrigens durchaus kein Hehl machte, nicht blos keinen Tadel hervorrief, sondern sogar vielfache Theilnahme und entschiedene Billigung fand.

Während des tollen Lebens, welches in der ersten Zeit nach Goethe's Ankunft in Weimar am Hofe geherrscht, waren die Zerstreuungen und Beschäftigungen von so viel-

facher Art gewesen, daß seine Liebe zu Frau von Stein zu keinem klaren Abschluß zu kommen vermocht hatte.

Das allzu aufregende Treiben ward ihm zuweilen sogar so lästig, daß er sich wieder fortsehnte, und diesen Wunsch auch gegen den Herzog äußerte.

„Aber was fehlt Dir hier, Freund?“ fragte Karl August. „Was begehrst Du? Sag' es und wenn ich es Dir schaffen kann, so soll es geschehen.“

Goethe, welcher das Jägerhaus an der Belvedere-Allee zur Wohnung angewiesen erhalten, entgegnete:

„Offen gestanden, meine Wohnung gefällt mir nicht recht. Ich lebe zu beschränkt und meine Neigung zum Gartenbau kann ich gar nicht befriedigen. Hätte ich nur zum Beispiel ein Haus und einen Garten wie Bertuch hat, so wäre ich schon zufriedengestellt.“

„O, wenn Du weiter nichts willst,“ antwortete der Herzog, „da wird sich schon Rath schaffen lassen.“

Nachdem er dies gesagt, ging er mit seiner gewöhnlichen Geradheit zu Bertuch und sagte zu ihm ohne weitere Umschweife:

„Bertuch, ich muß Deinen Garten haben.“

„Aber, Durchlaucht“ — stammelte der erstaunte Bertuch.

„Nur kein Aber,“ unterbrach ihn der Herzog. „Ich kann Dir nicht helfen. Der Goethe will Deinen Garten haben, sonst geht er fort, und ich kann ohne ihn nicht leben. Uebrigens bekommst Du von mir ein anderes Haus

und einen andern Garten, der noch einmal so viel werth ist als jener."

Diese letztere Bemerkung machte natürlich Bertuch's Sträuben sofort ein Ende und schon nach wenigen Tagen konnte Goethe das Gartenhaus beziehen.

Reizend gelegen, aber in seinem Aeußern anspruchslos und in seinem Innern beschränkt, gefiel es Goethe gleichwohl so sehr, daß er sieben Jahre lang nicht blos während des Sommers, sondern auch während des Winters hier wohnte. Selbst später als der Herzog ihm das Haus in der Stadt schenkte, welches noch jetzt dem Fremden als das „Goethehaus" gezeigt wird, konnte er sich nicht entschließen, das schlichte Gartenhaus zu verkaufen, sondern behielt es immer noch als willkommene Zufluchtsstätte, wohin er sich vor der Welt zurückziehen konnte, um nur sich und seinen Ideen zu leben.

Wollte er ganz allein und ungestört bleiben, so ließ er sämmtliche von der Stadt nach dem Hause führenden Brücken verschließen, und wer dann doch hätte zu ihm dringen wollen, hätte dies, wie Wieland sagte, nur mit Hülfe von Dietrichen uud Brechstangen thun können.

Hier lebte er schon im zweiten Jahre nach seiner Ankunft in Weimar ruhig mit Dichten, Botanisiren, Zeichnen und dem, was seinem Herzen stete Nahrung gab, der Liebe zu Frau von Stein beschäftigt.

Der mächtige Einfluß, den sie auf sein Thun und We-

sen äußerte, geht aus jeder Zeile der Briefe hervor, welche er in solcher Unzahl an sie schrieb.

Diese Briefe sind alle noch vorhanden, während die, welche Goethe von der Geliebten erhielt, von dieser schlauerweise später zurückgefordert und verbrannt wurden.

Wandelte ihn einmal die Lust an, ihr Joch abzuschütteln, so verstand sie, sobald er dies durch sein kühleres Benehmen verrieth, ihn durch zärtliches Entgegenkommen zurückzulocken. Lag er ihr dann abermals zu Füßen, so quälte sie ihn wieder durch Kälte und brachte ihn dadurch fast zur Verzweiflung.

Trotzdem aber und trotz aller seiner Zweifel, ob sie ihn und ob er sie wirklich liebe, oder ob seine Liebe zu ihr eigentlich nur Freude und Wohlgefallen an der Anmuth ihrer Erscheinung sei, war er doch fortwährend leidenschaftlich bestrebt, etwas zu thun, was ihn ihrer würdigt machte. All sein Genie und all sein Ruhm war aber nicht im Stande, das Herz der Stolzen zu bezwingen, sondern er vermochte es nur höchstens in Aufregung zu versetzen

Nun kannte er zur Erreichung des so innig und lange begehrten Sieges weiter kein Mittel als Ausdauer und Hingebung. Er verschloß sich in die tiefste Einsamkeit und diese strenge Zurückgezogenheit erfüllte seine Freunde, die nach seiner Gesellschaft schmachteten, mit Schmerz und Erstaunen.

Trotz aller Bitten ließ er sich nicht bewegen, aus dieser Zurückgezogenheit hervorzutreten, besonders da er gerade um diese Zeit die erschütternde Kunde von dem Tode seiner Schwester Cornelia erhielt.

Endlich eines Nachmittags, als er an der herzoglichen Tafel gespeist, entschloß er sich, einen Besuch bei Frau von Stein zu machen. Er wußte, daß sie allein war.

Er hatte, wohl wissend, daß man die Zuneigung mancher Menschen nicht sicherer erlangen kann, als wenn man sich ihre Lieblingsthiere zu Freunden macht, etwas Biscuit zu sich gesteckt und näherte sich, nachdem er Frau von Stein begrüßt, ihrem Papagei, der bei seinem Eintritt allemal Zeichen des Mißfallens zu geben und alle ihm eingelernten Schimpfreden hervorzukreischen pflegte.

Goethe reichte dem Vogel ein Stück Biscuit, ward aber von ihm zum Danke in den Finger gehackt.

Aergerlich versetzte Goethe dem heimtückischen Papagei einen Schlag und wendete sich dann zu seiner Herrin.

Auch heute fanden alle seine Liebeserklärungen und Bitten um Erhörung unbeugsamen Widerstand, und er begann eben, sich in bittern Klagen darüber zu ergehen, als er plötzlich zusammenzuckte und, einen Blick auf seinen Fuß werfend, sah, daß ihm ein Blutstrom durch den seidenen Strumpf quoll.

Der rachsüchtige Papagei hatte sich, während Goethe mit

Frau von Stein sprach, herangeschlichen und ihn mit seinem haarscharfen Schnabel in den Fuß gehackt.

Das Blut floß so unaufhaltsam, daß alle in Anwendung gebrachten Mittel sich als unzureichend erwiesen und Goethe nach wenigen Minuten vom Blutverlust erschöpft ohnmächtig niedersank.

Frau von Stein wollte ihre Diener herbeirufen, diese aber waren mit den Kindern spazieren gegangen, und sie wußte nicht, was sie in ihrer Angst beginnen sollte, als endlich ihr ältester Sohn Fritz, der seinen Geschwistern vorangeeilt war, die Treppe heraufgesprungen kam.

Seine Mutter schickte ihn schnell zu dem Hofchirurgen, der auch sofort herbeikam. Als er die Wunde des Ohnmächtigen untersuchte, fand er, daß die Ader durchgebissen war, weßhalb er sie mittelst einer Zange wieder unter der Haut hervorziehen und unterbinden mußte.

Nachdem dies geschehen, erwachte Goethe aus seiner Ohnmacht und konnte nach Hause fahren.

Die Wunde heilte so schwer, daß er volle acht Tage lang das Bett hüten mußte, aber dennoch betrachtete er dies als ein Glück, denn die eifrige Aufmerksamkeit, welche Frau von Stein während dieser Zeit für ihn an den Tag legte, verrieth ihm unverkennbar, daß sie ihm mit inniger Liebe zugethan war, obschon ihr Stolz ihr nicht erlaubte, dies zu gestehen.

Trotz der kurzen Entfernung, in welcher sie von ein-

ander wohnten, schickte er ihr doch täglich drei bis vier Mal Billets, von deren Inhalt die folgenden als Probe dienen mögen.

„Sie sind sich immer gleich, immer die unendliche Liebe und Güte. Verzeihen Sie, daß ich Sie leiden mache. Ich wills künftig suchen allein tragen zu lernen."

„Heut will ich Sie nicht sehen. Ihre Gegenwart gestern hat einen so wunderbaren Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht weiß, ob mir's wohl oder weh bei der Sache ist. Leben Sie wohl, liebste Frau."

„Du hast Recht, mich zum Heiligen zu machen, das heißt von Deinem Herzen zu entfernen. Dich, so heilig Du bist, kann ich nicht zur Heiligen machen, und hab' nichts als mich immer zu quälen, daß ich mich nicht quälen will. Siehst Du die trefflichen Wortspiele? Also auf morgen. Gut, ich will Dich nicht sehen. — Gute Nacht."

„Sie sind lieb, daß Sie mir alles gesagt haben! — Man soll sich alles sagen, wenn man sich liebt. Liebster Engel, und ich habe wieder drei Worte in der Hand, Sie über alles zu beruhigen, aber auch nur Worte von mir zu Ihnen. — Ich komme heut noch."

„Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — Ich war darauf vorbereitet; ich litt nur unendlich für das Vergangene und für das Künftige und für das arme Kind, welches hinausging und welches

ich zu solchen Leiden in dem Augenblick geweihet hatte. Ich will Sie nicht sehen, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe eben so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftigt alles, der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist — — und das alles um der Welt willen. Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir etwas sein sollst. — Sie wissen nicht, was sie thun; die Hand des einsam Verschlossenen, der die Stimme der Liebe nicht hört, drückt hart, wo sie aufliegt."

Der seltsame wunderliche Ton, der in diesen Briefen herrscht, wird mit der Zeit ein ruhigerer, so wie auch das mit Sie abwechselnde Du zuletzt ganz in Wegfall kommt.

3.

Excursionen.

Im Juli desselben Jahres (1776) machte Frau von Stein einen Ausflug nach ihrem Gute Kochberg. Goethe hätte sie gern begleitet, aber sie gestattete dies durchaus nicht, sondern nahm seinen Freund Lenz mit, den wir schon von Straßburg her kennen und welcher, wie wir

ebenfalls wissen, Goethe's Nachfolger in Friederikens Liebe zu sein versucht hatte.

Jetzt befand er sich schon seit längerer Zeit in Weimar und Frau von Stein suchte zuweilen seine Gesellschaft, um sich mit ihm in englischer Conversation zu üben.

Goethe tröstete sich mittlerweile über die Abwesenheit der Geliebten damit, daß er nach seiner Gewohnheit Massen von Briefen an sie schrieb.

Einer derselben hat für uns besonders dadurch Interesse, daß er sich auf Lili bezieht. Er lautet:

„Gestern Nachts lieg ich im Bett, schlafe schon halb. Philipp bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les ich — daß Lili eine Braut ist!! Kehre mich um und schlafe fort. — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt. So alles zur rechten Zeit — — Lieber Engel, gute Nacht."

Wir wissen, daß Lili's Bräutigam der reiche Bankier von Türkheim in Straßburg war.

Der wild dämonischen Laune folgend, welche sich zuweilen seiner bemächtigte, suchte Goethe sich auch durch andere wildere Zerstreuungen über die Abwesenheit seiner angebeteten Frau von Stein zu trösten. Er machte mit dem Herzoge einen Ausflug nach den Ilmenauer Bergen, wo sie die Tage mit geschäftlichen und dichterischen Plänen hinbrachten und in den Nächten allerhand tolle Streiche ausführten, die oft nicht blos darin bestanden, daß sie mit

den Bauermädchen bis zum hellen Morgen tanzten, so daß Goethe endlich sich eine sehr störende Gesichtsanschwellung zuzog, die ihn und seinen fürstlichen Freund bewog, wieder nach Weimar zurückzukehren und solid zu leben.

Im nächstfolgenden November und December, nachdem Frau von Stein längst wieder zurückgekehrt und ihr Begleiter Lenz wegen unschicklicher Aeußerungen auf Verlangen der Herzogin aus Weimar ausgewiesen worden war, beschloß Goethe, besonders da er abermals Ursache zu haben glaubte, sich über den Kaltsinn der Geliebten zu beschweren, eine Reise in den Harz.

Die Veranlassung dazu lag, außer in den eben angeführten Gründen, auch mit darin, daß er einen unglücklichen Menschenfeind kennen lernen wollte, der ihm, als dem Verfasser des „Werther," einen verzweiflungsvollen Brief geschrieben.

Goethe hatte jetzt in der That Ursache, zu bereuen, daß er jenes Buch jemals verfaßt. Er hatte die krankhafte Sentimentalität dadurch gewissermaßen verherrlicht und es dauerte nicht lange, so ward sie zu einer förmlichen Mode und Manie. Von allen Seiten her kamen Briefe, von überspannten jungen Männern geschrieben, welche Goethe zum Vertrauten ihrer Leiden machten, ihn um seine Theilnahme baten und von ihm getröstet sein wollten.

Er selbst war im Grunde genommen nichts weniger

als sentimental, wenn auch sein klarer, gesunder Sinn momentan vor sentimentalen Anwandlungen in den Hintergrund trat.

Jetzt, wo er das Unheil sah, welches er durch den Werther angerichtet, schämte er sich dieses seines Geisteserzeugnisses, und um die Wirkung des ausgestreuten Giftes zu hemmen, suchte er ein Gegengift in Anwendung zu bringen, indem er eine satyrische Posse unter dem Titel „Triumph der Empfindsamkeit" schrieb.

Dennoch aber war sein Mißbehagen nur gegen die von ihm aufgebrachte Wertherei, aber nicht gegen die Opfer derselben gerichtet. In der so eben genannten Posse, welche auch den Titel „die geflickte Braut" führte, geißelte er nicht blos die Mondscheinsucht und Gefühlsschwärmerei, sondern hatte auch eine Menge Anekdoten und Sticheleien auf Schwächen vieler Personen, auf den Herzog und sich selbst eingeflochten. Der Hauptwitz und Knalleffect des Stücks bestand aber darin, daß, anstatt der von Corona Schröter dargestellten lebendigen Braut, eine derselben täuschend ähnlich nachgemachte in Weiß und Gold gekleidete Puppe auf die Bühne gebracht und ihr der Leib aufgeschnitten ward, aus welchem dann eine Menge der damaligen Moderomane und unter andern auch „Werther's Leiden" herauspurzelten.

Nicht lange, nachdem die Aufführung dieser Posse stattgefunden, trat Göthe die vorhin erwähnte Harzreise an, auf

welcher er, nachdem er seine eigentliche Mission erfüllt, auch die Bergwerke besuchen wollte.

Der Herzog hatte Nachricht erhalten, daß in der Umgegend von Eisenach ein großer Eber hauste, welcher die ärgsten Verwüstungen anrichtete, und veranstaltete deshalb eine große Jagdpartie, um das Unthier zu erlegen.

Goethe beschloß, mit diesem Jagdzuge zugleich auszurücken.

Als er am Abend vor dem Aufbruche von einem Geschäftsgange nach Hause zurückkam, fand er, daß der alte Diener der Frau von Stein auf ihn wartete.

„Guten Abend, Herr Legationsrath," sagte der Diener. „Meine gnädige Frau schickt Ihnen hier ein Päckchen Zwieback auf die Reise und hier auch Ihre Uhr, die Sie bei uns liegen gelassen haben."

Mit diesen Worten überreichte er den Zwieback und eine in einen alten Handschuh gewickelte Uhr. Es war die der Frau von Stein selbst.

Goethe fühlte, wie dieser unerwartete Beweis von Liebe ihm das Blut in die Stirne emportrieb, und nur mit ungeheurer Selbstbeherrschung gelang es ihm, einen gleichgültigen Ton anzunehmen und zu dem Diener zu sagen, daß es ja mit der Zurückgabe der Uhr Zeit gehabt hätte bis zu seiner Wiederkunft.

Sobald aber der Diener sich entfernt hatte, preßte Goethe mit leidenschaftlicher Inbrunst seine Lippen auf

das ihm in so zarter Weise zugesendete bedeutsame Geschenk. Er wußte nun, daß er geliebt ward, und glaubte die hohe Wonne dieses Bewußtseins kaum ertragen zu können.

Nach einer von den holdesten Träumen umgaukelten Nacht stand er am nächsten Morgen sehr frühzeitig auf und schloß sich dem Jagdzuge an, von dem er sich aber sehr bald wieder trennte, um allein dem Ettersberge zuzureiten.

Mit Einbruch des Abends erreichte er Sondershausen, wo er sich, seiner Verkleidungs- und Incognito-Manie treu, für einen Maler Namens Weber ausgab. Zugleich nahm er sich vor, diesen Namen und Stand auf der ganzen Reise beizuhalten.

Am nächstfolgenden Tage gelangte er bei guter Zeit nach Nordhausen, von wo er, unmittelbar nachdem er zu Mittag gegessen, weiterritt, aber einen mit einer Laterne versehenen Boten mitnahm. Ehe er noch Ilefeld erreichte, ward er von einem furchtbaren Gewitter überfallen, dem er nur mit Lebensgefahr entrann.

Als er am andern Morgen erwachte und zum Fenster hinaus blickte, sah er, daß der Gewittersturm sich vollständig verzogen hatte. Einige Raben schüttelten ihre Flügel und die mattstrahlende Wintersonne begann die von dem Gewitterregen noch zurückgebliebene Feuchtigkeit aufzusaugen.

Goethe miethete sich einen Führer und besuchte unter Leitung desselben die Baumannshöhle, welche er nach allen Seiten hin durchkroch und auf das Genaueste beaugenscheinigte.

Noch an demselben Tage erreichte er Wernigerode, den Wohnsitz des jungen Mannes, der zwei mit dem Namen Plessing unterzeichnete Briefe an ihn geschrieben.

Der Gasthauskellner, bei welchem Goethe sich zunächst erkundigte, antwortete, der junge Plessing sei der Sohn des dasigen Superintendenten und stehe in dem Rufe eines fähigen und fleißigen Kopfes. Nur fände man es auffallend an ihm, daß er sich gänzlich von aller Gesellschaft zurückgezogen hielte.

Goethe erklärte hierauf, er gedenke dem jungen Manne einen Besuch zu machen, und ersuchte den Kellner, ihn als den Maler Herrmann Weber aus Gotha anzumelden.

Es dauerte nicht lange, so kam der Kellner mit der Antwort zurück, daß es Herrn Plessing sehr angenehm sein werde, Herrn Weber zu empfangen, und Goethe ließ sich nun hinführen.

Er fand, daß Plessing völlig dem Bilde entsprach, welches er sich nach seinen Briefen von ihm gemacht. Mittelgroß von Wuchs hatte er in seinen Gesichtszügen nichts Anziehendes aber auch nichts geradezu Abstoßendes. Sein düsteres Wesen hatte ebenfalls durchaus nichts Unhöfliches oder unangenehm Berührendes, und seine Manieren wa-

ren die eines jungen Mannes, der sich auf Schulen und Universitäten zum Kanzelredner oder Professor vorbereitet.

Nachdem man sich gegenseitig begrüßt, sagte Goethe:

„Ich habe um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie so ohne Weiteres mit meinem Besuche belästige. Ich komme von Gotha, um meine Schwester und meinen Schwager in Braunschweig zu besuchen. Um hier auf der Durchreise nicht den langen Abend allein in dem einsamen Gasthause zubringen zu müssen, fragte ich, ob es wohl einen gebildeten Mann hier gäbe, welcher Zeit und Lust hätte, meinen Besuch anzunehmen, und man nannte mir Sie."

Bei dem Namen Gotha horchte der junge Mann auf und sagte dann:

„Gotha liegt nicht weit von Weimar; wahrscheinlich haben Sie auch diesen letztern Ort besucht, der nachgerade berühmt zu werden anfängt."

„O ja, in Weimar bin ich sehr gut bekannt," antwortete Goethe so unbefangen als möglich. „Schon wegen der dortigen Zeichenschule verkehre ich viel mit dem Rath Krauß. Mit dem Legationsrath Bertuch, dessen unermüdete Thätigkeit Ihnen auch bekannt sein wird, stehe ich ebenfalls in freundschaftlicher Verbindung, eben so wie mit Musäus, Jagemann, Kapellmeister Wolf und einigen geistreichen Damen."

„Aber Goethe, Goethe!" unterbrach ihn Plessing ungeduldig; „warum nennen Sie nicht auch Goethe?"

„Diesen," antwortete der angebliche Maler Weber „kenne ich auch, weiß aber nicht viel weiter von ihm zu sagen, denn er lebt theils allein, theils in andern Verhältnissen als meine übrigen Bekannten."

„Aber," rief Plessing, „thun Sie mir wenigstens den Gefallen, mir diesen seltsamen Mann, von welchem jetzt alle Welt spricht, wenigstens seinem Aeußern nach zu schildern. Ist er groß oder klein, braun oder blond, schön oder häßlich?"

„Denken Sie sich," antwortete Goethe mit einem Lächeln, welches ihn jedem Andern als diesem jungen Misanthropen gegenüber sofort verrathen haben würde, „denken Sie sich einen Mann von meiner Statur und meinem Aussehen, und Sie haben das deutlichste Bild von Goethe. Er hat braune Augen und trägt das ebenfalls braune Haar gepudert."

Plessing merkte immer noch nichts, sondern ging nachdenklich im Zimmer auf und ab, während die Magd eine Flasche Wein und ein kaltes Abendbrod auftrug, welches sehr appetitlich aussah.

Plessing forderte seinen Gast auf, zuzulangen, schenkte dann beide Gläser voll und stürzte, nachdem er angestoßen, das seine schnell hinunter.

Nachdem Goethe sein Glas ebenfalls, wenn auch langsamer, geleert, faßte Plessing ihn heftig am Arme und rief:

„Mein Benehmen wird Ihnen wunderlich erscheinen, aber Ihr ganzes Wesen flößt mir so großes Vertrauen ein, das ich Ihnen alles entdecken muß. Ich habe an Goethe einen ausführlichen herzlichen Brief geschrieben, ihm meinen Gemüthszustand und meine Leiden geschildert und ihn gebeten, sich meiner anzunehmen, mir zu rathen, mir zu helfen. Obschon aber, seitdem ich diesen Brief geschrieben, mehrere Monate vergangen sind, so hat er doch noch nicht das Mindeste von sich hören lassen. Meinen Sie nicht auch, daß mein unbegrenztes Vertrauen wenigstens eine Antwort, wenn auch eine ablehnende, verdient hätte?"

Goethe entschuldigte sich so gut er konnte, Plessing aber, der immer noch nicht ahnte, wen er vor sich hatte, bestand darauf, seinem Gast das Concept der erwähnten Briefe vorzulesen, damit er selbst beurtheilen könne, ob Goethe recht daran gethan, ihn auf diese Weise zu ignoriren.

Mittlerweile war Goethe, wie er in seinen Aufzeichnungen berichtet, der bedauernswürdige Zustand des jungen Mannes immer deutlicher geworden.

Derselbe hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen sich durch Lectüre mannichfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut wie zu Grunde gerichtet, wie ihm denn sogar Unterhal-

tung und Trost, dergleichen aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzugehen schien.

Goethe hatte an sich und Andern schon mit Glück erprobt, daß eine rasche gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenlose Mannichfaltigkeit in solchen Fällen das beste Heilmittel sei. Er wagte deshalb sofort den Versuch, dieses Mittel auch in dem vorliegenden Falle in Anwendung zu bringen, und antwortete dem jungen Manne nach einigem Bedenken folgendermaßen:

„Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben, denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte, sich mit Ihnen verständigen zu können. Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und behaupten hören, man werde sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung, wie denn der Künstler, der sich treu an die Natur

halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde."

„So hat Goethe wirklich gesagt?" fragte Plessing, indem er seinen Gast mit zweifelhaftem Blicke betrachtete.

„Ja, das hat er gesagt, und es ist so gut, als ob Sie ihn mit Ihren eigenen Ohren hörten."

Der junge Freund verstand auch diesen letzten Wink nicht, sondern ward sehr unruhig und ungeduldig, gerade so wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn man nicht versteht, ärgerlich zu werden anfängt.

Ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs und eigentlich blos um nicht zu verstummen, fuhr Goethe fort:

„Mir, als Landschaftsmaler, mußte dies zu allererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur angewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Naturbilder und Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet."

Um sich nicht ins Allgemeine zu verlieren, erzählte Goethe nun, wie ihm sogar diese nothgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu sein, dauernden Genuß gewähre.

Mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich als er konnte, schilderte er den Vorschritt seiner Reise, den morgentlichen Schneehimmel über den Bergen,

die mannichfaltigsten Tageserscheinungen, die wunderlichen Thurm-Mauerbefestigungen von Nordhausen bei hereinbrechender Abenddämmerung gesehen, ferner die nächtlich rauschenden von der Laterne des Boten zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer, und gelangte sodann zur Baumannshöhle.

Hier unterbrach Plessing seinen Gast mit lebhafter Geberde und versicherte, er bereue jetzt selbst den kurzen Weg, den er daran zu wenden gehabt, um die als so wunderschön ausgeschrieene Höhle zu sehen.

„Sie entsprach," setzte er hinzu, „dem Bild, welches ich mir in meiner Phantasie davon entworfen, auch nicht im entferntesten."

Gothe konnte nach dem, was vorhergegangen, durch dergleichen krankhafte Symptome nicht verstimmt werden. Er hatte ja schon oft erfahren, daß der Mensch den Werth einer klaren Wirklichkeit gegen das trübe Phantom einer düstern Einbildungskraft von sich ablehnt.

„Aber, lieber Freund, wie hatten Sie sich denn die Höhle eigentlich vorgestellt?" fragte Goethe und mußte herzlich lachen, als Plessing ihm eine Beschreibung machte, wie kaum der kühnste Decorationsmaler den Vorhof des plutonischen Reiches darzustellen gewagt haben würde.

Er versuchte hierauf noch einige Wendungen als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Kur, ward aber mit der Versicherung Plessing's, es könne und solle ihm in die-

ser Welt nichts genügen, so entschieden abgewiesen, daß Goethe's Innerstes sich zuschloß und er sein Gewissen durch den beschwerlichen Weg im Bewußtsein des besten Willens völlig befreit und sich von jeder weitern Pflicht entbunden glaubte.

Es war mittlerweile spät geworden, Plessing wollte aber auch noch den zweiten, seinem Gast natürlich längst bekannten Brief vorlesen.

Goethe entschuldigte sich mit allzugroßer Müdigkeit. Der junge Melancholiker ließ diesen Einwand gelten, lud aber Goethe zugleich im Namen seiner Eltern dringend auf den nächstfolgenden Tag zu Tische ein, wogegen Goethe sich die Erklärung auf den nächsten Morgen ganz in der Frühe vorbehielt.

Somit schieden sie friedlich und schicklich, ohne daß Plessing auf Goethe einen andern als ganz individuellen Eindruck gemacht hätte.

Als Goethe aus dem Hause heraustrat, fand er den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken und Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt. Er blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehen und beschauete sich die winternächtliche Welt.

Zugleich aber dachte er an das eben erlebte Abenteuer und nahm sich vor, den jungen Menschenfeind nicht wieder zu besuchen. Demgemäß bestellte er, in das Gasthaus zurückgekehrt, sein Pferd auf Tagesanbruch, übergab

dem Kellner einige anonyme, entschuldigende, mit Bleistift geschriebene Zeilen und äußerte dabei mündlich so viel Gutes und Wahres über Plessing, daß der Kellner höchst wahrscheinlich Veranlassung nahm, bei Bestellung des Billets ebenfalls einige mündliche Bemerkungen hinzuzufügen.

Später einmal bot sich Goethe Gelegenheit, Plessing einen nicht unwesentlichen Dienst zu leisten. Er leistete denselben, Plessing suchte, um sich zu bedanken, Goethe in Weimar auf und war nicht wenig überrascht, in ihm einen alten Bekannten, den Landschaftsmaler, zu finden.

Plessing gelang es übrigens in der Folge, seine krankhafte Melancholie vollständig zu überwinden und sich in der deutschen Wissenschaft einen geachteten Namen zu erwerben. Er ward Professor der Philosophie an der Universität Duisburg, wo Goethe bei seiner Rückkehr von dem Feldzuge in Frankreich mit ihm zusammentraf.

4.

Fräulein von Laßberg.

Plessing war nicht das einzige, Goethe persönlich bekannt werdende Opfer der durch seinen „Werther" in die Mode gekommenen krankhaften Sentimentalität.

Es erschien damals am Hofe zu Weimar ein junger schwedischer Hauptmann, der durch sein imposantes gewin-

nendes Aeußere auf das schöne Hoffräulein Christiane von Laßberg einen unwiderstehlichen Eindruck machte.

Fräulein von Laßberg hatte bis jetzt alle ihr dargebrachten Huldigungen und gemachten Anträge kalt zurückgewiesen. Die Erscheinung des schönen Schweden aber schmolz mit einem Male das Eis ihres Herzens.

Er näherte sich ihr, warb um ihre Liebe, und versprach ihr, als sie ihm diese gestand, die Ehe.

Dies alles geschah heimlich, weil er, wie er sagte, bei Christianens Eltern um die Hand ihrer Tochter nicht eher anhalten könne als bis er die Einwilligung seiner eigenen Eltern hätte, und übrigens auch, da Christiane nur eine mäßige Aussteuer zu erwarten hatte, gern erst den Tod eines sehr alten und sehr reichen Onkels abwarten wolle, weil ihm dann eine bedeutende Erbschaft zufallen würde.

Christiane war damit einverstanden und baute fest auf die ihr wiederholt gegebenen und mehr als tausendmal mit heiligen Eiden beschworenen Zusicherungen.

Mittlerweile hatten jedoch Christiane's Verwandten sich in Stockholm nach der Vergangenheit des schönen Schweden erkundigt und erfahren, daß derselbe von seinen Eltern verstoßen worden, weil er nicht blos einen über alle Begriffe ausschweifenden Lebenswandel geführt, sondern sich auch namentlich in Bezug auf das weibliche Geschlecht der

ehrenrührigsten und verwerflichsten Handlungsweise schuldig gemacht.

Der Onkel, den er, wie er gegen Christiane vorgegeben, zu beerben gedachte, war schon vor mehrern Jahren gestorben und sein hinterlassenes Vermögen von dem Neffen bereits durchgebracht worden.

Trotz dieser auf völliger Wahrheit beruhenden Mittheilungen wollte Christiane sich in ihrer Liebe zu dem schönen Schweden nicht irre machen lassen und brach erst mit ihm, als sie den unwiderleglichen Beweis erhielt, daß er, abgesehen davon, daß eine vorwurfsvolle Vergangenheit auf ihm lastete, auch, nachdem er Christiane die Ehe versprochen, sich um die Hand einer reichen verwittweten Gräfin beworben hatte.

An einem schönen Januarabende fuhren der Herzog und Goethe, wie sie oft zu thun pflegten, mit einander Schlittschuh. Es war nur mäßig kalt und sie konnten dieses Vergnügen nur mit Vorsicht genießen, weil die Ilm an mehrern Stellen eine nur dünne Eisdecke hatte, ja an einigen sogar ganz eisfrei war.

„Nimm Dich in Acht, Goethe," sagte der Herzog als sie eben dicht am Rande einer solchen eisfreien Stelle vorüber kamen: „nimm Dich in Acht, sonst könnte die Ilmnixe leicht nachholen, was das verdammte Borstenvieh gestern auf der Jagd versäumt hat."

„Sie haben Recht, Hoheit," antwortete Goethe, „und

ich werde mich nicht blos hier in Acht nehmen, sondern auch, wenn wir wieder auf die Eberjagd gehen, den Oberjägermeister ersuchen, nicht Saufpieße mitnehmen zu lassen, welche, wenn man einem solchen Ungeheuer damit den Garaus machen will, einem in der Hand zerbrechen wie ein Spazierstöckchen.

„Da hast Du wieder Recht," sagte der Herzog lachend. „Wenn aber ein solcher Fall wieder vorkommt und der Jägermeister nicht stets für das beste Jagdgeräth sorgt, so soll er mich kennen lernen. Hast Du vielleicht gehört, was der arme Teufel von Jägerburschen macht, der Dir noch so rechtzeitig zu Hülfe kam, aber mit der verwünschten Bestie nicht eher fertig werden konnte, als bis sie ihm mit ihren Hauern eine tiefe Wunde in den Schenkel gerissen hatte?"

„Ich habe sogleich heute früh meinen Philipp zu ihm geschickt," sagte Goethe, „und mich erkundigen lassen. Es geht wieder besser; wenigstens ist der wackere Mann außer Gefahr."

„Na, wir werden ihm, wenn er wieder auf den Beinen ist, zur vollständigen Heilung seiner Wunde ein kleines goldnes Pflaster schmieren," sagte der Herzog; „damit wird er sich wohl trösten."

Goethe gab über das, was der Herzog für seinen Lebensretter zu thun gedachte, seinen Dank und seine Freude zu erkennen, und setzte dann hinzu:

„Ich muß Ihnen übrigens bemerklich machen, Hoheit, daß wir nun bald das Eis werden verlassen müssen. Sie wissen, daß wir um sieben Uhr bei Frau von Stein Probe haben."

„O ich habe es nicht vergessen," antwortete Karl August. „Wir wollen blos noch drei Mal herauf und herunter fahren und dann abschnallen und zu Deiner guten Stein gehen. Wir haben ja von hier blos einen Katzensprung bis zu ihr."

„Ich bin neugierig, ob Fräulein von Laßberg heute besser aufpaßt," bemerkte Goethe als die drei Touren beendet waren und der Herzog den in der Nähe stehenden Kammerhusaren herbeiwinkte, um sich und seinem Freunde die Schlittschuhe abschnallen zu lassen.

„Die Laßberg ist eine Närrin," sagte der Herzog in seiner ungeduldig hastigen Weise. „Sie soll sich den schwedischen Vagabunden aus dem Sinne schlagen. Der Kerl ist nicht werth, daß ein ordentliches Mädchen sich mit ihm abgiebt. Es thut mir leid, daß ich ihm nicht schon längst die Wege habe weisen lassen. Wenn die schöne Christiane heute Abend wieder so zerstreut ist wie das vorige Mal, so werd' ich ihr den Kopf zurecht setzen. Es ist mir um Dein Stück, was wir ja gar nicht geben können, wenn sie ihre Rolle nicht ordentlich einübt."

„Na, im Nothfalle," sagte Goethe, „können wir ja Fräulein von — "

„Was ist denn das dort?“ unterbrach ihn der Herzog, als nicht weit von dem Punkte, wo sie standen, ein immer dichter werdender Trupp Menschen sich um eine der eisfreien Stellen der Ilm zu sammeln begann. „Komm, wir wollen sehen, was es giebt.“

Beide näherten sich, ihrer Schlittschuhe entledigt, der Stelle und sahen zu ihrem Schrecken, daß man eben beschäftigt war, eine in dunkelfarbene Gewänder gekleidete Frauengestalt aus dem Wasser zu ziehen, was wegen des fortwährend brechenden dünnen Eises mit besondern Schwierigkeiten verknüpft war.

„Wer ist das?“ fragte der Herzog, während die Umstehenden ehrerbietig auf die Seite wichen. „Mein Gott, das ist ja die Laßberg!“ setzte er gleich darauf hinzu, als einer der bei den Schlittschuhfahrten des Herzogs mit Fackeln auf dem Eise postirten Husaren herbeikam und den Schein seiner Fackel auf die bleichen erstarrten Züge der Entseelten fallen ließ.

Es war nur zu wahr. Von dem Schmerz getäuschter, betrogener Liebe zur Verzweiflung getrieben, hatte die Unglückliche freiwillig den Tod in den eisigen Fluthen gesucht und gefunden.

„Schnell mit ihr in Stein's Haus!“ befahl der Herzog; „vielleicht kann sie wieder zum Leben gebracht werden.“

Frau von Stein hatte sich eben zu der für diesen

Abend angesetzten Theaterprobe, die bei ihr stattfinden sollte, angekleidet und stand, ihre Gäste erwartend, am Fenster, als sie von der Ilm her einen dunkeln Menschenschwarm auf ihr Haus zukommen sah und beim Scheine der denselben begleitenden Fackeln den Herzog und Goethe dem Zuge voranschreiten zu sehen glaubte.

Bestürzt und erschrocken eilte sie ihnen an der Hausthür entgegen. Mit wenigen kurzen Worten von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt, öffnete sie sogleich den geheizten Salon und begann mit Hülfe einiger herbeigeeilten Dienerinnen und des fast eben so schnell erschienenen Arztes die Unglückliche, die man auf ein Sopha niedergelegt, vor allen Dingen der Oberkleider zu entledigen, damit dann durch Reiben und Bürsten die in solchen Fällen gewöhnlichen Wiederbelebungsversuche vorgenommen werden könnten.

Der Herzog und Goethe stellten sich, um den Erfolg abzuwarten, in eine nahe Fensterbrüstung.

Eine Dienerin warf das erste Oberkleid der unglücklichen Selbstmörderin über die Lehne eines Stuhls. Indem sie dies that, fiel etwas aus der Tasche des Kleides. Es war ein Buch.

„Gieb her!“ sagte der Herzog zu dem Mädchen, welche sich beeilte, das Buch aufzuheben und mit ihrer Schürze oberflächlich abzuwischen.

Der Herzog schlug das Titelblatt des vom Ilmwasser

getränkten Buches auf und reichte es, ohne ein Wort zu sagen, seinem Freund.

Der Titel des Buchs lautete: „Die Leiden des jungen Werther."

Gothe stand da wie vernichtet.

„Heilloses Buch! Heillose Wertherei!" murmelte er.

„Aber, Goethe," sagte der Herzog ermuthigend, obschon aus Rücksicht für die Umgebung mit gedämpfter Stimme, „mache Dir doch darüber keine Vorwürfe. Was kannst Du dafür, wenn überspannte Menschen sich durch das, was Du in ganz anderer Absicht geschrieben, zu unheilvollen Schritten verleiten lassen? Wie steht's, Doctor?" fuhr er dann zu dem Arzt gewendet fort, welcher die Untersuchung des Zustandes der Unglücklichen so eben beendet zu haben schien. „Ist noch Hoffnung?"

„Nein, Hoheit, auch nicht die geringste," antwortete der Arzt. „Das arme Fräulein muß schon seit mehrern Stunden im Wasser gelegen haben."

Dies war auch der Fall, denn, wie sich später ergab, hatte sich die Unglückliche, deren Vater, der Obrist Johann Maximilian von Laßberg, gerade an diesem Tage in Dienstgeschäften von Weimar abwesend war, gleich nach Einbruch der Dunkelheit aus ihrer Wohnung entfernt.

Aus der beabsichtigten Theaterprobe ward natürlich unter solchen Umständen an diesem Abend nichts. Der Herzog entfernte sich sehr bald. Goethe aber, der Frau von

Stein bei der Gemüthserschütternng, in der sie sich befand, nicht allein lassen wollte, blieb bis spät in die Nacht bei ihr.

„Meine Liebe zu Dir, Charlotte," sagte er, nachdem sie den traurigen Vorfall in Bezug auf Ursache und Wirkung nach allen Richtungen hin durchsprochen, „ist eben so hoffnungslos wie die der armen Christiane von Laßberg zu ihrem treulosen Schweden, wenn auch aus andern Gründen."

Frau von Stein sagte nichts, sondern blickte sinnend vor sich hin.

„Meine Seele," fuhr Goethe fort, „ist an Dich festgebunden. Deine Liebe ist das schöne Licht aller meiner Tage, Dein Beifall ist mein bester Ruhm und wenn ich einen guten Namen von außen werthschätze, so ist's um Deinetwillen, daß ich Dir keine Schande mache. Deine Gestalt und Deine Liebe glänzen immer um mich und wie in eine glückliche Heimath trage ich alles in Gedanken zu Dir."

„Ach, Goethe," hob Frau von Stein, als er schwieg, sich ein wenig aus ihrem Hinbrüten emporrichtend, an, „wenn Sie wüßten, wie — "

„Um Gottes willen, Charlotte," unterbrach Goethe sie in leidenschaftlichem Tone, „um Gottes willen nur kein Sie mehr, wenigstens nicht im Gespräch unter vier Augen und im Briefwechsel, der ja auch weiter nichts ist als ein Gespräch unter vier Augen. Schon neulich bat ich Dich da-

rum; Du versprachst es mir und kann Dir nicht beschreiben, mit welcher zitternden Hast ich Deinen gestrigen Brief aufriß, um mich darin zum ersten Male mit dem traulichen Du angeredet zu sehen. Leider aber sah ich wieder nichts als Sie und Ihnen. Ich nahm die Feder zur Hand, strich die sämmtlichen Sie und Ihnen und nun erst war es ein Brief, den ich lesen und worüber ich mich freuen konnte."

„Nun gut, es sei," antwortete Charlotte; „ich werde in Zukunft thun wie Du begehrst."

„Dank! Dank!" rief Goethe, indem er ihre Hand fest in die seinen schloß. „Mein ganzes Wesen wird Dir immer fester verbunden; Das weißt Du, aber fühle es auch und sei glücklich wie Du mich glücklich machst. Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergeblich gesucht. Nun da die Welt täglich klarer wird, find ich's endlich in Dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann. Wie übel sind die meisten Menschen daran! Wie eng ist ihr Lebenskreis und wo läuft es hinaus! Wir beide dagegen haben Schätze, daß wir Könige auskaufen könnten; laß uns im Stillen das Beschcerte genießen."

„Ja, das Beschcerte," sagte Charlotte, „das heißt Liebe innerhalb der Grenzen, welche uns vorgeschrieben sind."

„Aber, Geliebte," rief Goethe immer leidenschaftlicher, „wer kann der Liebe vorschreiben, dem einfachsten und

grilligsten Dinge in der grillenhaften Zusammensetzung, die man Mensch nennt? Dem Kinde, das bald mit elendem Spielzeug zu führen ist, bald mit allen Schätzen nicht angelockt werden kann? Dem Gestirn, dessen Weg man bald, wie die Bahn der Sonne, auf den Punkt auszurechnen im Stande ist, und das oft schlimmer als Komet und Irrlicht den Beobachter trügt? Liebe mich und laß diesen immerwährenden Sonnenschein unsere Freude bleiben und ein schönes Klima um uns schaffen."

„Wie hätte ich jemals ahnen können," hob Charlotte nach einer kleinen Pause an, „daß mir in Lebensjahren, in welchen bei uns Frauen schon der Herbst des Lebens zu beginnen pflegt, noch beschieden sein würde, ein Herz wie das Deinige zu erobern!"

„Ach, mein Herz," sagte Goethe mit einem raschen Blick des Geistes seine ganze Vergangenheit überschauend, „ach, mein Herz glich, ehe ich dich, theure Charlotte, kennen lernte, einem Raubschloß, in welchem arges Gesindel hauste. Jetzt hast Du es in Besitz genommen und das Gesindel daraus vertrieben. Halte es nun aber auch der Mühe werth, denn nur durch Eifersucht auf den Besitz erhält man die Besitzthümer. Mache es gut mit mir und schaffe in gottseliger Weise den Grimmenstein in einen Friedenstein um. Du hast es weder durch Gewalt noch durch List; mit dem freiwillig sich Ergebenden muß man aufs Edelste handeln und sein Zutrauen belohnen. Gestern erzählte ich

mir, Du seiest mir, was eine kaiserliche Commission der Reichsfürsten ist. Du lehrst mein überall verschuldetes Herz haushälterisch werden und in einer reinen Einnahme und Ausgabe sein Glück finden."

„Bleibe dabei," entgegnete Charlotte mit schmerzlichem Lächeln, „dann werde ich mir wenigstens in dieser Beziehung ein Verdienst um Dich erworben haben."

„Ja," fuhr Goethe fort, „ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt. Meine Seele ist fest an die Deine gewachsen und Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu schrecken vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, welches mich Dir auch sichtbar und gesetzlich zu eigen machte. Mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Die Juden haben Schnüre, womit sie beim Gebet die Arme umwickeln; so wickle auch ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Mäßigkeit und Geduld theilhaftig zu werden wünsche. Meine Liebe zu Dir ist mir wie der Morgen- und Abendstern, welcher nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder aufgeht, ja wie ein Gestirn des Pols, welches nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebenden Kranz flicht. Ich bete, daß die Götter es mir auf der Bahn des Lebens nie verdunkeln mögen."

„Aber weißt Du auch gewiß, daß dieses Gefühl gegen mich Dir niemals untreu werden wird?“

„O zweifle nicht, Charlotte! Jeder Zweifel von Dir erregt ein Erdbeben in den innersten Vesten der Tiefe meines Herzens. Nur ein Hauch, nur ein Laut, der nicht stimmend von Dir zu mir herüberkommt, verändert die ganze Atmosphäre um mich. Ich wende meine Gedanken auf alle Gegenstände und kehre immer wieder zu Dir. Mein ganzes Wesen ist an Dich geknüpft und ich fühle, es ist unmöglich, Dich zu entbehren. Wie eine süße Melodie uns in die Höhe hebt, unsern Sorgen und Schmerzen eine weiche Wolke unterbaut, so ist mir Dein Wesen und Deine Liebe. Ich bin Dir so fest angebunden, daß ich mein Leben zerreißen würde, wenn ich an eine Trennung dächte.“

„Und dennoch müssen wir daran denken, wenigstens für heute Abend,“ sagte Charlotte. „Die Mitternachtsstunde ist nahe und ich erwarte Stein's Nachhausekunft jeden Augenblick. Es wundert mich, daß er nicht schon hier ist.“

„Ja, ja,“ sagte Goethe, indem er sich langsam erhob „es ist mit unserm Umgange, mit unserer Liebe wie mit dem ewigen Mährchen der berühmten Dinarzade in Tausend und eine Nacht. Abends bricht man sie ungern ab und Morgens knüpft man sie mit Ungeduld wieder an. Mich können Leben und Tod, Dichten und Actenlesen nicht von

Dir trennen, Du süßer Traum meines Lebens, Du Schlaftrunk meiner Leiden. Laß uns einander zur Freude leben und nicht zu weise werden."

„Schlaf wohl, Goethe," sagte sie ihm die Hand reichend.

„Schlaf wohl," sagte er. „Mit Sehnsucht verlang' ich wieder bei Dir zu sein, denn ich habe nichts Eigenes mehr. Manchmal wünsch' ich, es möchte anders sein; manchmal wünsch' ich meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, aber es ist und bleibt unmöglich. Ich wollte, Du wärest den ganzen Tag unsichtbar um mich und trätest Abends, wenn ich allein bin, wie aus der Mauer hervor. Du würdest fühlen, was ich jetzt mit so vieler Freude fühle — daß ich nur allein Dein bin und Dein sein kann."

„Aber, Goethe, ich bitte Dich — "

„Du stündlich Geliebteres!" fuhr er immer leidenschaftlicher werdend fort. „Wenn ich nur mein Wesen vermehren könnte, damit ich Dich immer etwas mehr liebte. Alle Augenblicke meines Lebens, welche ich verbracht, ohne Dich zu kennen, ohne Deine Liebe zu besitzen, betrachte ich als verloren. Ich kann nur für Dich leben und athmen. Meine Liebe zu Dir ist nicht mehr eine Leidenschaft, sondern eine Krankheit, aber eine Krankheit, die mir lieber ist als die vollkommenste Gesundheit, und von der ich niemals wieder genesen mag."

„Ich bitte Dich, Goethe," sagte Charlotte wiederholt mahnend, „geh und schlafe."

„Ja, ich gehe und ich werde schlafen," antwortete er. „Ich habe zwei Götter, Dich und den Schlaf. Ihr heilt alles an mir, was zu heilen ist, und seid die wechselsweisen Mittel gegen die bösen Geister."

Mit diesen Worten schied er für diese Nacht.

5.

Die Christel von Artern.

Der Tod der unglücklichen Christiane von Laßberg hatte auf Goethe einen Eindruck gemacht, welcher erst nach mehrern Wochen in den Hintergrund trat.

Trotz der freundlichen Zusprache des Herzogs und anderer vorurtheilsfreier Freunde konnte er nicht umhin, sich, als Verfasser des Buchs, welches man bei der Entseelten gefunden, eine gewisse Mitschuld an ihrem Tode beizumessen.

„Wenn Du auch," sagte Karl August eines Tages zu ihm, „in gewissem Grade zu dem unseligen Entschlusse dieses Mädchens mitgewirkt hast, so verdanken Dir dagegen Andere wieder ihre Rettung, wie zum Beispiel der junge Franzose, der Dir neulich seinen Dank dafür aussprach."

„Das ist wohl wahr, Hoheit," antwortete Goethe, „und

wenn man der strengen Logik folgen will, so muß man mich von aller Schuld freisprechen. Ich befinde mich in demselben Falle wie Plato, denn wenn dieser den Selbstmord des Kleombrotos hervorgerufen, so hat er dafür auch den des Olympiodoros abgewendet. Gleichwohl aber vermag man sich als Schriftsteller einem solchen tragischen Ereignisse gegenüber nicht so leicht freizusprechen. Wenn mein Buch auch bei richtiger Auffassung nicht zum Selbstmorde führen kann, so ist es doch in Folge unrichtiger Auffassung hier vielleicht Veranlassung dazu gewesen, und die Last dieses Vorwurfs kann ich nicht ohne Weiteres von mir abschütteln."

So gelang es Goethe nur allmälig, die Verstimmung, die sich seiner in Folge jenes erschütterndes Ereignisses bemächtigt, zu überwinden.

Frau von Stein's Einwirkung war es namentlich, was ihm die frühere Heiterkeit des Geistes zurückgab, obschon es ihm, abgesehen von seinen Beschäftigungen, auch an andern Zerstreuungen nicht fehlte.

Der Hof gab, gewöhnliche Bälle ungerechnet, in einem Winter nicht weniger als fünfzehn Redouten, und auch im Sommer spielte der Tanz fortwährend eine große Rolle. Man tanzte in dem sogenannten welschen Garten, woraus später der jetzige Park entstand, und auf Ausflügen in Flur und Wald, wo man sich essend, trinkend und sin-

gend und scherzend lagerte, bildete ein fröhlicher Tanz in der Regel den Schluß des Vergnügens.

Oft machten auch der Herzog und Goethe blos in Begleitung einiger andern Cavaliere Ausflüge zu Pferde nach diesem oder jenem einige Stunden entfernten Dorfe, tanzten hier die halbe Nacht hindurch und ritten dann wieder nach Hause. Die Witterung kam hierbei nie in Frage, und man konnte die lustige Cavalcade bald in glühender Sonnenhitze, bald in strenger Kälte, bald in Sturm und Regen dahinjagen sehen.

Auch ohne von seinem fürstlichen Gönner dazu veranlaßt zu werden, machte Goethe dergleichen Ausflüge oft auf eigene Faust, ja zuweilen überkam ihn plötzlich die Unruhe und Wanderlust mitten in der Nacht. Dann mußte der treue Philipp nach dem Marstall gehen und die „Poesie“ — so hatte man den Schimmel, welchen Goethe zu reiten pflegte, ihm zu Ehren genannt — holen, Goethe schwang sich auf und galoppirte in die Nacht hinein, meist über Stock und Stein, über Gräben und Hecken, gerade aus, so daß er sich oft der Gefahr aussetzte, den Hals zu brechen.

Zuweilen war er viel zu ungeduldig, um erst auf das Herbeiholen des Pferdes zu warten, sondern machte sich, wenn er gerade einen Sturm in seinem Innern niederkämpfen wollte, zu Fuße auf den Weg, wobei er ebenfalls

ohne Rücksicht auf Hindernisse immer gerade aus zu gehen pflegte.

Eines Nachts, als Frau von Stein sich auf ihrem nicht weniger als sechs Stunden von Weimar entfernten Gute Kochberg befand, fiel ihm ein, ihr dort einen Besuch zu machen. Unverweilt brach er zu Fuße auf, langte bei Tagesanbruch in Kochberg an, begrüßte seine Angebetete und kehrte dann auf dieselbe Weise nach Weimar zurück, wo er sich so frisch und munter an den Schreibtisch setzte, als ob er sich durch eine ganze Nacht ruhigen Schlafs zur neuen Arbeit gestärkt hätte.

Wenigstens ein Briefchen jeden Tag schickte er an die Geliebte, eben so wie er auch jeden Tag eins von ihr erwartete, gleichviel ob sie eins oder das andere oder auch beide in Weimar waren oder nicht. Wenn Goethe an einem andern Orte war, so benutzte er jede sich ihm darbietende Gelegenheit, um seine Briefchen an Frau von Stein zu befördern.

Ein heimkehrender Kutscher, ein Husar, welcher Depeschen überbracht hatte oder mit dergleichen abgesendet ward, Freunde und Freundinnen, ja der Herzog und der Gemahl der Frau von Stein selbst wurden von ihm als willkommene und bequeme Transportmittel betrachtet und benutzt.

Der Herzog, der es immer nicht lassen konnte, ihm, so oft es sich thun ließ, einen Streich zu spielen, behielt einmal einen Brief von Frau von Stein, welchen diese einem

Husaren zur Besorgung übergeben, mehrere Tage an sich und schickte ihn dann Goethe in zehn über einander gesiegelten Couverts, worauf er an Frau von Stein folgende Verse schrieb:

„Es ist doch nichts so zart und klein,
So wird's doch Jemand plagen,
Zum Beispiel macht Dein Briefelein
Husaren sehr viel Klagen.
Heut sagte der, der's Goethen bracht'
Und schwur's bei seinem Barte:
Viel lieber ging ich in die Schlacht
Als trag so Brieflein zarte;
Denn wie im Hui ist das Papier
Aus meiner weiten Tasche,
Und wer, wer stehet mir dafür,
Daß ich es wieder hasche?
Unheimlich sagt er, es ihm sei,
Wenn er so etwas trage;
Denn Billet-Doux und Zauberei
Ist gleich nach alter Sage.
Drum schreibe Du, nach altem Brauch,
Auf Groß Regal Papiere;
Damit der Träger künftig auch
Ja nichts vom Teufel spüre."

Auf einer zur Feier des Geburtstags der regierenden Herzogin Louise veranstalteten Redoute fand ein den „Winter" veranschaulichender Maskenaufzug statt. Herr von Stein stellte dabei den Winter vor, und hatte sich zu die-

sem Zweck seinen Talar mit Schneeflocken und bereiften kleinen Baumästen verzieren lassen.

Frau von Stein war die „Nacht" und Goethe der „Schlaf". Goethe fürchtete, es würde dies, ihres allgemein bekannten Verhältnisses wegen, Anlaß zu allerhand Gerede geben, und fragte deshalb bei seiner Freundin an, indem er zugleich erklärte, wenn sie etwas Bedenkliches darin fände, so werde er davonbleiben und seine Rolle von dem Prinzen übernehmen lassen, wie sehr er denselben auch beneiden müsse.

Charlotte antwortete, sie fände in der Zusammenstellung durchaus nichts Bedenkliches, und der Aufzug ging in der besprochenen Weise von statten.

Auch in Kochberg, dem schon erwähnten Stein'schen Gute, welches im Rudolstädtischen, folglich im Auslande lag, wurden oft mehr oder minder sinnige Aufzüge und Gelegenheitsspiele veranstaltet, welchen Karl August in Goethe's Gesellschaft fast stets ebenfalls beiwohnte.

Bei einer dieser Gelegenheiten erschien Goethe als Bauer costümirt und trug dem Herzog folgendes Gesuch vor:

„Durchlauchtigster! Es nahet sich
Ein Bäuerlein demüthiglich.
Da Ihr mit Eurem Roß und Heer
Zum Schlosse thut stolziren her,
Gebt doch auch mir einen gnädigen Blick,

Denn Haus und Hof und Freud und Leid,
Hab' ich schon seit geraumer Zeit.
Haben Euch auch sofern lieb und gern,
Wie man aber lieb hat seinen Herrn,
Den man wie unsern Herrgott nennt,
Und ihn meistens auch nicht besser kennt.
Geb Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch sein uns angelegen,
Denn wir bäurisch treues Blut
Sind doch immer Euer bestes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreun,
Als an Pferden und Stuterei'n.
Dies reich ich Euch im fremden Land,
Bliebe Euch übrigens gern unbekannt.
Zieht ein und nehmet Speis' und Kraft
Im Zauberschloß in der Nachbarschaft,
Wo eine gute Fee regiert,
Die einen goldnen Scepter führt,
Und um sich eine kleine Welt
Mit holdem Blick zusammenhält."

Waren beide, Goethe und Frau von Stein, zu Hause in Weimar, so wetteiferten sie, einander allerlei Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er schickte ihr stets die ersten und schönsten Blumen aus seinem Garten oder auch etwas Seltenes oder Kostbares, was er zu erlangen vermochte, in die Küche.

Sie dagegen sendete ihm, wenn er einsam in seinem Gartenhause saß, irgend etwas zu essen, oder er bat sie

um etwas Eßbares. Er lud sich bald des Mittags, bald des Abends bei ihr zu Tische, oder er bat sie, zu ihm zu Tische zu kommen; doch setzte er dann immer hinzu, sie möge Jemanden mitbringen, der ihr zusage.

Sie zeichneten mit und für einander, sie lasen zusammen englisch, er diktirte ihr oft, wenn er mit irgend einem dichterischen Werke beschäftigt war, oder ließ sie das rasch Hingeworfene abschreiben. Jedes einzelne Gedicht, welches er schrieb, jede Scene eines Stückes, wie er sie zuerst entworfen hatte, jedes Romankapitel theilte er ihr zuerst mit, oder las es ihr vor und besprach es mit ihr. Wenn beide in Weimar waren, so verging sehr selten ein Tag, an welchem sie einander nicht gesehen hätten.

Sie war die Vertraute aller seiner Gedanken, Pläne, Hoffnungen und Befürchtungen. Zu ihr kam er, um sich Raths zu erholen; ihrem theilnehmenden Herzen vertraute er seine Sorgen. Wenn ihn der Muth verlassen wollte, eilte er zu ihr, und bei ihr suchte er Trost im Leid.

Vor ihr hatte er kein Geheimniß, und er verschwieg ihr selbst seine mitunter etwas bedenklichen Liebeleien eben so wenig als seine anderweiten tollen Streiche.

Etwa fünf Stunden von Weimar nach Naumburg zu liegt das wegen seiner Strumpfwaarenindustrie schon damals weit und breit bekannte Städtchen Apolda, nach welchem man jetzt mittelst der Eisenbahn innerhalb einer halben Stunde gelangt.

Hier fand, wie noch jetzt geschieht, alljährlich ein solennes Vogelschießen statt, zu welchem die ganze vergnügungssüchtige Umgegend herbeizuströmen pflegte.

Auch Goethe, der es von jeher geliebt, das Volk in seinem naturwüchsigen Humor und Treiben zu beobachten, besuchte dieses Fest vorzugsweise gern. Gewöhnlich that er es, dafern es nur einigermaßen anging, allein, um sich auch einmal ungezwungen und ohne Rücksicht auf vielleicht lästig werdende Begleitung gehen lassen zu können.

Bei einer dieser Gelegenheiten geschah es, daß ein wunderhübsches Mädchen aus dem Städtchen Artern, welche bei Verwandten in Apolda zu Besuch war und mit der er in einem Trinkzelte zusammentraf, seine Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich zog, daß er, um die Freuden dieser neuen Bekanntschaft recht ordentlich zu genießen, mehrere Tage verweilte und nicht eher nach Weimar zurückkehrte als bis die ländliche Schöne ihrerseits wieder in die Heimath abgereist war.

Dabei vergaß er jedoch nicht, täglich den gewohnten Brief an Frau von Stein zu schreiben und ihr ganz naiv zu melden, daß er sich in die „Christel von Artern" verliebt habe. Dem nächstfolgenden Briefe fügte er ein Gedicht bei, in welchem er dieses kleine Abenteuer in folgender Weise schilderte:

„Hab' oft ein'n dumpfen düstern Sinn
Ein gar so schweres Blut;

Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist alles wieder gut.
Ich seh sie dort, ich seh sie hier
Und weiß nicht auf der Welt
Und wie und wo und wenn sie mir,
Warum sie mir gefällt.

„Das schwarze Schelmenaug' da drein,
Die schwarze Braue drauf,
Seh ich ein einzig Mal hinein
Die Seele geht mir auf.
Ist eine, die so lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es ist noch etwas rund.
Da sieht kein Aug' sich satt.

„Und wenn ich sie dann fassen darf
Im luft'gen deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl ich mich so ganz.
Und wenn's ihr tümmlich wird und warm,
Da wieg' ich sie sogleich,
An meiner Brust, in meinem Arm —
's ist mir ein Königreich.

„Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt,
Und weidlich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh;

Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh.

„Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär,
Davor wär' mir nit bang.
Ich denk, ich halte sie einmal
Und büße meine Lust,
Und endigt sie nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Brust."

Charlotte von Stein belächelte diesen Ausbruch einer vorübergehenden Leidenschaft. Sie wußte, daß ihre Allmacht über das Herz des Geliebten dadurch nicht erschüttert werden könne, und daß er bald wieder mit erneuerter Liebe zu ihr zurückkehren würde, so wie der Aar, nachdem er kurze Zeit im Thale geweilt, wieder zu seinem eifersüchtig gehüteten Horst und zur Sonne emporsteigt.

Und so geschah es auch. Fast unmittelbar nach seinem letzten Briefe folgte er selbst. Er war des Genusses, dem er sich in der niederen Sphäre hingegeben, schon überdrüssig und froh, sich wieder in der Region bewegen zu können, in welcher für seinen edlen Sinn die eigentliche Lebensluft wehete.

Sobald Charlotte sah, daß er sich wieder in seiner normalen Stimmung befand, versäumte sie nicht, ihm Vor-

stellungen über das tolle Treiben zu machen, welchem er sich, besonders in der Gesellschaft des Herzogs, hingab.

Zugleich ermahnte sie ihn, gegen seine Umgebung am Hofe weniger offen und hingebend zu sein, und zeigte ihm die Nothwendigkeit, sich mit einer gewissen Würde und Vornehmheit zu umkleiden.

Aus Goethe's Briefen an Frau von Stein sowohl, als an seine Freunde, geht hervor, daß er mit unbegrenzter Dankbarkeit erkannte, was sie für ihn gethan. Auch im trauten Zwiesprach ließ er es an diesem Anerkenntniß nicht fehlen.

„Du bist," sagte er, als sie eines Abends in seinem Garten beisammen saßen, „Du bist mein Anker zwischen den Klippen und wenn ich Dich nicht hätte, so ginge ich in die weite Welt. Hätte ich ohne Dich je meinen Lieblingsirrthümern entsagen mögen? Könnte ich die Welt so rein sehen, so glücklich mich darin benehmen, als seitdem ich nichts mehr darin zu suchen habe?"

„Ich freue mich, mein Goethe," antwortete Charlotte, „Dich so sprechen zu hören. Deine Stimmung ist in der That eine edlere und ruhig heitrere als sonst."

„Ja," antwortete er, „ich bin vergnügt, weil ich mitten durch die vielerlei Menschen mich an dem Faden der Liebe zu Dir sachte und sicher winde. Wie die Muscheln schwimmen, wenn sie ihren Körper aus der Schale entfalten, so lern' ich leben, indem ich das in meiner Brust Verschlos-

sene sachte auseinander lege. Ich versuche Alles, was wir zuletzt über Betragen, Lebensart und Vornehmigkeit abgehandelt haben, lasse mich gehen, bin mir aber immer bewußt und ich kann Dir versichern, daß Alle, die ich beobachte, weit mehr ihre eigene Rolle spielen als ich die meine."

Sie betrachtete ihn mit beifälligem Blick und er fuhr fort:

„Durch Dich habe ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen; durch Deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sondern sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar. Ich sehe recht deutlich, wie Menschen sind, was sie sinnen, wünschen, treiben und genießen; ich gönne jedem das Seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung, einen so unzerstörlichen Schatz zu besitzen. Es scheint des Lebens lärmende Bewegung mir wie ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt immerfort wie in Wolken erblickte; sie leuchtet mir freundlich und treu, wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen ewige Sterne flimmern."

6.

Die Sonne der Liebe erbleicht.

Während Goethe selbst so glücklich war und sein inneres Wesen zu immer reinerer Abklärung gedieh, blieb

sein Verhältniß zu seinem fürstlichen Gebieter und Freund nicht immer ein ungetrübtes.

Karl August hatte sich noch nicht, wie der acht Jahr ältere Goethe, durch die Sturm- und Drangperiode der Jugend hindurchgearbeitet, und Goethe, der während der ersten Zeit ihres Beisammenlebens zu ihm wie zu einem Jugendfreunde auf völlig gleichem Fuße gestanden, sich mit ihm Du genannt hatte und auf alle seine tollen Einfälle blindlings eingegangen war, schlug nun allmälig einen ehrerbietigeren Ton an und ging zu der ernsten Haltung eines älteren Freundes und Führers über, während Karl August das brüderliche Du gegen Goethe sein Lebelang beibehielt.

Eine Mitursache zu dieser Veränderung in Goethe's Benehmen war die Rücksicht auf die Gemahlin seines hohen Freundes, für welche er, wie Tasso für die Prinzessin Leonore, von dem Gefühl zärtlicher Bewunderung erfüllt war. Er wußte, wie unglücklich sie sich in ihrer Ehe fühlte; er sah, wie wenig der Herzog mit seinem oft rauhen und derben Wesen für sie paßte; er war oft zu seinem großen Schmerz selbst Augen- und Ohrenzeuge häuslicher Zwistigkeiten, und die edle, würdevolle, obschon etwas kalte Natur der Herzogin, ihre Seelengröße und die Anmuth ihres Geistes rührten ihn nur um so mehr.

„Die Knoten in dem Strange seines Wesens," sagt er in einem Brief an seine geliebte Charlotte in Bezug auf den Herzog, „sind einer ruhigen gleichmäßigen Aufwi-

ckelung des Fadens sehr hinderlich. Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürsten meist so toll, dumm und albern sind; nicht leicht hat einer so viel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden als er, und doch will's nicht nach Proportion vom Flecke und das Kind und der Fischschwanz zucken, ehe man sich's versieht, wieder hervor. Das größte Uebel habe ich auch bemerkt. So passionirt er nämlich für's Gute und Rechte ist, so wird's ihm darin doch weniger wohl als im Unschicklichen. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wie viel er einsieht, wie viel er kennt, und doch, wenn er sich etwas zu Gute thun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenn's das Wachslichterzerknaupeln wäre. Leider sieht man daraus, daß es in der tiefsten Natur steckt und daß der Frosch für's Wasser gemacht ist, wenn er gleich auch eine Zeitlang sich auf der Erde befinden kann."

Ein andermal schreibt er bei Gelegenheit einer Jagd im Eisenach'schen:

„Der Herzog ist vergnügt und gut, nur sind' ich den Spaß zu theuer. Er füttert achtzig Menschen in der Wildniß, plagt und ennuyirt die Seinigen und unterhält ein paar schmarutzende Edelleute aus der Nachbarschaft, die es ihm nicht danken. Und das alles mit dem besten Willen, sich und Andere zu vergnügen. Gott weiß, ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effect thut. Ich mag nicht immer der Popanz sein, und die An-

dern fragt er weder um Rath, noch spricht er mit ihnen, was er thun will."

Die nach langem, vergeblichem Harren endlich im Jahr 1783 erfolgte Geburt eines Erbprinzen erfüllte ganz Weimar mit Freude und Jubel und stimmte den Herzog zu plötzlichem Ernst.

Goethe, der jetzt die Stellung eines Kammerpräsidenten bekleidete, war mit Arbeiten schwer überbürdet, lebte aber in tiefer Abgeschlossenheit glücklich in seiner Liebe, fleißig in seinen Studien.

Die amtlichen Geschäfte, welche er früher so leichtherzig und heiter, ohne großes Gewicht darauf zu legen, eins nach dem andern übernommen, wurden ihm nachgerade zur Last.

Die klarere Einsicht in seinen hohen Dichterberuf steigerte den Widerwillen gegen prosaische Amtsverrichtungen, und überdies begann die schon von seinem Vater ihm eingepflanzte Sehnsucht nach Italien wieder zu erwachen und ihn zu quälen.

Besonders war es die Leitung der Finanzangelegenheiten, was ihm viele böse Stunden bereitete. Der Herzog, dem Ordnung und Regelmäßigkeit durchaus widerstrebte, wollte sich nie recht an ein festes Maß von Ausgaben gewöhnen.

Goethe's Gesundheit begann unter dieser drückenden Geschäftslast allmälig wankend zu werden. Der Herzog

bemerkte dies selbst und trieb ihn im September dieses Jahres zu einer Reise nach dem Harz.

Goethe machte dieselbe in Begleitung des dritten Sohns seiner Geliebten, des zehnjährigen Fritz von Stein, dem er schon seit mehrern Jahren mit wahrhaft väterlicher Liebe und Sorgfalt zugethan war.

Der Ausflug war für Goethe's Gesundheit von den besten Folgen begleitet, und nebenbei erhielt er dadurch eine längst erwünschte Gelegenheit, mit dem großen Anatom Sömmering in Kassel und andern Männern der Wissenschaft zu verkehren.

Nach Weimar zurückgekehrt, widmete er sich wieder mit Eifer seinen Arbeiten, und Wissenschaft und Liebe wurden wieder wie vorher die Säulen seiner Existenz.

„Ja, liebe Lotte," schreibt er in einem Briefe aus jener Zeit, „jetzt wird es mir erst deutlich, wie Du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein eigenes selbstständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beschützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich nur entfernt von Dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der ändern wie ein rohes Ei, weil ich versäumt habe mich zu harnischen, wo Du mir Schild und Schirm bist. Wie freue ich mich, Dir ganz anzugehören! Alles lieb' ich an Dir und alles macht mich Dich mehr lieben. Der Eifer, wie Du

Deine Haushaltung angreifst, vermehrt meine Neigung zu Dir. Was kannst Du thun, worinnen nicht Dein köstliches Wesen erschiene?"

„Ich bitte Gott," schrieb er ein andermal, „daß er mich täglich haushälterischer werden lasse, um freigebig sein zu können, es sei mit Geld oder Gut, Leben oder Tod. Die Welt ist eng und nicht jeder Boden trägt jeden Baum; der Menschen Wesen ist kümmerlich und man ist beschämt, wie man vor so vielen Tausenden begünstigt ist. Man hört immer sagen, wie arm ein Land ist und ärmer wird; theils denkt man jedoch es sich nicht richtig, theils schlägt man es sich aus dem Sinn. Sieht man aber dann einmal die Sache mit offenen Augen, so sieht man auch das Unheilbare und wie doch immer gepfuscht wird."

Die ernste stille Lebensweise, welcher er von dieser Zeit an sich zu widmen begann, verfehlte nicht, auch auf den Ton der Gesellschaft in Weimar überhaupt eine herabstimmende Wirkung zu äußern. Bei Hofe erschien er immer seltener. Die Herzogin Amalie beklagte sich über Langeweile und auch Karl August fand die Gesellschaft schaal. Die Männer, sagte er, wären über die Jugend hinweg und die Damen hätten sich meistens verheirathet.

Dabei ging mit dem Herzog selbst eine immer bemerkbarere Umwandlung vor. Goethe verstand es, ihn auf ruhigere Pfade zu leiten und für naturwissenschaftliche Studien mitzuinteressiren.

Während all dieser stillen Thätigkeit ward die Sehnsucht nach Italien in Goethe immer mächtiger. Das zu jener Zeit entstandene Gedicht: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn," war der tief empfundene Ausdruck dieser Sehnsucht, und er traf im Stillen alle Vorbereitungen zur Ausführung des langgehegten Wunsches. Er nahm Unterricht in italienischer Conversation und unterzog seine Schriften, die er neu herauszugeben gedachte, einer genauen Durchsicht. Herder und Wieland standen ihm bei dieser Arbeit bei.

Nicht blos die Selbstsucht des Genius, nicht blos der Umstand, daß Italien der Traum seiner Jugend gewesen, daß es das Land war, wo seine Kultur reichen Stoff und feste Grundlage finden sollte, war es, was ihn einsam über die Alpen trieb.

Seine Liebe zu Charlotte von Stein, diese ihn beseligende und zugleich marternde Leidenschaft, für welche kein Ziel und keine Befriedigung abzusehen war, bewog ihn, sich, wenn auch nur auf einige Zeit, gewaltsam loszureißen, um zu sehen, ob diese Flamme nicht durch die Entfernung ausgelöscht werden würde.

Auch wünschte er, da er nun seinen Beruf zum Dichter erkannt, einmal eine Zeitlang nur sich selbst anzugehören, und zu diesem Zwecke schien nichts verlockender zu sein als Einsamkeit im Lande des Gesanges.

Im Juli 1786 ging der Herzog nach Carlsbad. Frau von Stein, Goethe und Herder begleiteten ihn.

Letzterer und Frau von Stein reisten nach einiger Zeit wieder nach Weimar zurück, während der Herzog und Goethe in Carlsbad zurückblieben, um die Kur noch einige Zeit zu gebrauchen.

Nur der Herzog, welcher Goethe doch erst Urlaub geben mußte, wußte um den Reiseplan und am 3. September begann Goethe die Verwirklichung desselben.

Auf seinen Aufenthalt in Italien kommen wir in der nächsten Erzählung zurück, während wir in der vorliegenden sein Verhältniß zu Frau von Stein zum Abschluß bringen.

Nach fast zweijähriger Abwesenheit, am 18. Juni 1788, traf er wieder in Weimar ein. Seine Reise hatte ihm Bereicherung, aber keineswegs Befriedigung gebracht. Er hatte so viele Schätze gesammelt, daß er dadurch in Verlegenheit gesetzt und sein Horizont zu einem bis jetzt nie geahnten Umkreise erweitert ward.

Der Aufenthalt in Rom hatte ihm zu der Ueberzeugung gebracht, daß sein Wissensdurst niemals vollkommen gestillt werden würde, selbst wenn er ihm das Studium eines ganzen Lebens widmete, und sein Abschied von Italien hatte ihn mit tiefem Schmerz erfüllt.

Wie schmerzlich ihm aber auch die Heimkehr schon an und für sich sein mochte, so ward ihm die Ankunft zu

Hause doch noch peinlicher. Von neuen Anschauungen und neuen Gedanken erfüllt, kehrte er in das ruhige alte Weimar zurück, aber Niemand schien ihn zu verstehen, Niemand theilte die Begeisterung seiner Erinnerungen an Italien, noch den Schmerz seines Abschieds von diesem Lande.

Seine Freunde klagten, daß seine Haltung kälter und ernster geworden sei, und je weniger er sich verstanden sah, desto mehr zog er sich in sich selbst zurück.

Von allen Herzen aber, die durch diesen Wechsel betroffen gemacht wurden, war das Charlottens von Stein das, welches am schmerzlichsten davon berührt ward und sich auch nicht, wie die andern, daran gewöhnen konnte.

Goethe's Voraussetzung, daß eine längere Abwesenheit seine Leidenschaft abkühlen werde, hatte sich bewahrheitet. Ueberdies hatte er in Rom, wie wir sogleich lesen werden, eine andere romantische Bekanntschaft gemacht und jetzt bei seiner Rückkehr war er Charlotte für das Lebensglück, welches sie ihm früher bereitet, zwar immer noch dankbar und trug die Neigung zu ihr warm im Herzen, von der Leidenschaft aber, wovon er zehn Jahre lang für sie entbrannt gewesen, war jetzt nur noch so wenig übrig, daß sie als fast erstorben betrachtet werden konnte.

Selbst das Wiedersehen und die wiedergewonnene Nähe der früher so heiß Geliebten war nicht im Stande, die schwachglimmende Gluth wieder zur lodernden Brunst anzufachen.

Hierzu kam, daß Charlotte von Stein, als sie diese Veränderung bemerkte, den Weg einschlug, welchen Frauen in dergleichen Fällen gewöhnlich einzuschlagen pflegen, auf welchem aber das gewünschte Ziel in der Regel nicht erreicht wird.

Anstatt nämlich seine Trauer über den Abschied von Italien zu theilen, machte sie ihm blos bemerklich, daß sie diese Trauer nicht als ein Kompliment für sich betrachten könnte.

Hierin hatte sie allerdings Recht, aber sie vergaß dabei, daß sie jetzt fünfundvierzig Jahre zählte und dem Dichter, dessen Auge sich mittlerweile an den klassischen Frauengestalten Italiens geweidet, nach zweijähriger Abwesenheit bedeutend gealtert erscheinen mußte.

Seine Kälte bewog sie endlich, ihm directe Vorwürfe darüber zu machen, und sie that dies in einer Weise, welche ihn nur um so mehr fühlen ließ, wie sehr sie sich selbst verändert hatte, und sein Verhalten ward nun noch eisiger.

Man hätte meinen sollen, daß eine Liebe wie diese beiden Herzen für einander gehegt, später bei ruhigeren und kälteren Jahren wenigstens in Freundschaft hätte übergehen müssen, aber auch dies war hier nicht der Fall.

In einer unserer späteren Erzählungen werden wir sehen, wie Goethe die hübsche Christiane Vulpius lieben lernte und sich bewogen sah, sie in sein Haus zu nehmen.

Obschon gegen sein Verhältniß zu Frau von Stein

kaum eine einzige mißbilligende Stimme laut geworden war, so erweckte dennoch dieses neue Liebesverhältniß allgemeine Entrüstung. Der Grund davon lag wohl darin, daß die neue Geliebte dem Range nach so tief unter ihrer Vorgängerin und Nebenbuhlerin stand.

Letztere schrieb an Goethe einen Brief, der nicht mehr vorhanden ist, dessen Inhalt aber sich aus der Antwort errathen läßt, welche Goethe darauf gab. Sie lautete:

„Wenn Du es hören magst, so mag ich Dir gerne sagen, daß Deine Vorwürfe, wenn sie mir auch im Augenblick empfindlich sind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklassen. Auch sie weiß ich zurecht zu legen und wenn Du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es ist auch viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will und wenn das nicht reüssirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigstens rechten, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man an allen Menschen zu tragen hat, so werden auch wir einander nachsehen. Lebe wohl und — liebe mich."

„Ich danke Dir," schreibt er einige Tage später, „für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte da-

rauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist, aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen. Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich Andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen wie ich um ihretwillen gekommen, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nähme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles, ehe von einem Verhältniß die Rede sein konnte, welches Dich so sehr zu kränken scheint.

„Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne! Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre? Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste innigste Verhältniß verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es

noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

„Aber das gestehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen; wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du controlirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest?

„Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte. Unglücklicherweise hast Du schon lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, welche Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden, Du verstärkst die hypochondrische, quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeitlang wohl eingesehen und welches Du, aus Liebe zu mir auf eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hattest. Möge Dir die Reise recht wohl bekommen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wiedererkennen werdest. Lebe wohl.“

Alle diese annähernden Schritte von Goethe's Seite, um wenigstens ein freundschaftliches Verhältniß für die Folgezeit zu begründen, waren vergebens. Er hatte einmal aufgehört, Charlotten zu lieben, und dieser einzige Umstand reichte hin, um in ihr die Erinnerung an die beglückenden Stunden, die er ihr bereitet, zu ersticken.

Sie dachte nicht mehr daran, daß er sie eine so lange Reihe von Jahren mit beispielloser Hingebung und Selbstverleugnung geliebt hatte, daß er ihrem Sohne mehr gewesen als dessen eigener Vater, und daß er auch jetzt noch, nachdem ein unvermeidlicher Wechsel eingetreten, ihr noch immer eine zärtliche Neigung bewahrte.

Durch ihr Verhalten während der ganzen Folgezeit bewies sie, daß Seelengröße eine ihr völlig unbekannte Eigenschaft war, denn sie sprach von der Frau, durch welche sie aus Goethe's Liebe verdrängt worden, in der wegwerfendsten, boshaftesten Weise und brachte allerhand schlimme Gerüchte, die gleichwohl aller Begründung entbehrten, über sie in Umlauf.

Das Gesellschaftsleben der Residenz und ihre beiderseitige Stellung machten es Goethe und Frau von Stein natürlich geradezu unmöglich, einander zu meiden, aber ihre Begegnungen waren stets kalt und höfisch.

Dennoch zeigte Goethe, daß er über die kleinlichen Anfeindungen seiner frühern Geliebten erhaben war, denn anstatt Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sprach er von

ihr stets in der zärtlichsten und wohlwollendsten Weise und wenn er auf seinem Tische eine Delikatesse fand, wovon er glaubte, er könne ihr damit eine Freude machen, so versäumte er nie, ihr davon zu schicken.

Zwölf Jahre nach seinem Bruch mit Frau von Stein ward Goethe von einer gefährlichen Krankheit befallen, welche für sein Leben fürchten ließ. Sein Zustand war von der Art, daß selbst Charlottens Haß dadurch gemildert ward, denn sie schrieb aus diesem Anlaß an ihren Sohn:

„Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde. Es ist ein Krampfhusten und zugleich die Blatterrose; er kann in kein Bett und muß in einer immer stehenden Stellung erhalten werden, sonst will er ersticken. Der Hals ist verschwollen, so wie das Gesicht, und voller Blasen inwendig, sein linkes Auge ist ihm wie eine große Nuß herausgetreten und läuft Blut und Materie heraus. Oft phantasirt er; man fürchtete eine Entzündung im Gehirn, ließ ihm stark zur Ader und gab ihm Senffußbäder. Darauf bekam er geschwollene Füße und schien etwas besser; doch ist diese Nacht der Krampfhusten wiedergekommen; ich fürchte, weil er sich gestern hat rasiren lassen. Entweder meldet Dir mein Brief seine Besserung oder seinen Tod, eher laß ich ihn nicht abgehen. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen;

sehr leid thut mir's jetzt, daß, als er mich am Neujahr besuchen wollte, ich leider, weil ich an Kopfweh krank lag, absagen ließ, und nun werde ich ihn vielleicht nicht wiedersehen."

In einer ersten Nachschrift setzt sie hinzu:

„Mit Goethe geht es besser, doch muß der einundzwanzigste Tag vorüber sein; bis dahin könnte ihm noch etwas zustoßen, weil ihm die Entzündung etwas am Kopf und am Zwerchfell geschadet hat. Gestern hat er mit großem Appetit Suppe gegessen, die ich ihm geschickt habe. Mit seinem Auge soll es auch besser gehen, nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben, besonders weint er wenn er den August sieht. Der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen; der arme Junge dauert mich; er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken. Neulich hat er in einem Club von der Klasse seiner Mutter siebzehn Gläser Champagnerwein getrunken und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten."

In einer zweiten den nächstfolgenden Tag beigefügten Nachschrift heißt es:

„Goethe schickte heute zu mir, ließ mir danken für meine Theilnahme und hoffte, er würde bald wieder ausgehen können. Die Doctors halten ihn außer Gefahr, aber seine Genesung werde noch lange werden."

Der in dem Briefe erwähnte August ist der damals zwölfjährige Sohn, womit Christiane Vulpius ihren „Herrn

Geheimrath" im zweiten Jahre ihres Zusammenlebens beschenkt hatte.

In den nachfolgenden Erzählungen werden wir nothgedrungen mehr als einmal auf Frau von Stein zurückkommen. Um Wiederholungen zu vermeiden, übergehen wir daher jetzt, was des Zusammenhanges wegen besser dort erwähnt werden wird, und kommen hier mit dieser Persönlichkeit, die auf Goethe's erste Mannesjahre einen so großen Einfluß ausübte, vorläufig zum Schluß.

Sie erreichte ein noch höheres Alter als er, obschon sie fünf Jahre vor ihm starb, denn er war, wie schon bemerkt worden, sieben Jahre jünger als sie.

Am ersten Weihnachtsfeiertage 1826 feierte sie ihren fünfundachtzigjährigen Geburtstag und wenige Tage darauf ersuchte sie im Vorgefühl ihres nahen Todes, Goethe in einem kurzen Billet um Rückgabe ihrer sämmtlichen Briefe.

Er schickte dieselben sofort, und sie fühlte sich fast verletzt, daß er ihren Wunsch so rasch erfüllte. Sie hatte gehofft, daß er sich nicht so schnell würde davon trennen können. Nachdem sie die Briefe noch einmal durchgelesen und sich in die Erinnerung vergangener Zeiten versenkt, richtete sie in ihrem Kamin einen kleinen Scheiterhaufen an und verbrannte sie alle bis auf den letzten.

Ihre Ahnung betrog sie nicht, wie die Liebeshoffnungen ihres Lebens gethan, denn noch in den letzten Tagen

des alten Jahres begann sie sich so unwohl zu fühlen, daß sie am Sylvestermorgen im Bett liegen bleiben mußte, und kaum war der Neujahrstag vorüber, so stellte sich immer deutlicher heraus, daß ihr letztes Stündlein mit schnellen Schritten herannahte.

Ihre unbesiegbare Liebe zu Goethe hatte den Kampf selbst eines weit über das gewöhnliche Maß hinausreichenden Lebens mit beispielloser Ausdauer bestanden und noch wenige Minuten vor ihrem Ende sprach sie den dringenden Wunsch aus, daß man sie nicht auf dem an Goethe's Fenstern vorüberführenden gewöhnlichen Wege nach dem Gottesacker tragen, sondern einen Umweg einschlagen möge, um ihren hochbejahrten Freund nicht durch den Anblick ihres Leichenzuges zu erschüttern.

Auch in dieser letzten Voraussetzung sollte sie sich irren. Als Goethe am Hohenneujahrstage Nachmittags die Kunde von ihrem so eben erfolgten Ableben erhielt, nahm er diese Mittheilung mit der größten Gemüthsruhe hin, denn die früher so heiße Liebe, die sein Herz für die Verstorbene gehegt, war längst in ihm erloschen und begraben.

Aus diesem Grunde ließ sich auch erwarten, daß die von der Sterbenden getroffene Anordnung wegen Schonung seiner Gefühle bei ihrer Bestattung eine überflüssige gewesen sei, und so war es auch.

Als nämlich die Träger sich am Begräbnißtage in dem Trauerhause einfanden und ihnen von den Erben mitge-

theilt ward, daß dem Wunsche der Entschlafenen gemäß ein anderer als der gewöhnliche Weg nach dem Gottesacker eingeschlagen werden solle, entgegneten sie, daß ein so stattlicher Leichenzug sich nothwendig auf dem allgemein üblichen Wege, nämlich durch die Hauptstraßen der Stadt und folglich auch über den Frauenplan, bewegen müsse.

Die Leidtragenden mochten nicht von denselben zarten Rücksichten beseelt sein, wie die Erblasserin gewesen, denn sie erklärten sich ohne langen Widerspruch mit der Meinung der Träger einverstanden.

Goethe saß in seinem Arbeitszimmer und las die Zeitung, als er ein ungewöhnliches Geräusch unter seinen Fenstern vernahm.

„Was giebt's denn drunten auf der Gasse?" fragte er seinen Schreiber.

Dieser sah hinaus und antwortete dann:

„Frau von Stein wird heute begraben. Eben kommt der Leichenzug vorüber."

„Ah so!" sagte Goethe im Tone völliger Gleichgültigkeit, ohne auch nur einen Blick durch's Fenster zu werfen, und fuhr ruhig in der Lectüre seiner Zeitung weiter fort.

XI.

Emma Lyonna und die schöne Mailänderin.

Bilder aus dem Süden.

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst Du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn."

Goethe.

1.

In Italien.

Endlich sah Goethe sich an dem Ziele der Wünsche angelangt, welche, nachdem sein Vater sie ihm zuerst eingepflanzt, seit so langen Jahren sein Inneres mit unbeschreiblicher Sehnsucht erfüllt hatten.

Er war in Italien.

Wir haben in der vorigen Erzählung gesehen, wie er die Reise heimlich und nur mit Vorwissen des Herzogs antrat. Um vor allen Belästigungen, womit die Neugier von Bewunderern des „Werther" den Verfasser dieses weltberühmt gewordenen Buches behelligt haben würde, sicher zu sein, reiste er incognito unter dem Namen eines Kaufmanns Müller.

So zog er in einer neuen Welt, in welcher er sich

nicht wie in der Verbannung, sondern wie daheim fühlte, vorüber an Orangenhainen und Weinbergen, an Gemälden, Bildsäulen, Gebäuden und Städten.

In der letzten Zeit, welche er in Weimar verlebt, war die Sehnsucht nach Italien, wie er selbst sagt, zu einem geistigen Heimweh geworden, dessen schönster Ausdruck das vor der Reise gedichtete herrliche Lied Mignon's: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn ꝛc." ist, ja, zuletzt hatte die Begierde sich zu einer förmlichen Krankheit gesteigert.

Diese Unruhe, welche ihn so mächtig bewegt, ward nun gestillt. Er hörte sich von Italiens Klängen umtönt, Italiens tiefblauer Himmel wölbte sich über ihm und ringsum winkte verführerisch lockend Italiens Kunst.

Sein Gemüth, welches in der letzten Zeit nahe daran gewesen, düster und kühl zu werden, ward auf einmal wieder von Licht und Wärme erfüllt; er sah, wie das Leben sich ruhig und hell vor ihm gestaltete, und fühlte sich geistig wie neugeboren.

Der Anblick Venedig's erfüllte ihn mit fast fabelhaft zu nennender Freude und die Kanäle, die Lagunen, die schmalen Gäßchen, die imposanten Bauwerke und das bunte Leben und Treiben des Volks versetzten ihn in einen förmlichen Wonnetaumel.

Von Venedig ging es, nachdem er sich satt gesehen, rasch über Ferrara, Bologna, Florenz, Perugia und Spoleto

weiter nach Rom, wo er in den letzten Tagen des Octobermonats 1786 anlangte.

Hier sah er nun alle Träume seiner Jugend lebendig. Die ersten Kupferbilder, deren er sich erinnerte — sein Vater hatte die Prospecte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt — sah er nun in Wahrheit und Alles, was er in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, stand nun beisammen vor ihm.

Wohin er ging, fand er eine Bekanntschaft in einer neuen Welt. Es war alles, wie er es sich gedacht, und gleichwohl alles neu.

Der Reichthum Rom's äußerte anfänglich eine verwirrende Einwirkung auf ihn und erst nach längerem Aufenthalt konnte er dem Einzelnen die gebührende Würdigung zu Theil werden lassen.

Daneben fand er es auch moralisch heilsam, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, über welches so viel gesprochen und geschrieben worden, und welches jeder Fremde nach dem Maßstabe beurtheilte, den er mitbrachte.

„Ich verzeihe", sagt er, „Jedem, der die Italiener tadelt und schilt; sie stehen zu weit von uns ab und als Fremder mit ihnen zu verkehren, ist beschwerlich und kostspielig."

Aus diesem wie aus andern Gründen hielt er sich vorzugsweise zu deutschen Künstlern und Kunstfreunden und

seinen eifrigsten Verkehr hatte er mit Tischbein, Rath Reiffenstein, Moritz, der von ihm hochverehrten Angelika Kaufmann und Andern.

Alle diese Freunde bewahrten auf seinen Wunsch sein Incognito so viel als möglich. Ganz verschwiegen konnte seine Anwesenheit in Rom natürlich nicht bleiben; seine Hauptabsicht aber war, daß man keine Parade mit ihm mache, und diese Absicht erreichte er, obschon er nicht verhindern konnte, daß man ihn in die literarische Gesellschaft Arcadia aufnahm und ihm, wie man sich in dem ihm ausgestellten Diplom ausdrückte, wegen der „Größe oder Großartigkeit seiner Werke", den Namen „Megalio" oder „der Großartige" beilegte.

Die Veranlassung zu dieser Ehrenbezeigung gab der Dichter Abbate Monti, welchen Goethe bei dem Fürsten von Liechtenstein kennen lernte, wo er sich von ihm eine kürzlich beendete Tragödie unter dem Titel „Aristodemo" vorlesen lassen mußte.

Nachdem er so vier Monate in dem Genusse Rom's geschwelgt und den verschiedensten Studien obgelegen, rüstete er sich zur Weiterreise und ging über Velletri, Fondi, St. Agata nach Neapel.

Diese Stadt kündigt sich „froh, frei und lebhaft an, unzählige Menschen rennen durcheinander, der König ist auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung und so kann's nicht besser gehen."

Und in der That verlebte er hier ein inhaltreiches Leben am Strande des Meeres unter Fischern, unter dem gemeinen Volke wie mit der vornehmen Gesellschaft. Am Vesuv, den er drei Mal bestieg, auf dem zauberisch vom Monde erhellten Meeresspiegel, in den ihren Gräbern entrissenen Städten Pompeji und Herculanum — überall fand seine Phantasie Gelegenheit, sich durch neue Bilder zu bereichern.

Eben so wie er in Rom nur studiren wollte, so wollte er in Neapel nur leben. Er vergaß sich und die Welt und es war für ihn eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen.

Eine der interessantesten Bekanntschaften, die er hier machte, war die des bereits bejahrten Sir William Hamilton, der schon seit einer langen Reihe von Jahren als englischer Gesandter in Neapel lebte und nach langer Kunstliebhaberei, nach langen Naturstudien den Gipfel aller Natur- und Kunstfreude in einer schönen jungen Dame gefunden hatte.

Diese, eine Engländerin, hieß Emma Lyons,*) oder, italienisirt, Lyonna und war außerordentlich schön.

Sir William, der sie Allen, die ihn besuchten, mit Stolz vorzustellen pflegte, hatte ihr ein griechisches Ge-

*) Goethe selbst nennt sie, obschon unrichtig, Hart oder Harte.

wand fertigen lassen, welches sie trefflich kleidete und welches sie auch an dem Abend trug, wo Goethe mit mehrern andern Fremden zu dem Gesandten eingeladen war.

Nachdem mehrfache anderweite Unterhaltung geboten worden, begann Emma ihre Kunstleistungen.

Sie löste sich das Haar auf, nahm ein paar Shawls und machte eine Abwechselung von Stellungen, Geberden und Mienen, so daß man zuletzt wirklich meinte, man träume.

Was so viele Tausendkünstler gern geleistet hätten, schaute Goethe hier ganz fertig, in Bewegung und überraschender Abwechselung. Stehend, knieend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausschweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängstlich u. s. w., eins folgte auf das andere und aus dem andern.

Zu jedem Ausdruck wußte sie die Falten des Schleiers zu wählen und zu wechseln und machte sich immer mit denselben Tüchern wohl hundert Arten von Kopfputz.

Der alte Sir William Hamilton hielt das Licht dazu und hatte sich diesem Gegenstand mit ganzer Seele ergeben. Er fand in seiner Emma alle antiken, alle schönen Profile der sicilianischen Münzen, ja den Apollo von Belvedere selbst.

Zwei Abende hinter einander schwelgte Goethe in diesem Genuß. In Neapel ward sein Incognito nicht mit derselben Gewissenhaftigkeit bewahrt wie in Rom, und als

Emma hörte, welcher berühmte deutsche Dichter sich unter der Zahl ihrer Zuschauer befand, bot sie alle Künste der Koketterie auf, um ihn mit an ihren Triumphwagen zu spannen.

Schon war er nahe daran, sich von dem Zauber, womit sie ihn zu umstricken suchte, gefangen nehmen zu lassen, als ein vertrauter Freund ihn noch rechtzeitig in die Lebensgeschichte der Sirene einweihete und ihn dadurch veranlaßte, in schleuniger Flucht, das heißt in der Weiterreise nach Sicilien, Rettung vor der ihm drohenden Gefahr zu suchen.

Die Geschichte der Vergangenheit der schönen Emma Lyonna war folgende.

2.

Emma Lyonna.

Ihr Alter oder den Ort ihrer Geburt kannte Emma Lyonna selbst nicht genau. Das erste Bild, welches ihrer Erinnerung sich von ihr selbst darbot, war das eines mit einem dürftigen Leinwandkittel bekleideten drei- oder vierjährigen Kindes, welches mit nackten Füßen in Nebel und Regel unter einem rauhen Himmel eine Gebirgsstraße entlang wanderte und sich mit der vor Kälte erstarrten kleinen Hand an die Röcke seiner Mutter festhielt.

Diese Mutter war eine arme Bäuerin, welche das Kind,

wenn es nicht mehr fort konnte, oder wenn ein Bach durchwatet werden mußte, auf die Arme nahm.

Emma entsann sich, daß sie auf dieser Wanderung viel Hunger und Durst zu ertragen gehabt und daß ihre Mutter, wenn sie durch eine Stadt kamen, von den Vorübergehenden einige kleine Münzen, oder an einem Bäckerladen ein Stück Brod erbettelt hatte.

Ihr Nachtquartier nahmen Mutter und Tochter gewöhnlich in einem an der Straße liegenden Bauernhause, wo man ihnen erlaubte, sich in den Stall oder in die Scheune zu betten. Erhielten sie dann am nächstfolgenden Morgen ein Glas laue Milch und ein Stück schwarzes Brod zum Frühstück, so machten sie sich wohlgemuth wieder auf den Weg.

Endlich erreichten sie das Ziel ihrer Wanderung, die kleine Stadt Flint, wo Emma's Mutter und John Lyons, ihr Vater, geboren waren. Letzterer war vor einigen Wochen gestorben und seine Wittwe kehrte nun mit ihrem Kinde in die Heimath zurück, weil sie sich an den Ort, wo sie zuletzt mit ihrem Manne gelebt, nicht mehr ernähren konnte.

Nach einiger Zeit gelang es ihr, auf einem Bauerhofe in der Umgegend ein Unterkommen als Magd zu finden, während Emma zugleich zum Hüten der Schafe verwendet ward.

So verlebten sie mehrere Jahre verhältnißmäßig gut

und sorgenfrei und Emma hatte ungefähr ihr zehntes Lebensjahr zurückgelegt, als sich ein ganz besonderer Glücksfall für sie ereignete.

Man munkelte nämlich, daß nicht der arme John Lyons, sondern ein gewisser Lord Halifax ihr Vater sei. Er war lange auf Reisen im Ausland gewesen, jetzt aber zurückgekehrt und da er wahrscheinlich die bedrängte Lage der armen Opfer seiner vorübergehenden Laune erfahren hatte, so schickte er eine kleine Summe mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß ein Theil davon zu einem guten Schulunterricht für Emma verwendet werde.

Die Mutter that gewissenhaft, was der Lord befohlen, und brachte ihre Tochter in eine Pensionsschule, wo sie im Lesen, Schreiben, in der Musik und im Zeichnen unterrichtet ward. Sie zeigte sich als eine äußerst talentvolle Schülerin und machte die bewundernswürdigsten Fortschritte.

Leider war es ihr nur zwei Jahre lang vergönnt, sich dieser ihr in so hohem Grade zusagenden Ausbildung zu erfreuen. Lord Halifax kam durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd plötzlich um's Leben. Ein Testament hatte er nicht hinterlassen und sein ganzes Vermögen fiel demgemäß seinen nächsten Erben zu.

Diese aber wollten von Emma und ihrer Mutter nichts wissen und die Zahlungen für Lebensunterhalt und Unterricht hörten deshalb auf.

So zufrieden die Vorsteherin der Pensionsschule auch mit Emma's Lerneifer und Betragen war, so konnte sie sich doch nicht entschließen, sie ohne Bezahlung zu behalten, und Emma war daher froh, als Bonne in die Dienste eines Quäkers treten zu können, dem seine als junge Wittwe verstorbene Tochter drei verwaiste Kinder hinterlassen hatte.

Sie lebte in diesem ruhigen, stillen, geordneten Hauswesen gleichförmig dahin, bis ihre fernere Existenz durch eine Begegnung, welche sie eines Tages machte, als sie mit den ihr anvertrauten Kindern am Meeresstrande spazieren ging, eine neue und unerwartete Wendung erhielt.

Ein berühmter Maler aus London hielt sich während des Sommers mit seiner Geliebten hier auf und war eben beschäftigt, eine interessante Partie der Meeresküste zu skizziren, als Emma mit ihren Kindern sich näherte. Sie zählte jetzt dreizehn Jahre, war aber körperlich bereits so entwickelt, daß man sie für sechzehn halten konnte, und trug in Antlitz und Wuchs das Gepräge vollendeter Schönheit.

Der erstaunte Maler und seine Dame ließen sich mit ihr in ein Gespräch ein und forderten sie auf, nach London zu kommen, wo sich ihren Talenten und Begabungen ein lohnenderes Feld darbieten würde als hier in der Provinz.

Zugleich gab ihr der Maler seine Adresse. Einige Gold-

stücke, welche die Dame ihr anbot, wies sie mit dem Bemerken zurück, daß sie selbst einige kleine Ersparnisse besäße, welche ihr die Reise nach London, wenn sie sich überhaupt dazu entschlösse, schon ermöglichen würden.

Nach dieser Begegnung vergingen einige Monate, während welcher der Gedanke an London der schönen Emma unaufhörlich im Kopfe herum ging.

Der Quäker, in dessen Dienst sie stand, hatte einen Sohn in London, welcher sich dort als Arzt eines ausgebreiteten Rufes erfreute. Er kam um diese Zeit auf Besuch zu seinem Vater, sah Emma, bewunderte ihre Schönheit ebenfalls und machte ihr bei seiner Abreise für die gute Abwartung, welche sie den Kindern seiner Schwester widmete, ein Geldgeschenk, forderte sie aber nicht auf, nach London zu kommen, denn er sah voraus, daß dort das Grab ihrer Tugend sein würde.

Eine Freundin von Emma, Namen's Fanny Strong, begegnete ihr eines Tages, als sie sich vor dem Kaufladen eines Glashändlers in einem ausgehängten großen Spiegel betrachtete, und Emma gestand, daß sie stehen geblieben sei, um sich zu überzeugen, ob die Lobsprüche, die man ihr wegen ihrer Schönheit wiederholt gemacht, gegründet seien.

„Ach, Emma," sagte Fanny, „wenn ich so schön wäre wie Du, so wäre ich schon längst nicht mehr hier."

„Wo wärest Du denn?"

„Wo anders als in London? Wer schön ist, muß dort unbedingt sein Glück machen.“

„Ich habe auch schon oft daran gedacht und überdies kenne ich auch einen Herrn und eine Dame in London, welche vorigen Sommer hier waren und mich dringend aufforderten, dorthin zu kommen.“

„Weißt Du denn, wo sie wohnen?“

„Ja wohl! Sie haben mir eine Karte gegeben, auf der ihre Adresse geschrieben steht.“

„Und Du bist nicht schon lange hingegangen? O wie dumm bist Du!“

„Ich getraue mich nicht, die Reise allein zu machen.“

„Ich will Dir etwas sagen,“ entgegnete die entschlossene Fanny nach kurzem Besinnen. „Wir wollen mit einander gehen und uns von meinem Bruder Dick begleiten lassen.“

Dick, Fanny's Bruder, war ein hübscher, kräftiger, gutgewachsener Bursche von etwa neunzehn Jahren, der früher als Knecht gedient, sich aber seit einiger Zeit einer Schmugglerbande angeschlossen hatte.

Der von Fanny in Vorschlag gebrachte Plan ward ausgeführt und die beiden Freundinnen langten unter Dick's Schutz wohlbehalten in London an.

Emma suchte sofort die Wohnung des Malers auf; erfuhr aber hier zu ihrem Schrecken, daß derselbe mit seiner Geliebten auf einer Reise im Ausland begriffen war,

von welcher seine Rückkehr erst in ungefähr zwei Monaten zu erwarten stand.

Sie wußte nun keinen andern Rath, als den Arzt, den Sohn ihres zeitherigen Dienstherrn, aufzusuchen. Seine Wohnung war ihr bekannt, denn sie hatte oft Briefe von seinem Vater an ihn auf die Post getragen.

Sie traf ihn anwesend und gestand ihm offen und unverhohlen, auf welche Weise sie nach London gekommen war. Der würdige Arzt hatte Mitleid mit ihr, gewährte ihr mittlerweile in seinem Hause Obdach und Nahrung, verschaffte ihr nach einigen Tagen ein Unterkommen als Verkäuferin in einem Juwelierladen und nahm sie, um ihr wenigstens etwas von den Sehenswürdigkeiten Londons zu zeigen, am Abend vor dem Antritt ihres Dienstes mit in das Theater.

Das, was sie hier sah und hörte, machte einen so gewaltigen Eindruck auf sie, daß sie die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte, sondern die einzelnen Scenen des Stückes, welches sie gesehen, in ihrer Erinnerung festzuhalten suchte.

Ihrem Dienst, welchen sie den nächstfolgenden Tag in dem Juwelierladen antrat, widmete sie sich mit Gewissenhaftigkeit, obschon sie keinen besondern Geschmack daran finden konnte. Ihre Gedanken waren fortwährend bei dem Theater und sie glaubte von der Natur ebenfalls zur Schauspielerin bestimmt zu sein.

Mittlerweile und bis sich ihr eine passende Gelegenheit böte, diesen innigsten Wunsch ihres Herzens zu verwirklichen, kaufte sie sich das Theaterstück, dessen Aufführung sie beigewohnt, und übte sich, wenn sie des Abends in ihrem einsamen Stübchen weilte, vor ihrem kleinen Spiegel in den Künsten, worin sie später so große Meisterschaft erlangte.

So vergingen einige Monate, bis plötzlich eines Tages eine schöne Equipage an dem Verkaufsladen vorfuhr und eine Dame ausstieg, in welcher Emma sofort die erkannte, deren Bekanntschaft sie vor nun beinahe Jahresfrist in ihrer Heimath am Meeresstrande gemacht.

Die Dame erkannte, als sie in den Laden trat, Emma ebenfalls auf den ersten Blick wieder, ließ sich jedoch nichts merken, sondern bat, nachdem sie sich einen Schmuck von bedeutendem Werthe ausgesucht, den Juwelier, ihr denselben durch seine Verkäuferin mit der quittirten Rechnung in ihre Wohnung zu senden und die Zahlung dafür in Empfang nehmen zu lassen.

Dann entfernte sie sich, nachdem sie Emma noch einen bedeutsamen Blick zugeworfen.

Der Juwelier, welcher die schöne Courtisane zu seinen besten Kunden zählte, säumte nicht, zu thun, wie sie von ihm begehrt. Emma mußte sich sofort zum Ausgehen ankleiden und sich dann mit dem Schmuck in einen Miethwagen setzen, um ihn der Dame zu bringen, deren Woh-

nung aber jetzt eine andere war, als welche der Maler damals am Meeresstrande auf seiner Karte angegeben.

Emma schloß aus diesem Umstande, daß das Verhältniß der Beiden sich gelöst habe, und Miß Arabella, wie ihre schöne Freundin sich nannte, ein anderes und für sie ohne Zweifel vortheilhafteres eingegangen sei.

Diese Voraussetzung erwies sich als vollkommen richtig. Als Emma vor der sie erwartenden Miß Arabella erschien, theilte ihr diese mit, daß sie sich von dem Maler, der übrigens ihr Freund geblieben, getrennt habe und daß sie jetzt die Geliebte des Prinzen von Wales, eines damals kaum siebzehnjährigen Jünglings, sei.

Emma erzählte nun ihrerseits ihre Erlebnisse und schloß mit der Frage, ob Miß Arabella ihr keinen Weg anzugeben wisse, auf dem sie zur Verwirklichung ihres Wunsches, Schauspielerin zu werden, gelangen könne.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Kind," antwortete Arabella; „bleiben Sie vor der Hand bei mir und kehren Sie gar nicht wieder in Ihren langweiligen Juwelierladen zurück."

„Aber die Zahlung für den Schmuck —"

„Werde ich durch einen meiner Diener hinsenden und Ihrem zeitherigen Dienstherrn zugleich sagen lassen, daß er Sie nicht wieder erwarten solle."

„Aber wird er sich das gefallen lassen?"

„O, fürchten Sie nichts! Er weiß das Geld, welches

ich ihm fortwährend zuwende, viel zu gut zu schätzen als daß er sich mit mir um einer solchen Bagatelle willen veruneinigen sollte."

„Aber," hob Emma wieder an, „womit gedenken Sie mich zu beschäftigen, Miß Arabella?"

„Ich werde Ihnen Lehrer verschaffen, damit Sie sich die für das Theater nöthige Vorbildung aneignen können, und wenn Sie dann so weit sind, um ein Debut versuchen zu können, so werde ich mit meinem Freund Sheridan, dem Director des Drury-Lane-Theaters, sprechen, der ganz gewiß nicht verfehlen wird, meinen Wunsch zu erfüllen, sollte er es auch blos aus Rücksicht auf mein Verhältniß zu dem Prinzen von Wales thun."

Emma blieb demgemäß bei Miß Arabella, welche, da sie wohl fühlte, daß ihre bereits ziemlich verblüheten Reize nicht lange mehr im Stande sein würden, den blutjungen Prinzen zu fesseln, vielleicht die Absicht hatte, Emma gewissermaßen als Reserve bereit zu halten, um durch sie, wenn der Prinz nach Veränderung verlangen sollte, immer noch ihre Herrschaft über ihn zu behaupten.

Dies wäre wahrscheinlich auch so gekommen, wenn Emma's Laufbahn nicht abermals durch ein unerwartetes Ereigniß eine andere Richtung erhalten hätte.

Fanny Strong, ihre Freundin, und deren Bruder Dick waren trotzdem, daß Emma's Hoffnungen bei der Ankunft in London nicht sofort in Erfüllung gegangen waren,

hiergeblieben, weil sie Grund hatten, lieber aufs Gerathewohl ihr Glück zu versuchen als in ihre Heimath zurückzukehren, wo sie schon seit einiger Zeit nicht mehr im besten Rufe standen.

Dick ward es, als kräftigem, jungem Burschen, nicht schwer, gutlohnende Handarbeit zu finden, und Fanny verwerthete ihre Jugend und ihr leidlich hübsches Gesicht auf eine Weise, die, wenn auch nicht ehrenvoll, doch leicht, bequem und einträglich war und ihre Entschuldigung in dem Umstande fand, daß viele tausend junge Mädchen in London es eben so machten.

England führte damals Krieg mit seinen amerikanischen Kolonien. Es brauchte viele Matrosen und da sich deren nicht genug freiwillig anwerben ließen, so wurden junge tüchtige Leute des Nachts auf den Straßen weggefangen und mit Gewalt auf die Schiffe gebracht, oder — wie man die Sache mit einem Worte zu bezeichnen pflegte — gepreßt.

Auch Dick ward von diesem Schicksal ereilt. Er kam auf das Schiff, welches der Admiral Sir John Payne commandirte. Es gelang ihm, seine Schwester Fanny davon zu benachrichtigen, und als diese erfuhr, daß der Admiral als ein großer Verehrer des schönen Geschlechts bekannt sei, suchte sie ihre Freundin Emma auf, um diese zu bewegen, mit ihr gemeinschaftlich bei dem Admiral die Freilassung ihres Bruders zu erbitten.

Emma wollte der armen Fanny keine abschlägige Antwort geben. Sie ging mit ihr sofort zu dem Admiral und dieser stellte für Dick's Freilassung eine Bedingung, welche Emma auf Kosten ihrer Ehre erfüllte.

Der Admiral fand so großen Gefallen an ihr, daß er sie zu seiner stehenden Maitresse machte und ihr ein schön ausgestattetes Haus mit Dienerschaft und Equipage zur Verfügung stellte.

Leider erhielt der Admiral schon nach wenigen Monaten Befehl, in See zu gehen, und sie mußten sich trennen.

Ein Freund des Admirals, ein reicher junger Edelmann, fragte Emma, ob sie zu ihm in dasselbe Verhältniß treten wolle, in welchem sie zu dem Admiral gestanden, und sie wußte nichts Besseres zu thun, als auf dieses Anerbieten einzugehen.

Es begann nun ein Leben in Saus und Braus, welches damit endete, daß der junge Mann noch vor Ablauf von zwei Jahren seine ganze Habe seinen Gläubigern abtreten und, um sich der Schuldhaft zu entziehen, in's Ausland flüchten mußte.

Emma gerieth dadurch in die äußerste Bedrängniß. Zu Miß Arabella konnte sie nicht wieder zurück. Zu dem Sohn des Quäkers wieder ihre Zuflucht zu nehmen, schämte sie sich, und sie sah somit keinen andern Rath, als sich der Wirthin eines öffentliches Hauses vorzustellen.

Diese würdige Frau, welche von Emma's Schönheit

im höchsten Grade betroffen gemacht ward, sah auf den ersten Blick, daß sie mit ihr ein noch weit besseres Geschäft machen könne, als wenn sie dieselbe sich den gewöhnlichen Besuchern ihres Hauses für die übliche Taxe preisgeben ließe.

Es gab damals in London einen Arzt, Namens Graham, welcher schon längst mit dem Plane umging, öffentliche auf die Sinnlichkeit der Männerwelt berechnete Vorträge zu halten, zu deren Illustrirung er einer möglichst vollkommen schönen Frauengestalt bedurfte.

Zu diesem Zwecke hatte er der eben erwähnten Bordellwirthin schon seit einiger Zeit Auftrag ertheilt, ihm, wenn ihm in ihrer umfangreichen Praxis einmal ein solches Exemplar vorkäme, dasselbe unverweilt zuzuführen.

Dieses Auftrags erinnerte sich jetzt die Kupplerin und sie ließ Dr. Graham sofort benachrichtigen. Er fand sich ein, musterte Emma mit Kennerblick, fand seine kühnsten Erwartungen übertroffen und brachte den Handel zum Abschluß.

Die Kupplerin ward für den geleisteten Dienst glänzend honorirt und mit Emma schloß der Doctor einen Contrakt, welchem zufolge sie sich für eine bedeutende Summe verpflichtete, sich während einer bestimmten Anzahl öffentlicher Vorträge über das Wesen der sinnlichen Liebe, im Naturzustande und nur mit einem leichten Gazeschleier verhüllt, liegend als lebende Statue zeigen zu lassen.

Unter den Zuhörern des Doctors befand sich ein junger Edelmann Namens Sir Charles Grenville, welcher zu der Illustration dieser Vorträge eine so leidenschaftliche Liebe faßte, daß er, nachdem dieser Cyklus von Vorlesungen geschlossen war, Emma's Bekanntschaft machte und sie bat, mit ihm zu leben, während er ihr zugleich feierlich versprach, sie, sobald er mündig geworden und in den Besitz seines Vermögens gelangt wäre, zu seiner Gattin zu machen.

Emma ging auf dieses Anerbieten ein. Ehe jedoch Sir Charles Grenville mündig geworden war, verlor er durch einen plötzlichen Ministerwechsel den Posten, von dessen Einkünften er bis jetzt gelebt, und sah sich wegen seines Lebensunterhaltes ausschließlich auf die Unterstützung angewiesen, welche sein Onkel Sir William Hamilton ihm gewährte, der schon seit einer langen Reihe von Jahren als englischer Gesandter in Neapel lebte.

Diesem hatten dienstfertige Freunde gemeldet, in welchem Verhältniß sein Neffe zu einer prostituirten Abenteurerin stand, und er weigerte sich nun aufs Bestimmteste, die zeither gewährten Zuschüsse auch noch ferner zu zahlen.

Alle Briefe, welche Sir Charles Grenville an den erzürnten Onkel schrieb, waren vergebens und Emma sah sich mit ihrem Verlobten in den äußersten Mangel versetzt, als sie plötzlich erfuhren, daß Sir William Hamilton zur

Erledigung gewisser diplomatischer Geschäfte nächstens selbst in London eintreffen werde.

In der That erfolgte seine Ankunft auch schon nach wenigen Tagen und Emma begab sich, auf Sir Charles Grenville's eigenen Wunsch, unverweilt zu ihm, um die schriftlichen Bitten des Neffen durch ihre mündlichen zu unterstützen.

Die Wirkung, welche ihre Persönlichkeit auf den schon bejahrten Diplomaten äußerte, war dieselbe, welche sie auf alle Männerherzen auszuüben pflegte. Sie kam, sah und siegte, und Sir William Hamilton erklärte sich bereit, seinem Neffen eine bedeutende Jahresrente zu zahlen, aber nur unter der Bedingung, daß er auf Emma's Besitz verzichte und daß diese ihm, dem Onkel, nach Neapel folge.

Es blieb unter den obwaltenden Umständen Sir Charles Grenville und Emma nichts weiter übrig, als sich zu fügen, und schon nach wenigen Wochen ging Letztere mit Sir William Hamilton nach Neapel, um hier ein neues Leben zu beginnen.

Als Goethe ihre Bekanntschaft machte, war sie seit ungefähr einem Jahre hier, und Sir William Hamilton, welcher einsah, daß er sich nie wieder würde von ihr trennen können, stand im Begriff, sie zu seiner wirklichen Gattin zu machen, was er auch bald nachher that.

Als Goethe aus Sicilien zurückkehrte, verweilte er wieder einige Zeit in Neapel und besuchte abermals meh-

rere der so genußreichen Soiréen im Hause des englischen Gesandten.

Trotzdem, daß er nun die Lebensgeschichte der schönen Emma kannte, und wie sehr auch sein moralisches Gefühl dadurch empört ward, so war doch der Zauber, womit die Sirene Alle, die in ihre Nähe kamen, zu umstricken wußte, so groß, daß der Anbeter Charlottens von Stein das Bild der Weimar'schen Geliebten in seiner Erinnerung immer mehr erblassen sah.

Er kürzte deshalb seinen fernern Aufenthalt so viel als möglich ab und kehrte nach Rom zurück, nicht ahnend, daß hier eine neue Schönheit der Ruhe seines Herzens abermals gefährlich werden sollte.

3.

Die schöne Mailänderin.

Wieder in dem Zauberkreise Rom's angelangt, fand Goethe sich auch gleich wieder wie bezaubert. Zufrieden und still arbeitete er hier, vergaß Alles, was außer ihm war, und die Gestalten der in der Heimath weilenden Freunde besuchten ihn friedlich und freundlich.

Die ersten Tage brachte er mit Briefschreiben zu, musterte dann die Zeichnungen, die er auf dem Lande gemacht, und nahm sich vor, die nächstfolgende Woche an eine neue Arbeit zu gehen.

Die Hoffnungen, welche Angelika Kaufmann ihm über sein Landschaftszeichnen unter gewissen Bedingungen gab, waren überaus schmeichelhaft und er wollte wenigstens fortfahren, sich einem Ziele zu nähern, in Bezug auf welches eine innere Stimme ihm gleichwohl sagte, daß er es nie erreichen würde.

Es ging jetzt mit ihm eine neue Epoche an. Sein Gemüth war durch das viele Sehen und Erkennen so ausgeweitet, daß er es für das Gerathenste hielt, sich auf eine Arbeit zu beschränken.

„Die Individualität eines Menschen," sagt er in den Briefen und Berichten, welche die Quelle dieser Erzählung bilden, „ist ein wunderlich Ding. Die meine hab' ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerseits dieses Jahr blos von mir selbst abgehangen habe und von der andern Seite mit völlig fremden Menschen umzugehen hatte."

Zu Anfang des Monats October genoß er bei mildem, durchaus heiterem, herrlichem Wetter in Gemeinschaft einiger Freunde eine förmliche Villeggiatur in Castell Gandolfo, wodurch sie sich in die Mitte dieser unvergleichlichen Gegend eingeweiht und eingebürgert sahen.

Mr. Jenkins, ein wohlhabender englischer Kunsthändler, bewohnte daselbst ein sehr stattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnsitz des Jesuitergenerals, wo es einer Anzahl von Freunden weder an Zimmern zu bequemer Wohnung,

noch an Sälen zu heiterem Beisammensein, noch an Bogengängen zu munterem Lustwandeln fehlte.

„Man kann sich," sagt Goethe, „von einem solchen Herbstaufenthalte den besten Begriff machen, wenn man sich ihn wie den Aufenthalt an einem Badorte denkt. Personen ohne den mindesten Bezug auf einander werden durch Zufall augenblicklich in die unmittelbarste Nähe versetzt. Frühstück und Mittagsessen, Spaziergänge und Lustpartien, ernste und scherzhafte Unterhaltung bewirken schnell Bekanntschaft und Vertraulichkeit, so daß es ein Wunder wäre, wenn, besonders hier, wo nicht einmal Krankheit und Kur eine Art von Diversion macht, im vollkommensten Müßiggange sich nicht die entschiedensten Wahlverwandtschaften zunächst hervorthun sollten. Hofrath Reiffenstein hatte für gut befunden, und zwar mit Recht, daß wir zeitig hinausgehen sollten, um zu unsern Spaziergängen und sonstigen artistischen Wanderungen ins Gebirg die nöthige Zeit zu finden, ehe noch der Schwall der Gesellschaft sich herandrängte und uns zur Theilnahme an gemeinschaftlicher Unterhaltung aufforderte. Wir waren die Ersten und versäumten nicht, uns in der Gegend nach Anleitung des erfahrenen Führers zweckmäßig umzusehen, und ernteten davon die schönsten Genüsse und Belehrungen."

Als Goethe seit einiger Zeit in Castell Gandolfo weilte, sah er eines Tags eine sehr hübsche römische Nachbarin,

die nicht weit von ihm im Corso wohnte, mit ihrer Mutter sich nähern.

Er hatte sie, wenn sie Abends vor der Thür saßen und er nahe genug vorbei ging, in der Regel freundlich gegrüßt, obschon nicht angesprochen, denn er war entschlossen, seinem Gelübde, sich durch dergleichen Verhältnisse von seinem Hauptzweck nicht abwendig machen zu lassen, vollkommen treu zu bleiben.

Hier aber fand Goethe sich mit den beiden Damen auf einmal wie alte Bekannte zusammen. Stoff zu einer ersten Unterhaltung fand sich sehr bald und es giebt, wie er sagt, nicht leicht etwas Angenehmeres als eine Römerin dieser Art, die sich in natürlichem Gespräch heiter gehen läßt und ein lebhaftes, auf die reine Wirklichkeit gerichtetes Aufmerken, eine Theilnahme mit anmuthigem Bezug auf sich selbst, in der wohlklingenden römischen Sprache schnell, doch deutlich vorträgt und zwar in einer edlen Mundart, die auch die mittlere Klasse über sich selbst erhebt und dem Allernatürlichsten, ja dem Gemeinen einen gewissen Adel verleiht.

Diese Eigenschaften und Eigenheiten waren Goethe zwar bekannt, aber noch nie hatte er sie in einer so einschmeichelnden Folge vernommen.

Die beiden Nachbarinnen stellten ihn einer jungen Mailänderin vor, die sie mitgebracht hatten. Es war die Schwester eines Commis von Mr. Jenkins, eines jungen Man-

nes, der wegen seiner Geschicklichkeit und Redlichkeit bei seinem Prinzipal in großer Gunst stand.

Die zwei jüngern Damen schienen einander sehr genau zu kennen und vertraute Freundinnen zu sein.

Ihre Schönheit — denn schön verdienten sie in der That genannt zu werden — stand in einem, wenn auch nicht schroffen, aber doch entschiedenen Gegensatz.

Die Römerin hatte dunkelbraunes Haar, die Mailänderin hellbraunes. Die Römerin war braun von Gesichtsfarbe, die Mäiländerin weiß und zart. Letztere hatte zugleich fast blaue, die Römerin braune Augen und war ziemlich ernst und zurückhaltend, während die Mailänderin ein offenes, nicht sowohl ansprechendes, als vielmehr gleichsam anfragendes Wesen besaß.

Eines Abends saß Goethe, nachdem er mit diesen Damen mehrmals zusammengetroffen war und immer nähere Bekanntschaft mit ihnen gemacht hatte, bei einer Art Lottospiel zwischen der Römerin und der Mailänderin und hatte mit ersterer Kasse zusammengemacht.

Im Laufe des Spiels fügte es sich, daß er auch mit der Mailänderin durch Wetten oder sonst sein Glück versuchte, so daß auch auf dieser Seite eine Art Partnerschaft entstand.

Er bemerkte in seiner Unschuld nicht sogleich, daß ein solches getheiltes Interesse nicht gefiel, bis endlich nach beendeter Partie die Mutter, als sie mit Goethe abseits zu-

sammentraf, zu ihm, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronenernst sagte:

„Entschuldigen Sie, Signor, da Sie sich einmal mit meiner Tochter zum gemeinschaftlichen Spiel vereinigt hatten, so ziemte es sich für Sie nicht wohl, auch mit einer andern Dame gleiche Verbindlichkeiten einzugehen. Sie sind fremd, Signor, und wissen das vielleicht nicht. In einer Villegiatur gilt es aber bei uns als Sitte, daß Personen, die sich einmal auf einen gewissen Grad verbunden, dabei in der Gesellschaft verharren und eine unschuldig anmuthige Wechselgefälligkeit durchführen."

„Verzeihen Sie, Signora," antwortete Goethe, „dies habe ich allerdings nicht gewußt und überdies ist es mir als einem Fremden auch nicht wohl möglich, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen. Bei uns zu Lande verlangt die gute Sitte, das man den sämmtlichen Damen einer Gesellschaft, einer wie der andern, mit und nach der andern sich dienstlich und höflich erweise, und ich habe geglaubt, daß dies hier um so mehr gelten werde, als von zwei so vertrauten Freundinnen die Rede ist."

Während Goethe sich auf diese Weise herauszureden suchte, empfand er gleichwohl auf die wundersamste Weise, daß seine Neigung für die Mailänderin sich schon entschieden hatte, blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, welches in selbstgefälligem, ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht,

und das nun auf einmal dem Wünschenswertheſten unmittelbar nahe kommt.

An nächſtfolgenden Morgen traf Goethe mit den beiden jungen Damen allein zuſammen und das Uebergewicht neigte ſich noch entſchiedener auf die Seite der Mailänderin.

Sie hatte vor ihrer Freundin den großen Vorzug, daß in ihren Aeußerungen etwas Strebſames zu bemerken war.

Das Geſpräch kam auf die Erziehung und ſie beklagte ſich, daß dieſelbe in Italien, wenn auch nicht eigentlich vernachläſſigt, doch allzu ängſtlich betrieben werde.

„Man lehrt uns nicht ſchreiben," ſagte ſie, „weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen. Man würde uns nicht einmal leſen lehren, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beſchäftigen müßten. Uns in fremden Sprachen zu unterrichten, fällt vollends Niemanden ein, obſchon ich ſonſt etwas darum gäbe, wenn ich Engliſch verſtünde. Mit einem Gefühl, welches dem Neid ähnlich iſt, höre ich oft Mr. Jenkins mit meinem Bruder, Signora Angelica und die Signori Zuichi Volpato und Camoccini ſich unter einander engliſch unterhalten und die ellenlangen Zeitungen da liegen vor mir auf dem Tiſche. Es ſtehen Nachrichten darin aus der ganzen Welt, wie ich ſehe, und ich weiß nicht, was ſie bringen."

„Es iſt dies," entgegnete Goethe, „um ſo mehr ſchade,

als das Englische sich so leicht erlernen läßt. Sie müßten es in sehr kurzer Zeit fassen und begreifen. Lassen Sie uns sogleich einen Versuch machen," fuhr er fort, indem er eins der in großer Anzahl herumliegenden englischen Blätter aufhob.

Er warf einen Blick hinein und fand einen Artikel, in welchem erzählt ward, daß ein Frauenzimmer in's Wasser gefallen, aber glücklich gerettet und den Ihrigen wiedergegeben worden war.

Dieser Fall war von Nebenumständen begleitet, die ihn verwickelt und interessant machten. Es blieb nämlich zweifelhaft, ob die betreffende Person sich, um den Tod zu suchen, selbst in's Wasser gestürzt, so wie auch, welcher von ihren Verehrern, der begünstigte oder verschmähete, das Rettungswerk unternommen.

Goethe zeigte der schönen Mailänderin die Stelle und bat sie, aufmerksam darauf zu schauen. Dann übersetzte er ihr erst alle Substantiva und examinirte sie, ob sie auch die Bedeutung derselben wohl behalten.

Es dauerte nicht lange, so überschauete die junge Dame die Stellung dieser Haupt- und Grundworte und machte sich mit dem Platz bekannt, den sie in der Periode einnahmen.

Nun ging Goethe zu den einwirkenden, bewegenden und bestimmenden Worten über, machte auf das Heiterste bemerklich, wie dieselben das Ganze belebten, und katechi-

sirte seine schöne Schülerin so lange, bis sie ihm endlich unaufgefordert den ganzen Artikel vorlas als stünde derselbe italienisch auf dem Papiere.

Sie konnte dies nicht ohne Bewegung ihres zierlichen Wesens leisten und Goethe konnte sich kaum entsinnen, eine so herzlich geistige Freude gesehen zu haben als sie ausdrückte, indem sie ihm für den Einblick in dieses neue Feld einen allerliebsten Dank aussprach. Sie konnte sich kaum fassen, indem sie die Möglichkeit gewahrte, die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches so nahe und schon versuchsweise erreicht zu sehen.

Die Gesellschaft hatte sich mittlerweile vermehrt. Angelica war ebenfalls herbeigekommen und man hatte sie an einer großen gedeckten Tafel Goethe zur rechten Hand gesetzt. Seine Schülerin stand an der entgegesetzten Seite des Tisches und besann, als die übrigen sich um die Tafelplätze complimentirten, sich keinen Augenblick, um den Tisch herumzugehen und sich neben Goethe niederzulassen.

Seine ernste Nachbarin schien dies mit einiger Bewunderung zu bemerken, und es bedurfte nicht des Blicks einer klugen Frau um zu gewahren, daß hier etwas vorgegangen sein müsse und daß ein zeither bis zur trockenen Unhöflichkeit von den Frauen sich entfernender Freund wohl selbst sich endlich zahm und gefangen überrascht gesehen habe.

Aeußerlich hielt er zwar immer noch ziemlich gut Stand,

eine innere Bewegung aber gab sich durch eine gewisse Verlegenheit kund, womit er sein Gespräch zwischen den Nachbarinnen theilte, indem er die ältere, diesmal schweigsame Freundin, belebend zu unterhalten und die andere, welche sich immer noch in der fremden Sprache zu ergehen schien und sich in dem Zustande eines Menschen befand, der, mit einem Male von dem erwünscht aufgehenden Lichte geblendet, sich nicht sogleich in die Umgebung zu finden weiß, durch eine freundlich ruhige, fast ablehnende Theilnahme zu beschwichtigen suchte.

Dieser aufgeregte Zustand sollte jedoch sehr bald einer merkwürdigen Umwälzung unterliegen.

Als Goethe gegen Abend die jungen Damen aufsuchte, traf er die älteren in einem Pavillon, wo die herrlichste der Aussichten sich darbot.

Er ließ seinen Blick in die Runde schweifen, aber es ging vor seinen Augen etwas Anderes vor als das landschaftlich Malerische.

Es hatte sich über die Gegend ein Ton gezogen, der weder dem Untergang der Sonne noch den Lüften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell.

Goethe konnte nicht genug hinsehen, doch fühlte er, daß er Lust hatte, den Platz zu verlassen, um in theilneh-

mender kleiner Gesellschaft dem letzten Blick der Sonne seine Huldigung darzubringen.

Leider aber luden Mutter und Nachbarinnen ihn ein, sich bei ihnen niederzulassen, und er konnte diese Einladung nicht zurückweisen, besonders da sie ihm an dem Fenster der schönsten Aussicht Raum gemacht hatten.

Als er auf die im Gange befindliche Unterredung merkte, vernahm er, daß von einer Ausstattung, einem immer wiederkehrenden und nie zu erschöpfenden Gegenstande, die Rede war. Die Erfordernisse aller Art wurden gemustert; Zahl und Beschaffenheit der verschiedenen Gaben, Grundgeschenke der Familie, vielfache Beiträge von Freunden und Freundinnen, theilweise noch ein Geheimniß, und was sonst alles in genauer Aufzählung die schöne Zeit hinnahm, mußte von ihm geduldig angehört werden, weil die Damen ihn zu einem spätern Spaziergang festgenommen hatten.

Zuletzt kam das Gespräch auch auf die Vorzüge des Bräutigams. Man schilderte denselben ziemlich günstig, wollte sich aber auch seine Mängel nicht verbergen, während man zugleich die Hoffnung aussprach, daß es der Anmuth, Klugheit uud Liebenswürdigkeit der Braut im künftigen Ehestande gelingen werde, diese Mängel zu mildern und zu bessern.

Die Sonne sank in das ferne Meer, einen unschätzbaren Blick durch die langen Schatten und die zwar gedämpf-

ten aber mächtigen Streiflichter gewährend, und Goethe erlaubte sich, die Geduld verlierend, auf das bescheidenste zu fragen, wer die Braut sei.

Mit Verwunderung antwortete man ihm mit der Gegenfrage, ob er denn das allgemein Bekannte nicht wisse, während es zugleich den guten Leuten erst jetzt einzufallen schien, daß er kein Hausgenosse sondern ein Fremder war.

Mit Entsetzen vernahm er sodann, daß die Braut keine andere war als die eben erst so liebgewonnene Schülerin.

Die Sonne ging unter und er wußte sich unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft loszumachen, die, ohne es zu wissen, ihn auf so grausame Weise belehrt hatte.

„Daß Neigungen," sagt er, „denen man eine Zeitlang unvorsichtig nachgegeben, endlich, aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt; dieser Fall interessirt aber vielleicht durch das Seltsame, daß ein lebhaftes, wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblick des Keimens und damit zugleich die Vorahnung des Glücks zerstört ward, welches ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung unbegrenzt vorspiegelt."

Spät erst kam er nach Hause und am andern Morgen früh machte er, seine Mappe unter dem Arm, einen

weiteren Weg, nachdem er sich vorher für den Fall entschuldigt, daß er nicht zur Tafel käme.

Er besaß Lebensjahre und Erfahrung genug um sich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammenzunehmen.

„Es wäre wunderbar genug," rief er, „wenn ein Wertherähnliches Schicksal mich in Rom aufgesucht hätte, um mir so bedeutende, bisher wohlbewahrte Zustände zu verderben."

Er wendete sich abermals rasch zu der inzwischen vernachlässigten landschaftlichen Natur und suchte sie so treu als möglich nachzubilden, mehr aber gelang ihm, sie besser zu sehen. Das wenige Technische, was er besaß, reichte kaum zu dem unscheinbarsten Umriß hin, die Fülle von Körperlichkeit aber, welche jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Abstiegen, stillen Seeen und belebten Bächen dem Beschauer entgegenbringt, war seinem Auge beinahe fühlbarer als sonst, und er konnte nicht mit dem Schmerze grollen, welcher geeignet war, ihn den innern und äußern Sinn in solchem Grade zu schärfen.

So wie die Herbstzeit weiter vorrückte, füllte sich das Haus des englischen Kunsthändlers, eben so wie die der Nachbarschaft, immer mehr mit Besuchenden.

Goethe ward dadurch in den Stand gesetzt, ferneren Begegnungen mit der schönen Mailänderin und ihren Begleiterinnen auszuweichen. Sein Verhalten ward beifällig aufgenommen und er hatte keine Unannehmlichkeit und

keinen Zwist, außer ein einziges Mal mit Mr. Jenkins, dem Hauswirth.

Goethe hatte nämlich von einer weiten Berg- und Waldtour die appetitlichsten Pilze mitgebracht und dem Koch übergeben, der, über diese zwar seltene, aber in jenen Gegenden sehr berühmte Speise höchst vergnügt, sie auf's Schmackhafteste zubereitete und mit auf die Tafel brachte.

Die Pilze schmeckten den sämmtlichen Gästen ganz vortrefflich, als aber zu Goethe's Ehren verrathen ward, daß er sie aus der Wildniß mitgebracht, ward der englische Wirth, obschon er es nicht selbst sagte, sehr ungehalten, daß ein Fremder zu dem Gastmahl eine Speise beigetragen habe, von welcher der Hausherr nichts wisse und die er nicht befohlen und angeordnet, denn es zieme sich nicht, Jemanden an seiner eigenen Tafel zu überraschen und Speisen auftragen zu lassen, wovon man keine Rechenschaft geben könne.

Alles dies ward Goethe, im Auftrage des Hauswirths nach aufgehobener Tafel durch den Rath Reiffenstein diplomatisch eröffnet.

Goethe, welcher innerlichst an ganz anderm Weh zu dulden hatte als welches sich von Schwämmen herleiten kann, antwortete bescheidentlich:

„Es thut mir sehr leid, mich eines solchen Verstoßes gegen die allgemeine Hausordnung schuldig gemacht zu haben; ich hatte aber vorausgesetzt, der Koch würde dem

Herrn Meldung machen. Uebrigens versichere ich, daß ich, wenn mir dergleichen Edulien unterwegs wieder in die Hände kommen, solche unserm trefflichen Wirthe selbst zur Prüfung und Genehmigung vorlegen werde."

Mr. Jenkin's Aerger hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß diese überhaupt zweideutige Speise ohne gehörige Untersuchung auf die Tafel gekommen war.

Der Koch freilich hatte Goethe versichert, und brachte es auch seinem Herrn wieder ins Gedächniß, daß dergleichen zwar als besondere Rarität nicht oft, aber noch immer mit großem Beifall in dieser Jahreszeit vorgesetzt worden.

Dieses culinarische Abenteuer gab Goethe Anlaß, in stillem Humor zu bedenken, daß er, selbst von einem ganz eigenen Gift angesteckt, im Verdacht gekommen war, durch gleiche Unvorsichtigkeit eine ganze Gesellschaft zu vergiften.

Uebrigens ward es ihm leicht, seinen gefaßten Vorsatz auszuführen. Den englischen Studien suchte er sofort auszuweichen, indem er sich Morgens entfernte und es so einrichtete, daß er mit seiner heimlich geliebten Schülerin niemals anders als im Beisein von mehreren Personen zusammentraf.

Gar bald legte sich auch dieses Verhältniß in seinem so viel beschäftigten Gemüthe wieder zurechte und zwar auf eine sehr anmuthige Weise, denn indem er die schöne Mailänderin als Braut, als künftige Gattin betrachtete,

erhob sie sich vor seinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande, und indem er ihr nun eben dieselbe Neigung, aber in einem höhern uneigennützigen Sinn zuwendete, sah er sich als einen Mann, der ohnehin nicht mehr einem leichtsinnigen Jüngling glich, der jungen Dame gegenüber bald in einer freundlich behaglichen Stellung.

Sein Dienst, wenn man eine freie Aufmerksamkeit so nennen darf, bezeichnete sich durchaus ohne Zudringlichkeit und beim Begegnen eher mit einer Art von Ehrfurcht.

Die junge Dame dagegen, welche nun wohl wußte, daß ihr Verhältniß auch ihrem neuen Verehrer bekannt geworden, konnte mit seinem Benehmen vollkommen zufrieden sein.

Die übrige Welt merkte, da er sich mit Jedermann unterhielt, nichts oder hatte kein Arges daran, und so gingen Tage und Stunden einen ruhigen Gang.

Die Villeggiatur erreichte ihr Ende, das neue Jahr kam heran und der Carneval nahete, als Goethe durch seine Freundin Angelica Kaufmann erfuhr, daß die schöne Mailänderin gefährlich erkrankt sei und ihr Leben in ernster Gefahr schwebe.

Obschon Goethe diese flüchtig gefaßte Neigung vollständig überwunden zu haben glaubte, so machte diese Mittheilung doch einen gewaltigen, erschütternden Eindruck und er verfehlte nicht, sich häufig und theilnahmsvoll nach dem Befinden der Kranken erkundigen zu lassen.

Mehrere Wochen lang blieb ihr Zustand ein drohender und gefahrvoller, dann trat eine Wendung zum Bessern ein und sie konnte als gerettet betrachtet werden.

Goethe sah sie nach ihrer Genesung mehrmals in Angelica's Gesellschaft wieder, ohne daß er jedoch einen Versuch zu einer zärtlichen Wiederannäherung gemacht hätte.

Er that dies selbst dann nicht, als er hörte, daß die projektirte Heirath wieder rückgängig geworden und daß die Gemüthserschütterung, welche sie dadurch erlitten, eben die Ursache ihrer Krankheit gewesen sei.

Sie war jetzt frei und es stand mit Gewißheit zu vermuthen, daß sie eine Annäherung von seiner Seite durch freundliches Entgegenkommen ermuthigt haben würde.

Er hatte sich aber fest vorgenommen, nachdem er diese Neigung einmal aus seinem Herzen gebannt, dasselbe gegen jede Rückkehr dieses Gefühls zu panzern, und so schwer es ihm auch ankam, wehrte er sich doch mit aller Macht der Selbstbeherrschung gegen den Eindruck, den die Mailänderin, deren Schönheit durch die überstandene Krankheit nur noch gewonnen zu haben schien, unwillkürlich auf ihn machte.

Er vermied es demzufolge, sie anders als in größerer Gesellschaft zu sehen, und von einer vertraulichen Unterhaltung zwischen ihm und ihr war fortan keine Rede mehr.

Uebrigens hatte er auch bereits den Tag seiner Abreise von Rom und Rückkehr nach Weimar festgesetzt.

Dieser Tag, der 20. April, war nicht mehr fern und Goethe brauchte die Zeit, welche die Carnevalsfreuden ihm übrig ließen, um sich nochmals in das italienische Kunstleben zu versenken, ehe er dem Wonnelande, in welchem er anderthalb Jahr verlebt, für immer den Rücken kehrte.

Seine Gedanken wendeten sich der Heimath zu, das Bild Charlottens von Stein gewann neuen Glanz und schien ihm zu winken.

Er ahnte nicht, wie schmerzlich er sich enttäuscht sehen sollte.

Schon während der Heimreise stiegen zuweilen bange Ahnungen und Befürchtungen in ihm auf, und so sehr er sich auch in der letzten Zeit, namentlich wegen der mancherlei unangenehmen Verhältnisse, in die er sich, wie wir soeben gesehen, verwickelt, nach seiner frühern heimathlichen Umgebung zurückgesehnt, so ward ihm doch nun, nachdem der Abschied von dem bezaubernden Wunderlande wirklich erfolgt, völlig klar, wie sehr sein ganzes Wesen hier Wurzel geschlagen.

Er sah voraus, daß es ihm schwer werden würde, sich wieder in den alten engbegrenzten Verhältnissen zurecht zu finden und die Last der amtlichen Thätigkeit wieder auf die so lange freigewesenen Schultern zu nehmen.

Indeſſen, der entſcheidende Schritt war geſchehen und mochte die Zuknnft nun bringen, was ſie wollte, ſo mußte Goethe, wie jeder andre Menſch, ihr mit Hoffnung und Gefaßtheit entgegengehen.

XII.

Christiane Vulpius.

Ein Lebensbild.

„Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie, nun ist dies Mädchen mein Glück.
Ist auch dieses ein Irrthum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad."

Goethe.

1.

Eine arme Familie.

In der sogenannten Kaufgasse zu Weimar, welche vom Markte nach dem Platze an der Stadtkirche führt, stand im Jahre 1788 ein kleines schmales Haus, welches erst viele Jahre nachher nebst seinen beiden Nachbarhäusern rechts und links niedergerissen ward, um einem größern, breitern und massiven Hause Platz zu machen.

Das zweite Stockwerk dieses Hauses — mehr hatte es deren nicht — bewohnte die nachgelassene Familie des vor einigen Jahren am Säuferwahnsinn verstorbenen Perückenmachers Vulpius.

Diese Familie bestand aus vier Personen — zwei Töchtern, einem Sohn und der Schwester des Verstorbenen.

Von den beiden Schwestern war die älteste, Erdmuthe,

schon in das Alter eingetreten, in welchem die Mädchen der Hoffnung aufs Heirathen allmälig zu entsagen beginnen. Sie war auch nichts weniger als hübsch und ihre kleinen mürrisch blinzelnden Augen, so wie die fast immer abwärts gezogenen Mundwinkel verriethen, daß auch die Gemüthsart der alten Jungfer nicht die liebenswürdigste war.

Der Bruder, welcher noch ein Jahr älter war als Erdmuthe, schien ebenfalls ein wunderlicher Kauz zu sein. Seine kleine verkümmerte Gestalt machte auf den Beschauer keinen sonderlich angenehmen Eindruck und die Gesichtszüge hatten ebenfalls nichts Ansprechendes oder Gewinnendes obschon das scharfblickende, zuweilen hellglänzende Auge einen nicht gewöhnlichen Grad von Intelligenz und Phantasie verrieth.

Die Tante der Geschwister war ein schon ziemlich bejahrtes, verschrumpftes Wesen und bildete mit den beiden so eben geschilderten Persönlichkeiten ein Kleeblatt, dessen Anblick Jeden, der dieses Zimmer zufällig betreten, bewogen haben würde, dasselbe so schleunig als möglich wieder zu verlassen, wenn nicht die Erscheinung der jüngern Schwester in hohem Grade geeignet gewesen wäre, ihn zu fesseln und festzuhalten.

Diese jüngere Schwester, Christiane, war ein noch jugendliches Wesen von ganz besonderem Liebreiz.

Das muntere, rosig-frische, freundliche Gesicht ward

von einer Fülle hellbrauner Locken umrahmt, die Gestalt war klein und zierlich und die Formen rund und voll, ohne das Maß des Schönen zu überschreiten.

Die Gemüthsart des jungen Mädchens schien mit dieser gewinnenden Außenseite im glücklichsten Einklange zu stehen, denn so griesgrämig und launisch ihre Schwester, ihr Bruder und ihre Tante zu sein pflegten, eben so heiter, fröhlich und guter Dinge war Christiane.

Auch heute verleugnete sich diese ihre gewohnte Gemüthsart nicht und trotzdem daß sie die Arbeit, mit welcher sie in Gemeinschaft ihrer Schwester beschäftigt war und die im Anfertigen von künstlichen Blumen bestand, keinen Augenblick ruhen ließ, sondern fleißigst förderte, so konnte sie sich doch nicht enthalten, zugleich bald leiser bald lauter vor sich hinzuträllern und von Zeit zu Zeit das anmuthige Lockenköpfchen mit dem Ausdruck innigen Wohlbehagens emporzuwerfen.

Der Bruder, welcher an einem der Fenster an einem plumpen wackeligen Tisch saß und schrieb, schien durch Christianens Frohsinnsäußerungen unangenehm berührt zu werden, denn er sah sich von Zeit zu Zeit mit mißbilligendem Ausdruck um, obschon die lebenslustige Christiane davon nicht die mindeste Notiz zu nehmen schien, so daß er sich endlich bewogen sah, die Feder auf einen Augenbilck ganz wegzulegen, sich mit dem alten Polsterstuhl, auf dem er saß, nach seinen Schwestern herumzudrehen, und zu sagen:

„Aber Christiane, kannst Du denn gar nicht ruhig sein? Der Teufel mag Romane schreiben, wenn man ewig dieses Getrudel anhören soll!“

„Was hilft Dein Reden, August?“ sagte Erdmuthe. „Du weißt, daß sie einmal den Mund nicht halten kann, ausgenommen vielleicht, wenn Du ihr etwas Tüchtiges drauf giebst.“

„I ja, wenn er das könnte!“ mischte die alte Tante, die am dritten Fenster vor einem Stickrahmen saß, sich ein. „Er hat sie selbst mit verzogen. Bei allen ihren Unarten hat sie von ihrem Vater doch nie einen Schlag bekommen und von ihrem Bruder wird sie wahrscheinlich auch keinen kriegen.“

„Das wäre auch noch besser,“ rief Christiane laut auflachend, „wenn ich als Kind so gut weggekommen wäre und nun, wo ich groß und erwachsen bin, auf einmal noch die Ruthe zu kosten bekäme.“

„Aber schaden könnte es Dir auf keinen Fall etwas,“ hob der Bruder wieder an, während der freundliche Blick, womit er seine jüngere Schwester wider Willen betrachtete, zu seiner gerunzelten Stirn einen seltsamen Gegensatz bildete.

„Aber warum denn? Was thue ich denn, Du grausamer August?“ rief sie immer noch lachend.

„Frage nicht noch! So jung, unerfahren und leichtsinnig Du auch bist, so weißt Du doch, wie es mit uns

steht. Von Eurer Blumenmacherei und Stickerei können wir nicht leben, meine Romane müssen das Meiste einbringen, aber wenn ich schreiben und die Gedanken zusammennehmen soll, so muß auch Ruhe im Zimmer sein, sonst kann ich nicht arbeiten."

„Na, sei nur nicht bös, alter Brummbär!" sagte die leichtsinnige, aber dabei herzensgute Christiane. „Ich weiß wohl, daß es mit uns schlimm stünde, wenn wir Dich nicht hätten. Schreibe nur immer zu. Ich verspreche Dir, daß Du heute von mir keinen Laut wieder hören sollst als bis Du Feierabend gemacht hast."

„Das wird heute vielleicht eine Stunde eher geschehen als gewöhnlich," sagte der Schriftsteller, indem er, schnell begütigt, wieder zur Feder griff. „Ich gedenke heute nämlich mit meinem letzten Kapitel fertig zu werden und werde dann natürlich nicht stante pede einen neuen Roman beginnen."

„Das wäre auch zu viel verlangt, August," sagte die Tante. „Du hast ja die letzten vier Wochen gesessen wie auf Kohlen. Erhole Dich nun auch einmal einige Tage. Unter welchem Titel gedenkst Du denn Dein neues Opus herauszugeben?"

„Der Titel ist: ‚Rinaldo Rinaldini, der große Räuberhauptmann'. Die Geschichte spielt in Italien."

„Ach, da freue ich mich darauf, sie zu lesen!" rief Christiane. „Glaubst Du, daß sie noch unterhaltender und

spannender sei als die ‚Abenteuer des Prinzen Kalloandro‘ oder ‚die Nonne im Kloster Odivelas‘?“

„Das weiß ich selbst nicht,“ entgegnete August lächelnd. „Nichts ist auf der Welt schwerer als Selbstkenntniß und so ist es auch leichter, einen Roman zu schreiben als ihn selbst richtig zu beurtheilen.“

„Na, schöner als ‚Fernando und Kaliste‘ ist ‚Rinaldo Rinaldini‘, wie Du Deinen neuen Roman nennst, gewiß nicht,“ sagte Erdmuthe. „Besser hat mir von allen Deinen Romanen noch keiner gefallen.“

„Und ich lobe mir den ‚Malteser‘ und ‚Lionardo Monte Bello‘,“ bemerkte die Tante, welche die Geistesprodukte ihres Neffen in der Regel einer scharfen Kritik zu unterziehen pflegte.

„Der Geschmack ist verschieden,“ sagte August Vulpius. „Wenn man sich nach jeder Meinung, welche von Berufenen und Unberufenen ausgesprochen wird, richten wollte, so hätte man viel zu thun. Ich richte mich nicht darnach und nach Eurem Geschwätz am allerwenigsten. Ich schreibe meine Sachen sogut ich kann und wem sie nicht gefallen, der braucht sie nicht zu lesen.“

„Na, nur nicht gleich so grob, Mosjeh!“ entgegnete die Tante empfindlich. „Es ist und bleibt doch ein wahres Sprichwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und wenn Du Deinem Vater im Trinken eben so nachahmst

wie im Grobsein, so können wir noch niedliche Geschichten an Dir erleben."

Eben wollte Christiane, die bei dieser häufig wiederkehrenden Scenen zwischen ihrem Bruder und ihrer Tante die Friedensstifterin zu spielen pflegte, auch in dem vorliegenden Falle diese Mission erfüllen, als plötzlich an die Thür gepocht ward und auf das von der älteren Schwester gesprochene „Herein!" eine Frau eintrat, bei deren Anblick die drei Geschwister und ihre Tante einander bedeutsame und verlegene Blicke zuwarfen.

„Guten Morgen," sagte die Frau, welche ein kleines mit Bindfaden umschnürtes Packet in der Hand hielt.

„Guten Morgen, Frau Wirthin," antwortete die Tante. „Was bringen Sie uns denn?"

„Wahrscheinlich nicht viel Gutes," fuhr die Frau fort indem sie das Packet emporhob und es dem Schriftsteller in die ahnungsvoll und zitternd darnach greifende Hand gab. „Der Leipziger Bote brachte es so eben und ich habe zwei Groschen dafür ausgelegt. Ganz gewiß ist es von einem Buchhändler, der Ihnen ein angebotenes Manuscript wieder zurückschickt, Herr Candidat."

„Leider haben Sie Recht, Frau Liebsch," antwortete Vulpius, welcher den das Packet begleitenden Brief schnell aufgerissen und mit den Augen durchflogen hatte.

„Aber was soll denn da werden?" hob die Hauswirthin wieder an, indem sie beide Arme in die Seiten stemmte

und sich in die Mitte des Zimmers vor den schüchternen Romandichter hinpflanzte. „Sie hatten mir ja versprochen, mir von dem Gelde, welches Sie nächstens von Leipzig zu erhalten hofften, den schon seit sechs Wochen fälligen Hauszins zu bezahlen. Wenn Sie aber anstatt Geld Ihr Buch wiederkriegen, wie soll ich da zu dem kommen, was ich zu fordern habe?"

„Na, gedulden Sie sich nur ein paar Tage," hob die alte Tante an.

„Ja, gedulden Sie sich — so heißt es immer!" unterbrach die Hauswirthin. „Sie wissen doch, daß ich's auch nothwendig brauche. Als Wittwe mit vier Kindern muß ich es gehörig zusammennehmen, wenn ich auskommen will. Wir wollen die Sache aber kurz machen. Wenn Sie mir bis heute über vierzehn Tage den Hauszins nicht geschafft haben, so ziehen Sie zum Neujahr aus. Ich habe jetzt gerade Gelegenheit, das Logis an recht hübsche anständige Leute zu vermiethen, die nicht vier Wochen arbeiten, um dann das, was sie in dieser Zeit verdient, durch die Gurgel zu jagen, und nicht eher wieder anzufangen als bis sie keinen Heller mehr in der Tasche haben."

Mit diesen Worten verließ Frau Liebsch das Zimmer und warf die Thür etwas nachdrücklicher hinter sich zu als es sich für wohlerzogene Leute schickt.

Die Geschwister und ihre Tante sahen, als die Hauswirthin hinaus war, einander betroffen an und selbst der

muntern Christiane schien für den Augenblick das Lachen vergangen zu sein.

„Was schreibt Dir denn der Leipziger Bücherjude?“ fragte die Tante nach einer Pause. „Sonst war er doch froh, wenn Du ihm etwas Neues schicktest, und Du konntest ihm nicht genug liefern. Wie kommt es, daß er jetzt, wo Du doch berühmt geworden und wo er mit Deinen Sachen schon so viel Geld verdient hat, auf einmal nichts mehr von Dir wissen mag?“

„Daß er nichts von mir wissen möge, davon ist nicht die Rede,“ entgegnete Vulpius, welcher mittlerweile den Brief seines Verlegers ordentlich durchgelesen hatte. „Er schreibt blos, er könne vor der nächsten Ostermesse sich in keine neuen Unternehmungen einlassen. Man fürchte allgemein, daß in Frankreich eine Revolution ausbrechen werde. Dann könne es leicht Krieg geben und kein vernünftiger Mann werde unter solchen Umständen sein Kapital riskiren.“

„Aber wenn Du bis zur Ostermesse warten sollst, August,“ bemerkte die mürrische Erdmuthe, „mein Himmel, bis dahin haben wir noch lange!“

„Allerdings über ein halbes Jahr,“ sagte der Bruder.

„Aber,“ hob die immer hoffnungsreiche und lebensmuthige Christiane an, „sagtest Du nicht vorhin, Du würdest heute mit etwas Neuem fertig?“

„Was hilft mir das Fertigwerden?“ entgegnete der arme Romandichter. „Was nützt es mir, wenn ich auch

das schönste Buch geschrieben habe, sobald ich es nicht an den Mann bringen kann?"

„Aber es giebt doch mehr Buchhändler als gerade diesen einen," sagte Christiane, „und wenn es der eine nicht nimmt, so nimmt es vielleicht der andere."

„Du sprichst wie Du es verstehst, Christiane," entgegnete August Vulpius mit schmerzlichem Lächeln. „Die Ursache, aus welcher dieser Mann jetzt nichts Neues unternehmen will, liegt nicht in seinen persönlichen Verhältnissen, sondern in einer allgemeinen Calamität, die auch jedem Andern die größte Vorsicht zur Pflicht macht und ihn zwingt, den Gang der politischen Conjuncturen abzuwarten."

„Dann wäre also auch keine Aussicht vorhanden, daß Rinaldo Rinaldini baldigst das Licht der Welt erblicke?" fragte Erdmuthe in ihrer mürrischen Weise.

„Nein, wie es jetzt den Anschein hat, nicht," antwortete Vulpius. „Ich hatte bei Uebersendung des Manuscripts" — hier deutete er auf das zurückerhaltene Packet — „dem Buchhändler zugleich den Plan zu Rinaldo mitgetheilt und ihm gesagt, daß ich diesen Roman baldigst folgen lassen würde. Darauf schreibt er mir, daß er mit diesem Plane ganz einverstanden sei, aber, wie gesagt, mit neuen Sachen sich nicht eher hervorgetraue, als bis er das Resultat der nächsten Ostermesse in den Händen habe."

„Schöne Aussichten für den Winter!" murrte Erdmuthe.

„Nichts verdienen und zu Neujahr ausziehen, das paßt hübsch zusammen.“

„Sprachst Du nicht einmal davon, daß es Dir vielleicht gelänge, eine Anstellung hier bei der Bibliothek zu bekommen, lieber August?“ fragte Christiane.

„Davon habe ich allerdings gesprochen,“ antwortete der Bruder. „Als Philolog, der das Seinige gelernt hat, würde ich mich auch ganz gut dazu eignen. Ihr wißt aber, wie sehr unser seliger Vater uns durch die Art und Weise, wie er sich gegen gewisse hochgestellte Personen benahm, in Mißcredit gebracht hat und wie schwer es bei uns hier in Weimar ist, etwas vom Hofe oder von der Regierung zu erlangen, wenn man sich keiner einflußreichen Fürsprache zu erfreuen hat.“

„Das sage ich auch,“ hob die Tante an ihrem Stickrahmen an. „Man will zwar immer behaupten, es sei, seitdem der Herzog den berühmten Goethe zu seinem Freund und Rathgeber gemacht, in dieser Beziehung anders und besser geworden, ich habe aber bis jetzt noch keinen großen Unterschied gesehen.“

„O ja, besser ist es geworden, das läßt sich nicht leugnen,“ sagte Vulpius. „Goethe ist ein aufgeklärter Mann, welcher, so viel an ihm ist, Jeden an den Platz zu stellen sucht, für den er paßt. Leider aber ist er immer noch in Italien und Gott weiß, wann er wiederkommen wird.“

„Er ist wieder da!“ rief Christiane.

„Wie, er wäre wieder da?“ entgegnete ihr Bruder. „Wann wäre er denn gekommen? Auf dem Stadthauskeller war gestern Abend noch nichts davon bekannt.“

„Gestern Abend nach zehn Uhr ist er wieder eingetroffen,“ fuhr Christiane fort. „Heute früh als ich beim Bäcker das Frühstück holte, traf ich Schwanwirths Rieke und die sagte es.“

„Im Schwan müßte man es allerdings wissen, wenn der Nachbar Goethe wieder da wäre,“ bemerkte Vulpius.

„Du kannst Dich darauf verlassen; es ist, wie ich Dir sage,“ entgegnete Christiane. „Rieke ist selbst noch halb Elf hinübergeholt worden, um mit beim Abpacken des Reisewagens zu helfen, und sie hat den Herrn Geheimrath selbst gesehen. Sie sagt, er habe sehr roth und munter ausgesehen.“

„Es wird schon so sein wie Christiane sagt,“ bemerkte die Tante, „und wenn Du Deine Hoffnung wirklich auf diesen Herrn gesetzt hast, August, so würde ich Dir rathen, keinen Augenblick Zeit zu verlieren, sondern sofort zu ihm zu gehen und Dein Anliegen vorzubringen.“

„Nein,“ antwortete Vulpius, „zu ihm gehen kann ich nicht. Ihr wißt selbst, daß ich, wenn auch mit der Feder leidlich bewandert, doch mit dem Mundwerk sehr schlecht beschlagen bin. Uebrigens lieben es auch solche Herren nicht, daß man ihnen persönlich vor's Quartier rücke, und es ist das auch nicht in Ordnung. Alle Bittgesuche und

Bewerbungen müssen schriftlich angebracht werden und von den dieselben unterstützenden Zeugnissen und sonstigen Papieren begleitet sein."

„Aber besser wäre es doch, wenn Du Dein Gesuch selbst überreichtest," behauptete die Tante hartnäckig. „Er lernte Dich dann zugleich persönlich kennen und bekäme einen Begriff von Deinem Aussehen."

„Leider," entgegnete Vulpius, indem er einen schmerzlichen, lächelnden Blick in den über seinem Schreibtisch hängenden kleinen Rasirspiegel warf, „leider ist meine äußere Erscheinung nicht von der Art, daß dadurch Jemand zu Gunsten meines Gesuchs gestimmt werden könnte. Wäre ich ein hübsches junges Mädchen, so hätte ich wahrscheinlich eher Aussicht, bei dem Herrn Geheimrath zu reüssiren."

Diese letzten Worte schienen in Christiane einen plötzlichen Gedanken zu wecken. Sie blickte von der Arbeit, die sie während dieses Gesprächs gehandhabt, plötzlich auf, drehete sich nach ihrem Bruder herum, und sagte:

„Wie wäre es, wenn ich dem Herrn Geheimrath Dein Gesuch überreichte?"

„Aber, Christiane!" rief Erdmuthe, indem sie ihrer Schwester einen grimmigen Blick zuschleuderte, „Dich bringt wahrlich die Eitelkeit noch um. Weil August von einem hübschen jungen Mädchen spricht, so denkst Du gleich an Dich, gerade als ob Du die einzige wärest, die es giebt."

„Und übrigens," setzte die Tante hinzu, „würdest Du

auch selbst wenn Du hin gehen wolltest, Christiane, gar nicht bis zu dem Herrn Geheimrath gelangen."

„Warum denn nicht?" fragte Christiane, indem sie mit ihren schelmischen Augen die alte Tante scharf fixirte. „Wenn ich nach ihm frage, so muß man mich doch bei ihm vorlassen."

„Das ist nicht die Folge," entgegnete Erdmuthe. „Sein Bedienter Philipp, dieser allgemein bekannte Grobian, würde Dir Dein Gesuch abnehmen und Dir sofort wieder die Wege weisen, ohne Dich auch nur bei seinem Herrn anzumelden."

„Ja wohl," stimmte die Tante bei, „das war schon früher so, ehe der Geheimrath nach Italien ging. Philipp steht im Solde der alten, aber immer noch gefallsüchtigen Oberstallmeisterin von Stein, und war diese schon vorher eifersüchtig auf jedes junge hübsche Gesicht, welches ihrem Goethe vor die Augen kam, so wird sie es jetzt, wo sie wieder um zwei Jahr gealtert ist, noch weit mehr sein."

„Aber dennoch," sagte Vulpius, in welchem der Einfall seiner jüngern Schwester ebenfalls gewisse Gedanken angeregt zu haben schien, „dennoch könnte es vielleicht nichts schaden, wenn wir es so machten wie Christiane sagt. Vornehme Herren wollen geschmeichelt sein und durch wen könnte das besser geschehen als durch ein junges hübsches Mädchen, was unsere Christiane doch unstreitig ist?"

„Na, das ist schön von Dir, August, daß Du wenig-

stens mir Gerechtigkeit widerfahren lässest," entgegnete Christiane, indem sie erst ihrer Schwester und dann ihrer Tante einen muthwilligen herausfordernden Blick zuwarf. „Uebrigens brauche ich ja gar nicht zu dem Geheimrath in's Haus zu gehen, um mich von seinem groben Philipp wieder fortweisen zu lassen, sondern kann ihm unterwegs auflauern, wenn er in's Schloß geht."

„Aber Du kannst Dich doch nicht mit Deiner Bittschrift auf dem Markte aufpflanzen oder in's Seifengäßchen in Hinterhalt legen, um ihn, so wie er aus seinem Hause tritt, zu überfallen," sagte Vulpius.

„Nein, nein," entgegnete Christiane, „das ist nicht meine Absicht und wäre auch übrigens gar nicht der rechte Weg. Der Herr Geheimrath wird, wie Schwanwirths Rieke mir sagte, sein Haus am Frauenplan erst später wieder beziehen und seine Wohnung, so lange die Witterung noch hübsch ist, draußen in seinem Gartenhaus nehmen. Ich brauche mich daher blos gegen zehn Uhr Vormittags in den Stern zu postiren; da kann er mir nicht entgehen."

„Kennst Du ihn denn auch?" fragte Erdmuthe.

„Ob ich ihn kenne?" entgegnete Christiane mit leuchtendem Blick. „Wie kannst Du so fragen? Wie sollte ich nicht den Mann kennen, der seit zehn Jahren der schönste hier in Weimar und wohl auch anderwärts ist. Wer seine edle Gestalt, seines Mundes Lächeln, seiner Augen Gewalt

und seinen hohen Gang einmal gesehen, der vergißt ihn nicht so leicht wieder."

„Du drückst Dich ja ganz poetisch aus, liebe Christiane," sagte Vulpius lächelnd. „Man sollte meinen, Du hättest ein Auge auf den vornehmen Mann."

„Ja, das hab' ich auch," antwortete Christiane offenherzig, „und nicht blos eins, sondern alle zwei. Ach, wie hab' ich sonst oft die alte Frau von Stein beneidet, wenn ich durch ein Astloch seiner Gartenplanke lugte und sah, wie er mit ihr Arm in Arm auf und ab spazierte oder auf der Rasenbank saß und schönthat! Ach, wie glücklich wäre ich, wenn dieser Mann mich nur ein Mal recht freundlich anschauete."

„Ich glaube, in Deinem Schädel ist eine Schraube locker," sagte Erdmuthe, „und wenn August gescheidter ist als Du, so wird er seine Bittschrift Dir nicht anvertrauen und sich und uns Alle von Dir blamiren lassen."

„Habe nur keine Angst, Erdmuthe," bemerkte Vulpius. „Der Geheimrath wird von dem kleinen albernen Dinge gar keine sonderliche Notiz nehmen."

„O, das kann man nicht wissen, lieber Bruder!" rief Christiane mit einem bedeutenden Grade von Selbstzuversicht. „Ein Mann, der in der Geschichte so bewandert ist wie Du, weiß besser als ich, daß es Exempel von Beispielen gegeben hat, wo Männer von noch viel höherem Stande als der Herr Geheimrath von Goethe sich in Mädchen ver-

liebt haben, welche noch lange nicht, wie ich, sich rühmen konnten, einen Bürger der Residenzstadt Weimar zum Vater und einen gelehrten Philologen und beliebten Romandichter zum Bruder zu haben."

So redeten die Geschwister und ihre Tante noch eine Weile hin und her und das Resultat war, daß August Vulpius erklärte, seine Bittschrift schon den nächstfolgenden Tag aufsetzen und sauber auf's Reine schreiben zu wollen, damit sie dann durch Christiane auf die von dieser vorgeschlagene Weise dem Günstling des Fürsten überreicht werden könne.

2.

Im Stern.

Der „Stern" ist eine mit schönen hohen Bäumen bepflanzte Wiese an den Ufern der Ilm, über welche hier die Sternbrücke unmittelbar nach dem jetzt großherzoglichen Schlosse führt.

Diese Wiese bildet jetzt einen Theil des Parks, zur Zeit unserer Erzählung des „welschen Gartens" und führte, wenn man ihr geradaus folgte, nach Goethe's Gartenhaus.

Auf dem mittelsten der durch diese anmuthige Garten- oder Parkparthie führenden Wege schritt an einem sonnenhellen Vormittage zwischen neun und zehn Uhr ein Mäd-

chen von zierlicher Gestalt, mit runden rosigen Wangen und schelmisch um sich blickenden Augen auf und ab.

Mehrmals wich sie drohenden Begegnungen mit Leuten, die denselben Weg passirten und sie vielleicht kannten, dadurch aus, daß sie sich mit dem großen versiegelten Schreiben, welches sie in der Hand trug und, aus Furcht, es zu zerknittern, nicht in die Tasche ihres Kleids zu stecken wagte, in einen Seitengang zurückzog.

Dennoch hütete sie sich, in demselben allzulange zu verweilen. Sie fürchtete, daß die Person, auf welche sie wartete, mittlerweile vorbeigehen könnte, und ihr nachzulaufen oder gar ein Halt zuzurufen, wäre, wie sie wußte, völlig dem Respekt zuwider gewesen, welchen man hochgestellten Personen schuldig ist.

Wir kennen die Lauernde; wir wissen auch, auf wen sie wartete.

Endlich schlug es auf dem nahen Schloßthurm Zehn und die muntere Christiane fing schon an zu fürchten, daß Herr von Goethe unwohl geworden oder durch sonst einen Umstand abgehalten sei, heute den gewohnten Weg zu machen, als plötzlich hinter dem Gebüsch knisternde Tritte ihr verriethen, daß der Erwartete nahe.

Wenige Secunden und er stand dicht vor ihr, während sie sich mit einem tiefen Knix verneigte und einige verlegene kaum hörbare Worte stammelte, von welchen Goethe

weiter nichts als „unterthänigsten guten Morgen, Excellenz!“ verstand.

„Guten Morgen, mein Kind,“ sagte er, indem er einen Schritt zurücktrat, um sich die liebliche Erscheinung recht ordentlich betrachten zu können.

Er sah, daß sie ihrer Kleidung zufolge dem Bürgerstande angehörte, und setzte daher, da sie, stumm und die Augen auf den Boden geheftet, vor ihm stehen blieb, hinzu:

„Wer ist Sie und womit kann ich Ihr dienen?“

Christiane schlug die schelmischen braunen Augen auf, sah Goethe mit einem Blicke an, vor welchem das Bild der schönen Mailänderin sogleich zu Asche zerging, und antwortete dann:

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, Excellenz; ich wollte mir erlauben, Ihnen eine Bittschrift zu überreichen.“

„Eine Bittschrift?“ entgegnete Goethe, indem er die Hand nach dem dargereichten Schreiben ausstreckte und dasselbe in Empfang nahm. „Was betrifft dieselbe? Kann Sie mir es nicht kurz mündlich sagen? Was wünscht Sie?“

„Für mich nichts, wohl aber für meinen Bruder, von welchem diese Bittschrift herrührt, und welcher mich beauftragt hat, dieselbe dem Herrn Geheimrath zu überreichen und um gnädige Berücksichtigung zu bitten.“

„Aber warum ist Sie, wenn Sie mir die Bittschrift

selbst überreichen wollte, anstatt mir aufzulauern, nicht zu mir in meine Wohnung gekommen?"

„Ich getraute mich nicht."

„Sie getraute es sich nicht? Bin ich denn als so bärbeißig ausgeschrieen?"

„Ach nein, Sie nicht, Excellenz, aber Ihr Diener, —"

„Mein Philipp? Ja, der hat allerdings die Höflichkeit nicht erfunden; aber gleichwohl hätte ich nicht gedacht, daß er in einem Rufe stünde, welcher so hübsche Besucherinnen von meinem Hause hinwegscheucht."

Und indem Goethe dies sagte, kniff er Christiane in die von Gesundheit, Jugend, Verlegenheit und einem ihr selbst noch unklaren Gefühl dunkel erglühende Wange.

„Also die Bittschrift kommt von Ihrem Bruder. Wie heißt dieser, was ist er und was begehrt er?"

„Er heißt Christian August Vulpius, ist Candidat der Philologie und möchte gern hier bei der Bibliothek oder sonst wie angestellt sein."

„Vulpius, Vulpius!" wiederholte Goethe, als ob er sich zu besinnen suchte. „Ist das derselbe, welcher mehrere famose Ritter- und Räuberromane geschrieben hat?"

„Ach, Sie kennen ihn also — wenigstens dem Namen nach, Herr Geheimrath!" rief Christiane hocherfreut, daß ihr Bruder dem vornehmen Mann nicht ganz unbekannt war. „Ja, das ist er. Haben Sie vielleicht eins von seinen schönen Büchern gelesen?"

„Nein, das allerdings nicht," antwortete Goethe lächelnd. „Meine Zeit erlaubt mir nicht, Romane zu lesen. Sollte es aber einmal der Fall sein, so werde ich nicht verfehlen, mir einen von Ihrem Bruder holen zu lassen."

„Ei ja, thun Sie das, Excellenz. Lesen Sie, welchen Sie wollen, sie sind alle schön. Ganz besonders aber empfehle ich Ihnen die ‚Abenteuer des Prinzen Kalloandro' und die ‚Nonne im Kloster Odivelas'."

„Die haben wohl Ihr am besten zugesagt, Jungfer?" fragte Goethe, indem er das blühende Antlitz des Mädchens mit immer größerem Wohlgefallen musterte.

„Ach ja," antwortete Christiane. „Die Liebenden und ihre Schicksale sind darin gar so schön geschildert. Vor einigen Tagen hat mein Bruder übrigens wieder einen neuen Roman fertig gemacht, der, wie er sagt, noch viel schöner ist wie alle früheren."

„Und unter welchem Titel wird dieses ausgezeichnete Werk erscheinen?"

„Der Titel ist ‚Rinaldo Rinaldini, der große Räuberhauptmann'. Was aber das Erscheinen betrifft, so steht es damit unsicher, denn mein Bruder hat von seinem Leipziger Buchhändler einen Brief bekommen, worin dieser schreibt, er könne jetzt nichts unternehmen, weil die Zeiten zu ungünstig seien."

„Ah so, und deshalb möchte Ihr Bruder wohl gern eine Anstellung, die ihm ein sicheres Einkommen gewährt?"

„Ach ja, und wenn der Herr Geheimrath ihm dazu behülflich wären, wie dankbar wollte ich, wie dankbar würden wir alle dafür sein!“

„Nun gut,“ sagte Goethe, der sich gern noch länger mit der anmuthigen Kleinen unterhalten hätte, wenn es für ihn nicht die höchste Zeit geworden wäre, auf seiner Kanzlei zu erscheinen, „ich werde die Bittschrift Ihres Bruders lesen und sehen, worauf er sein Gesuch stützt. Sind die Erkundigungen, die ich über ihn einziehen werde, ebenfalls befriedigend, so wäre es wohl möglich, daß ich seine Wünsche erfüllen könnte, obschon ich natürlich nichts versprechen kann.“

Mit diesen Worten setzte Goethe, nachdem er die freundliche Christiane nochmals in die Wange gekniffen und ihr guten Morgen gewünscht, seinen Weg rasch weiter fort.

Christiane schaute ihm nach so lange sie ihn sehen konnte, und murmelte wiederholt:

„Ach welch ein Mann! Welch ein herrlicher Mann! Von ihm geliebt zu werden, das müßte der Himmel auf Erden sein.“

3.

Der Bescheid.

Christianens Geschwister und die alte Tante sahen mittlerweile der Rückkunft der Abgesandten mit großer Spannung entgegen.

„Ich glaube nicht, daß sie etwas ausrichtet," bemerkte Erdmuthe in ihrer mürrischen Weise. „Herr von Goethe ist kein Jüngling mehr. Er hat hier und anderwärts schon etwas Ehrliches herumgeliebt. Der Anblick einer glatten Larve wird ihm höchst egal sein und wenn er sich nicht veranlaßt sieht, Dir, lieber August, die Stelle wegen Deiner Kenntnisse zu geben, so bekommst Du sie ganz gewiß nicht, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Ich glaube auch, daß Du Recht hast, Erdmuthe," setzte die Tante hinzu, „und ich werde mich wohl bequemen müssen, meine goldene Kette, das Letzte, was ich noch Werthvolles habe, zum Pfandleiher zu tragen, damit wir wenigstens unsere Hauswirthin befriedigen können und nicht mitten im Winter auszuziehen brauchen."

„Ihr seid und bleibt Raben, deren Gekrächz nur Unheil verkündet," bemerkte Vulpius mißmuthig. „Wenn man bei seinen Arbeiten keine andere Ermuthigung hätte als das, was Ihr sagt, so sähe es in der That noch trauriger aus als es schon der Fall ist."

Erdmuthe richtete ihre kleinen blinzelnden Augen auf ihn und wollte eben den Mund zu einer scharfen Entgegnung öffnen, als plötzlich die Thür aufgerissen ward und Christiane mit freudestrahlendem Gesicht hereingestürmt kam.

Erdmuthens Mißlaune kehrte sich sofort gegen die Schwester und sie rief:

„Na, Du kommst ja herein gepoltert als ob Du das Anstellungsdecret Deines Bruders schon in der Tasche hättest.“

„Nun wenn auch nicht das gerade der Fall ist,“ antwortete Christiane, „so glaube ich doch ganz bestimmt, daß Bruder August, ehe vier Wochen vergehen, wohlbestallter Hofbibliothekar ist. Der Herr Geheimrath war außerordentlich gnädig.“

Und nun erzählte sie ihre uns bekannte Unterredung mit Herrn von Goethe.

„Also,“ hob, als sie mit ihrem Berichte zu Ende war, August Vulpius an, „der Herr Geheimrath sagte, er wolle Erkundigungen über mich einziehen?“

„Ja, das sagte er allerdings.“

„Dann kann ich die Hoffnung auf den Bibliothekarposten nur immerhin aufgeben,“ fuhr Vulpius düster vor sich hinblickend fort. „Wenn Herr von Goethe sich nach mir erkundigt, so wird er hören, das ich im Stadthauskeller, in Anker, Löwe und Schwan zuweilen ein Glas über den Durst trinke; er wird hören, daß unser Vater sich geradezu zu Tode getrunken; er wird hören, daß wir alle, wenn wir gerade bei Kasse sind, uns gern einen fidelen Tag machen, und er wird in seiner Weisheit den Ausspruch thun, daß solche Menschen keinen Anspruch auf Berücksichtigung haben.“

„Ich sollte aber meinen,“ bemerkte die alte Tante, „daß

ein Mann wie Herr von Goethe, der selbst mit unserm Herzog so manche Suite ausgeführt hat, die Lebenslust Andern unmöglich zum Verbrechen anrechnen könnte."

„Ja, das sollte man allerdings meinen, Tante," entgegnete der Neffe, „aber die Erfahrung lehrt, daß gerade Leute, die es selbst ein wenig toll getrieben haben, an den soliden Lebenswandel ihrer Mitmenschen die allerstrengsten Anforderungen stellen. Indessen, wir wollen und müssen die Sache abwarten. Es wird sich ja zeigen, ob ich Recht habe oder nicht."

„Ja, warten wir die Sache ruhig ab," setzte Christiane hinzu, „und Ihr werdet sehen, daß meine Hoffnung mich nicht täuscht. Der Herr Geheimrath ist ein herrlicher Mann, dabei bleib' ich."

Man sah allseitig ein, daß es nichts nützen könne, weitere Vermuthungen über die Sache nach dieser oder jener Richtung hin anzustellen. Man lag demgemäß ruhig wartend seinen gewohnten Beschäftigungen ob. Vulpius begann, nachdem er „Rinaldo Rinaldini" beendet, trotz der schlechten Aussichten für den Verlagsbuchhandel, sofort ein neues Werk unter dem Titel: „Theodor, König der Corsen," Erdmuthe und Christiane fertigten nach wie vor künstliche Blumen und die alte Tante stickte, wie sie schon seit dreißig Jahren zu thun gepflegt, Ballwesten für die Hofcavaliere.

So verging eine Woche nach der andern, ohne daß ir-

gend ein Bescheid auf die Bittschrift des Romandichters eingegangen wäre.

Christiane mußte wegen der zuversichtlichen Hoffnung, die sie auf die Worte des Herrn von Goethe gesetzt, so wie für die Bewunderung, welche sie fortwährend für seine Person zu erkennen gab, besonders von Erdmuthe, manche Stachelrede anhören und selbst ihr Bruder sprach allmälig seine Ueberzeugung dahin aus, daß sie sich Alle vergebliche Hoffnungen gemacht hätten und daß die goldene Kette der Tante wohl den Weg nach dem Hause des Pfandleihers werde antreten müssen.

Christianen ward dieses unaufhörliche Genörgel zuletzt unerträglich und sie nahm sich daher vor, ohne Jemandem etwas von ihrer Absicht mitzutheilen, dem Geheimrath abermals an derselben Stelle im Stern aufzulauern und ihn womöglich um Beschleunigung des versprochenen Bescheids zu bitten.

Eine in Oberweimar wohnende Schul- und Jugendgenossin von ihr lag seit einiger Zeit krank und hatte ihr schon mehrmals sagen lassen, daß sie sich nach ihrem Besuch sehne.

Oberweimar ist bekanntlich ein Dorf, welches nur ein halbes Stündchen von der Stadt entfernt liegt. Der Weg dahin führt durch den Park und dicht an Goethe's Gartenhaus vorbei, so daß Christiane, wenn sie den Besuch bei ihrer Freundin zur geeigneten Zeit abstattete und alles

klug einrichtete, hoffen konnte, wieder mit dem von ihr vielbewunderten Mann zusammenzutreffen.

Eines schönen Morgens machte sie sich daher, nachdem sie ihrer Schwester versprochen, bis um zehn Uhr wieder da zu sein, auf den Weg und kam, ehe noch zwanzig Minuten vergangen waren, in die Nähe von Goethe's Gartenhaus.

Sie konnte, da sich auf diese Weise einmal die Gelegenheit bot, nicht der Lust widerstehen, wieder einmal einen Blick durch das, ihrem eigenen Geständniß zufolge, schon früher benutzte Astloch in der Gartenplanke zu werfen, und ging die zu diesem Besuche erforderlichen wenigen Schritte von dem Wiesenfußsteige die Anhöhe hinauf.

Der erste Blick, den sie durch die Oeffnung warf, zeigte ihr zu ihrer freudigen Ueberraschung Herrn von Goethe selbst, der kaum zwanzig Schritt von der Planke entfernt mit dem Aufbinden einer großen ausländischen Pflanze beschäftigt war.

Zugleich aber verrieth ihr ein anderer Sinn, nämlich der des Gehörs, daß der Herr des Gartens nicht allein war, und als sie, so weit ihre Position und das Astloch erlaubte, einen Blick seitwärts warf, bemerkte sie ebenfalls mit Ueberraschung, aber nicht mit freudiger sondern schmerzlicher, daß trotz der frühen Tageszeit Frau von Stein

auf einer Bank saß und mit Goethe in einem lebhaften Gespräch begriffen war.

Was die beiden sprachen, konnte die Lauscherin nicht verstehen, wohl aber hörte sie an dem Tone des Gesprächs, daß es zu der Kategorie gehörte, welche nur zwischen zürnenden Liebenden stattfindet.

Frau von Stein hatte sich dicht in ihren Morgenshawl gehüllt, unter welchem ihre Hände unruhig hin und her zuckten, als ob sie sich eines heftigen Gestikulirens nur mit Mühe enthielte, und Goethe blickte von Zeit zu Zeit von seiner Beschäftigung auf und warf der langjährigen Geliebten, indem er ihre Bemerkungen beantwortete, Blicke zu, welche nicht Zärtlichkeit und Zuneigung, sondern Trotz und Widerspruchslust verriethen.

Gern hätte Christiane, besonders da das Gespräch immer lauter und lauter ward und sie daher hoffen konnte, von dem Inhalte desselben allmälig etwas zu verstehen, noch eine Weile gelugt und gehorcht; als sie sich aber schüchtern umblickte, um zu sehen, ob sie nicht auch ihrerseits belauscht würde, bemerkte sie von weitem den groben Philipp, der mit einem Packet unter dem Arm auf dem Wege aus der Stadt daher kam.

Erschrocken lief sie sofort die Gartenplanke entlang, bis sie ein Gebüsch erreichte, von welchem gedeckt sie wieder die Anhöhe hinab auf den Fußweg gelangen konnte, auf wel-

chem sie nun ihren Marsch nach Oberweimar schleunigst weiter fortsetzte.

Bei ihrer kranken Freundin angelangt, fand sie dieselbe zu ihrer Freude um Vieles besser, und nachdem sie etwa eine Stunde bei ihr verweilt und über allerhand Stadtneuigkeiten mir ihr gesprochen, machte sie sich wieder auf den Rückweg, um rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein.

Sie brauchte diesmal nicht so lange zu warten als das erste Mal. Mochte nun der Besuch der zürnenden Frau von Stein Herrn von Goethe eher als gewöhnlich von zu Hause fortgetrieben haben, oder mochten vielleicht ganz besonders dringende Geschäfte in der Kanzlei auf ihn warten — kurz, kaum hatte Christiane sich wieder auf ihren alten Platz postirt, so sah sie auch den Geheimrath schon mit seinem majestätischen Gang einhergeschritten kommen.

Sie bemerkte, daß er sie ebenfalls schon von weitem erkannte, denn seine etwas finstere Miene heiterte sich sofort auf und er kam mit beschleunigtem Schritt und lächelnd auf sie zu.

„Ei, sieh da, ist das nicht mein hübsches Kind?" rief er, als Christiane knixend ihm einige Schritte entgegenging. „Guten Morgen! Treffe ich Dich zufällig hier oder hast Du mich, wie ich vermuthe, wieder absichtlich erwartet? Du nimmst mirs doch nicht übel, daß ich Du sage?"

„Ach, Excellenz," stammelte Christiane, sich immer wieder demüthig verneigend, obschon sie ihn mit ihren braunen Schelmenaugen zugleich keck und herausfordernd ansah, „ach, wie hoch fühle ich mich geehrt, wenn Sie nur überhaupt mit mir sprechen."

„Du bist wohl ungeduldig geworden, weil Dein Bruder auf sein Gesuch noch keine Antwort erhalten hat?"

„Ach nein, das nicht, aber freilich —"

„Na, quäle Dich nur nicht lange um die Sache herumzugehen. Ich weiß, daß dieselbe für Euch eine Lebensfrage ist und obschon Dein Bruder, wie ich erfahren, als ein wenig dem Trunke ergeben, nicht gerade im allerbesten Renommée steht, so habe ich doch sein Gesuch bei dem Herzog befürwortet und in dem heutigen Consil, zu welchem ich mich so eben begebe, wird sich's entscheiden, ob er die nachgesuchte Stelle bekommt oder nicht."

„Ob er sie bekommt oder nicht?" wiederholte Christiane im Tone der Angst. „Also wäre es doch möglich, daß er abgewiesen würde?"

„Ja freilich ist das der Fall," antwortete Goethe, der in Folge der eigenthümlichrn Verwandtschaft, welche zwischen Liebe und Grausamkeit besteht, ein förmliches Vergnügen daran fand, sich an der Unruhe des Mädchens zu weiden, zu dem er sich mit allen seinen Sinnen hingezogen fühlte. „Ich bin blos der Rathgeber des Herzogs und

kann ihm nur mir tauglich scheinende Personen empfehlen. Die Entscheidung selbst steht allein bei ihm."

„Ach Excellenz," rief Christiane, indem sie die Hand des Ministers ergriff und mit Küssen bedeckte, „wenn Sie nur wollen, dann ist die Sache so gut wie abgemacht. Der Herzog kann nicht anders als thun, was Sie ihm rathen, und muß es auch, denn Sie sind ja viel gescheidter als er."

„Still, still, Kind! Das ist ja geradezu Majestätsbeleidigung und könnte Dir übel bekommen, wenn ich es wiedersagen wollte," rief Goethe lachend, indem er, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, die Erschrockene, um sie sofort wieder zu beruhigen, mit einem Arme umschlang und auf den Mund küßte.

Sie versuchte nicht, sich ihm zu entwinden, sondern schien mit dieser Situation sehr wohl zufrieden zu sein, und er fuhr fort:

„Ich glaube Dir die beste Hoffnung machen zu können, daß Dein Bruder die Stelle erhält. Willst Du aber völlige Gewißheit haben, so komme heute Abend neun Uhr zu mir hinaus in mein Gartenhaus. Stimmt der Herzog meinem Vorschlage bei, so laß' ich das Anstellungdecret für Deinen Bruder sofort ausfertigen und unterzeichnen, und kann es Dir heute Abend, wenn Du kommst, zustellen."

„Ich komme; ich komme ganz gewiß," sagte Christiane und wollte, von einem Wonneschauer durchrieselt, die Hand

ihres zärtlichen Gönners immer noch nicht loslassen. „Schlag neun Uhr bin ich bei Ihnen, Excellenz.“

„Nun gut,“ sagte Goethe, „aber jetzt mach' daß Du fortkommst, sonst könnten wir hier noch überrascht werden. Heut Abend ein Mehreres.“

Nachdem er dies gesagt, küßte er sie nochmals auf den rothen Mund und entfernte sich dann eiligen Schrittes, während sie, wie das erste Mal, stehen blieb und ihm nachschauete bis er hinter der nach der Sternbrücke führenden Biegung verschwand.

Dann ging sie langsam und von unbeschreiblichen Gefühlen bewegt nach Hause.

Der Grundzug ihres Wesens war heitere Natürlichkeit. Sie war nie gewohnt gewesen, Gedanken und Betrachtungen nachzuhängen, welche mit dem, was ihre angeborenen Triebe dictirten, in Widerspruch gestanden hätten, und deshalb war sie auch jetzt in dieser neuen Situation über das, was sie zu thun hätte, keinen Augenblick im Unklaren.

Auf welche Weise ihr abendlicher Besuch in dem einsamen Gartenhause enden würde, dies war ihr keinen Augenblick lang zweifelhaft, aber sie war mit Freuden bereit, dem Wohlergehen ihres Bruders und ihrer übrigen Familie ein Opfer zu bringen, wodurch zugleich ihr eigener innigster Wunsch gekrönt ward.

Zu Hause angelangt, erzählte sie blos, wie sie die

kranke Freundin gefunden, erwähnte aber von ihrer Begegnung mit Herrn von Goethe kein Sterbenswörtchen. Um ihren abendlichen Besuch bei ihm, ohne Verdacht zu erregen, zu ermöglichen, half sie sich mit der Lüge, daß ihre Freundin in Oberweimar, deren Befinden sich bedeutend gebessert, für den Abend noch einige andere Freundinnen zu sich eingeladen und sie, Christianen, dringend ersucht habe, sich ebenfalls wieder mit einzufinden.

* * *

Eben hatte die elfte Stunde ausgeschlagen, als das Pförtchen des Gartenhauses sich leise öffnete und hinter Christianen, als dieselbe herausgetreten war, eben so geräuschlos wieder schloß.

Alle ihre Voraussetzungen waren in Erfüllung gegangen. Sie hielt das Anstellungsdecret ihres Bruders in der Hand und erachtete es nicht zu theuer erkauft, denn der Geheimrath hatte, ehe sie von ihm schied, ein neues Rendezvous mit ihr verabredet.

Während sie, in die Erinnerung der letztvergangenen Stunden versenkt und den Hochgenuß derselben gleichsam wiederkäuend, ihre Schritte dem Fahrweg zulenkte, um auf diesem, den zur Nachtzeit etwas unsichern Weg durch den Stern vermeidend, nach der Stadt zurückzukehren, kam sie an einer Männergestalt vorüber, in welcher sie trotz

des jetzt herrschenden tiefen Dunkels den „groben Philipp“ erkannte.

In der Hoffnung, daß er sie seinerseits nicht auch erkennen werde, huschte sie rasch an ihm vorbei und eilte weiter. Philipp aber blieb stehen, sah der in der Dunkelheit Enteilenden nach und murmelte vor sich hin:

„So wahr ich lebe, das war die Jungfer Vulpiussen! Also deswegen schickte mich der Herr Geheimrath noch so spät in die Stadt zu seinem Secretair, der mich aufgehalten hat bis jetzt! Guckst Du da 'raus? Da habe ich der Frau Oberstallmeisterin morgen eine hübsche Neuigkeit zu bringen!“

Und mit diesen Worten ging er weiter auf das Gartenhaus zu.

Als Christiane nach Hause kam, fand sie, wie sie vorausgesetzt, ihre Schwester und ihre Tante bereits in tiefem Schlafe.

Ihr Bruder saß seiner Gewohnheit gemäß im Stadthauskeller, von wo er selten vor zwei bis drei Uhr Morgens nach Hause kam. Allerdings hatte er jetzt kein Geld, um die Zeche zu bezahlen, allein der Credit erhält und erhielt schon damals die Welt, und der Stadthauskellerwirth nahm nicht blos Rücksicht darauf, daß Vulpius schon manchen schönen Thaler bei ihm sitzen gelassen, sondern wußte auch, daß er, sobald er wieder bei Kasse wäre, Al-

les, was er „gepumpt“, bei Heller und Pfennig „berappen“ würde.

Geräuschlos kleidete Christiane sich aus und sank, stolz auf ihr wohlvollbrachtes Tage- und Nachtwerk, sehr bald in tiefen Schlummer.

4.

In Süßenborn.

Als August Vulpius am nächstfolgenden Morgen gegen neun Uhr aus seiner über der Wohnstube gelegenen Schlafkammer — die neben der Stube befindliche hatten die Schwestern und ihre Tante inne — herunter kam und sich an den Kaffeetisch setzte, warfen die drei Frauenzimmer, die ihren Kaffee längst getrunken und schon seit zwei Stunden bei ihrer Arbeit saßen, nachdem sie den etwas mürrischen Gutenmorgengruß des Eintretenden erwiedert, einander bedeutsame Blicke zu.

Vulpius war Vormittags in der Regel, so lange nicht die Bierdämpfe der Nacht vollständig aus seinem Schädel gewichen waren, ziemlich wortkarg und pflegte sich zu dieser Tageszeit in kein sonderliches Gespräch einzulassen.

So that er auch heute. Nachdem er seine zwei Tassen Kaffee getrunken und eine mager gestrichene Buttersemmel dazu gegessen, stopfte er sich seine lange Pfeife, zündete sie an und wollte sich dann an seinen Schreibtisch setzen,

als ihm ein auf demselben liegendes großes viereckiges an „Christian August Vulpius, Cand. phil. hier“ adressirtes Schreiben entgegen stierte, vor dessen Anblick er förmlich einen Schritt zurückprallte.

Dann ergriff er mit zitternder Hand das Schreiben, drehete es herum und sah, daß es richtig mit dem großen herzoglichen Wappen versiegelt war.

„Wo kommt das her?“ fragte er hastig.

„Der Kanzleibote brachte es, während Du noch in den Federn lagst. Manchem kommt das Glück im Schlafe.“

Christiane hatte ihrer Schwester und ihrer Tante freimüthig gestanden, daß ihr Herr von Goethe das Anstellungsdekret für ihren Bruder am Abend vorher selbst gegeben, und als die Tante ihre Vermuthung über den Preis ausgesprochen, welchen er sich von ihr dafür bezahlen lassen, hatte sie auch nicht lange geleugnet, sondern noch obendrein gethan, als habe sie eine sehr verdienstliche Handlung geübt.

Die Entrüstung der beiden Frauenzimmer war groß und sie wußten, daß Vulpius, der im Punkte der Ehre sehr empfindlich war, diese Entrüstung nicht blos theilen, sondern auch, sobald er die Wahrheit in ihrem vollen Umfange erführe, im Stande sein würde, trotz seiner bedrängten Lage das rettende Decret zu nehmen und es dem Geheimrath vor die Füße zu werfen, obschon er Christianen

durch seine hingeworfene Aeußerung zuerst auf das ganze Manöver gebracht.

Sie kamen deshalb unter einander überein, ihm das, was gestern zwischen seiner jüngern Schwester und Herrn von Goethe vorgegangen, gänzlich zu verschweigen und ihm weiß zu machen, das Schreiben sei auf dem ordnungsmäßigen Wege durch den Kanzleidiener eingegangen.

Vulpius erbrach, auf die Antwort seiner Tante kaum hörend, das Siegel, durchflog das Decret rasch mit den Augen und überzeugte sich, daß er vom ersten künftigen Monats an mit dreihundert Thalern jährlichem Gehalt als herzoglicher Unterbibliothekar angestellt war.

Er war ein Mann, der sich von seinen Affecten nicht so leicht hinreißen ließ, allein in diesem Augenblick wäre ihm doch buchstäblich beinahe die Pfeife ausgegangen, und er tanzte jubilirend auf einem Beine in der Stube herum, so daß er fast Kaffeetisch, Arbeitstische und Stickrahmen über den Haufen geworfen hätte.

„Gleich laßt eure Blumenmacherei ruhen, Schwestern!“ rief er; „Du, Tante, machst auch Schicht mit Deiner Stickerei! Ich könnte heute vor Freude keinen Strich schreiben. Geh, Erdmuthe, und hole mir meine Sonntagssachen, damit ich gleich zu dem Herrn Geheimrath gehen und mich bei ihm bedanken kann. Dann werde ich die Runde bei meinen Freunden machen und sie von meinem Glück in Kenntniß setzen. Mittlerweile wird es Mittag

und wenn wir gegessen haben, so gehen wir zusammen hinaus nach Süßenborn, wo das Lichtenhainer jetzt ganz köstlich ist."

„Aber wir haben ja kein Geld," bemerkte Christiane lächelnd; „wo gedenken der Herr Bibliothekar dessen herzunehmen?"

„O dafür laß nur mich sorgen!" rief der erfreute Vulpius immer noch wie aus dem Häuschen. „Wenn ich unserm Vetter, dem alten reichen Bäckermeister Rückold, dieses Papier hier zeige, so borgt er mir zu den zehn Thalern, die ich ihm schon schuldig bin, recht gern noch fünf und dafür können wir uns die Gurgel tüchtig ausspülen."

„Ich für meinen Theil möchte lieber zu Hause bleiben," hob Christiane wieder an, denn sie dachte daran, daß sie dem Geheimrath versprochen, um neun Uhr Abends wieder an seiner Gartenthür zu sein.

„Nein, Du mußt durchaus mit!" rief ihr Bruder ungestüm. „Ich weiß wohl, der Herr Geheimrath wird sich nach mir erkundigt und gehört haben, daß ich ein Mann bin, der das Seinige gelernt hat. Dies hat ihn bewogen, mir die Stelle zu geben, aber gleichwohl verkenne ich nicht, daß Du, Christiane, auch das Deinige dazu beigetragen hast."

Christiane schlug, trotz ihrer Naivetät, vor den spitzen Blicken, womit ihre Tante und ihre Schwester sie bei dieser Aeußerung ihres arglosen Bruders betrachteten, doch

ein wenig die Augen nieder und hatte nicht den Muth, länger auf ihrer Weigerung zu beharren.

Als ihr Bruder fort war, machte sie einen Gang in die Nachbarschaft, um etwas für den Mittagstisch Nothwendiges zu holen, und sprach unterwegs bei einer Bekannten ein, bei welcher sie ein kleines Briefchen schrieb, welches sie dann nach der nicht weit entfernten Regierungskanzlei trug und einem unter der Thür stehenden Diener mit der Bitte übergab, es dem Herrn Geheimrath von Goethe zuzustellen.

In diesem Briefchen meldete sie ihm, daß sie heute nicht zu der versprochenen Stunde erscheinen könne, dagegen aber nicht verfehlen würde, sich den nächstfolgenden Abend zu derselben Stunde und an demselben Orte einzufinden.

Der verabredete Spaziergang konnte nicht so bald angetreten werden, wie man beabsichtigt hatte.

Vulpius hatte, nachdem er Herrn von Goethe seine Aufwartung und dann bei einigen Freunden die Runde gemacht, es nicht über sich gewinnen können, an dem Stadthauskeller vorbeizugehen. Er war vielmehr hineingegangen und hatte in der Freude seines Herzens so viele Seidel starkes Erfurter Bier zu sich genommen, daß er, als er nach Hause kam und zu Mittag gegessen hatte, erst einige Stunden schlafen mußte, ehe er wieder fest auf den Füßen stehen konnte.

Die Schwestern und ihre Tante machten sich mittlerweile „schön“, und als Vulpius endlich gegen vier Uhr sich von dem alten wackeligen Kanapee, welches in der Stube neben dem Ofen stand, erhoben hatte, verließ man das Haus.

Weimar ist nicht groß und man braucht, obschon es sich ein wenig vergrößert hat, auch jetzt noch nicht viel Schritte zu machen um aus dem Innern der Stadt in's Freie zu gelangen.

Vulpius und seine Begleiterinnen gingen, nachdem sie die Kaufgasse verlassen und ein kleines Nebengäßchen passirt, nicht weit von der Schloßmühle über die Kegelbrücke, dann rechts den an der sogenannten Alten Burg, welche in neuerer Zeit die Fürstin Wittgenstein mit dem berühmten Virtuosen Liszt bewohnte, vorbeiführenden Weg hinauf und auf der nach Jena führenden Straße weiter, bis sie das wohlbekannte Gasthaus „zum gefehlten Trappen“ in Süßenborn erreichten.

Hier schallte ihnen schon von weitem lauter lärmender Gesang entgegen.

„Aha,“ sagte Vulpius, dem diese Klänge von seiner Studentenzeit her nur zu wohlbekannt waren, „wie es scheint, haben die Jenenser heute eine Spritzfahrt nach Süßenborn unternommen.“

„Ach, das wäre herrlich!“ rief Christiane vor Freuden in die Höhe hüpfend; „da wären wir doch nicht allein

und könnten uns einmal recht ordentlich vergnügt machen. Die Jenenser Studenten sind herrliche Leute.

Als sie näher kamen, fanden sie, daß ihre Vermuthung gegründet war. Das ganze Gasthaus wimmelte von oben bis unten von lustigen, größtentheils schon halb oder auch ganz betrunkenen Studenten, welche, als sie den Zuwachs erblickten, den ihre Gesellschaft erhielt, ein lautes bewillkommendes Geschrei erhoben und Vulpius und seine Begleiterinnen einluden, sich mit an dem allgemeinen Commers zu betheiligen.

Dies geschah und nicht blos Vulpius, sondern auch seine Schwestern und seine Tante bewiesen, daß man sie richtig beurtheilt, wenn man geglaubt hatte, daß sie der an sie ergangenen Einladung keine Schande machen würden.

Ganz besonders Christiane entwickelte, obschon die Jüngste, im Trinken eine Virtuosität, um welcher sie mancher „Fuchs" beneidete, und das „Gefälle", womit sie ein Seidel Gerstensaftes nach dem andern verschwinden ließ, erregte das gerechte Erstaunen selbst „bemooster Häupter."

Dabei stimmte sie mit ihrer hellen, alles übertäubenden Discantstimme in die lustigen Commerslieder mit ein und geberdete sich während eines späteren Stadiums ihres natürlich nicht lange ausbleibenden Rausches in einer Weise, bei welcher sich, wie ein großer Fürst der Neuzeit sich ausgedrückt hat, die „Begriffe von anständig und unanständig ein wenig verwirrten".

Spät in der Nacht und nicht ohne auf dem langen, aber damals nicht sonderlich breiten Wege so manchen Zickzack beschrieben zu haben, langte Vulpius mit seinen Begleiterinnen wieder zu Hause an. Der nächstfolgende Tag war allgemeiner Katzenjammertag, wo Häringe und Zwiebeln eine große Rolle spielten. Selbst Vulpius, der doch sonst seinen „Stiefel" vertragen konnte, war nicht einmal im Stande, auszugehen, um „Hundshaare überzulegen."

Blos Christiane, auf welcher in noch höherm Grade als auf ihren Geschwistern der Geist ihres seligen Vaters zu ruhen schien, war gegen Abend so weit wieder hergestellt, daß sie erklärte, frische Luft schöpfen und zu diesem Zwecke einen Spaziergang zu ihrer Freundin nach Oberweimar machen zu wollen.

Natürlich hatte Niemand etwas dagegen. Sie steckte den Hausschlüssel ein, verließ das Haus und ging nach Oberweimar, wo sie bei ihrer Freundin so lange verweilte, daß sie auf dem Rückwege Schlag neun Uhr vor Goethe's Gartenhaus stand.

Er erwartete sie bereits an dem wohlbekannten Pförtchen und sie schlüpfte zu ihm hinein.

Philipp war wieder in der Stadt.

5.

Die Nebenbuhlerinnen.

„Höre Er, Philipp," sagte Frau von Stein eines Morgens als Goethe's Diener ihr ein paar neue Bücher mit einem kühlen Briefchen von seinem Herrn überbracht hatte und sich eben wieder entfernen wollte, „höre Er, Philipp —"

„Befehlen, gnädige Frau?" entgegnete Philipp indem er sich wieder herumdrehte und stehen blieb.

„Kommt die Vulpius immer noch Abends verstohlen zu Seinem Herrn?"

„Ja wohl; sie ist fast alle Abende da."

„Genirt Sein Herr sich denn vor Ihm nicht?"

„O nein, wenigstens jetzt nicht mehr. Anfangs schickte er mich allemal auf die Zeit, wo er sie erwartete, in die Stadt, aber jetzt, wo er sieht, daß die Sache einmal bekannt ist, hält er es für überflüssig."

„Also die Leute wissen es?"

„Ja wohl; schon seit mehrern Tagen ist die Geschichte in der ganzen Stadt herum und die Leute zerreißen sich die Mäuler nicht schlecht. Er macht sich aber nichts daraus und die Jungfer Vulpiussen erst recht nicht."

„Es ist eine wahre Schande für einen Mann von seinem Geist und Range, sich an eine solche Dirne wegzuwerfen."

Philipp zuckte die Achseln, warf einen Blick an die Decke des Zimmers und dann auf den Fußboden, sagte aber nichts.

„Ich möchte diese Person nur einmal sehen," hob Frau von Stein nach einer Pause wieder an.

„Sie kennen sie also noch nicht, gnädige Frau?"

„Nein."

„Das wundert mich. Sie läuft ja fortwährend auf der Gasse herum."

„Die Gasse ist aber nicht der Ort, wo ich mich zu bewegen pflege. Das bitte ich Ihn nicht zu vergessen, Philipp," entgegnete die Oberstallmeisterin, indem sie pikirt den Kopf emporwarf.

„Ich bitte unterthänigst um Entschuldigung, gnädige Frau," sagte Philipp und machte einen Kratzfuß, denn er sah ein, daß er etwas Ungehöriges gesagt, und es lag ihm viel daran, es mit der seine Spionage gutbezahlenden stolzen Frau nicht zu verderben.

„Schon gut, schon gut," antwortete sie. „Ich weiß, Er hat es nicht bös gemeint."

Sie schwieg eine Weile und setzte dann hinzu:

„Diese Person, diese Jungfer Vulpiussen, wie Er sie nennt, soll übrigens gar nicht übel aussehen."

„Hübsch, sehr hübsch ist sie allerdings, das muß ihr der Neid lassen, und die ganze Geschichte ärgert mich hauptsächlich deshalb, weil ich früher selbst ein Auge auf

das Mädchen hatte. Wer hätte gedacht, daß mein eigner Herr mir sie wegschnappen würde!"

„Schäme Er sich, Philipp!" sagte die Oberstallmeisterin mit dem Ausdruck der Mißbilligung. „Ein alter Mann von funfzig Jahren, wie er doch sein muß, sollte gar nicht mehr an dergleichen Dinge denken."

„Alter schützt vor Thorheit nicht, sagt das Sprichwort," entgegnete Philipp, „und es giebt außer mir noch mehr Leute, die auch bald fünfzig Jahre alt sind und denen die Liebe noch sehr eklig im Leibe herumgeht."

Frau von Stein warf ihm aus ihren immer noch schönen Augen einen vernichtenden Blick zu. Er fühlte, daß er sich durch seinen Hang zum Spott abermals zu einer unschicklichen Aeußerung hatte hinreißen lassen, und beeilte sich, den Zorn seiner Gönnerin zu beschwichtigen, indem er sagte:

„Gnädige Frau wünschen das Liebchen des Herrn Geheimraths einmal zu sehen?"

„Ja, wenn es möglichst unbemerkt geschehen kann."

„Nichts leichter als das. Sie geht fast einen Tag um den andern Nachmittags gegen vier Uhr nach Oberweimar, von wo sie gegen Abend zurückkehrt, um bei dem Herrn Geheimrath einzusprechen, der dann mit ihr im Webicht herumkriecht oder, wenn das Wetter nicht schön ist, mit ihr in seiner Stube auf dem Sopha sitzen bleibt. Wenn Sie daher, gnädige Frau, Nachmittags in der fünften

Stunde den Fußweg gehen wollen, der von dem Anfang der Belvedere-Allee quer durch das Feld führt, so können Sie fast mit Gewißheit darauf rechnen, ihr zu begegnen."

„Gut, gut, Philipp," sagte Frau von Stein, indem sie sich erhob und dem Diener einen Thaler in die Hand drückte. „Er kann nun gehen. Guten Morgen."

Philipp steckte seinen Thaler schmunzelnd ein und entfernte sich.

Noch denselben Tag trieb es die Oberstallmeisterin, die ihr in der eben bemerkten Weise als möglich dargestellte Begegnung zu suchen.

Als Christiane auf ihrem gewohnten Gange beinahe die ersten Häuser vor Oberweimar erreicht hatte, sah sie plötzlich die ihr schon seit langer Zeit sehr wohlbekannte Oberstallmeisterin auf sich zukommen.

Sie erschrak ein wenig, denn sie wußte recht wohl, in welchem Verhältniß Goethe lange Zeit zu dieser Dame gestanden, und sie empfand daher bei ihrem Anblick ein Gemisch von Furcht und Eifersucht.

Als Frau von Stein dicht an Christiane heran war, blieb sie stehen und sagte:

„Guten Tag, Jungfer. Kann Sie mir vielleicht genau sagen, welche Zeit es ist?"

„Es ist gerade halb fünf," antwortete Christiane und sah, sich schnell fassend, ihre Rivalin mit einem so entschlossenen Blicke an, daß diese fast verlegen ward.

„Kennt Sie mich?“ hob Frau von Stein wieder an.

„Ja,“ entgegnte Christiane immer furchtloser; „wenn ich nicht irre, so habe ich die Ehre, mit der Frau Oberstallmeisterin von Stein zu sprechen. Kennen Sie mich?

„Gewiß weiß ich's nicht, wie es aber scheint, habe ich die Schande, die jetzt stadtbekannte Jungfer Vulpius vor mir zu sehen, deren Jungfernschaft aber wohl seit einiger Zeit in das Bereich der Fabel gehört.“

„Wie? Die Schande, sagen Sie?“ wiederholte Christiane, indem sie zornig die Fäuste ballte und der Oberstallmeisterin so dicht auf den Leib rückte, daß die stolze Aristokratin unwillkührlich einen Schritt zurückwich. „Soll ich Ihnen vielleicht ihr eigenes Sündenregister aufzählen, oder glauben Sie, die Stadt wisse nicht, wie Sie es seit zehn Jahren und noch länger getrieben haben?“

„Schweige Sie, Sie gemeine Person!“ knirschte Frau von Stein vor Wuth zitternd, obschon zugleich mit einem furchtsamen Blick auf die niedlichen runden Fäuste der kräftigen Christiane.

Dabei machte ihr in solchen Dingen geübtes Auge, indem es durchbohrend auf der Gestalt ihrer Nebenbuhlerin haftete, die für sie furchtbare Entdeckung, daß der Umgang derselben mit dem treulosen Dichter sich in bereits sichtbaren Folgen kundgab.

Ward einerseits ihrer Wuth durch diese Endeckung noch höher gesteigert, so sah sie doch auch gleichzeitig ein,

daß bei so bewandten, gesegneten, Umständen jeder Versuch, ihren früheren Geliebten von seiner neuen Flamme abwendig zu machen, fehlschlagen würde.

Deshalb hielt sie es für's Gerathenste, Christiane nicht noch mehr zu reizen, sondern das, was das Schicksal einmal beschlossen, ruhig über sich ergehen zu lassen.

Ihrer Nebenbuhlerin noch einen verächtlichen Blick zuwerfend, drehete sich daher herum und setzte ihren Weg weiter fort, während Christiane, nachdem sie ihr eine Weile nachgesehen, lächelnd die Anhöhe nach Goethe's Gartenhaus hinaufging.

Am nächstfolgenden Tage vernahm man in den betreffenden Kreisen mit großer Ueberraschung, daß Frau von Stein in aller Frühe nach Schwalbach abgereist sei, um dort die Badekur zu gebrauchen.

Goethe, an den sie noch einen mit Vorwürfen, ja geradezu mit Schmähungen angefüllten Brief hinterlassen, vermuthete sogleich, daß sie diese Reise wahrscheinlich blos deshalb unternommen, um einestheils dem Skandal in Weimar auf einige Zeit aus dem Wege zu gehen, und anderntheils, um Goethe's Mutter in Frankfurt zu besuchen und dieser die Handlungsweise ihres Sohns in möglichst schwarzen Farben zu schildern.

Daß diese Voraussetzungen richtig waren, lehrte schon die nächste Folgezeit, denn kaum waren nach Frau von

Stein's Abreise zehn bis zwölf Tage verflossen, so erhielt Goethe von seiner Mutter folgenden Brief:

„Mein Sohn! Bisher hast Du einen Weg voll Glorie und Ehren verfolgt, und auf einmal beginnst Du auf einem dunkeln Seitenpfad im Dreck herumzupatschen. Du hast Dir, wie ich höre, eine Mamsell angeschafft. Das führt zum Uebel und ich rufe Dir aus mütterlichem Herzen zu: Nimm Dich in Acht, auf daß Du nicht in den Abgrund versinkest wie Cora, Datan und Abiron, die sich auch der Sünde ergaben. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, heißt es in der Bibel, und Du bist schon allzulange allein. Drum nimm Dir ein braves Weib zur Gesellschaft und lasse ab von der unzüchtigen Kreatur, an der Gott kein Wohlgefallen haben kann. Dieses ist der Wunsch, um dessen Erfüllung Dich dringend bittet

„Deine
„Dich liebende Mutter
„Katharina Elisabeth Goethe."

„Es ist wie ich dachte," sagte Goethe bei sich selbst als er diesen Brief gelesen, „und es ist dieser Brief wahrscheinlich nur das Vorspiel zu einer ganzen Reihe von Anfechtungen, auf welche ich mich für die Zukunft nur immer gefaßt machen kann. Ich werde mich jedoch nicht einschüchtern lassen, sondern mich meiner Haut wehren, so gut ich kann."

Und er griff zur Feder und beantwortete den eben gelesenen Brief in folgender Weise:

„Mutter, das versteht Sie nicht. Ich ersehe aus Ihrem Briefe, daß die Stein geklatscht hat. Das war nicht fein von ihr; sie hätte etwas Besseres thun können. Ich bin ein Mann in der vollen Kraft des Lebens, der sich nicht von Wassersuppen nährt, und die Natur will ihr Recht haben; bin weder geeignet, ein Wächter am Serail zu werden, noch habe ich das Gelübde abgelegt, als Kapuziner zu leben. Das Mädchen, das ich habe, ist keine unzüchtige Kreatur, sondern es ist treu, brav und an Körper und Seele gesund — was will Sie mehr? Und den Andern, die darüber lästern, sage Sie kurzweg, sie sollten sich nicht um ungelegte Eier bekümmern, sondern vor der eigenen Thür kehren, da wäre Unrath genug wegzuschaffen.

„Ihr

„allzeit treuer Sohn

„Wolfgang."

„So!" sagte er, nachdem er diesen Brief geschrieben, „nun werde ich wohl wenigstens von dieser Seite her eine Weile Ruhe haben. Und was das Gesindel hier betrifft, so werde ich mich von diesem auch nicht in's Bockshorn jagen lassen."

6.

Vaterfreuden.

Der geübte Blick der Oberstallmeisterin hatte sich nicht getäuscht. Christiane stand wirklich im Begriff, Mutter zu werden.

Als sie diese Kunde dem Herrn Geheimrath — denn anders nannte sie ihn trotz ihres vertrauten Verhältnisses nicht — mittheilte, war dieser außer sich vor Freuden.

„Wissen es auch Deine Geschwister und Deine Tante schon?“ fragte er sie.

„Meine Schwester und meine Tante wissen es,“ antwortete Christiane, „mein Bruder aber weiß noch nichts.“

„Und was wird er sagen, wenn er es erfährt?“

„Nun schelten wird er wohl ein wenig, denn er hat sich schon zeither immer sehr mißbilligend darüber ausgesprochen, daß ich mit dem Herrn Geheimrath Umgang habe,“ antwortete Christiane lächelnd; „ich will ihn aber schon wieder begütigen. Ich bin von jeher sein Liebling gewesen und er kann mir nie lange zürnen.“

„Ich werde Euch nächstens einmal besuchen und selbst mit ihm sprechen. Wenn er Dich gut behandelt, so soll es nicht sein Schaden sein.“

„O er ist gut und würde mir nichts zu leide thun, möchte ich begangen haben, was ich wollte.“

Goethe hielt Wort. Schon an einem der nächstfolgenden Abende fand er sich in der kleinen Wohnung in der Kaufgasse ein, sprach ruhig und vernünftig mit Vulpius, Erdmuthe und der alten Tante und gab — was die Hauptsache war — die bestimmte Versicherung, daß er mit freigebiger Hand für alles sorgen werde, was durch das bevorstehende Ereigniß nöthig gemacht würde.

Um dem Worte auch sofort die That folgen zu lassen, übergab er zugleich eine nicht unbedeutende Summe den Händen der alten Tante und gewann diese, sowohl dadurch als durch die freundliche herablassende Art und Weise, auf welche er mit ihr sprach, ganz für sich.

So nahete das Weihnachtsfest des Jahres 1789 heran und Christiane hatte ihrem vornehmen Freunde — der jetzt *sie* besuchte — wiederholt versprochen, ihm einem heiligen Christ zu bescheeren. wie ihm noch keiner bescheert worden.

In der That stand Goethe am ersten Feiertage Vormittags eben, von einigen ihn besuchenden Freunden umgeben, in seinem Salon, als Philipp, der jetzt als schlauer Patron gegen Christiane und deren Verwandte ganz andere Saiten aufgezogen hatte, leise eintrat, sich seinem Herrn näherte und ihm ins Ohr flüsterte:

„Die Tante ist da, Excellenz, und meldet, daß so eben ein munterer Junge zur Welt gekommen ist."

„Sag' ihr, ich käme sogleich selbst," antwortete Goethe eben so leise und setzte dann, während Philipp eiligst das Zimmer wieder verließ, zu seinen Freunden gewendet, laut hinzu:

„Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren; ein dringendes Geschäft macht meine Anwesenheit anderwärts nothwendig. Erlauben Sie mir daher, daß ich mich entferne."

Die Herren beeilten sich natürlich, sofort selbst zu verschwinden, und ehe zehn Minuten vergingen, hatte Goethe den kurzen Weg vom Frauenplan nach der Kaufgasse zurückgelegt und stand an Christianens Bett, welche ihm lächelnd den kleinen Weltbürger reichte.

Er betrachtete ihn, glaubte mit dem gewöhnlichen Dünkel eines Vaters in den Zügen des Kindes die unverkennbarste Aehnlichkeit mit seinen eigenen zu erkennen, und gab es, nachdem er es herzlich geküßt, der jungen Mutter zurück, die es wieder neben sich im warmen Bett barg.

„Halte Dich gut," sagte er dann, „damit Du bald wieder aufkommst, Christiane. Sobald Taufe und alles vorüber ist, kommst Du zu mir in mein Haus und ich lasse mich mit Dir trauen."

„Ach nein, Herr Geheimrath," antwortete Christiane. „In Ihr Haus kommen will ich und gern Alles thun, was Sie verlangen, aber Ihre Frau kann ich nicht werden."

„Warum denn nicht, Närrchen?“

„Nein, das geht nicht, Herr Geheimrath. Bedenken Sie doch, was würde der Hof, was würde die ganze Stadt dazu sagen, wenn Sie, der vornehme berühmte Mann, ein so armes, geringes Mädchen wie ich bin heirathen wollten!“

Die Tante und Erdmuthe, welche hinter Goethe standen, so daß er sie nicht sehen konnte, gaben der Wöchnerin durch allerhand Winke und Geberden zu verstehen, daß sie doch das ihr angebotene Glück nicht von sich stoßen, sondern vielmehr den Vater ihres Kindes beim Wort halten solle, aber Christiane, deren reinem, gutem Herzen alle Ränke fremd waren, nahm von dieser Zeichensprache keine Notiz.

„Na, Du wirst es Dir schon besser überlegen, mein Mädchen,“ sagte Goethe und reichte, nachdem er noch eine Weile mit ihr und den Ihrigen geplaudert und das zunächst Nothwendige besprochen, ihr die Hand zum Abschied, während er zugleich sie am Abend noch einmal zu besuchen versprach.

Dann eilte er fort nach dem kaum zweihundert Schritt entfernten Fürstenhause.

Der Herzog war, wie man Goethe auf Befragen mittheilte, allein in seinem Cabinet. Goethe machte von dem ihm als Günstling verliehenen Rechte Gebrauch und trat unangemeldet ein.

„Ei sieh da, Goethe!“ rief ihm Karl August beim Eintritt entgegen. „Was bringst Du so früh? Der heilige Christ muß sehr stattlich bei Dir eingezogen sein, denn ein so fröhliches Gesicht habe ich an Dir noch gar nicht gesehen.“

„Das glaube ich selbst, Hoheit,“ antwortete Goethe. „Auch habe ich mich in meinem Leben noch nie so heiter und fröhlich gefühlt wie in diesem Augenblick. Denken Sie sich, Hoheit, der heilige Christ hat mir einen Sohn beschеert.“

„Was!“ rief der Herzog; „da bist Du ja ein ganz verfluchter Kerl. Du hast in einem Jahre zu Stande gebracht, wozu ich deren beinahe sieben gebraucht habe, denn mein Sohn ist erst sechs Jahr alt, obwohl ich schon dreizehn Jahr verheirathet bin. Na, ich gratulire Dir von ganzem Herzen. Ist der Junge derb und kräftig?“ setzte der Herzog, indem er seinem Freund und Günstling warm die Hand drückte, hinzu.

„Ja, das ist er,“ antwortete der glückliche Vater, „und ich hoffe, daß er kräftig heranwachsen und gedeihen werde.“

„Und wie ist das Befinden der kleinen Vulpia, wie die Jenenser Studenten sie nennen?“ fragte der Herzog, indem er sich lachend die Hände rieb, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er einen seiner, oft ziemlich unfeinen, Witze riß.

Ein scharfer, aber sogleich wieder verschwindender Ausdruck von Unmuth zuckte über das stolze Antlitz des Dichters. Er faßte sich, an die Art und Weise seines fürstlichen Gönners längst gewöhnt, sofort wieder und sagte:

„Mein Mädchen ist an Körper eben so kerngesund wie an Herz und Geist und wird, hoffe ich, bald wieder auf den Füßen sein. Sobald dies der Fall ist, gedenke ich sie zu mir in mein Haus zu nehmen und zu heirathen."

„Zu heirathen?" wiederholte der Herzog mit spöttischer Miene. „Na, das glaube ich nicht eher als bis ich es sehe. Du passest zum Ehemann eben so wenig als ich. Wir lieben beide wohl hübsche Frauen, aber die Freiheit noch mehr, und wenn ich nicht schon eine Frau hätte, so nähme ich mir im ganzen Leben keine."

„Christiane will auch selbst nicht, daß ich sie heirathe. Sie sagt, sie sei zu gering für mich."

„Na, da hast Du's ja! Das Mädchen ist gescheidter als Du, wenigstens kennt sie Dich besser als Du Dich selbst. Sie weiß, wie verhaßt Dir aller Zwang ist, und daß Du ihr, wenn sie blos Deine Geliebte ist und auf kein Recht Anspruch machen kann, eher treu bleiben wirst als wenn sie Deine angetraute Frau wäre."

Goethe lachte und sagte:

„Wenn ich dem, was Sie so eben bemerkt haben, Hoheit, auch nicht überall beistimmen kann, so liegt doch sehr viel Wahres darin und ich werde es mir überlegen."

„Daran wirst Du sehr wohl thun," antwortete Karl August. „Folge meinem Rath: amüsire Dich mit Deinem Liebchen so lange es eben gehen will, aber das Heirathen laß sein. — Apropos, wenn ist denn Kindtaufe?"

„Das ist noch unbestimmt; ich glaube aber, in vier, fünf Tagen."

„Hast Du schon einen Pathen?" fragte Karl August weiter.

„Nein, der Zweck meines heutigen Besuches ist aber auch mit der, Sie, Hoheit, um Uebernahme der Pathenstelle bei meinem Sohne zu bitten."

„Das freut mich, daß Du dieses Vertrauen zu mir hast. Ich bin natürlich mit dem größten Vergnügen bereit, Dir diesen Gefallen zu thun, und wenn Du dem Jungen meinen Namen geben willst, so habe ich auch nichts dagegen."

„Ich sage meinen Dank und werde von dieser gnädigen Erlaubniß Gebrauch machen," sagte Goethe und verließ dann seinen fürstlichen Freund, um in sein Haus zurückzukehren, welches nun nicht lange mehr einsam sein sollte.

7.

Demüthigung und Trennungsschmerz.

Am zweiten Tage des neubegonnenen Jahres 1790, gegen Mittag, trat der Herzog Karl August in der Kleidung,

welche er zu tragen pflegte, wenn er in die Kirche ging, um Herder predigen zu hören, aus seinem Cabinet, als ihm im Vorzimmer seine Gemahlin, die Herzogin Louise, begegnete.

Ihr Anblick machte ihn ein wenig betroffen, doch faßte er sich sofort und sagte:

„Guten Morgen, Louise. Willst Du zu mir?"

„Guten Morgen, Hoheit," antwortete die von der strengen Etikette nie abgehende Fürstin. „Allerdings will ich zu Ihnen, um einige Worte mit Ihnen zu sprechen."

„Aber hat es nicht Zeit bis kurz vor Tafel? Du siehst, daß ich eben ausgehen will."

„Allerdings sehe ich das, aber eben deshalb leidet das, was ich mit Ihnen zu sprechen habe, keinen Aufschub."

„Nun, dann komm herein und laß uns die Sache rasch erledigen," sagte Karl August, indem er wieder nach seinem Cabinet zurückschritt, die Thür desselben öffnete und seine Gemahlin zuerst eintreten ließ.

Eine stille Ahnung sagte ihm, daß er im Begriff stand, eine ganz außergewöhnliche Gardinenpredigt zu hören.

„So eben erfahre ich," begann die Herzogin, „daß Eure Hoheit bei Goethe's unehelichem Kinde Gevatter stehen wollen."

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte der Herzog gera-

dezu, denn er war, nach seiner angeborenen Weise, selbst bei den Zwistigkeiten mit seiner krittlichen Gemahlin, gewöhnt, den Stier, wie das Sprichwort sagt, bei den Hörnern zu fassen.

„Das thut nichts zur Sache," antwortete die Herzogin ausweichend. „Genug, daß ich es weiß. Ich komme, um Eure Hoheit zu fragen, ob das Unglaubliche, was man mir mitgetheilt, wirklich wahr ist. Eigentlich," fuhr sie fort, indem sie einen musternden Blick über das Costüm ihres Gemahls schweifen ließ, „eigentlich ist meine Frage überflüssig, denn wie ich jetzt sehe, tragen Sie Ihre Kirchenkleidung und standen wahrscheinlich eben im Begriff, das christliche Werk zu verrichten."

„Allerdings ist Deine Vermuthung vollkommen gegründet, liebe Louise, und ich sehe nicht ein, was Du Unrechtes darin finden kannst, wenn ich einem alten bewährten Freunde eine Bitte erfülle, welche Du einer Deiner Freundinnen sicherlich auch nicht abschlagen würdest."

Die Herzogin heftete einen ihrer kalten durchdringenden Blicke auf ihren Gemahl und sagte nach einer kurzen Pause:

„Sie wissen recht wohl, Hoheit, daß ich gegen die heilige Handlung selbst nichts habe, und wenn Sie dieselbe bei dem ehelichen Kinde Ihres letzten Stallknechtes verrichteten, so könnte es mir nicht beikommen, mich auch

nur mit einem Worte dagegen erklären zu wollen. Wenn Sie aber den Bastard einer solchen Person —"

„Einer solchen Person!" wiederholte der Herzog. „Drücke Dich nicht so verächtlich aus, Louise! Christiane Vulpius ist ein rechtschaffenes Mädchen und wenn sie sich von ihrer Liebe zu Goethe zu einem Fehltritt hat hinreißen lassen —"

„Von ihrer Liebe zu Goethe?" wiederholte die Herzogin ihrerseits. „Nach dem, was mir zu Ohren gekommen, ist der gute Goethe höchst wahrscheinlich nicht der Einzige, der sich ihrer Liebe erfreut hat, und ich finde es sehr auffällig, daß Sie, Hoheit, dieser Dirne so eifrig die Brücke treten. Wer weiß —"

„Es ist gut!" unterbrach Karl August zornig. „Ich weiß es schon, welche Taktik Du in Anwendung zu bringen pflegst, wenn Du etwas durchsetzen willst. Man hat nicht eher Ruhe, als bis man Dir den Willen thut. Ich werde Seckendorf in die Kirche schicken. Goethe wird es nicht übel nehmen, wenn ich um des häuslichen Friedens willen mein Wort breche."

„Ich danke Ihnen, Hoheit, daß Sie meiner Bitte Gehör schenken; auf Wiedersehen bei Tafel," sagte die Herzogin und verließ, nachdem sie sich ceremoniös verneigt, das Cabinet ihres Gemahls.

Dieser rief unmuthig seinen Kammerdiener, ließ den Kammerherrn von Seckendorf holen und warf sich, nachdem

er diesen instruirt, in andere Kleider, um, wie er in solchen Fällen oft zu thun pflegte, seinem Aerger durch einen wüthenden Galopp über Stock und Stein Luft zu machen.

In der Stadtkirche stand mittlerweile Goethe's Freund, der Generalsuperintendent Herder, am Taufsteine und wartete, um die heilige Handlung zu beginnen, nur noch auf die Ankunft des Herzogs.

Goethe, der natürlich gleichfalls zugegen war, ging unruhig hin und her und wiederholt an die Kirchthür, um zu sehen, ob sein fürstlicher Freund noch nicht bald käme.

Endlich sah er den Kammerherrn von Seckendorf um die Ecke biegen und errieth sofort alles.

„Guten Morgen, Herr Geheimrath," sagte Herr von Seckendorf als er herankam; „seine Hoheit lassen sich entschuldigen, weil —"

„Ersparen Sie sich das Weitere, Herr Baron," sagte Goethe mit bitterm Lächeln. „Kommen Sie; wir haben schon sehr lange gewartet."

Die Taufe ward vollzogen, der Knabe erhielt die Namen Julius August Walter und ward auf Goethe's Namen in das Kirchenbuch eingetragen.

Sobald als Christianens Befinden es erlaubte, nahm er sie mit Kind, Schwester und Tante in sein Haus und freute sich, nun von Wesen umgeben zu sein, die ihn wie

einen Gott verehrten und bemüht waren, ihm Alles an den Augen abzusehen.

Als die Eintheilung der Zimmer erfolgt und alles sonst in Bezug auf die neue Existenz Erforderliche besorgt war, setzte er sich in seinem Arbeitscabinet nieder, griff zur Feder und schrieb:

„Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

„Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

„Ich wollt' es brechen,
Da sagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

„Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

„Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort."

„Zum ersten Male in meinem Leben," sagte er zu Herder am Abend dieses Tages, nachdem er ihm dieses Gedicht vorgelesen, „zum ersten Male in meinem Leben fühle ich mich in meinem Hause ordentlich wohl. Mögen die Lästerer bei Hofe und in der Stadt sich meinetwegen die Mäuler zerreißen, mich soll es nicht kümmern. Viel besser, man beraisonnirt mich und ich bin dabei glücklich, als wenn man mich lobte und ich lebte unglücklich. Wenn ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt und mein großer Ofen gut heizt, so habe ich vorerst nichts weiter zu wünschen."

„Hast Du Deine Mutter von der Geburt Deines Sohns in Kenntniß gesetzt?" fragte Herder.

„Ei ja wohl," antwortete Goethe. „Eben heute habe ich schon Ihre Antwort erhalten. Da lies selbst."

Mit diesen Worten ergriff er einen geöffnet auf dem Tische liegenden Brief, schlug ihn auseinander und reichte ihn Herder, welcher las:

„Es ist mir lieb, daß der kleine Mensch da ist, nur wünsche ich, daß ich mich dereinst auch dieses Enkels werde rühmen können."

So verlebte Goethe im, wenn auch wilden, Ehestande einige glückliche Monate.

Christiane hielt umsichtig und thätig das Hauswesen im schönsten und regelmäßigsten Gange und wußte mit

wahrhaft bewundernswürdigem Instinkt alles Störende und Verdrießliche von ihrem Herrn und Gebieter — denn als ihren Gatten wagte sie gar nicht ihn zu betrachten — fern zu halten, verstand seine Launen zu ertragen, durch ihre angeborene Heiterkeit den Unmuth, der sich zuweilen seiner bemächtigen wollte, zu verscheuchen und auf diese Weise ihm seine Existenz so zu gestalten, wie er dieselbe zur freien Verwendung für sein Amt und seine künstlerische Thätigkeit schon längst gewünscht.

Dieses stille Glück ward dadurch unterbrochen, daß Goethe im April des neuen Jahres (1790) von dem Herzog beauftragt ward, dessen Mutter, die Herzogin Amalie, welche seit einiger Zeit in Venedig verweilte, abzuholen und in die Heimath zu geleiten.

Der Abschied von seinem kleinen Sohne, welcher gerade von einem nicht ganz unbedeutenden Unwohlsein befallen worden, ward ihm nicht minder schwer als der von der treuliebenden Christiane. Indessen, es half weiter nichts; er war Fürstendiener und er mußte gehorchen.

Nachdem er Freund Herder dringend gebeten, über „seinem Mädchen" und seinem Kinde zu wachen, was der langbewährte Freund auch auf das Bestimmteste versprach, reiste er ab.

Als er sich zwei Jahre früher auf der Reise aus Italien nach der Heimath befunden, hatte er sich nur mit Mühe und großer Ueberwindung von dem ihn so liebgewordenen

Lande des Südens zu trennen vermocht. Selbst jetzt und trotz des schweren Abschieds von Christiane und ihrem Kind hoffte er, daß ihm der Wiederanblick Italiens Trost und Zerstreuung bringen würde.

Dies war aber nicht der Fall. Hatte er früher in den Orangenhainen Italiens bezaubernde Feengärten gesehen, so dünkten ihm jetzt dagegen die deutschen Eichenwälder weit anziehender zu sein.

Die Herzogin Amalie fand ihn selbst auffallend verändert und war, als sie sah, wie lästig und langweilig ihm der von ihrem Sohn ertheilte Auftrag war, selbst froh, als sie wieder in Weimar eintrafen.

Goethe fand, als er in sein Haus trat, Christiane ganz so, wie er sie sich gedacht, nämlich mit dem Kinde auf dem Arm und mit dem Kochbuche vor sich auf dem Tisch, denn obschon sie eine gute wohlschmeckende Hausmannskost schon längst zu bereiten verstanden, so war sie doch fortwährend bemüht, auch den höheren Anforderungen zu genügen, welche in ihrer neuen Sphäre nothwendig an sie gestellt wurden.

Mit jubelnder Freude empfing sie den Eintretenden, gab ihm den mittlerweile vollkommen wieder genesenen und sich immer kräftiger entwickelnden Knaben auf den Arm und erzählte ihm dann in ihrer kindlichen gewinnenden Weise Alles, was während seiner Abwesenheit sich bei Hofe und in der Stadt zugetragen hatte.

Auch dieses wieder begonnene glückliche Stillleben sollte bald abermals unterbrochen werden.

Der Herzog war nach Reichenbach in Schlesien zum Congreß gegangen und berief Goethe auch dahin. Nach Beendung des Congresses gingen sie nach Breslau, wo damals die Cantonnirungsquartiere waren, und machten dann noch einen Ausflug nach den Salzbergwerken von Wiliczka.

Auch diese Reise gewährte ihm wohl Zerstreuung, aber keine Befriedigung und keinen Ersatz für die liebgewonnene Häuslichkeit. „Es ist," schrieb er in einem Briefe an Herder, „all und überall Lumperei und Lauferei und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, als bis ich mit euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe."

Ueber Dresden nach Weimar zurückgelangt, traf er Christiane, als sie eben vor dem Spiegel stand und sich von ihrer Schwester und ihrer Tante zu einem der Bälle anputzen ließ, welche sie mit Goethe's Erlaubniß zuweilen zu besuchen pflegte.

Er wußte, daß sie den Tanz leidenschaftlich liebte, und da er sie in die Gesellschaften, welche er besuchte, nicht mitnehmen konnte, so gestattete er ihr gern, sich dann und wann in anständiger Umgebung auf eigene Faust zu amüsiren.

Daß sie dabei etwas Unrechtes thun und vielleicht

gar die Treue gegen ihn aus den Augen setzen würde, fürchtete er nicht; wohl aber hegte er eine andere Besorgniß, zu welcher sie ihm schon mehr als ein Mal gerechten Anlaß gegeben.

Es war dies der in der Familie Vulpius erbliche Fehler der Trunksucht. Huldigte Christiane demselben auch nicht in dem Grade wie ihr Bruder zu thun pflegte, so ließ sie doch selten eine Gelegenheit vorübergehen, bei welcher sie sich, wie sie sagte, ein Gütliches thun konnte, und hatte sie dann einmal die Schranken der Mäßigung überschritten, so kam es dann leicht zu Scenen, deren hinterdrein sich Niemand mehr schämte als sie selbst.

Als Goethe eintrat, eilte sie ihm, wie bei der Rückkunft von Venedig, mit aufrichtiger Freude jubelnd entgegen und wollte sich des bereits zur Hälfte angelegten Ballstaates sofort wieder entledigen.

„Nein, nein," sagte Goethe; „es sei fern von mir, Dir eine unschuldige Freude zu verderben. Geh in Gottes Namen; nur vergiß nicht, was ich Dir schon früher an's Herz gelegt habe. Du weißt, was ich meine."

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Geheimrath," antwortete Christiane. „Ich verspreche Ihnen, diesmal so nüchtern nach Hause zu kommen wie ein Maikätzchen."

„Das soll mich freuen," sagte Goethe, und Christiane entfernte sich, nachdem sie auf das Liebevollste von ihm Abschied genommen.

Erdmuthe und die Tante blieben bei dem Kinde und es war sonach alles bestens versorgt.

Auf dem Balle hielt Christiane, der Mahnung ihres Geliebten eingedenk, sich anfangs sehr tapfer und überließ sich nur dem Vergnügen des Tanzes. Tanzen aber macht durstig, für den Durst hilft nichts als Trinken, und der Appetit kommt nicht blos, wie das Sprichwort sagt, beim Essen, sondern auch beim Trinken. Schadenfrohe Freunde oder vielmehr Feinde, welche Goethe nicht anders als auf dieser seiner verwundbaren Seite beikommen konnten, thaten durch Zutrinken ebenfalls das Ihre und so kam es, daß bald nach Mitternacht die in diesem Punkte so schwache Christiane sich in einem Zustande befand, vor welchem der Genius der Weiblichkeit erröthend sein Antlitz verhüllt.

Als sie um zwei Uhr noch nicht wieder zu Hause war, machten Erdmuthe und die Tante, die Wahrheit ahnend, sich auf, um die Unverbesserliche heim zu holen. Das Kind schlief, Goethe lag, von der Reise ermüdet, ebenfalls in festem Schlafe und die Beiden schlichen daher ungehört aus dem Hause.

Aber nicht unbemerkt. Philipp, der schon halb ausgeschlafen hatte, sah zu dem geöffneten Fenster seines Dachstübchens heraus und gewahrte bei dem ziemlich hellen Mondenschein, wie Erdmuthe und die Tante plötzlich aus dem Hause traten und in die gegenüber liegende Dein-

hardtsgasse hineinschlüpften, von welcher aus man, wie er wußte, nach dem Lokal gelangte, in welchem der Ball stattfand, zu welchem Christiane sich begeben.

„Aha," murmelte er vor sich hin, denn es war nicht das erste Mal, daß Christianens Schwester und Tante sich zu einer solchen nächtlichen Expedition veranlaßt sahen, „wenn ich ein wenig warte, so werde ich wahrscheinlich etwas erleben. Wie beneidenswerth ist doch der Herr Geheimrath, daß er eine Säuferin zur Maitresse hat! Hätte er mich gefragt, ehe er sich mit ihr einließ, so hätte ich ihm gleich sagen wollen, wie es kommen würde. Der ist aber immer allein gescheidt."

Als er noch eine Weile so vor sich hingebrummt hatte, sah er plötzlich aus dem Dunkel der Deinhardtsgasse sich ein Kleeblatt entwickeln, dessen mittlerer Theil nur durch die beiden Seitentheile vor dem Zusammenknicken bewahrt ward.

Erdmuthe und die Tante hatten ihre Befürchtungen mehr als bestätigt gefunden. Als sie in den Ballsaal traten, sahen sie Christiane in einer Ecke desselben an einem runden Tische mit mehrern jungen Männern, der Mehrzahl nach Jenenser Studenten, sitzen, die ihr derb „auf's Leder" tranken.

Sie glühete im ganzen Gesicht, ihre Augen rollten und als sie ihrer Schwester und ihrer Tante ansichtig ward, rief sie:

„Seid Ihr da? Na, das ist gut. Kommt setzt Euch mit her — der Wein wird Euch auch nicht im Halse stecken bleiben."

Dann ergriff sie ihr Glas, hob es in die Höhe und rief oder schrie vielmehr:

„Ihr sollt leben! Ganz Weimar soll leben! Der Herr Geheimrath soll leben! Mein Junge soll leben!"

„Und die Vulpia soll leben, hoch! hoch!" riefen die Studenten mit wieherndem Gelächter anstoßend.

Nur mit großer Mühe gelang es Erdmuthe und der Tante, die total betrunkene Christiane zum Mitgehen zu bewegen. Nachdem sie sie nach Hause mehr getragen als geführt, legten sie sie angekleidet, wie sie war, auf ihr Bett. Sie sank sofort in einen todtenähnlichen Schlaf.

„Na, das war wieder einmal hübsch!" sagte Philipp mit höhnischem Schmunzeln, indem er sein Fenster schloß, um ebenfalls noch ein paar Stündchen zu schlafen. „Aber morgen — der Katzenjammer!"

8.

In Lauchstädt.

Als Goethe am nächstfolgenden Morgen in Christianens Zimmer trat, lag sie immer noch in demselben Zustande, in welchem sie zu Bett gebracht worden, darin.

Erdmuthe kam Goethe entgegen und sagte:

„Ach, Herr Geheimrath, verzeihen Sie ihr; sie hat sich wieder einmal vergessen."

Goethe runzelte die Stirn und antwortete:

„Das ist ein eigenthümlicher Willkommen, der mir da bereitet wird. Sagen Sie der Schwester, Erdmuthe, daß sie mir nicht eher wieder vor die Augen kommen soll, als bis sie sich der letzten Spuren dieses schmachvollen Zustandes vollständig entledigt hat. Dann werde ich ein ernstes Wort mit ihr sprechen."

„Ach, Herr Geheimrath," bat Erdmuthe, ihm die Hand küssend, „bitte, nehmen Sie Rücksicht! Ich werde nach Kräften dafür sorgen, daß so etwas nicht wieder vorkommt. Bitte, nehmen Sie Rücksicht!"

„Das thue ich auch," entgegnete Goethe, „aber nur um des Kindes willen. Wäre dieses nicht da, so wären wir längst geschiedene Leute. Es sollte mir dies hauptsächlich um Ihretwillen, Erdmuthe, und um Ihrer Tante willen leid thun, denn gegen Sie beide habe ich nicht das Mindeste einzuwenden."

Erst am dritten Tage — denn so lange dauerte der von dem in solchen Dingen erfahrenen Philipp prophezeite Katzenjammer — trat Christiane in Goethe's Arbeitscabinet.

Er hielt ihr eine furchtbare Strafpredigt. Sie warf sich ihm reuig zu Füßen und er nahm sie wieder zu Gnaden an.

Nach Verlauf eines Jahres gebar sie abermals einen Sohn, der aber bald nach der Geburt wieder starb.

Goethe lebte jetzt seinen ruhigen Studien, seinem Amt und seiner glücklichen Häuslichkeit, bis er dieser stillen Sphäre plötzlich durch die Wechselfälle des Kriegslebens entrissen ward.

Der König von Preußen drang gemeinschaftlich mit dem Herzog von Braunschweig mit einer gewaltigen Kriegsmacht in Frankreich ein, um Ludwig den Sechzehnten wieder auf den Thron zu setzen und die Revolution niederzuwerfen. Der Herzog Karl August, welcher sich, wie Goethe schon längst mißfällig bemerkt, immer mehr der Soldatenliebhaberei zuneigte, hatte das Commando eines preußischen Kürassierregiments übernommen, und Goethe begleitete ihn, seinem Wunsche gemäß, auf diesem Feldzuge.

Als er nach Weimar zurückkam, ward er auf höchst angenehme Weise dadurch überrascht, daß der Herzog während seiner Abwesenheit sein Haus am Frauenplan neu hatte aufbauen lassen. Inwendig war noch nicht Alles fertig, und es konnte daher nun nach seinen eigenen Angaben und Wünschen vollendet werden.

Die Leitung dieses Ausbaues machte ihm großes Vergnügen und das Glück einer behaglichen Häuslichkeit mit seiner kleinen Freundin Christiane und seinem Sohne August, und die friedliche Muße zum Studiren und Schaffen gewährten ihm jetzt, nach dem seinem Naturell durchaus

nicht zusagenden Kriegs- und Lagerleben, eine höchst willkommene Erholung.

Im Mai 1793 rief ihn der Herzog wieder zur Armee und er wohnte der Belagerung von Mainz bei.

Auf dem Rückwege besuchte er seine Mutter in Frankfurt. Diese erkundigte sich natürlich nach seinem häuslichen Leben und obschon er ihr dasselbe als überaus glücklich schilderte, so schüttelte sie doch bedenklich den Kopf und meinte, etwas Ordentliches und Gescheidtes könne aus einer solchen wilden Ehe nimmermehr werden. Sie ermahnte ihn deshalb, sich mit seiner Christiane doch endlich zu vermählen.

Er setzte der alten würdigen Frau mit großer Zungengeläufigkeit auseinander, warum dies nicht gut anginge, und wußte das Gespräch mit überlegener Gewandtheit bald auf etwas Anderes zu bringen.

Zufällig erwähnte seine Mutter, daß seine frühere Geliebte Lili Schönemann, nunmehr seit ziemlich fünfzehn Jahren verehelichte Frau von Türkheim, die er vor vierzehn Jahren zum letzten Male in Straßburg gesehen, seit kurzer Zeit wieder in Frankfurt sich aufhalte, und er verlor keine Zeit, die früher so launenhafte Schönheit aufzusuchen.

Wie dies geschah und wie er sie fand, haben wir bereits in der Erzählung „Lili" mitgetheilt, weshalb wir hier nicht wieder darauf zurückzukommen brauchen.

Noch ehe Goethe wieder nach Weimar zurückkam, erfuhr er durch einen Brief, daß der Oberstallmeister von Stein, der schon seit längerer Zeit schwer an Geist und Körper gelitten, gestorben war.

Als er die nun zweiundfünfzig Lebensjahre zählende Wittwe zum ersten Mal wiedertraf, bemerkte er sofort, daß sie jetzt ein ganz verändertes Benehmen gegen ihn beobachtete, welches ohne Zweifel seinen Grund darin hatte, daß sie glaubte, es könne ihr nun, nachdem sie frei war, doch wohl noch gelingen, den seit seiner Rückkehr aus Italien ihr fernstehenden ehemaligen Anbeter wieder an sich zu locken, ja vielleicht zu einer Heirath mit ihr zu bestimmen.

Mit der „Vulpia", wie sie, den Jenenser Studenten nachahmend, die Mutter seines Sohns nannte, war er ja nicht gesetzlich vermählt, und sie glaubte daher durch Entwickelung und künstliche Auffrischung ihrer geistigen und körperlichen Reize die niedriggeborene Nebenbuhlerin mit leichter Mühe verdrängen zu können.

Hierin irrte sie sich jedoch gewaltig. Goethe erwies sich zwar stets freundlich gegen sie und erzeigte ihr mancherlei Gefälligkeiten, welche ihr Wittwenstand für sie wünschenswerth machte, aber dabei blieb er auch stehen.

Alle ihre sonstigen Annäherungen blieben vollständig unerwiedert; er schrieb ihr nicht mehr eigenhändig, sondern diktirte die Briefe an sie seinem Secretair, wobei auch das frühere Du gänzlich in Wegfall kam, und hielt

sich streng innerhalb der Grenzen freundschaftlicher Hochachtung.

Das Gold seiner früheren Gluth für sie war vollständig zu Schlacke gebrannt, und andererseits hätte er sich nimmehr entschließen können, die treue Christiane, die Mutter seines Kindes und die sorgliche Hüterin seines Hauswesens, zu verstoßen.

So vergingen drei Jahre unter den gewohnten Beschäftigungen, bis Goethe eines schönen Morgens Christianen und seinem nun achtjährigen Sohne die Mittheilung machte, daß er mit ihnen nächstens eine Reise nach Frankfurt unternehmen werde, um dort einige Wochen bei seiner Mutter zu verweilen.

So freudig und jubelnd der Knabe diese Mittheilung aufnahm, so wenig war dieselbe nach Christianens Sinn. Diese fürchtete sich vor der Frau Rath, denn sie wußte, wie sehr diese Goethe's Verhältniß zu ihr mißbilligte.

Alle ihre schüchternen Einwendungen, die sie gegen das Reiseproject geltend machte, wurden aber von Goethe als unbegründet widerlegt oder von dem Jubel des Knaben, der sich schon längst nach seiner Großmutter gesehnt, überstimmt. Sie mußte sich wohl oder übel fügen und die Reise ging fort.

Die Frau Rath empfing ihren Sohn, ihren Enkel und Christiane mit großer Herzlichkeit, und obschon sie anfangs nicht recht wußte, welche Haltung sie der letztern gegenüber

annehmen sollte, so wirkte doch das Thun und Wesen der freimüthigen, naiven und herzensguten Christiane so vortheilhaft auf sie ein, daß sehr bald eine trauliche Annäherung stattfand und die Frau Rath sich gegen ihren Sohn über die von ihm getroffene Wahl höchst belobend aussprach.

„Aber warum heiratheſt Du sie nicht?“ setzte sie dann hinzu. „Warum machst Du sie nicht zu Deiner rechtmäßigen Frau? Ich bin nun überzeugt, daß sie das Lob, welches Du ihr von jeher gespendet, vollkommen verdient.“

„Liebe Mutter,“ antwortete Goethe, „nehme Sie mir's nicht übel, wenn ich, wie ich schon oft gesagt, so auch jetzt wieder einmal sage: Das versteht Sie nicht. Sie kennt nicht die Verhältnisse, welche in der Stadt Weimar und am dortigen Hofe obwalten. Als Führerin meines Hauswesens und als Mutter meines Sohns lebt Christiane glücklich und zufrieden. Sie hat Alles, was sie braucht, ich und August hängen mit aufrichtiger Liebe an ihr, und weiter begehrt sie nichts. Die Hofcirkel und aristokratischen Gesellschaften besuche ich allein und kann mich darin eben deshalb frei und ungezwungen bewegen. Wollte ich Christiane zu meiner wirklichen Frau machen, so würde sie mir dann ebenbürtig und müßte in diesen Cirkeln mit mir zugleich erscheinen. Abgesehen aber davon, daß sie darnach gar kein Verlangen trägt, würde sie sich auch in diesen Kreisen nicht zu bewegen verstehen und überdies allerhand Demüthigungen ausgesetzt sein, die ich nicht ru-

hig hingehen lassen dürfte. Das würde zu vielen Aergernissen und Zerwürfnissen Anlaß geben und es ist daher am besten, wenn alles so bleibt wie zeither."

„Na, Du mußt das natürlich am besten wissen, mein lieber Sohn," sagte die Frau Rath, „und ich will Dir daher auch nicht weiter in Deine Angelegenheiten reden."

Christiane setzte sich bei Goethe's Mutter auch noch fernerweit dadurch in Gunst, daß sie, von den früher erlernten und lange als Broderwerb geübten Künsten des Putz- und Blumenfertigens Gebrauch machend, sich den sämmtlichen Haubenvorrath der alten Frau herbeibringen ließ und denselben durch zweckmäßige Aenderungen und Ergänzungen neu aufstutzte.

Nachdem man so über eine Woche einträchtiglich zusammen verlebt, nahm Goethe mit den Seinigen Abschied und reiste mit ihnen nach der Schweiz, von wo man nach Weimar zurückkehrte.

Im nächstfolgenden Jahre besuchte Goethe, der seit einiger Zeit mit einem körperlichen Unwohlsein zu kämpfen hatte, das Bad Lauchstädt, wohin er, da er sich hier ziemlich einsam fühlte, nach einiger Zeit auch Christiane und seinen Sohn nachkommen ließ.

Erstere war, trotz der vorgerückten Jahre, jetzt immer noch eine so große Freundin des Tanzes wie sonst, während ihre Liebe zu geistigen Getränken zu einer so unbezwinglichen Leidenschaft geworden war, daß selbst Goethe,

trotz des Respekts, den sie vor ihm hatte, nichts dagegen auszurichten vermochte und sich auch schon längst nicht mehr die Mühe nahm, ein Wort darüber zu verlieren.

Hier in Lauchstädt bot sich ihr unglücklicherweise regelmäßig Gelegenheit dar, ihre beiden Lieblingsneigungen zu befriedigen. Es fanden nämlich alle Sonnabende Bälle statt, die, außer von einem Theil der Badegäste, vorzugsweise von Studenten besucht wurden und wo es sehr lustig herzugehen pflegte.

An einem dieser Tage Nachmittags fand Schiller sich bei Goethe ein, um ihn auf ein paar Tage zu besuchen.

Abends gingen sie mit einander in's Theater und spazierten nach Beendung desselben, da es noch ziemlich hell war und um den schönen Sommerabend zu genießen, in der Allee auf und ab.

Als sie dabei in die Nähe des Lokals kamen, in welchem die eben erwähnten Tanzbelustigungen stattfanden, sahen sie plötzlich Christiane herausgestürzt kommen. Sie war augenscheinlich nichts weniger als nüchtern, denn ihr Gesicht war dunkelroth und das Haar hing ihr unordentlich über die vom Tanzen erhitzte Stirn herab.

Als sie die beiden Herren erblickte, kam sie ungenirt, wie sie in solchen Augenblicken zu sein pflegte, auf sie zu und rief:

„Denken Sie sich nur, Herr Geheimrath, mein Um-

schlagetuch ist weg! Entweder ist es gestohlen oder die Studenten haben es mir versteckt."

„Nun das wäre ja eins wie das andere weiter kein Unglück," sagte Goethe. „Laß Dich," setzte er, um diesen Auftritt so schnell als möglich zu beenden, hinzu, „deswegen in Deinem Vergnügen nicht stören."

Auf diese Weise beruhigt, rannte Christiane sofort wieder in das Tanzlocal hinein und die beiden Herren setzten ihren Spaziergang weiter fort.

Schiller hatte es sich gleich bei seiner ersten Bekanntschaft mit Goethe und dessen Wirthschafterin zur Regel gemacht, über das Verhältniß zwischen diesen beiden gegen erstern nie ein Wort zu äußern, konnte aber gleichwohl jetzt, nachdem Christiane fort war, sich nicht enthalten zu sagen:

„Die Rolle, welche diese Person spielt, kommt mir doch ein wenig kurios vor."

„Mein Himmel," antwortete Goethe achselzuckend, „jeder Mensch will eine Freude haben und jeder sucht sie in der Sphäre, die ihm zusagt und für welche er sich eignet."

Und dann setzte er die Discussion, worin sie durch Christianens Erscheinen gestört worden, mit dem Freunde weiter fort.

Die Badekur schlug übrigens bei ihm sehr gut an, und körperlich um Vieles wohler kehrte er nach einigen Wochen mit den Seinigen wieder nach Weimar zurück.

9.

Nach der Schlacht bei Jena.

Es vergingen abermals zwei Jahre und in den ersten Tagen des Jahre 1801 ward Goethe, der kurz vorher einige Wochen lang das sehr feucht und ungesund gelegene herzogliche Schloß in Jena bewohnt, von der schweren Krankheit befallen, von welcher wir in der vorigen Erzählung durch den Brief der Frau von Stein an ihren Sohn Kenntniß erlangt haben.

Seine rüstige Natur und die Kunst der Aerzte trugen über diese Krankheit endlich den Sieg davon, und wieder vergingen ihm mehrere Jahre in verhältnißmäßigem Wohlsein und während sein Sohn zu einem schönen, kräftigen Jüngling heranwuchs.

Im Jahr 1805 starb Schiller, dessen Tod auf Goethe eine erschütternde Wirkung äußerte, die durch das drohende Ansehen, welches der politische Horizont in immer höherem Grade gewann, durchaus nicht gemindert ward. Frankreich und Preußen führten Krieg mit einander und der Herzog Karl August verließ sein Land, um ein preußisches Commando zu übernehmen, während in der Stadt Weimar ein preußisches Regiment einquartiert ward.

Im nächstfolgenden Jahre starb Christianens Schwester Erdmuthe, deren Tod in Goethe's Hauswesen eine fühl-

bare Lücke hinterließ. Trotz ihres mürrischen Charakters besaß sie doch so viele gute Eigenschaften, und hatte Christianens Mängel vor Goethe's Augen oft so gut zu mildern und zu entschuldigen verstanden, daß sie von beiden schwer vermißt ward.

So kam der 14. October, der Tag der Schlacht bei Jena, heran.

In der Erzählung „Lili" haben wir bereits gelesen, wie dieser Tag sich für Weimar im Allgemeinen und für Goethe im Besondern gestaltete.

Eben so wissen wir aus dieser Erzählung, daß Lili's Sohn als französischer Husarenoffizier Goethe's Haus dadurch, daß er es zum Quartier für den französischen Marschall Augereau bestimmte, vor Plünderung zu sichern suchte.

Nachdem Goethe Herrn von Türkheim freudig begrüßt und bewillkommnet, geleitete er ihn nach dem Schlosse. Mehrere Häuser der Stadt standen in Flammen, die von allen Seiten hereinströmenden Franzosen begannen Läden und Keller zu erbrechen und aus den Häusern zu holen, was ihnen gutdünkte. Wer sich ihnen widersetzte, ward auf das Gräßlichste gemißhandelt.

Als Goethe wieder nach Hause zurückkam, war der Marschall Augereau noch nicht eingetroffen, wohl aber waren, trotz der vor dem Hause postirten Schildwachen, einige Elsässer Reiter eingedrungen. Diese waren so ermüdet, daß

sie weiter nichts verlangten als eine Streu, auf welche sie sich sofort warfen, nachdem sie einige Flaschen Wein und Bier geleert, das Essen aber beinahe unberührt stehen gelassen hatten.

Nachdem man bis tief in die Nacht auf den Marschall gewartet, schloß man die Thüren und legte sich zu Bett. Kurz nach Mitternacht ward heftig an die Hausthür gepocht. Es waren zwei französische Tirailleurs, welche eingelassen zu werden verlangten. Man antwortete ihnen, das Haus sei bereits voll und übrigens erwarte man auch den Marschall.

Die Tirailleurs ließen sich jedoch damit nicht abweisen, sondern droheten, wenn man ihnen die Thür nicht öffnete, die Fenster einzuschlagen und durch diese in das Haus zu steigen.

Goethe hörte von diesem Lärm nichts, sondern lag fest schlafend in seinem Bett, und die Unterhandlung mit den fremden Soldaten ward nur von Christiane und Goethe's Secretair Riemer geführt, welcher letztere endlich erklärte, es werde doch wohl das Gerathenste sein, die Soldaten einzulassen.

Dies geschah und man setzte ihnen kalte Speisen und Wein vor, welchem letztern sie ganz besonders tüchtig zusprachen. Plötzlich fiel ihnen ein, den Herrn des Hauses sehen zu wollen.

Man entgegnete ihnen, derselbe sei zu Bett; aber da-

mit ließen sie sich nicht abweisen, sondern verlangten durchaus, daß er geweckt werde.

Riemer ging demzufolge in Goethe's Schlafzimmer hinauf und weckte ihn. Goethe stand auf, hüllte sich in seinen weiten weißwollenen Schlafrock, schwebte majestätisch die Treppe hinunter und fragte die beiden Franzosen, was sie von ihm begehrten.

Diese, auf welche Goethe's imposante Erscheinung ihre Wirkung nicht verfehlte, antworteten, sie hätten blos den Forderungen der Höflichkeit zu genügen und dem Hausherrn ihr Kompliment zu machen gewünscht.

Goethe unterhielt sich nun einige Minuten lang mit ihnen, stieß mit ihnen auf ihren Wunsch an, wünschte ihnen dann gute Nacht und begab sich sodann wieder auf sein Zimmer.

Die beiden Franzosen blieben noch eine Weile bei ihrem Wein sitzen, bis sie endlich genug hatten und dann ein Bett verlangten.

Man machte ihnen bemerklich, daß ihre Kameraden froh gewesen wären, Streu zu bekommen, und daß man ihnen ebenfalls weiter nichts bieten könne, weil die wenigen noch vorhandenen leeren Betten für den Marschall und dessen Gefolge bereit gehalten werden müßten.

„Ach, was da!" sagte einer der Franzosen. „Wer weiß, ob der Marschall kommt. Wir werden einstweilen die Betten benutzen. Komm, Kamerad!"

Riemer sah ein, daß es vergebens sein würde, den beiden Betrunkenen Widerstand leisten zu wollen, und ließ es daher geschehen, daß sie die Treppe hinaufgingen und das für die Begleitung des Marschalls eingerichtete Zimmer öffneten.

„Kommt der Marschall, so wird er sich schon selbst Platz zu machen wissen," dachte Riemer und ging, nachdem er die beiden Franzosen in das Zimmer verschwinden gesehen, wieder die Treppe hinunter, um ebenfalls womöglich einige Stunden Ruhe zu suchen.

Die beiden Tirailleurs hatten jedoch, indem sie ein Bett verlangt, dies hauptsächlich in der Absicht gethan, um auf diese Weise in ein Zimmer zu gelangen, wo sich ihnen Gelegenheit böte, Beute zu machen. Nachdem sie sich daher in ihrem Zimmer umgesehen und nichts erheblich Werthvolles darin bemerkt, öffneten sie die eine Seitenthür, welche in Goethe's Schlafzimmer führte.

Hier sahen sie beim Scheine der Nachtlampe auf einem Tischchen neben dem Bett die goldene Uhr des Schlafenden mit schwerer goldener Kette, seine Brillantbusennadel und mehrere Ringe liegen.

Leise schlichen sie hinzu und streckten eben die raubgierigen Hände nach den Pretiosen aus, als Goethe, der durch das Poltern im Nebenzimmer schon seit mehrern Minuten munter gemacht worden, sich im Bett aufrichtete und rief:

„Zurück! Euer Kaiser will nicht, daß Ihr Euch an dem Eigenthum friedlicher Bürger vergreift.“

„Ach, was friedliche Bürger!“ rief einer der beiden Franzosen. „Darnach fragt der Soldat nicht. Wir wollen für unsere Mühe und Strapazen auch etwas haben.“

„Ja wohl,“ setzte der andere hinzu, während Goethe schützend die Hand auf die bedrohten Werthsachen legte. „Geben Sie die Sachen nur gutwillig her, alter Herr.“

„Nun und nimmermehr!“ entgegnete Goethe entschlossen.

„Die Hand weg!“ brüllte der erste Franzose und zog, da Goethe sein Eigenthum immer noch schirmte, den Säbel, um ihm einen tüchtigen Hieb zu versetzen.

Gerade in diesem Augenblick aber sprang die Thür auf und Christiane stürzte herein.

Sie hatte unten das Gepolter in Goethe's Schlafzimmer gehört und war, wohl ahnend, daß ihrem geliebten Herrn Geheimrath schweres Unheil drohe, sofort heraufgeeilt.

Wie eine Löwin, welcher man ihr Junges rauben will, warf sie sich sofort zwischen Goethe und die beiden Soldaten, fiel dem, der bereits zum Hiebe ausgeholt, in den Arm, entriß ihm mit kräftigen Ruck den Säbel und schleuderte denselben weit fort.

Sie besaß, eben so wie die Franzosen, angeborenen

Muth, der eben so wie bei diesen durch einige rasch hinabgestürzte Gläser schweren Weins noch mehr angefacht worden, und blind und taub gegen alle Gefahr schrie sie mit wüthender Geberde:

„Ihr verfluchten Franzosenhunde! Wißt Ihr nicht, daß Ihr hier in dem Hause des Herrn Geheimrath von Goethe seid, der in ganz Europa von Jedermann respectirt wird? Macht, daß Ihr hinauskommt, sonst kratze ich Euch die Augen aus, Ihr Schufte, Ihr Räuber, Ihr Banditen, Ihr Spitzbuben!“

Goethe ward es bei dieser trunkenen Tollkühnheit Christianens nicht wohl zu Muthe und er fürchtete, daß die Franzosen blutige Rache nehmen würden.

Zum Glück aber verstanden diese kein Wort von Allem, was die Wüthende sagte, und folglich auch nicht von den Ehrentiteln, welche sie ihnen anhing. Im Gegentheile schien ihnen ein so muthiges und entschlossenes Auftreten von Seiten einer Frau großen Spaß zu machen, denn sie schlugen ein lautes Gelächter auf, drängten sich aber während desselben immer wieder nach dem Tisch, auf welchem die Goldsachen lagen.

Christiane stieß sie mit geballten Fäusten einen nach dem andern zurück und hielt sie so im Schach, bis Riemer, den sie beauftragt, einige der elsässischen Reiter zu wecken und um Beistand zu bitten, mit dieser Hülfsmannschaft angerückt kam, die denn auch sofort kräftig inter-

venirte und die raubluſtigen betrunkenen Tirailleurs aus dem Zimmer und die Treppe hinabwarf.

„Das werde ich Dir nicht vergeſſen, meine gute Chriſtiane," ſagte Goethe als er ſich mit ihr allein ſah. „Du haſt mir vielleicht das Leben gerettet."

„Nun das wäre noch beſſer, wenn ich den Herrn Geheimrath in der Gefahr verlaſſen wollte!" entgegnete das treuherzige, anſpruchsloſe Weſen und war zugleich bemüht, die durch die Balgerei im Zimmer entſtandene, nicht unbedeutende Unordnung wieder zu beſeitigen.

„Ich werde es Dir nicht vergeſſen," wiederholte Goethe nochmals und er hielt Wort.

Endlich, nach Tagesanbruch, langte Marſchall Augereau mit ſeinem Gefolge an und die Eindringlinge wurden ſofort aus dem Hauſe gewieſen, während zugleich gegen die Wiederkehr ähnlichen unbefugten Beſuchs die geeigneten Maßregeln getroffen wurden.

In der übrigen Stadt ward unterdeſſen von den Franzoſen weiter geplündert — ein Zuſtand, der erſt ein Ende nahm, nachdem er volle ſiebenunddreißig Stunden gedauert.

Chriſtiane zeigte während dieſer und der darauf folgenden Tage denſelben Muth und dieſelbe Standhaftigkeit, welche ſie bei dem Eindringen der beiden betrunkenen Soldaten in Goethe's Schlafzimmer bewieſen.

Der Vorrath an Lebensmitteln, deſſen ſie bedurfte, um

den Marschall mit seinen vielen Leuten zu befriedigen, war ungeheuer, trotzdem aber verstand sie so gut zu wirthschaften und alle ihr zu Gebote stehenden Hülfsquellen so trefflich zu benutzen, daß sie nicht blos für ihren eigenen Bedarf ausreichte, sondern auch noch manchem bedrängten Freund und Nachbar beistehen und aushelfen konnte.

10.

Endlich doch noch.

Am vierten Tage nach der so verhängnißvollen Schlacht und als in der Stadt wieder verhältnißmäßige Ruhe eingekehrt war, saß Goethe allein in seinem Arbeitscabinet.

Er versuchte einige Gedanken auf's Papier zu werfen, aber es gelang ihm nicht. Endlich legte er die Feder weg und versank in trübes Sinnen.

Die theilweise unter seinen Augen stattgehabte Katastrophe hatte einen erschütternden Eindruck auf ihn gemacht. Er sah, wie der Sieg Napoleons alle staatliche Ordnung zu zerreißen drohete.

Preußen war so gut wie vernichtet, das Herzogthum Weimar, dessen Früst sich mit bei dem geschlagenen Heere befand, war ebenfalls in den Händen des Feindes und

Niemand wußte, welches neue Elend die nächste Zeit bringen würde.

„Meine Stellung zum Staate und zum Herzog ist vielleicht für immer dahin," murmelte Goethe bei sich selbst. „Nach beiden Richtungen hin ist sie nicht das gewesen, was ich mir davon geträumt hatte. Vielleicht hätte ich besser gethan und meinem Beruf als Dichter besser genügt, wenn ich mich stets auf einen kleinen häuslichen Kreis und auf den Umgang mit Personen beschränkt hätte, die mich wahrhaft achten und ehren. — Aber kann ich dies vielleicht nicht noch?" setzte er nach einer kurzen Pause wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt hinzu.

Er stand auf, ging einige Mal mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, nahm dann — fertig angekleidet war er bereits, da er während des Tages mehrmals ausgewesen — Stock und Hut und verließ das Haus abermals.

Nach ungefähr einer halben Stunde kam er wieder zurück. Als er durch die Hausflur ging und an der Küche vorbeikam, war Christiane eben mit der Magd beschäftigt, das Abendbrod zuzubereiten.

„Komm einmal mit herauf in meine Stube," sagte er zu ihr.

„Sogleich, Herr Geheimrath," entgegnete sie, gehorsam wie immer, und folgte ihm die Treppe hinauf nach.

Goethe legte Hut und Stock ab, setzte sich auf den

Stuhl vor seinem Arbeitstische, drehete sich damit nach Christiane herum, streckte ihr die Hand entgegen und sagte.

„Komm her, ich will Dir etwas sagen.“

Sie that, wie er ihr hieß, und sah ihn mit ihren immer noch schönen Augen erwartungsvoll an.

„Christiane,“ begann er, „es sind nun siebzehn Jahre, seitdem wir wie Mann und Weib zusammenleben, ohne vermählt zu sein. Du wirst Dich erinnern, daß ich gleich nach Augusts Geburt mich erbot, Dich zu meiner rechtmäßigen Frau zu machen. Du wolltest aber nicht und später sah ich selbst ein, daß Du Dich in den Gesellschaftskreisen, in welchen ich mich zeither meinem Range und Stande gemäß bewegen mußte, nicht wohl befunden haben würdest. Für die Folge scheint vieles anders werden zu wollen und es ist sehr leicht möglich, daß ich künftig mein Leben und meine Thätigkeit Niemandem weiter zu widmen brauche als mir, Dir und unserm Sohne. Unter diesen Umständen halte ich es für die Erfüllung einer lange versäumten Pflicht, wenn ich das Band, welches uns aneinander knüpft, durch die von dem Gesetz vorgeschriebene kirchliche Ceremonie zu einem heiligen und unauflöslichen mache und —“

„Aber,“ unterbrach die vor Erstaunen wie versteinert dastehende Christiane, „der Herr Geheimrath werden doch nicht —“

„Laß mich ausreden, liebe Freundin," fiel Goethe ihr seinerseits ins Wort. „Nicht blos die Rücksicht auf die nun wahrscheinlich eintretenden veränderten Verhältnisse veranlaßt mich zu dem Schritt, sondern auch die Dankbarkeit."

„Ach, Herr Geheimrath," stammelte die immer bescheidene Christiane, „wenn irgend Jemand Grund hat, dankbar zu sein, so bin ich es. Sie sind immer so gut gegen mich gewesen, Sie haben immer so viel Nachsicht mit mir gehabt —"

„Laß mich ausreden, sage ich," unterbrach Goethe sie abermals fast ungeduldig. „Du hast mich mit einem Sohne beschenkt, der meine höchste Lebensfreude ausmacht, Du hast seit so langer Zeit mein Hauswesen geführt, welches mich in andern Händen sicherlich das Doppelte gekostet hätte, und hast nie einen höhern Wunsch gehabt als meine Zufriedenheit zu erwerben. Dies ist aber nicht alles. Du hast mir auch das Leben gerettet. Hättest Du Dich, als jener betrunkene Wütherich schon die blanke Klinge gegen mich hob, nicht mit so heldenmüthiger Entschlossenheit dazwischen geworfen, so läge ich vielleicht jetzt, anstatt Deine liebe treue Hand zu fassen, als Leiche in meinem Sarge und mein August hätte keinen Vater mehr. Die Zeiten, welchen wir entgegengehen, sind von der Art, daß Leute, die sich lieb haben, enger zusammenrücken müssen, um unter heimischem Dache vereint den heranziehenden

Stürmen die Spitze zu bieten. Deshalb bitte ich Dich, morgen früh um neun Uhr Dich angekleidet bereit zu halten, um mit mir in die Kirche zu fahren, wo wir uns trauen lassen werden."

„Aber, Herr Geheimrath," entgegnete die immer noch nach Einwendungen und Ausflüchten haschende Christiane, „das geht doch nicht so Knall und Fall."

„Warum soll es nicht gehen?" antwortete Goethe. „Uebrigens bin ich auch so eben bei dem Oberconsistorialrath Günther gewesen und habe Alles mit ihm besprochen und geordnet. Es bleibt also bei dem, was ich gesagt, und morgen um diese Zeit," setzte er lächelnd hinzu, „bist Du die Frau Geheimräthin."

Christiane sah ihn, keines Wortes mächtig, mehrere Minuten lang unverwandt an und stürzte dann, in einem Strom von Freuden- und Dankesthränen ausbrechend, ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie und bedeckte seine Hände mit Küssen.

Am andern Morgen — es war der erste Sonntag nach der unheilvollen Schlacht — geschah es, wie Goethe gesagt hatte. Er fuhr mit Christiane, und nur von seinem Sohn August und seinem Secretair Riemer begleitet, nach der Schloßkirche, wo die Trauung in der Sacristei vollzogen ward.

Die Ceremonie war sehr schnell beendet, denn Goethe hatte sich ausdrücklich jedes überflüssige Wort verbeten.

Als man aus der Kirche heraustrat und während August seiner Mutter den Mantel umgab, sagte Goethe zu Riemer:

„Nun gehört die treue Seele mir auf rechtmäßige Weise an und in der Auflösung aller Verhältnisse ist es mir ein Bedürfniß, einen Anhalt in der Familie zu haben."

Nachdem er dies gesagt, schritt er voraus, um den Wagenschlag zu öffnen und die Neuvermählte flüsterte dem Secretair zu:

„Sie werden sehen, Herr Riemer, daß ich als Frau Geheimräthin nicht an meinem Platze bin. Ich werde keine Stunde Ruhe haben, aber er hat es so gewollt."

Diese Trauung war übrigens die letzte kirchliche Handlung, welche auf längere Zeit hinaus in Weimar vollzogen ward, denn schon am nächstfolgenden Tage wurden alle Kirchen in Lazarethe und Magazine umgewandelt.

Das Aufsehen, welches Goethe's Verheirathung mit Christiane Vulpius machte, war ungeheuer, so daß selbst die Gespräche über die Schlacht bei Jena und die sich daraus entwickelnden politischen Discussionen davor in den Hintergrund traten. Wo zwei Personen auf der Straße bei einander standen oder im Wirtshause zusammen saßen, konnte man überzeugt sein, daß sie von nichts Anderem sprachen als von Goethe's Heirath.

„Wer gelobt sein will, muß sterben, und wer getadelt sein will, muß heirathen," sagt das Sprichwort und zwar mit Recht. Christiane Vulpius hatte in ihrem Leben Niemandem etwas zu Leide gethan und durch ihre Mängel und Fehler höchstens sich selbst geschadet; dennoch aber gönnte man ihr die von ihr so wohl verdiente und so spät erlangte Anerkennung nicht, sondern sprach sich mit der größten Entrüstung darüber aus.

„Es ist eine Schande," sagten die Leute aus gemeinem Stande, „daß diese Vulpius, die wir so oft betrunken auf dem Tanzboden herumtaumeln gesehen, einen solchen Mann wie Goethe doch noch herumzukriegen gewußt hat. Natürlich hat sie es blos darauf abgesehen, ihn zu beerben, und wird ihn wohl nun bald zu Tode ärgern."

„Welch eine Schmach," hieß es dagegen in den aristokratischen Kreisen, „daß dieser Goethe, der erst durch die Gnade unseres Herzogs uns ebenbürtig geworden, uns nun auch eine solche gemeine Person, die ihr Vergnügen so lange in der gemeinsten Gesellschaft gesucht, als Standesgenossin aufbürden will. Sollte sie sich allzu aufdringlich zeigen, so wollen wir ihr aber schon bemerklich machen, ein wie großer Abstand dennoch zwischen uns besteht."

Am allertollsten geberdete sich, wie man sich leicht denken kann, Frau von Stein, welche trotzdem daß sie sieben Jahr älter war als Goethe und folglich fünfundsechzig Jahr zählte, immer noch gehofft hatte, Goethe den Ihrigen zu

nennen. Nun aber war alles aus und sie hatte überdies noch den Schmerz, sich sagen zu müssen, daß sie diesen Gang der Dinge durch ihr eigenes, früher so schroffes Verhalten gegen Goethe selbst herbeigeführt.

Die Frau Rath in Frankfurt war, ganz im Gegensatz zu dem weimar'schen Publikum, seelenvergnügt, als sie den Brief erhielt, in welchem ihr Sohn ihr meldete, daß er die treue Christiane endlich zu seiner rechtmäßigen Frau gemacht, und sie schrieb ihm in ihrer geraden biedern Weise einen Glückwunsch, welcher ihn über die kleinlichen Meinungsäußerungen des hohen und niedern Residenzpublikums vollständig tröstete.

Nach Verlauf von etwa vierzehn Tagen begann er mit seiner nunmehrigen Gattin in befreundeten Häusern die Runde zu machen, wo er sie mit den Worten vorstellte:

„Sie ist immer meine Frau gewesen; ich habe unser Verhältniß nie anders als eine Ehe betrachtet."

Als er bei Frau von Stein vorfuhr und sich anmelden ließ, lehnte diese unter dem Vorwand des Unwohlseins seinen Besuch ab und sah die Neuvermählten erst einige Tage später an einem Gesellschaftsabend bei der Herzogin Amalie.

Sie hatte gehofft, daß ihre siegreiche Nebenbuhlerin sich in dem ihr ungewohnten Kreise wenigstens recht ungeschickt benehmen und ihr dadurch Anlaß zu schadenfro-

hem Spott geben werde, aber auch in dieser Erwartung sah sie sich getäuscht.

Ohne sich hervorthun oder in auffallender Weise bemerklich machen zu wollen, benahm die neue Geheimräthin sich nämlich so gut, daß sie sich nicht die mindeste Blöße gab, und Goethe eben so wenig Ursache hatte, sich ihrer zu schämen, als Andere, über sie zu spotten.

Zugleich erhielt sie Gelegenheit, die Trösterin ihres Bruders, des Bibliothekars Vulpius zu sein, dessen Frau an den Folgen der Mißhandlungen gestorben war, die ihr ein bei ihnen einquartierter betrunkener französischer Soldat zugefügt.

11.

Christiane stirbt.

Ein Jahrzehnt war vergangen.

Die Rolle, welche Christiane während dieser Zeit spielte, steht mit dem, was wir in den nachfolgenden Erzählungen zu berichten haben, in so genauem Zusammenhang und ist damit so verflochten, daß es nicht wohl anders als in diesem Zusammenhang erzählt werden kann.

Wir kommen daher, dies alles für den Augenblick überspringend, hier sofort auf ihr Ableben, welches im Sommer 1816 stattfand.

Bei einer Wasserpartie, welche man bei Tiefurt auf

der Ilm gemacht, hatte sie sich eine Erkältung zugezogen und suchte sich gegen das daraus entstandene Unwohlsein mehrere Tage lang zu wehren, denn sie wußte, welchen Widerwillen Goethe gegen Krankheit und kranke Leute hatte, und obschon er gerade auf einige Tage verreist war, so glaubte Christiane doch nicht, ihren krankhaften Empfindungen nachgeben zu dürfen, um nicht etwa von ihm bei seiner Rückkehr im Bett überrascht zu werden.

In ein großes Tuch gehüllt, saß sie in einem Lehnstuhl, die Füße hatten sie in einen mit Pelz gefütterten Sack gesteckt. Dann und wann versuchte sie aus der auf einem Tische neben ihr stehenden Tasse einen Schluck zu thun, setzte das Gefäß aber allemal mit unverkennbarem Widerwillen weg.

Ihr sonst so hochrothes Gesicht war jetzt erdfahl, die von breiten schwarzen Ringen umzogenen Augen glänzten stechend und unheimlich, die Haut war schlaff und runzlig, der Athem kurz und schwer und von Zeit zu Zeit machte sich ein kurzer, trockener Husten bemerkbar, während der ganze Körper wiederholt von eisigen Schauern geschüttelt ward.

Auf den Rath einer Freundin ließ sie sich anstatt des Thees von Wollblumen und Hollunderblüthen, den ihre Köchin ihr bereitet, ein Glas scharf gewürzten Glühwein machen.

Der Genuß desselben bekam ihr aber so schlecht, daß

sie davon fast ohnmächtig ward, und man sich nun beeilte, den Hausarzt herbeizurufen.

Dieser kam, erkannte den Zustand der Kranken als sehr gefährlich, ließ sie sofort zu Bett bringen und stellte dann eine Wärterin bei ihr an, welcher er die gemessenste Instruction ertheilte, keinen Menschen zu der Patientin zu lassen als ihren Gemahl, wenn derselbe von der Reise zurückkäme, oder höchstens ihren Sohn.

Als Goethe am nächstfolgenden Tage von seiner Reise zurückkam, fand er den Platz vor seinem Hause dicht mit Stroh bestreut und erfuhr zu seinem Schrecken, daß Christiane lebensgefährlich erkrankt war.

Er begab sich sofort zu ihr, aber sie vermochte nur noch, ihn matt anzulächeln und ihm die fieberhaft glühende Hand zu reichen.

Der Arzt, welchen Goethe ersuchte, ihm die reine Wahrheit zu sagen, entgegnete:

„Es steht sehr schlimm mit der Frau Geheimräthin. Die Kunst und Wissenschaft vermag, wenn die Natur einmal so erschöpft ist wie hier, nicht viel zu thun und Sie müssen deshalb auf das Schlimmste gefaßt sein, Excellenz.“

Der Zustand der Kranken welche fortwährend wild phantasirte und Niemanden mehr erkannte, verschlimmerte sich so sehr, daß der Arzt alle Stunden kam und, nachdem er die Kranke gesehen, dem ängstlich harrenden Goethe rapportirte.

Endlich, es war am Morgen des 6. Juni, kam die Meldung, daß es mit Christiane zu Ende gehe.

Goethe zuckte zusammen und folgte dann ohne ein Wort zu sprechen, dem Arzt in das Zimmer der Sterbenden.

Als er an ihr Bett trat, sank er, von seinem Gefühl übermannt, auf die Knie nieder und rief mit herzzerreißendem Schmerz:

„O das wirst Du mir nicht thun, Christiane! Du wirst nicht von mir gehen! Verlaß mich nicht! Bleibe bei mir!"

Er stand wieder auf, ergriff die Hand der Sterbenden und berührte liebkosend ihre Stirn. Mühsam wendete sie das Gesicht nach ihm herum, öffnete die Augen und versuchte einige Worte zu stammeln, war dies jedoch nicht im Stande und konnte nur freundlich die Miene verziehen.

Goethe bedeckte sich laut stöhnend das Gesicht mit den Händen, wendete sich ab und wankte in sein Zimmer zurück.

Er hatte noch nicht lange wieder an seinem Schreibtische Platz genommen und saß, die Blicke stier auf den Boden heftend, da, als sein Diener eintrat und leise sagte:

„Excellenz, so eben ist die Frau Geheimräthin verschieden."

Goethe verneigte sich stumm und kaum bemerkbar mit dem Kopfe, verschloß, sobald der Diener wieder hinaus war, die Thür, setzte sich wieder auf seinen Stuhl und gab sich rückhaltlos seinem Schmerze hin.

Wohl zwei Stunden mochte er so gesessen haben, als er sich langsam wieder emporrichtete, die Feder ergriff und auf ein vor ihm liegendes Blatt Papier die Worte schrieb:

„den 6. Juni 1816.

„Du suchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen.
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen."

Auch in weitern Kreisen ward dieser Todesfall mit Bedauern und Theilnahme vernommen. Man fand — und hier bestätigte sich das oben angeführte Sprichwort abermals — jetzt, daß die in ihrem Leben so arggeschmähete Verstorbene doch auch sehr viele gute Seiten gehabt, daß Goethe sie schmer vermissen werde, daß ihr Verlust für ihn ein unersetzlicher sei, u. s. w.

Nur Frau von Stein glaubte in ihrer Selbstverblendung, Goethe's Trauer sei eine erheuchelte und er werde sich, sobald er es mit Schicklichkeit thun könnte, nun ihr wieder nähern, um vielleicht noch am Spätabende des Lebens mit ihr den Bund zu schließen, der ihm das Recht geben würde, seine letzten Jahre in enger Gemeinschaft mit ihr zu verleben.

Sie irrte sich abermals. Goethe betrauerte die Dahingeschiedene aus aufrichtigem Herzen und hielt sich mit Frau von Stein ganz auf demselben Fuße wie nun schon seit langen Jahren.

XII.

Minna Herzlieb.

Novelle.

„Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh ich vor ihm da,
Und sag zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't."

Goethe.

1.

Die dramatische Vorlesung.

An einem Sommernachmittage des Jahres 1794 trat der Buchhändler Frommann in Jena in das Zimmer seiner Frau und sagte:

„Höre, liebes Kind, so eben begegnete mir in der Mönchsgasse der Geheimrath von Goethe."

„Er wollte wohl zu Schiller?" warf Frau Frommann ein.

„Ja wohl, das versteht sich. Den versäumt er, so oft er nach Jena kommt, nie zu besuchen. So lange Schiller in Weimar wohnte, hatten sie fast gar keinen Umgang mit einander, ja sie mieden sich förmlich; seitdem aber Schiller hier bei uns in Jena wohnt, ist Goethe wie versessen auf ihn.

„Das ist bei großen Geistern vielleicht einmal so," bemerkte Frau Frommann lächelnd. „Sie müssen erst, wie Goethe selbst sagt, auf einander platzen."

„Sehr richtig; uns kann dies übrigens nur lieb sein. Der Geheimrath erhält dadurch Anlaß, recht oft nach Jena zu kommen, und Du weißt, daß er nie fortgeht ohne auch uns, wenn auch nur auf kurze Zeit, mit seinem Besuche zu erfreuen."

„Ich glaube, er verweilt überhaupt gern in Jena."

„Das glaube ich auch und die Sache geht ganz natürlich zu. In Weimar, in der Residenz, wo ihm der Hof fortwährend auf dem Nacken sitzt, ist er als Minister an die steife Etikette gebunden und darf seiner Würde nichts vergeben. Hier dagegen, bei uns, denkt er wie sein Faust: ‚Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.' Hier kann er sich ungenirt bewegen, hier geht er, wenn er seinen Freund Knebel zu einen Spaziergange abholen will, unter dessen Fenster und klatscht ihm, und wenn er im Gasthof zur Tanne in dem Erkerstübchen sitzt, welches der Wirth stets für ihn bereit halten muß, und sich an der prachtvollen Aussicht auf Wasser, Stadt und Berge ergötzt oder ungestört ein wenig dichtet, so fühlt er sich, glaube ich, freier und wohler als in seinem prächtig eingerichteten Hause oder in dem steifen Hofcirkel."

„Ich kann mir das auch recht gut denken," stimmte Frau Frommann bei. „Ich glaube, es würde mir an sei-

ner Stelle eben so gehen. Sagte er denn, daß er uns heute auch besuchen würde?"

„Ja wohl, und das ist eben der Grund, weshalb ich jetzt zu Dir komme. Du wirst einige Vorbereitungen zu treffen haben, denn wir werden heute Abend nicht blos ihn, sondern eine ganze Gesellschaft bei uns sehen."

„Heute?" rief Frau Frommann erschrocken; „heute, wo ich auf gar nichts eingerichtet bin?"

„Hilft alles nichts. Morgen früh muß er wieder nach Weimar zurück und kann uns daher blos den heutigen Abend schenken. Du erinnerst Dich, daß er uns schon mehrmals versprochen hat, bei uns vor einem kleinen ausgewählten Cirkel eine dramatische Vorlesung zu halten; bis jetzt aber ist, so oft er auch in Jena gewesen, aus einem oder dem andern Grunde allemal nichts daraus geworden. Als ich ihm vorhin begegnete und die Sache wieder zur Sprache brachte, sagte er: ‚Gut, daß Sie mich daran erinnern. Schiller hat es auch schon mehrmals gethan und wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir die Vorlesung gleich heute Abend stattfinden lassen. Besorgen Sie mittlerweile alles Nöthige und laden Sie die Ihnen bekannten Freunde ein. Zu Schiller brauchen Sie nicht zu gehen, dem will ich's selbst sagen. Um sieben Uhr komme ich!' — Natürlich konnte ich nicht etwas Anderes bestimmen wollen und folglich werden wir heute Abend Gesellschaft haben."

„Nun gut," sagte die in solchen Dingen durchaus

nicht difficile Frau Frommann, „es soll alles bereit sein. Es brauchen ja keine großen Umstände gemacht zu werden,“

„Durchaus nicht,“ stimmte Frommann bei. „Du weißt, Goethe liebt das selbst nicht.“

„Willst Du mir die Namen der einzuladenden Herrschaften aufschreiben, damit ich hinschicken kann?“

„Ich werde lieber selbst gehen, denn dann höre ich gleich, wer kommt und wer nicht kommt. Ich denke, mehr als vierzehn bis fünfzehn Personen werden es schwerlich sein.“

„Gut, gut, dann gehe nur gleich, damit es nicht zu spät wird.“

Frommann drehete sich um und wollte, um fortzugehen, die Thür öffnen, als eine im Nebenzimmer plötzlich laut werdende fröhliche Kinderstimme einen neuen Gedanken in ihm anzuregen schien. Er ließ die bereits gefaßte Thürklinke los, drehete sich wieder herum, näherte sich nochmals seiner Frau und sagte in gedämpftem Tone:

„Da höre ich die Minna. Wäre es nicht am besten, wenn wir den kleinen Wildfang für heute Abend aus dem Hause schafften?“

„Aber warum denn? Der Geheimrath hat die Kleine ja so gern.“

„Eben deshalb und weil er allemal so mit ihr herumtollt, muß sie fort, wenn noch mehr Gesellschaft da ist. Uebri-

gens weißt Du auch, wie empfindlich Goethe gegen alle Unterbrechungen ist. Schon bei dem unbedeutendsten Gespräch vermerkt er es sehr übel, wenn man ihm in's Wort fällt, bei einer Vorlesung vor einem lauschenden Zuhörerkreise aber gestört zu werden, würde ihn geradezu zur Verzweiflung treiben, und an solchen Störungen würde es, wenn wir den kleinen Kobold in der Nähe lassen, nicht fehlen."

„Nun gut," sagte die stets fügsame Frau Frommann, die in dieser, wie in vielen andern Beziehungen, als das Musterbild einer guten Ehefrau betrachtet werden konnte, „nun gut, dann werde ich die Kleine zu meiner Schwester hinüber bringen und diese bitten, sie nicht eher als bis nach neun Uhr fortzulassen. Dann ist doch wahrscheinlich die Vorlesung vorbei und Minna kann dann immer noch mit ihrem Goethe das gewohnte Wesen treiben."

„So ist es," bemerkte Frommann; „nur sage ihr nichts davon, daß er da ist, und instruire auch Deine Schwester, es nicht zu verrathen, denn dann möchte es schwierig sein, den kleinen Strudelkopf gefangen zu halten."

Frau Frommann versprach zu thun, wie ihr Gatte begehrte, und dieser verließ das Haus, um bei den einzuladenden Zuhörern die Runde zu machen.

Gleich nach sieben Uhr fanden diese sich ein, denn sie wußten, daß zu Goethe's vielen Eigenheiten auch die ge-

hörte, nicht gern zu warten. Er hatte sich mit Schiller und dessen Frau schon eine Viertelstunde eher eingefunden, und nachdem er die Ankommenden einen nach dem andern freundlich begrüßt, nahm man auf den in einem Halbkreise aufgestellten Stühlen vor einem kleinen Tische Platz, auf welchem zwei brennende Wachskerzen und ein Präsentirbret mit einer Flasche Wasser und Glas standen, und an welches Goethe selbst sich setzte.

Das Stück, welches er zum Vorlesen gewählt, war „Der standhafte Prinz" von Calderon und schon nachdem erst wenige Zeilen gelesen, fühlten die Zuhörer sich in eine Zauberwelt versetzt, in welcher sie den Sinn für alles Andere außerhalb derselben verloren.

Goethe's Sprachorgan war das prachtvollste, welches man sich denken konnte, und wenn er gewollt hätte, so würde die deutsche Nation sein Andenken nicht blos als das eines ihrer größten Dichter, sondern auch als das eines ihrer größten Mimen ehren. Er verstand das weiche Flüstern der Liebe eben so unnachahmlich wiederzugeben als den rollenden Donner des Zorns oder den gellenden Aufschrei der Verzweiflung, und wußte ganz allein und ohne die Hülfsmittel der Bühne jedes dramatische Gedicht in einer Weise zu Gehör zu bringen, die selbst von einer Gesellschaft guter Künstler auf einem prächtig ausgestatteten Theater kaum zu erreichen war.

So hatte er unter stetem Wachsen der Spannung sei-

nes Zuhörerkreises und bei immer höher steigender eigener Begeisterung vier Akte des Stückes gelesen und wollte eben den fünften beginnen, als plötzlich die Thür aufgerissen ward und ein Störenfried in Engelsgestalt über die Schwelle gestürzt kam.

Es war ein kleines Mädchen von etwa vier Jahren mit blonden Locken, blauen Augen und einem frischrothen Gesicht mit wunderniedlichem, schelmischem Ausdruck. Sie trug ein hellblaues Kleidchen mit rothen Bändern und die entblößten Arme waren eben so rund und weiß wie das feingeformte Hälschen und die glänzenden Schultern.

„Aber, Minna," fuhr Frau Frommann erschrocken empor, „willst Du gleich hinaus? Warum hat die Tante Dich fortgelassen?"

„Die Tante hat mich nicht fortgelassen," entgegnete die Kleine, ohne sich durch den Anblick der versammelten Gesellschaft einschüchtern zu lassen. „Ich bin ihr davongelaufen. Sie hatte mich belogen und Du hast mich auch belogen, Mama."

„Schweig, Du unartiges Ding!" mischte ihr Pflegevater — denn Minna Herzlieb war ein angenommenes Kind — sich ein; „wie kannst Du Deine Mama und Deine Tante Lügnerinnen heißen! Gleich geh hinaus! Schämst Du Dich nicht vor den Herrschaften?"

Die kleine Minna, der schon ziemlich verzogene Liebling des kinderlosen Ehepaares, hatte sich jedoch mittler-

weile und ohne sich an die wiederholten Ausweisungsbefehle zu kehren, zutraulich dem in seiner Vorlesung unterbrochenen Goethe genähert, welcher seinerseits gleich bei ihrem Anblick das Buch weggelegt und ihr freundlich zugenickt hatte.

„Lassen Sie das Kind doch da, lieber Freund," sagte er zu Frommann gewendet. „Ich wunderte mich gleich als ich kam, daß sie nicht da war, und wollte schon nach ihr fragen. Wo hast Du denn gesteckt?" setzte er, das Lockenköpfchen der Kleinen streichelnd, zu dieser gewendet hinzu.

„Denke Dir nur, Onkel Goethe," antwortete die durch die Worte ihres Gönners noch mehr ermuthigte kleine Rebellin, „denke Dir nur, Friederike, unsere Magd, hatte mir gesagt, daß Du da wärest, denn sie hatte Dich über den Markt gehen sehen, und ich freute mich, denn ich weiß, daß Du mir allemal etwas mitbringst. Da kam plötzlich die Mama und sagte, ich müßte heute Abend drüben bei der Tante bleiben, und als ich sagte: ‚Onkel Goethe von Weimar ist ja da und kommt ganz gewiß zu uns,' da sagte sie, das wäre nicht wahr, und als ich hinüber zur Tante kam, da sagte diese auch, Du wärest nicht da, würdest aber wohl dieser Tage kommen und mir etwas mitbringen."

„Und wie erfuhrst Du denn, daß ich wirklich da bin?" fragte Goethe lachend, während die Pflegeeltern der Kleinen

sie mit einem Gemisch von Unwillen und Freude betrachteten und die übrige Gesellschaft den ganzen Auftritt als ein sehr anmuthiges Intermezzo zu betrachten schien.

„Unsere Nachbarin, Frau Rothe, kam hinüber zur Tante und sagte: ‚Wissen Sie, daß heute Abend bei Frommanns große Gesellschaft ist? Goethe von Weimar ist da und spielt Komödie.‘ Während die Nachbarin dann noch weiter mit meiner Tante sprach, schlich ich mich unbemerkt zur Thür hinaus und lief herüber. Nicht wahr, Du hast mir etwas mitgebracht?“

Und ohne auf die wiederholten Scheltworte und Mahnungen ihres Pflegevaters zu hören, kletterte Minna ihrem Freund auf die Knie und begann nach ihrer gewohnten Weise ihm eine Tasche nach der andern zu visitiren, bis sie endlich aus einer derselben mit lautem Jubelruf die Düte Bonbons hervorzog, die er, wenn er zu Frommanns ging, nie vergaß zu sich zu stecken.

„Da hast Du Deinen Willen also doch durchgesetzt, Du unverschämtes kleines Ding!“ sagte ihr Pflegevater wider Willen lächelnd. „Nun bedanke Dich aber auch bei dem Herrn Geheimrath und geh' dann wieder hinüber zur Tante. Jetzt passen kleine Kinder nicht hierher. Wenn es Zeit ist, werden wir Dich holen lassen.“

„Soll ich gehen?“ fragte die Kleine unschlüssig, indem sie ihrem Freund ins Gesicht blickte.

„Ei ja wohl,“ sagte Goethe, indem er sie auf die

Stirn küßte und von seinen Knieen herab auf die Diele setzte. „Wenn Dein guter Papa Dir etwas befiehlt, so mußt Du es auch thun. Geh also immer wieder hinüber zu Deiner guten Tante und bringe ihr einen Gruß von mir. Ich habe jetzt diesen Herrschaften noch etwas vorzulesen. Wenn ich damit fertig bin, so holt Dich Deine Mama und ich erzähle Dir dann die schöne Geschichte von der Prinzessin Veilchenduft und dem schwarzen Hans."

„Ei, das ist schön; da freue ich mich darauf!" rief die Kleine lustig in die Hände klatschend und rannte schnell wieder zu ihrer in unmittelbarer Nähe wohnenden Tante, um dieser ihr Glück zu verkünden und die letzte halbe Stunde Verbannung auszuhalten.

Goethe nahm, nachdem sie hinaus war, sein Buch wieder zur Hand und las den „standhaften Prinzen" zu Ende.

Seine Zuhörer sprachen ihm für den ihnen gewährten Hochgenuß ihren innigen Dank aus und dann wendete man sich, während Frau Frommann etwas kalte Küche auftrug und ihr Gatte eine Bowle Punsch brauete, der geselligen Unterhaltung zu.

Die kleine Minna ward dem ihr gegebenen Versprechen gemäß von ihrer Tante herübergeholt, Goethe erzählte ihr die schöne Geschichte von der Prinzessin Veilchenduft und dem schwarzen Hans und beschäftigte sich fast ausschließlich mit ihr.

Am nächstfolgenden Tage reiste er nach Weimar zurück.

2.

Dreizehn Jahre später.

Goethe war seit dem Abend, an welchem er die dramatische Vorlesung bei Frommann gehalten, oft wieder im Hause dieses Freundes gewesen und hatte wie gewöhnlich der kleinen Minna ihre Zuckerdüte mitgebracht. Später, als sie Unterrichtsstunden zu besuchen hatte, war sie oft nicht zu treffen gewesen; er hatte deshalb allmälig sich in Gedanken ihrer entwöhnt und als sie endlich von ihren Pflegeeltern in eine auswärtige Erziehungsanstalt geschickt ward, trat sie in seiner Erinnerung ganz in den Hintergrund.

Es war an einem Abend in der Hälfte des Januarmonats 1807, als Goethe abermals in Jena anlangte und sein Absteigequartier wie gewöhnlich im Gasthof zur Tanne nahm.

Leider führte ihn sein nächster Weg jetzt nicht mehr wie damals durch das Mönchsgäßchen zu Freund Schiller, denn dieser war später wieder nach Weimar gezogen und ruhete jetzt schon seit länger als einem Jahr im kühlen Schooß der Erde.

Goethe besorgte nach seiner Ankunft allerhand Geschäfte, die ihn länger aufhielten als er gedacht, und verschob den gewöhnlichen Besuch bei Frommann bis auf den nächstfolgenden Vormittag.

Als er an diesem den Buchhändler, den er gewöhnlich zunächst in seinem Laden aufsuchte, hier nicht antraf, ging er in dessen Wohnung, wo er ihn aber wieder nicht fand.

Statt seines Freundes kam ihm vielmehr eine schlankgewachsene junge Dame entgegen, deren Erscheinung auf Goethe einen so gewaltigen Eindruck machte, daß er wie geblendet unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte er, nachdem er gegrüßt, „Herr Frommann ist wohl verreist? Ich habe ihn schon in seinem Laden gesucht und wie ich finde, ist er auch hier nicht."

„Nein, er ist nicht verreist, sondern nur einmal ausgegangen und wird sogleich wieder da sein," antwortete die junge Dame. „Wenn der Herr Geheimrath einstweilen Platz nehmen und sich mit meiner Gesellschaft begnügen wollen, so —"

„Wie, Sie kennen mich, Mademoiselle?" fragte Goethe verwundert. „Ich bin schon sehr oft hier gewesen, kann mich aber nicht entsinnen, Sie gesehen zu haben."

„Nicht?" entgegnete die junge Dame, indem sie Goethe mit ihren großen seelenvollen Augen unverwandt ansah. „Dann muß ich mich sehr zu meinem Nachtheil verändert haben, denn früher unterhielten Sie sich nicht blos gern mit mir, sondern schienen auch Gefallen an mir zu finden."

„Wie!“ rief Goethe, in dessen Erinnerung es allmälig zu tagen begann, „Sie wären —“

„Die kleine Minna, wollen Sie sagen?“ fiel ihm die schöne Minna in's Wort. „Ja, die bin ich, das heißt die früher kleine, niedliche Minna, aus der nun eine große und plumpe geworden ist.“

„O sagen Sie das nicht,“ entgegnete Goethe, indem er sich auf das Sopha setzte und Minna durch eine Geberde einlud, neben ihm Platz zu nehmen, was sie auch sofort und in der ungezwungensten Weise that.

In der zutraulichsten Weise begannen nun beide sich gegen einander über ihre Erlebnisse der letzten Jahre auszusprechen, und Minna wußte durch ihre heiteren Erzählungen aus ihrem Pensionsleben ihren alten Freund auf so anmuthige Weise zu unterhalten, daß es letzterem geradezu unlieb war, als Frommann endlich von seinem Ausgange heimkehrte und in das Zimmer trat.

„Ah!“ rief der Buchhändler als er die Beiden so traulich beisammensitzen sah, „da hat wohl eine rührende Wiedererkennung stattgefunden! Nun, alte Liebe rostet nicht.“

„Alte und junge Liebe müssen Sie sagen, lieber Freund,“ bemerkte Goethe lächelnd.

„Nein, nein,“ rief Minna eifrig, „auch meine Liebe ist alt. Die erste Erinnerung, die ich von dem Herrn Geheimrath habe, schreibt sich von jenem Abend her, wo ich

ihn auf so ungezogene Weise in seiner dramatischen Vorlesung unterbrach. Seit dieser Zeit liebe ich ihn. Da ich nun damals vier Jahr alt war, während ich jetzt deren fast siebzehn zähle, so ist meine Liebe folglich schon dreizehn Jahre alt, was für eine Herzensneigung gewiß schon ein ganz respektables Alter ist."

„Na, das nenne ich doch ein unumwundenes Geständniß!" rief Frommann lachend. „Wenn Ihnen das nicht genügt, Excellenz, so weiß ich nicht. Warum schiebst Du den Ofenschirm, Minna?"

„Ich will blos," antwortete sie, „dadurch verhindern, daß der beim Oeffnen der Thür entstehende Luftzug den Herrn Geheimrath treffe. Ich weiß, daß er dagegen sehr empfindlich ist."

„Auch das wissen Sie noch, Minna?" rief Goethe; „in der That —

„Ach, Excellenz," unterbrach ihn Minna, „darf ich hoffen, daß Sie die erste Bitte erfüllen, die ich wieder an Sie thun werde?"

„Ja wohl, wenn es in meiner Macht steht," antwortete Goethe, indem er ihr zur Bekräftigung seiner Worte die Hand bot.

„Nun denn," fuhr sie fort die dargebotene Hand begierig ergreifend, „dann nennen Sie mich nicht Sie, sondern, wie in alten Zeiten, Du."

„Ja wohl," mischte Frommann sich ein. „Sie werden

doch mit einem solchen Backfisch keine großen Umstände machen. Uebrigens," setzte er zu seiner Pflegetochter gewendet hinzu, „laß jetzt den Herrn Geheimrath in Ruhe, denn er wird mit mir zu sprechen wünschen."

Minna erhob sich sofort und nahm wieder auf dem Stuhle an dem Fenster Platz, wo sie bei Goethe's Eintritt hinter ihrem Stickrahmen gesessen, und Frommann nahm nun den dadurch freigewordenen Platz auf dem Sopha neben Goethe ein.

Dieser mußte sich erst längere Zeit besinnen, ehe ihm wieder einfiel, was er eigentlich bei Frommann gewollt hätte, so sehr waren seine Gedanken durch Minna's zauberhafte Erscheinung in Verwirrung gebracht. Nur mit halbem Ohr hörte er auf das, was sein Nachbar ihm mittheilte, und konnte sich nicht satt sehen an der jugendlichen Gestalt, an welcher er, während sie so über ihre Arbeit geneigt saß und von Zeit zu Zeit ihm einen freundlich schalkhaften Blick zuwarf, immer neue Schönheiten entdeckte.

Bald war die Angelegenheit, die er mit Frommann zu besprechen hatte, erledigt, und er gab nun dem Gespräch eine solche Wendung, daß auch Minna sich wieder daran betheiligen konnte. Sie that dies in einer Weise, wodurch er immer mehr sich zu ihr hingezogen fühlte.

Er hatte diesmal nur zwei oder drei Tage in Jena zu bleiben beabsichtigt, aber aus den Tagen wurden Wo-

chen und als er endlich nach Weimar zurück mußte, wußte er sich dort sehr bald wieder loszumachen, um sofort nach Jena oder vielmehr zu Minna Herzlieb zurückzueilen.

Diese machte es sich ihrerseits zur Aufgabe, ihm alles an den Augen abzusehen, seine Gewohnheiten zu studiren und allen seinen Wünschen zuvorzukommen.

Der Unterschied der Jahre, der doch hier so bedeutend war, denn Goethe zählte neunundfunfzig und Minna nicht viel über sechzehn Jahre, schien, wenn sie beisammen waren und sich mit einander unterhielten, gar nicht vorhanden zu sein, am allerwenigsten aber von Minna selbst gefühlt zu werden.

Goethe's Zuneigung zu der schönen geistreichen Jungfrau wuchs in einem Grade, der ihm selbst Furcht und Grauen einflößte, und er begann einen entsetzlichen Kampf mit sich selbst. Er kam sich, wie er selbst sagt, zuweilen vor wie ein Betrunkener, der sich auf Glasscherben wälzt, aber, obschon seines Zustandes sich bewußt, dennoch nicht die Kraft hat, sich aufzuraffen, sondern seinen Körper mit immer neuen blutenden, brennenden Wunden bedeckt.

Vergebens hielt seine Vernunft ihm den Wahnsinn dieser Leidenschaft vor Augen. Er war völlig außer Stande, sie zu bezwingen. Immer und immer wieder suchte er die Nähe des bezaubernden Wesens, welches sein Herz in unzerbrechliche Fesseln geschlagen zu haben schien.

Seine Liebe fachte das seit einiger Zeit in ihm nur

noch matt brennende dichterische Feuer wieder zu heller Gluth an, und er dichtete zu jener Zeit die Liebessonette, welche dem Schönsten, was sein unsterbliches Genie geschaffen, beigezählt zu werden verdienen.

Wenn er dann im trauten Abendcirkel in der begeisternden Nähe der Geliebten weilte, pflegte er das, was er am Tage gedichtet, vorzutragen, und obschon er sich nie mit einer unmittelbaren Erklärung gegen Minna herauszugehen getraut hatte, so sagten ihr doch seine Blicke, daß nur sie der Gegenstand dieser hochpoetischen Geistes- und Herzensergüsse war.

Die Folge hiervon war, daß auch sie in ihrem Thun und Wesen ihre immer mehr wachsende Neigung zu ihrem bejahrten Freunde auf eine Weise verrieth, welche ihre Pflegeeltern und Freunde mit gerechten Besorgnissen erfüllen mußte.

Auch Goethe's Freunde gewahrten mit Schmerz, daß er sich von Gefühlen bestricken ließ, die auf ihn sowohl als auf den Gegenstand seiner Liebe nur eine unheilvolle Wirkung äußern konnten, und sie sahen kein anderes Mittel zur Rettung beider, als schleunige Trennung.

3.

Die Krisis.

An einem schönen Maitage unternahm die Familie Frommann im Verein mit Goethe und einigen andern Freunden einen Ausflug nach einer im Gebirge romantisch gelegenen Mühle, wo man zu Mittag zu speisen gedachte, um dann gegen Abend wieder nach Hause zurückzukehren.

Durch einen plötzlichen Gewitterregen wurden Goethe und Minna, welche der übrigen Gesellschaft vorausgeschritten waren, genöthigt, unter einem überhängenden Felsen Schutz zu suchen, und hier fanden sie, wie Aeneas und Dido bei einem ähnlichen Naturereigniß, Gelegenheit, einander ihre Leidenschaft zu gestehen.

Dieses Geständniß war von Minna's Seite fast noch feuriger und rückhaltloser als von der Goethe's, und als er seine Zweifel aussprach, daß sie, ein so jugendliches schönes Wesen, ihn, einen bejahrten Mann mit bereits ergrautem Haar, wirklich und aufrichtig lieben könne, erklärte sie ihm unter den heiligsten Versicherungen, daß ihr Herz nur ihm allein gehöre.

Goethe ward durch dieses ihn mit Wonne und Seligkeit erfüllende Geständniß in eine Stimmung versetzt, die, als sie mit der übrigen Gesellschaft in der Mühle zusammentrafen, nicht unbemerkt bleiben konnte.

Minna's Thun und Wesen war ebenfalls so außergewöhnlich, daß auch dem unbefangensten Beobachter klar ward, es müsse zwischen den beiden etwas Bedeutsames vorgegangen sein.

Als man wieder in Jena angelangt war, sprachen die Frommann'schen Eheleute sich Abends, als sie mit einander allein waren, über die während des Tages gemachten Wahrnehmungen gegen einander aus.

Frommann erklärte, ein Liebesverhältniß zwischen Personen von so ungleichen Jahren sei allemal ein unsinniges und nimmermehr zu billigendes, während seine Gattin meinte, wenn Goethe nicht schon verheirathet wäre, so könnte er, trotz seines Alters, immer noch als eine sehr gute Partie für ihre Pflegetochter betrachtet werden, die ja dadurch eine vornehme Frau würde und, wenn sie ihn — wie dies nicht anders als wahrscheinlich sei — überlebte, auf ein nicht unbedeutendes Erbe und eine schöne Wittwenpension rechnen könne. Natürlich aber, meinte sie weiter, da Goethe schon eine Frau habe, so könne von all diesem weiter keine Rede sein, und es müsse daher ein entscheidender Schritt gethan werden, welcher diesem un-

möglich zu etwas Gutem führenden Verhältniß ein Ende machte.

Frommann war der Ansicht, es werde zu diesem Zwecke das Beste sein, wenn Minna möglichst weit fort in eine Pension gebracht und ihrem bejahrten Anbeter, wenigstens anfangs, der Ort ihres Aufenthalts verschwiegen würde, damit er nicht Gelegenheit erhielte, durch Briefe die Flamme zu nähren, auf deren gänzliches Erlöschen man hinzuarbeiten hatte.

Noch hoffte Frau Frommann, daß es ihr durch vernünftige Vorstellungen gelingen werde, diesen Schritt unnöthig zu machen; als sie aber ihre Pflegetochter vornahm und ihr das Ungereimte und Tadelnswerthe eines Liebesverhältnisses zwischen einem blutjungen Mädchen und einem bejahrten und obendrein verheiratheten Mann vorhielt, erklärte Minna, die nun ihr Geheimniß verrathen sah, aufs Entschiedenste, daß sie nicht umhin könne, Goethe zu lieben, und daß sie nimmermehr von ihm lassen werde.

Da man gleichzeitig bemerkt hatte, daß Goethe sogar bei nächtlicher Weile unter den Fenstern von Minna's Schlafzimmer herumschlich und mit ihr auf diese Weise zu verkehren suchte, so sah Frau Frommann eben so wie ihr Gatte ein, daß es die höchste Zeit sei, den zu einer

vollständigen Trennung führenden Schritt unverweilt in Ausführung zu bringen.

Während man die dazu erforderlichen Vorbereitungen traf, versäumte Minna's Pflegevater, welcher ohnehin ein wenig Hang zur Satyre besaß und wohl wußte, daß bei einem eigensinnigen Gemüth wie das Minna's war, mit Spott allemal mehr ausgerichtet ist als mit vernünftigen Vorstellungen, so oft sie unter einander allein waren, keine Gelegenheit, Goethe's Mängel und seine affectirte Jugendlichkeit in ein möglichst grelles Licht zu stellen und nach Kräften lächerlich zu machen.

Für Minna war es natürlich keine geringe Qual, dergleichen Dinge anhören zu müssen, und sie war daher froh, als sie eines Abends spät noch aufgefordert ward, ihren Koffer mit etwas Wäsche und Kleidung zu füllen und sich bereit zu halten, mit ihrer Pflegemutter den nächstfolgenden Morgen früh eine kleine Reise anzutreten.

Dies geschah und als Goethe am nächstfolgenden Tage seiner Gewohnheit gemäß gegen elf Uhr erschien, um seinen Morgenbesuch zu machen, hörte er zu seinem Erstaunen, daß Minna jetzt schon mehrere Meilen von Jena hinweg war, um wahrscheinlich erst in einigen Jahren dahin zurückzukehren.

Natürlich errieth er sofort, daß man ihn durchschaut

und daß diese Reise nur ein Mittel war, um seinen Annäherungen an Minna ein Ziel zu setzen.

Sein Schmerz hierüber war ein so gewaltiger, daß er es nicht vermochte, demselben Schweigen zu gebieten, sondern sich rückhaltlos und offen gegen seinen alten Freund darüber aussprach.

Dieser war nicht minder aufrichtig und erklärte, er habe es mit seiner Pflicht, als Minna's Pflegevater, unvereinbar gefunden, noch länger ein Verhältniß zu dulden, welches nur zu Unheil und Verderben führen könne.

Goethe war aber in diesem Augenblicke für alle vernünftigen Vorstellungen unzugänglich und verließ Frommann's Haus in einer Stimmung, welche befürchten ließ, daß er irgend einen verzweifelten Schritt unternehmen werde.

Zum Glück trägt die Natur des Dichters das Heilmittel gegen ihre Ausschreitungen in sich selbst, und eben so wie der in seiner Liebe betrogene Ritter der Vorzeit sich in's Kampfgewühl stürzte und in diesem seinen Schmerz zu betäuben suchte, so greift der Dichter zur Feder und macht seinen beengten, gequälten Herzen dadurch Luft, daß er sich mit seinem ganzen Thun und Sein in seinen Schmerz versenkt und seine Gefühle einer Geistesschöpfung einhaucht, die seinen Ruhm nur noch unsterblicher macht.

So that auch Goethe. Er schrieb die „Wahlverwandt-

schaften" und verarbeitete das, was er für und mit Minna erlebt und gefühlt, zu einem Roman, der in seiner erhabenen Eigenthümlichkeit noch von der späten Nachwelt bewundert werden wird.

Minna bewies mittlerweile, daß ihr Pflegevater sie sehr richtig beurtheilt und sehr wohl daran gethan hatte, sie auf halb gewaltsame Weise von ihrem bejahrten Anbeter zu entfernen.

Ehe noch vier Wochen vergangen waren, hatte sie sich unter den neuen Eindrücken, die sie in einer völlig neuen Umgebung erhielt, ihre phantastische Neigung zu Goethe so vollständig aus dem Sinne geschlagen, daß sie nur zuweilen und dann allemal mit einem gewissen Gefühl von Beschämung daran dachte.

Es mochten etwa drei Monate seit ihrem eiligen Abschied von Jena vergangen sein, als sie, nachdem Goethe mittlerweile ihren Aufenthaltsort erfahren, von ihm einen Brief erhielt, in welchem er ihr mit beredten Worten seine verzweiflungsvolle Stimmung schilderte.

Minna, welcher das eigentliche Leben jetzt erst aufging, war natürlich völlig außer Stande, denselben Ton anzuschlagen, und antwortete ihm in freundlicher Weise, aber zugleich so, daß er einsah, wie tief bereits sein Bild in den Hintergrund ihres Herzens getreten war.

So endete dieses Verhältniß, in Bezug worauf wir blos noch hinzuzufügen haben, daß Minna Herzlieb sich später mit einem ihren Jahren angemessenen Mann vermählte und glückliche Gattin und Mutter ward.

XIV.

Bettina.

Ein Capriccio.

„Ich habe dir nicht nachgestellt,
Bist du doch selbst in's Garn gegangen.
Den Teufel halte, wer ihn hält!
Er wird ihn nicht sobald zum zweiten Male fangen."

Goethe.

1.

Ein unerwarteter Besuch.

Eines Tags, es war am 23. April 1807, als Goethe sich eben einmal auf einige Tage Minna's Zauberkreise entrissen hatte und nach Weimar zurückgekehrt war, meldete sein jetziger Kammerdiener Stadelmann eine fremde Dame an und überreichte zugleich seinem Herrn ein Billet, welches sie ihm gegeben.

Goethe sah sofort, daß das Billet von Wieland's Hand geschrieben war, und las Folgendes:

„Bettina Brentano. Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter, Sophie von Laroche's Enkelin, wünscht Dich zu sehen, lieber Bruder, und giebt vor, sie fürchte sich vor Dir und ein Zettelchen, daß ich ihr mitgäbe, würde ein Talisman sein, der ihr Muth verleihe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß sie nur ihren Spott mit mir treibt,

so muß ich doch thun, was sie haben will, und es soll mich wundern, wenn es Dir nicht eben so geht wie mir.

W."

Goethe, in dessen Gemüth diese wenigen Worte eine Menge längst begrabene Erinnerungen wieder zum Leben erweckten, erhob sich sofort, öffnete die Thür und sah die im Vorzimmer stehende Bettina mit feierlich ernstem Blicke an.

Sie streckte die Hände nach ihm aus, die Sinne vergingen ihr und sie wäre niedergesunken, wenn Goethe sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Er führte sie sofort in sein Besuchzimmer und ließ sie auf dem Sopha Platz nehmen.

Da sie sich vollkommen schweigend verhielt, so fragte Goethe, um ein Gespräch in Gang zu bringen, ob sie bereits Kenntniß von dem vor einigen Tagen erfolgten Tode der Herzogin Amalie habe.

Sie verneinte dies und als er sie darauf fragte, wie sie nach Weimar käme, entgegnete sie, sie befände sich mit ihrer Schwester und deren Gatten, dem in Cassel wohnenden Professor Savigny, auf der Rückreise von Berlin und man habe ihr zu Gefallen den Umweg über Weimar gemacht, weil sie schon seit langer Zeit gewünscht, den gefeierten Dichter zu sehen, mit dessen Mutter sie in Frankfurt bereits Bekanntschaft gemacht.

Ihr Schwager und ihre Schwester, bemerkte sie weiter, seien im Gasthof zum Elephanten geblieben, sie aber

habe sich gleich nach Tische aufgemacht und sei, weil sie sich nicht sogleich zu ihm getraut, erst zu Wieland gegangen, um diesen um ein paar schriftliche Worte der Empfehlung zu bitten.

Ehe noch viele Minuten vergingen, hatte sich zwischen Goethe und dem sonderbaren Mädchen ein so vertraulicher Ton herausgebildet, daß sie ihn, wie ohne es selbst zu merken, Du nannte und er dieses Du erwiederte.

„Ich habe Dich," sagte sie, „geliebt, seit ich Deinen Namen nennen gehört, und seit ich von Dir weiß, hat mich auch die Eifersucht gequält. Es waren nicht Deine Gedichte, nicht Deine Bücher, die mich so leidenschaftlich stimmten. Ich vermochte und vermag deren Inhalt noch nicht zu fassen — denn im Kloster erzogen, habe ich nicht Poesie verstehen lernen — aber wenn man Deinen Namen nannte, mochte man Dich loben oder tadeln, so befiel mich Herzklopfen und es ward mir schwindlig. War es bei Tische, daß die Großmutter von Dir sprach, so konnte ich nichts mehr essen; währte das Gespräch länger, so vergingen mir die Sinne, ich ward nichts mehr gewahr, es brauste um mich her und wenn ich allein war, so brach ich in Thränen aus."

„Gutes Kind," sagte Goethe, „so sehr hast Du mich also geliebt, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte?"

Sie hatte sich mittlerweile auf einen Schemel zu seinen Füßen niedergelassen und sagte zu ihm aufblickend:

„Einst kam Einer, der trug einen Siegelring am Finger und sagte: den hab' ich von Goethe. Das hat mich sehr geschmerzt, daß Du den Ring so leichtsinnig verschenken konntest, noch ehe Du mich gekannt."

Wohl zwei Stunden lang plauderten sie so mit einander und als Bettina später Abschied nehmen mußte, steckte ihr Goethe einen Ring an den Finger und sagte:

„Wenn wieder Einer sagt, er habe einen Ring von mir, so sage Du nur: Goethe erinnert sich an keinen als an diesen."

Abends trafen sie wieder bei Wieland zusammen und Bettina, welche bei Tische neben Goethe saß, faßte unter dem Tischtuch heimlich seine Hand und drückte sie an ihr Herz.

Er war kein Freund von Liebkosungen in Gegenwart Anderer, und nachdem er daher aus seinem Glase getrunken, stellte er es Bettina hin, damit sie ebenfalls daraus trinken sollte. Sie errieth aber sofort seine Absicht, ergriff das Glas mit der linken Hand, trank und lachte ihn dann aus.

Als sie später am Abend in dem stillen Zimmer des Gasthauses sich allein sah, war es ihr, nachdem sie Goethe gesehen, als ob sie jetzt erst im Geiste geboren würde.

Am nächstfolgenden Tage mußte sie mit den Ihrigen weiterreisen und als sie von Goethe liebevoll zärtlichen

Abschied nahm, forderte er sie auf, ihm recht bald und oft zu schreiben.

„Ach," antwortete sie, „Du wirst Dir viel aus meinem Gekritzel machen."

„Nein, schreibe mir nur alle Tage; es ist mir nicht zu viel," sagte er. „Ich bin freilich nicht alle Tage zum Schreiben aufgelegt. Manchmal denke ich so geschwind, daß ich gar nicht schreiben kann, und die Gedanken sind so süß, daß ich gar nicht abbrechen kann, um Buchstaben zu malen."

Er geleitete sie bis an die Thür und sie sagte unterwegs: „Ich werde mir künftig vorkommen wie eine Sonnenuhr, die nur die Zeit angiebt, so lange die Sonne sie bescheint. Wenn meine Sonne mich nicht mehr anlächelt, dann wird man auch die Zeit nicht mehr an mir erkennen."

„Warte noch einen Augenblick," rief Goethe, kehrte um und holte einige beschriebene Blätter. „Das lies und behalte mich lieb," sagte er, indem er ihr die Blätter in die Hand drückte und ihr dann die Thür des Zimmers öffnete.

Bettina war nicht im Stande, zu warten, bis sie hinaus auf die Straße käme, sondern blieb noch auf der Treppe stehen, um einen Blick in die ihr mitgegebenen Blätter zu werfen.

Es waren die von Liebesgluth durchhauchten Sonette,

welche Goethe für Minna Herzlieb gedichtet, und Bettina bildete in ihrer Eitelkeit sich ein, sie selbst sei Gegenstand dieser wundervollen Gedichte, so daß sie mit dem lauten Ausruf: „Er liebt mich, er liebt mich!“ Goethe's Haus verließ.

„Wie gefällt Ihnen die kleine Brentano, lieber Riemer?“ sagte Goethe am nächstfolgenden Tage zu seinem Secretair, während er mit diesem nach Jena fuhr.

„Es scheint eine Dame von sehr munterem, lebhaftem Geiste zu sein,“ antwortete Riemer.

„Ach ja,“ fuhr Goethe fort, „sie ist ein geistreiches, barockes Geschöpf, welches einem die Stunden recht heiter verplaudern kann; ihr phantastisches Wesen aber thut ihrer Liebenswürdigkeit Eintrag. Lieben, so recht was man leidenschaftlich lieben nennt, könnte ich ein solches Frauenzimmer nie, wohl aber von ganzer Seele bewundern. Sie ist mir nicht weiblich zurückhaltend genug, und die Liebe nährt sich ja mehr von dem, was man ihr versagt, als von dem, was man ihr gewährt.“

Er ahnte, indem er dies sagte, nicht, daß Minna, welche jetzt unumschränkt in seinem Herzen thronte, ihm so bald entrissen werden sollte. Als dies geschehen war und der Schmerz über ihren Verlust sich in ihm allmälig abstumpfte, trat der Gedanke an die originelle Bettina wieder in den Vordergrund, und als er sich einmal in den letzten Tagen des Herbstes an die Beantwortung

mehrerer nach und nach von ihr eingelaufener Briefe machen wollte, fiel ihm plötzlich ein, daß es für seinen jetzigen Gemüthszustand vielleicht gut wäre, wenn er sie selbst da hätte und er schrieb daher:

„Ich sage nicht: Komm! Ich will nicht den kleinen Vogel aus dem Neste gestört haben, aber der Zufall würde mir nicht unwillkommen sein, welcher Sturm und Gewitter benutzte, um ihn glücklich unter mein Dach zu bringen."

Mehr bedurfte es nicht, um Bettina zum sofortigen Aufbruch zu veranlassen, und schon in der ersten Woche des November langte sie mit ihrem Bruder Clemens und ihrer Schwester Melina wieder in Weimar an, wo sie ihr Absteigequartier abermals im Gasthof zum Elephanten nahm.

2.

Mißhelligkeiten.

Gleich nach ihrer Ankunft verfehlte Bettina natürlich nicht, Goethe durch ein Billet davon in Kenntniß zu setzen. Dieses traf ihn jedoch nicht zu Hause und der Abend verging, ohne daß sie eine Gegennachricht bekam.

Ihre Geschwister legten sich zu Bett, sie selbst aber warf sich unmuthig auf das Sopha und beobachtete, ihren Gedanken nachhängend, den wie ein großer runder Mond

an der Decke spielenden Schein der Nachtlampe, als plötzlich noch — es war gegen Mitternacht — Goethe eintrat, um sie willkommen zu heißen.

Hocherfreut sprang sie auf und nachdem sie sich gegenseitig begrüßt, wünschte er ihr gute Nacht und entfernte sich wieder.

Am nächstfolgenden Morgen war sie bei guter Zeit bei ihm und trieb es in ihrer barocken Weise den ganzen Tag so toll mit ihm, daß ihre unaufhörlichen Liebesversicherungen und ihre ungestümen Liebkosungen ihn förmlich ermüdeten. Er fing schon an, zu bereuen, daß er diesen Besuch veranlaßt, und zu fürchten, daß er sich durch denselben, wie man zu sagen pflegt, eine Ruthe aufgebunden, besonders da seine Frau, obschon an mancherlei Ausschreitungen von seiner Seite auf diesem Gebiete gewöhnt, Bettina's etwas allzu ungenirtes Benehmen ein wenig anstößig zu finden begann.

Als Bettina am nächstfolgenden Morgen sich abermals sehr zeitig einfand, schickte Goethe, unter dem Vorwande, daß er nothwendig zu arbeiten habe, sie wieder fort und beobachtete später bei Tische ein gemessen höfliches Benehmen gegen sie, während er zugleich nicht unterließ, ihrer Schwester Melina einige ausgesuchte Artigkeiten zu sagen.

Nach Tische machte er auf Bettina's Wunsch mit ihr einen Spaziergang, während dessen er sich anfangs sehr schweigsam verhielt.

Bettina, welcher dies unerträglich war, zupfte ihn endlich am Mantel und sagte:

„Mit Deinen Briefen bist Du recht sparsam. Auf zehn, die ich Dir schreibe, bekomme ich kaum einen zur Antwort, der mich aber dann allemal in so große Aufregung versetzt, daß man es mir mehrere Tage lang anmerkt."

„Aber wenn dies der Fall ist," bemerkte Goethe, „so wäre es ja am allerbesten, wenn ich Dir gar nicht schriebe."

„Rede nicht so grausam!" rief sie leidenschaftlich. „Es wäre mein größtes Unglück, wenn ich keine Briefe mehr von Dir erhielte; freilich aber, wenn Du mir nicht selbst schreiben, sondern es durch Deinen Secretair, diesen erbärmlichen Philister, thun lassen willst, so ist es mir allerdings lieber, wenn ich gar keinen Brief mehr von Dir bekomme. Ich weiß aber schon, Du liebst mich nicht so, wie ich Dich liebe."

Goethe glaubte, es sei dies der geeignete Moment, um Bettina auf das Ungehörige in ihrem Thun und Wesen aufmerksam zu machen, und er sagte in ernstem Tone:

„Ich will dem, was Du da zuletzt äußertest, nicht ganz widersprechen. Ich glaube, unsere Naturen sind zu verschieden, als daß sie jemals vollständig übereinstimmen könnten. Dein Wesen ist allzu stürmisch und Du gestattest dem Verstand nicht genug Herrschaft über Dich."

„Rede nicht immer von Verstand, Du eiskalter Mensch!“ entgegnete sie. „Wenn ich in Deiner Nähe bin, so hat mein Verstand nichts mehr zu sagen. Ich möchte die Stiege küssen, auf welcher Deine Füße auf- und absteigen. Nenne es Abgötterei, wenn Du willst, aber es ist so.“

„Glaube nicht,“ entgegnete Goethe, „daß ich gegen das Glück, von Dir geliebt zu werden, unempfindlich sei; aber so darfst Du nicht sprechen, denn Du verletzest dadurch mein Gefühl.“

Auf dem Heimwege wurden nur wenige Worte gewechselt.

Während des Nachmittags fanden sich mehrere Herren bei Goethe ein, mit welchem sie allerlei Angelegenheiten zu besprechen hatten, und Bettina sah sich daher auf die Gesellschaft der Geheimräthin angewiesen. Diese versäumte nicht, diese Gelegenheit zu benutzen, und marterte Bettina durch allerhand Stachelreden so, daß letztere es nicht mehr aushalten konnte, sondern sich in das Musikzimmer flüchtete.

Abends, wo Goethe sie zum Thee bei Frau Schoppenhauer abholte, ward sie ebenfalls von Christiane fortwährend zur Zielscheibe ihrer mitunter sehr derben Spottreden gemacht, während Goethe sich gar nicht um sie bekümmerte, sondern sich fast ausschließlich mit dem gleichfalls

anwesenden, damals erst kürzlich aus Italien zurückgekehrten Dichter Oehlenschläger unterhielt.

„Die Bettina," sagte Goethe als er aus dieser Gesellschaft wieder nach Hause zurückgekehrt war und sich seiner Gewohnheit gemäß noch ein halbes Stündchen mit seinem Secretair, der bei ihm im Hause wohnte, unterhielt, „die Bettina ist doch ein sonderbares Gewächs. Finden Sie das nicht auch, Riemer?"

„Allerdings scheint sie sehr excentrisch zu sein," antwortete Riemer. „Sie spielt die Rolle des Kindes, aber dazu ist sie doch wohl ein wenig zu alt."

„Sie steht im dreiundzwanzigsten Jahre und ihr naives Wesen möchte noch hingehen, denn dieses kann nur amüsiren; die eingebildete mystisch-phantastische Liebe aber, womit sie mich verfolgt, fängt nachgerade an mir lästig zu werden. Sie können sich denken, Riemer, daß ich hier kein Liebender bin, sondern ein Angeliebter, und ich beginne zu fürchten, daß sie mich einmal compromittiren werde. Ihr geniales, bald geistreiches, bald phantastisches Wesen ergötzt mich, ihre Liebkosungen ertrage ich eben so wie ihre Ungezogenheiten mit Gleichmuth, und da nur von einer väterlichen, nicht aber leidenschaftlichen Gegenliebe die Rede sein kann, so bleibt mir nichts übrig als ihr für so viele Artigkeit und Spaß, wie einem Kinde mit irgend einer poetischen Confitüre, wie ich sie eben zur Hand habe, einer frischen Blume, einem saftigen Stücke Obst

aus meinem Dichtergarten, einem Bildchen oder Figürchen meiner Kunst, als wäre es für sie gewachsen oder gemacht, eine schmeichelnde Gegenfreude zu machen. Dabei aber soll und muß es sein Bewenden haben."

Als der Morgen des Tages kam, wo Bettina wieder in die Heimath zurückreisen sollte, saß sie fast eine Stunde lang in Goethe's Musikzimmer auf der Diele in einer Ecke und weinte. Er war ganz nahe im Nebenzimmer, wußte aber nicht, daß sie da war, und sie weinte, wie sie in ihrem Buche selbst sagt, mit lachendem Munde, denn sie glaubte durch den grauen Nebel seiner Launen das grüne Festland seiner Liebe zu schauen.

Endlich kam er und sie sagte ihm nun noch einmal mit kurzen Worten, wie theuer und werth er ihr sei.

„Das ist schön und gut," antwortete er. „Du sollst mich auch immer lieb behalten und wirst mir immer sein und bleiben, was Du mir bist."

Als sie mit dem letzten Kusse von ihm schied, war es ihr, als müsse sie ewig an seinen Lippen hängen bleiben, und als sie dann nach einem kurzen und kalten Abschiede von der Geheimräthin unter den blätterlosen Bäumen dahin fuhr, glaubte sie an jedem Stamme sich festhalten zu müssen. Die wohlbekannten Räume schwanden aber hinweg, die geliebten Auen wichen in die Ferne und nun hatte Bettina nichts mehr als das heiße Verlangen und ihre Thränen flossen.

3.

Bettina als Frau von Arnim.

Es waren über drei Jahr vergangen, während welcher Zeit Bettina Goethe's Mutter in Frankfurt verscheiden gesehen und ihm selbst Briefe über Briefe geschrieben hatte, als er eines Tages, im März 1811, von seinem Freund, dem Componisten Zelter in Berlin, die Mittheilung erhielt, daß Bettina im Begriff stehe, sich mit dem Schriftsteller Achim von Arnim zu verheirathen.

Die Hochzeit, fügte Zelter hinzu, habe schon vor acht Tagen stattfinden sollen, sei aber nothwendigerweise verschoben worden, weil die Verlobten vergessen hätten, gewisse Kleinigkeiten zu besorgen, wie zum Beispiel sich aufbieten zu lassen, eine Wohnung zu miethen, ein Bett anzuschaffen und dergleichen mehr.

Goethe freute sich über diese Mittheilung nicht wenig, denn er hoffte nun für die Zukunft Bettina's überschwenglicher Briefschreiberei ein Ziel gesetzt zu sehen, und fühlte sich vollends ganz beruhigt, als er vierzehn Tage später die weitere Nachricht erhielt, daß Bettina's Vermählung wirklich stattgefunden habe.

Im Monat August kamen die Neuvermählten nach Weimar. Bettina hatte ihrem jetzigen Gatten vor ihrer Verlobung erklärt, daß sie sich nur dann entschließen könne,

die Seine zu werden, wenn er ihr ihre Liebe zu Goethe nie zum Vorwurf mache, zweitens ihr gestattete, nach Weimar zu reisen, so oft sie die Lust dazu anwandle, und drittens sich verpflichtete, bald nach der Hochzeit mit ihr einen Besuch bei Goethe zu machen. Achim war lachend auf diese Bedingungen eingegangen, denn er setzte voraus, daß ein zweiundsechzigjähriger Rival ihm nicht gefährlich werden könne.

Nachdem er sich daher von seiner jungen Gattin dem berühmten Dichter hatte vorstellen lassen und von diesem auf's Freundlichste aufgenommen worden war, setzte er seine Reise von Weimar weiter fort, während Bettina dablieb, um später von ihm wieder abgeholt zu werden.

Sofort nach Arnim's Entfernung begann Bettina ihren Goethe-Cultus ganz in derselben ungestümen Weise wie früher.

Eines Abends wollte sie, als sie mit ihm allein im Zimmer war, sich, wie sie früher oft zu thun gepflegt, in ihrer affektirt kindlichen Weise ihm auf's Knie setzen.

Er kam ihr jedoch zuvor, indem er aufstand und sie auf den damals am Himmel sichtbaren Kometen aufmerksam machte, dessen Andenken der Weintrinker sich jetzt noch durch eine gute Flasche Elfer zurückrufen kann.

„Ach schweig mit Deinem dummen Kometen!" rief Bettina. „Der sieht aus wie ein Drache mit einem großen

Papierschwanz, welcher von Gassenbuben an einem langen Bindfaden durch die Luft gezogen wird. Sprich lieber mit mir über unsere Liebe, das ist ein weit interessanteres Thema."

Goethe verließ jedoch, ohne auch nur ordentlich auf sie zu hören, das Zimmer, holte ein Fernrohr herbei und begann damit den Kometen zu beobachten.

Als er es auch Bettina anbot, wies sie es mit einer ungeduldigen Handbewegung zurück und sagte:

„Laß mich doch mit Deiner Astronomie ungeschoren und beantworte mir lieber eine Frage. Du bist wohl eifersüchtig auf Arnim?"

„Woraus schließest Du das?"

„Daraus, daß Du alle meine Liebkosungen so kalt zurückweisest."

„O sei unbesorgt!" antwortete Goethe lachend. „Ich gönne dem guten Arnim seine Rechte und es soll mir nie einfallen, ihm dieselben streitig zu machen. Jetzt aber schau einmal nach dem Kometen."

Er bot ihr wieder das Fernrohr, sie stieß es aber noch unsanfter als das erste Mal von sich und sagte in fast heftigem Tone:

„Du bist nicht eifersüchtig, weil Du mich nicht liebst; Du bist ein Undankbarer, der mir das Herz mit Füßen tritt."

Goethe nahm den ernst würdevollen Ton an, der

ihm, wenn er wollte, stets zu Gebote stand, und entgegnete:

„Bleibe in Deinen Schranken, Bettina! Ich habe Dir von meinem Herzen einen so großen Antheil eingeräumt als ich Dir überhaupt einräumen durfte. So wie ich Dich von jeher geliebt habe, liebe ich Dich auch jetzt noch; die Grenzlinie aber, die für mich und jeden andern Mann in meinen Verhältnissen besteht, ist scharf gezogen und ich werde niemals darüber hinausgehen."

Aber auch durch diese ernst gemessenen Worte ließ Bettina sich nicht beschwichtigen, sondern hob in immer leidenschaftlicherem Tone wieder an:

„Ich aber bin eifersüchtig, magst Du es nun sein oder nicht. Ich bin eifersüchtig auf Deine Frau, auf jenes kleine Mädchen in Jena, von welchem man mir wohl erzählt hat, auf jede Frau, mit der Du nur ein Wort sprichst, auf Deine Schauspielerinnen, auf Deine Freunde und nimmermehr werde ich —"

In diesem Augenblick ward gemeldet, daß die Tafel servirt sei, und Goethe war froh, durch diese Unterbrechung dem peinlichen Auftritt ein Ende gemacht zu sehen.

Er hatte versprochen, den nächstfolgenden Tag mit Bettina die Gemäldeausstellung zu besuchen; als sie aber zu der besprochenen Stunde kam, um ihn abzuholen, erklärte

er, er fühle sich unwohl und müsse auf das Vergnügen, sie zu begleiten, verzichten.

Zugleich machte er ihr den Vorschlag, die Ausstellung, anstatt in seiner Gesellschaft, in der seiner Frau in Augenschein zu nehmen.

„Nein, das thue ich nicht!“ entgegnete Bettina. „Wenn ich nicht mit Dir gehen kann, so gehe ich lieber gar nicht. Ich will Deine Gesellschaft genießen; an den dummen Bildern liegt mir weiter nichts.“

„Aber Du wirst meine Frau nicht auf diese Weise beleidigen wollen. Sie hat sich bereits angekleidet und wartet auf Dich. Also geh und sei artig.“

Mürrisch verließ Bettina Goethe's Zimmer und begab sich zu Christiane, die in der That schon Toilette gemacht hatte und ihr in ihrer gutmüthigen Weise, trotz des vielen Aergers, den sie schon mit ihr gehabt, freundlich entgegen kam.

Sie begaben sich sofort nach dem Ausstellungslokal, wo der Director der herzoglichen Gemäldegalerie, Meyer, sie empfing und ihnen die hervorragendsten Werke der Ausstellung zeigte und erklärte.

Meyer konnte Bettina wegen ihres affectirten, unangenehmen Wesens schon längst nicht leiden und als sie jetzt ihrem Verdruß darüber, daß sie mit Christianen fürlieb nehmen müssen, durch allerhand wegwerfende Bemerkungen über das, was er sagte, Luft machte, lief auch ihm

die Galle über und er sprach sich über die Frauen, welche ihren Beruf verfehlen und durch ihr excentrisches Wesen nur eine Plage für ihre Mitmenschen sind, auf eine Weise aus, welche Bettina bewog, sofort das Ausstellungslokal zu verlassen und auf die Straße hinaus zu eilen.

Die Geheimräthin, welche selbst der Meinung war, daß Meyer sich etwas zu stark ausgesprochen, folgte der Erzürnten, um sie zu begütigen.

„Aber, liebe Bettina," sagte sie als sie die Erzürnte eingeholt hatte, „wie können Sie nur gleich so fortlaufen? Der Meyer meinte es ja gar nicht so bös."

„Ihr Meyer," antwortete Bettina, „ist ein grober Flegel, mit dem ich nie wieder ein Wort spreche. Glauben Sie denn, ich hätte seine boshaften Anspielungen nicht verstanden? Mir braucht Niemand mit dem Scheunenthor zu winken."

„Aber ich bitte Sie, Bettina, der Meyer ist ein guter Freund des Geheimraths, der ihn sehr gut leiden kann und gern zu Tische bittet. Wie soll das da werden, wenn Sie mit ihm bei uns zusammentreffen?"

„Mit diesem Kerl," rief Bettina immer hitziger werdend, „setze ich mich ganz bestimmt nicht an einen Tisch, und ich werde Goethe sagen, daß er ihn, so lange ich hier bin, nicht wieder einladen soll."

„Auf dieses Verlangen wird der Geheimrath ganz ge-

wiß nimmermehr eingehen, und übrigens ist der Meyer auch schon für morgen wieder eingeladen."

„Wie, Sie meinen, Goethe werde meinen Wunsch nicht erfüllen? Nun freilich, ich habe auch schon an ihm bemerkt, daß ihm meine Gesellschaft nicht mehr so angenehm ist wie früher. Möge er denn mit diesem elenden Tellerlecker kohlen, denn er fängt an alt und kindisch zu werden, und eine solche Unterhaltung paßt vielleicht wirklich besser für ihn als die meinige."

„Bettina," rief Christiane, die eher alles ertragen konnte als einen Angriff auf ihren geliebten, von ihr abgöttisch verehrten Geheimrath, „nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie noch einmal so etwas sagen, so sind wir gute Freunde gewesen."

„Nun, glauben Sie denn etwa, es liege mir etwas an Ihrer Freundschaft, oder es habe mir jemals etwas daran gelegen?" entgegnete Bettina mit verächtlicher Geberde. „Wenn Sie nicht Goethe's Frau wären, so spräche ich kein Wort mit Ihnen. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann von Geist eine Person hat heirathen können, die zu ihm paßt wie die Faust auf's Auge."

Nachdem Bettina diese Worte in voller Wuth hervorgesprudelt, drehete sie sich um und rannte spornstreichs nach ihrer Wohnung.

Christiane blieb eine Weile wie betäubt stehen, dann

wankte sie, vor Zorn und Entrüstung an allen Gliedern zitternd, nach Hause und erzählte Goethe Alles, was sich so eben mit Bettina zugetragen, ausführlich, obschon ohne alle Uebertreibung.

Einer solchen hätte es auch gar nicht bedurft, um das Maß von Goethe's Abneigung gegen die ihm schon längst zur Last gewordene Bettina voll zu machen, und er benutzte begierig diese Gelegenheit, um sich des ungezogenen „Kindes" für immer zu entledigen.

Nachdem er Christiane daher ermahnt, sich die Sache weiter nicht zu Herzen zu nehmen, ergriff er die Feder und schrieb an Bettina ein kurzes Billet, in welchem er ihr den fernern Besuch seines Hauses für alle Zukunft untersagte und alle zeither zwischen ihnen bestandenen freundschaftlichen Beziehungen für abgebrochen erklärte.

Als Bettina dieses Billet erhielt, glaubte sie vom Schlage getroffen zu werden. Wohl hatte sie erwartet, daß Goethe sie wegen ihres Benehmens gegen Meyer und gegen seine Frau in's Gebet nehmen und tüchtig ausschelten werde; daß er ihr aber ohne Weiteres das Haus verbieten und die Freundschaft aufkündigen würde, das hatte sie nicht geglaubt.

In ihrem Dünkel meinte sie, daß er, wenn er auch jetzt bedeutend kälter als sonst gegen sie geworden, sie doch jedenfalls lieber habe als Christiane und um dieser willen nicht mit ihr brechen werde.

Jetzt sah sie nun freilich ein, daß sie sich geirrt, und um das Unheil wieder gut zu machen, begab sie sich eiligst nach der vom Gasthof zum Elephanten kaum zweihundert Schritt entfernten Wohnung Goethe's. In dieser angelangt, stürmte sie unaufhaltsam die Treppe hinauf und stand plötzlich vor ihm.

„Was soll das heißen?" rief er, als er sie erblickte. „Ich habe Dir geschrieben, daß Du mir nicht wieder über die Schwelle kommen sollst. Was willst Du noch hier?"

„Aber, Goethe!" stammelte sie, „Freund! Geliebter! Abgott! —"

„Schweig mit diesen Redensarten, deren ich schon längst überdrüssig bin!" unterbrach Goethe sie mit stolz zürnender Geberde. „Hoffe nicht, mich durch irgend etwas, was Du sagen könntest, andern Sinnes zu machen. Es bleibt bei dem, was ich geschrieben. Wir sind geschiedene Leute und haben fortan nichts mehr mit einander zu schaffen. Leb wohl."

Mit diesen Worten kehrte er ihr den Rücken zu. Sie sah ein, daß Alles verloren war, und verließ stumm und ohne ein Wort zu sagen das Haus.

* * *

Vierzehn Jahre waren auf dem Strom der Zeit in das Meer der Ewigkeit entrauscht und Goethe hatte eben sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert, als Bettina eines schönen Tages plötzlich wieder in Goethe's Haus erschien und, dem Kammerdiener, der sie anmelden wollte, nacheilend, ihn überholte und eher als er in Goethe's Zimmer trat.

Der Dichtergreis, jetzt in seinem sechsundsiebzigsten Lebensjahre stehend, machte eine Geberde, welche verrieth, daß er sich durchaus nicht angenehm überrascht fand, und fragte:

„Wen habe ich die Ehre zu sprechen?"

„Wie! Du kennst mich wohl gar nicht mehr?" rief Bettina in vorwurfsvollem Tone. „Ich bin ja Bettina."

„Ah, Sie sind es, Frau von Arnim," antwortete Goethe, indem er sich ceremoniös erhob.

„Was! Du nennst mich Frau von Arnim?" fuhr Bettina fort, indem sie mit der Miene gekränkter Liebe zurücktrat. „Wie kannst Du Dich so fremd gegen mich stellen? Beleidige mich doch nicht auf diese Weise, sondern nenne mich Bettina und Du wie sonst!"

Goethe sah ein, daß er ihr mit ihrem unverwüstlichen Ungestüm den Willen thun müsse, und er nannte sie wieder Du, setzte sich mit ihr auf's Sopha und erkundigte

sich nach ihrem Befinden, nach ihren Erlebnissen seit der Zeit, wo sie einander nicht gesehen, und so weiter.

Sie erzählte ihm zur Antwort hierauf, sie wohne jetzt bald in Berlin, bald auf ihrem Gute Wiepersdorf, bald da, bald dort bei ihren Verwandten, ihr Mann schreibe fleißig Gedichte und Novellen, und sie habe nicht weniger als sieben Kinder, mit denen sie sich aber so wenig als möglich befasse, weil sie durch das Gesellschaftsleben so wie durch ihre schriftstellerischen und andern Arbeiten vollauf anderweit in Anspruch genommen werde.

Goethe klingelte seinem Diener und befahl ihm dann, seiner Schwiegertochter zu melden, daß er ihr eine Dame vorzustellen habe.

Bettina wollte hiervon durchaus nichts wissen und erklärte, sie sei blos um seinetwillen gekommen; Goethe aber entgegnete, daß er nicht umhin könne, die Gebote der Schicklichkeit zu erfüllen.

Demgemäß mußte sie sich mit ihm in das Zimmer seiner Schwiegertochter verfügen und sich derselben vorstellen lassen.

Dies und Goethe's ganzes Benehmen behagte ihr so wenig, daß sie ihren Aufenthalt in Weimar, den sie anfangs auf mehrere Wochen auszudehnen beabsichtigt, auf blos einige Tage beschränkte, und, nachdem sie Goethe noch einen von ihr modellirten Entwurf zu einem Monu-

ment für ihn überreicht, in ihren Erwartungen getäuſcht, nach Berlin zurückkehrte.

Sieben Jahre ſpäter, am 14. März 1832, acht Tage vor dem Tode Goethe's, machte Bettina's älteſter Sohn einen Beſuch bei ihm und war der letzte Fremde, welchen der greiſe Dichterfürſt empfing.

XV.

Die zwei Letzten:

Ulrike von Lewezow

und

Marie Sczymanowska.

„Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von dieſem Blick nicht ſcheiden.“
Göthe.

1.

Ulrike von Lewezow.

Im zweiten Jahre nach Chriſtianens Tode heirathete ihr Sohn Auguſt, welcher kurz zuvor zum großherzoglichen Kammerrath ernannt worden, die geiſtreiche liebenswürdige Ottilie von Pogwitſch, eine der glänzendſten Zierden des Hofes von Weimar.

Er bewohnte mit ihr das Haus ſeines Vaters, in welches nun ein neues Leben einzog, beſonders als Ottilie in den nächſtfolgenden Jahren ihren Schwiegervater mit zwei muntern Enkeln beſchenkte. Er ſtellte ſie an die Spitze ſeines Hausweſens, welches von nun an erſt vollſtändig auf den ſeinem hohen Rang angemeſſenen Fuß kam.

Im Sommer des Jahres 1822 verlebte er, wie er ſchon in früheren Jahren gethan, einige Monate in Marienbad.

Er ſtand jetzt im vierundſiebzigſten Lebensjahre, aber

ſeine hohe kräftige Geſtalt, ſeine gerade, ſtolze Haltung, ſein braunes Antlitz mit den blitzenden Adleraugen, die mit Orden bedeckte Bruſt — alles dies verlieh ihm etwas ſo Imponirendes, daß man ihn wie das Ideal eines greiſen Monarchen betrachten konnte.

Unter der Zahl der Badegäſte befand ſich auch eine Frau von Lewezow, geborne von Bröſigke, mit ihren drei Töchtern. Die beiden jüngſten waren die eine an den Bruder des damaligen preußiſchen Kriegsminiſters, den Platzmajor von Rauch in Potsdam, und die andere mit einem ungariſchen Offizier, Baron von Madak, verlobt.

Ulrike, die älteſte, hatte ſich bei der Ankunft in Marienbad in ſo hoffnungslos krankem Zuſtande befunden, daß man gefürchtet hatte, ſie werde Marienbad nicht lebendig wieder verlaſſen.

Wider alles Erwarten hatte jedoch der Wechſel der Luft und des Aufenthalts ſo wohlthätig auf die Kranke eingewirkt, daß ſie, obſchon noch ſehr bleich und matt, doch als gerettet und auf dem beſten Wege zur Geneſung betrachtet werden konnte.

Ihre ruhige, ſanfte, edle Schönheit machte auf das ewig jugendliche Herz des greiſen Dichterfürſten einen ſo gewaltigen Eindruck, daß er ſich unwiderſtehlich angezogen fühlte und die erſte Gelegenheit benutzte, die ſich ihm darbot, ſich dieſen Damen vorſtellen zu laſſen.

Frau von Lewezow und ihre Töchter fühlten ſich durch

die Aufmerksamkeit des berühmten Mannes nicht wenig geschmeichelt, und die zweiundzwanzigjährige Ulrike schien eine Zwischenkluft von zweiundfünfzig Lebensjahren für unbedeutend zu halten, denn sie nahm die Huldigungen, welche Goethe ihr bei jeder Gelegenheit brachte, in so ermuthigender Weise auf, daß er sich dadurch veranlaßt sah, den einmal betretenen Weg weiter zu verfolgen.

Die Lage seiner Wohnung kam ihm hierbei trefflich zu statten. Der Weg nach der Promenade führte daran vorbei und so oft Goethe die Damen vorüberkommen sah, eilte er ihnen nach und begleitete sie auf ihrem Spaziergange, dem sich bald auch einige andere Herren anschlossen, welche Cavalierdienste bei der Mutter und den zwei jüngern Schwestern übernahmen, so daß Goethe dadurch in den Stand gesetzt ward, sich ausschließlich der bleichen, magisch-schönen Ulrike zu widmen.

Diese fühlte ihrerseits, wie er ihrem Herzen immer theurer ward, obschon sie es vermied, sich darüber gegen ihre Mutter oder ihre Schwestern zu äußern. Andere Vertraute hatte sie nicht und sie sah, um dem oft übervollen Herzen einigermaßen Luft zu machen, kein anderes Auskunftsmittel, als ihre Gedanken schriftlich auszuströmen.

Sie that dies in den einsamen stillen Stunden der Nacht, wenn sie allein und unbeobachtet war; schloß aber,

um sich nicht zu verrathen, stets damit, daß sie das Niedergeschriebene wieder vernichtete.

Trotzdem war es bald ein öffentliches Geheimniß, daß zwischen Ulrike und Goethe ein ernstes Liebesverhältniß bestehe, und man glaubte sich zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, als er nach einigen Wochen, nachdem Ulrikens Genesung immer erfreulichere Fortschritte gemacht, ihr zu Ehren einen Ausflug in das Gebirge veranstaltete, wobei er nichts versäumte, was dazu dienen konnte, seiner Neigung Ausdruck zu geben.

Die Damen, welche dieser Partie beiwohnten, ritten auf Eseln und der, welcher bestimmt war, Ulrikens süße Last zu tragen, war mit einem prachtvollen rothsammetnen Sattel und silbernen Steigbügeln ausgestattet. Dabei ging der liebende Greis während des ganzen Weges neben ihr her und hielt, wie ermüdend auch dieser Dienst war, fortwährend den ausgespannten Schirm über sie, um ihr holdes bleiches Antlitz vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen.

An dem Ziele des Ausflugs angelangt, setzte man sich zu der im Freien aufgetragenen köstlichen Mahlzeit nieder und machte dann auf dem in der Nähe befindlichen See eine Wasserfahrt.

Goethe hatte dazu Kähne besorgen lassen, welche so klein waren, daß nicht mehr als zwei Personen in jedem derselben Platz hatten, und der, welchen er für sich und

seine Angebetete bestimmt, war mit einem grünsammetnen Baldachin, Vorhängen mit goldenen Schnüren und Quasten und weichgepolsterten Sitzen versehen.

Als Goethe mit Ulrike in diesem Kahne Platz nahm, setzte er ihr, nachdem er ihr den breiten Strohhut von dem üppigen seidenen Haar genommen, einen bereitgehaltenen Kranz von blauen Kornblumen auf, und fuhr dann mit ihr wie in einem Admiralschiffe an den übrigen Kähnen vorüber, welche mittlerweile einen länglichen Kreis formirt hatten.

In der Mitte dieses Kreises lag ein größeres Fahrzeug, welches mit Musikanten und Sängern besetzt war, die abwechselnd muntere Weisen und Lieder ertönen ließen. Nach Beendung der Wasserfahrt stieg man wieder ans Land, um den Kaffee zu trinken, und Ulrike nahm mit Goethe an einem Tische Platz, während sie auf seine Bitte den Kornblumenkranz immer noch aufbehielt.

Ein heranziehendes und auch wirklich zum Ausbruch kommendes Gewitter nöthigte die Gesellschaft, in dem Hause Schutz zu suchen, und Goethe erhielt dabei Gelegenheit, in dem allgemeinen Gesumm und Gewirr, wo man weniger auf ihn achtete, mit Ulrike einige Worte zu wechseln, die ihn immer mehr mit der Ueberzeugung erfüllten, daß sie ihn wirklich liebe.

Als das Gewitter vorüber war, machte man sich wieder

auf den Heimweg, welcher in derſelben Weiſe erfolgte, wie der Auszug.

Die Damen beſtiegen wieder ihre vierfüßigen Träger und Goethe ſchritt wieder neben Ulrike her, obſchon er jetzt, in der Abenddämmerung, ſeinen Arm nicht mehr durch das Halten des Sonnenſchirms zu ermüden brauchte.

Als man zu Hauſe wieder anlangte, hob Goethe die matt erröthende Ulrike von ihrem Thiere herab, und als ſie von einander für dieſen Abend ſchieden, waren ſie von dem beſeligenden Bewußtſein erfüllt, daß keins eine unerwiederte Liebe im Herzen trage.

Frau von Lewezow, welche die ſteigende Zuneigung ihrer Tochter zu dem greiſen Dichterfürſten ſehr wohl bemerkt und mit ſteter Aufmerkſamkeit beobachtet hatte, ſah ein, daß es nun die höchſte Zeit ſei, ein ernſtes Wort mit Ulrike zu ſprechen.

Sie that dies ſchon am Morgen nach dem Tage, wo der beſchriebene Ausflug nach dem Gebirge ſtattgefunden. Sie hob dabei, als ihre Tochter bemerkte, daß Goethe wirklich ernſte Abſichten auf ihre Hand zu haben ſchiene, hervor, daß ſelbſt in dieſem Falle ſie kaum dazu rathen könne, ihn in ſeiner Bewerbung zu ermuthigen.

„Aber, liebe Mutter," entgegnete Ulrike, „aus welchem Grunde könnte es Dir widerſtreben, mich als die Gattin des weltberühmten Dichters Goethe, des erſten Miniſters eines zwar kleinen, aber durch ſeine Intelligenz

ausgezeichneten Landes, des vertrauten Freundes eines edlen Fürsten, des Mannes von Rang und Genie zu sehen?“

„Handelte es sich blos um den Minister und Fürstenfreund,“ entgegnete Frau von Lewezow, „so würde ich der Bewerbung dieses Mannes unbedingt das Wort reden. Der Unterschied der Jahre ist zwar ein großer, würde aber durch die außergewöhnlichen Eigenschaften, welche diesen Mann vor so vielen andern auszeichnen, mehr als aufgewogen werden.“

„Nun?“ fragte Ulrike gespannt, als ihre Mutter eine Pause machte.

„Der Dichter,“ fuhr Frau von Lewezow fort, „der Dichter ist es, was mich an Goethe stört und ihn, selbst wenn der Unterschied der Jahre nicht vorhanden wäre, als keine wünschenswerthe Partie für meine Tochter erscheinen lassen würde.“

„Aber warum?“ fragte Ulrike wieder an allen Gliedern bebend.

„Ein Dichter,“ hob Frau von Lewezow wieder an, „ist nicht ein Mann wie ein anderer, und man muß bei ihm Vieles als eine vom Genie unzertrennliche Ausschreitung betrachten, was bei einem andern unter keiner Bedingung zu entschuldigen wäre. Auch bei Herrn von Goethe würde dies der Fall sein. Die Geschichte seines vergangenen Lebens lehrt, daß er gerade den Frauen gegenüber oft Ansichten und Grundsätze bethätigt hat, mit welchen

wir selbst uns nimmermehr einverstanden erklären können, und ich fürchte sehr, daß auch Dir, trotz Deiner Jugend, dasselbe Schicksal beschieden sein würde wie Denen, welche früher seine Liebe besessen haben. Das bitte ich Dich wohl zu bedenken."

Ulrike war nicht blos ein liebevoll schwärmerisches Gemüth, sondern auch eine zärtliche, gehorsame Tochter, und sie nahm sich die ernsten Worte, welche ihre Mutter gesprochen, zu Herzen.

Als sie wieder mit Goethe zusammentraf, zeigte sie sich bedeutend zurückhaltender als zeither, und als er, dadurch stutzig gemacht, nachdrücklicher mit der Sprache herausging und sie aufforderte, ein Gleiches zu thun, erklärte sie, daß seine Worte sie mit Freude und Stolz erfüllten, daß es ihr aber nicht möglich sei, darauf zu antworten.

Gerade als sie in ihren gegenseitigen Erklärungen so weit gediehen waren, wurden sie in ihrem Zwiesprach gestört und fanden in den nächsten Stunden keine Gelegenheit, denselben fortzusetzen.

Goethe war im höchsten Grade betroffen. Der morgende Tag sollte der seiner Abreise sein und er hatte sich vorgenommen, heute noch mit einer förmlichen Bewerbung um Ulrikens Hand hervorzutreten, wußte aber nun, nachdem Ulrike sich so gezeigt, wie sie so eben gethan, nicht, ob er nicht dadurch seinem Stolze eine schmerzliche Demüthigung bereiten würde.

Als er gegen Abend seine Wohnung wieder verließ, geschah es, um einige Abschiedsbesuche zu machen.

Frau von Lewezow und ihre Töchter waren, als er zu ihnen kam, sehr erstaunt über seine bevorstehende Abreise, denn sie hatten dieselbe nicht so nahe geglaubt.

Er bat um die Erlaubniß, den Damen zuweilen schreiben zu dürfen, und man entgegnete ihm, daß man dies als einen Beweis von fortdauernder Freundschaft betrachten würde.

Später machte man noch einen Mondscheinspaziergang, auf welchem Goethe aber wegen fortwährender Nähe der übrigen Personen abermals nicht viel Gelegenheit erhielt, ein Wort mit Ulrike so zu wechseln, daß die Uebrigen es nicht auch gehört hätten.

Als er auf dem Rückwege an der Wohnung der Damen von denselben insgesammt Abschied nahm, fühlte er, als er Ulriken die Hand küßte, daß dieselbe fieberhaft zitterte.

Als am nächstfolgenden Morgen bei Tagesanbruch sein Wagen aus dem Badeort hinausrollte, blickte er noch einmal im Vorüberfahren zu Ulrikens Fenster empor, denn er hatte gehofft, daß sie sich an demselben zeigen und ihm einen Scheidegruß zuwinken würde.

Sie war aber nicht sichtbar. Trotzdem war er unfähig, sich auf der langen Heimreise mit etwas Anderem als mit dem Gedanken an sie zu beschäftigen, und so verfaßte er denn unterwegs jenes unter dem Titel „Trilogie der

Leidenschaft“ oder auch „Marienbader Elegie“ bekannte wunderherrliche Gedicht, durch welches Ulrikens Name eben so wie der Aller, die zu Goethe in nähern Beziehungen gestanden, unsterblich geworden ist.

In Weimar hatte sich natürlich schon lange vor seiner Rückkunft die Kunde verbreitet, daß er im Begriff stehe, sich wieder und zwar mit einer noch jugendlichen Dame zu vermählen.

Auch seiner Schwiegertochter war dieses Gerücht zu Ohren gekommen; mit dem ihr eigenthümlichen feinen Takte aber vermied sie, darauf auch nur hinzudeuten, geschweige denn deshalb eine directe Frage an ihn zu stellen.

Sie wußte recht wohl, daß gerade die Scheu, ihr hierüber eine Eröffnung zu machen, ihn abhalten würde, dem ganzen Plan überhaupt weitere Folge zu geben — einem Plane, der in seinem Hauswesen, in seinem Zusammenleben mit Sohn, Schwiegertochter und Enkeln und in seiner ganzen Lebensweise eine vollständige und in seinem Alter vielleicht sehr bedenkliche Umwälzung herbeigeführt haben würde.

Diese Erwägung gewann dann endlich auch die Oberhand und so oft sein Herz ihn auch drängte, an Ulrike zu schreiben und sie zu bitten, die Seine zu werden, so ward es doch sofort von dem kalten Verstande besiegt, und er ergab sich endlich darein, sie, die seinen Augen so schön

erſchien wie der Himmel, auch als eben ſo unerreichbar wie dieſer zu betrachten.

2.

Marie Szymanowska.

Während Goethe in Marienbad weilte und nur für Ulrike von Lewezow Augen hatte, war es ihm, ohne daß er ſelbſt etwas davon bemerkt, gelungen, auch noch ein zweites weibliches Herz mit Bewunderung und Liebe zu erfüllen.

Dieſes Herz gehörte der ſchönen Marie Szymanowska, einer Polin, welche als Klaviervirtuoſin großes Aufſehen machte und deren ganze Erſcheinung vollkommen geeignet war, ſelbſt die jugendlichſten Männerherzen zu erobern. Ihre mittelgroße, ſchlanke und dabei doch üppige Geſtalt, das volle ſchwarzglänzende Haar, die Gluth des dunklen Auges, die feingeformte Naſe, der verführeriſche Mund — alles dies bildete ein Ganzes, deſſen Beſitz jeden Mann, wenn auch nur vorübergehend, beglückt haben würde.

So lange Ulrike von Lewezow im Vordergrunde ſtand und Goethe's Aufmerkſamkeit ausſchließlich in Anſpruch nahm, hatte ſie nicht gewagt, ſich auf andere Weiſe bemerkbar zu machen als durch ihr wundervolles Pianoſpiel. Dieſes hatte auch auf Goethe ſeinen Eindruck nicht ver-

fehlt; er hatte ihr die schmeichelhaftesten Komplimente darüber gemacht und sie aufgefordert, gelegentlich einmal nach Weimar zu kommen; aber damit hatte sie sich begnügen müssen.

Als sie jedoch später hörte, daß die Gerüchte hinsichtlich einer Vermählung Goethe's mit Ulrike gänzlich wieder verstummt seien, machte sie sich auf und reiste, sich auf die von Goethe an sie ergangene Aufforderung stützend, nach Weimar.

Goethe war, als sie ihm ihren Besuch machte, sehr erfreut, sie zu sehen.

Er wußte, daß sie mit der Familie Lewezow auf sehr vertrautem Fuße stand und daß sie seine Annäherung an Ulrike von Anbeginn mit stets aufmerksamem Blick verfolgt hatte.

Aus diesem Grunde glaubte er sich für die Trennung von Ottilie durch den Genuß entschädigen zu können, den ihm die Unterhaltung über sie mit einer so vertrauten Freundin bereiten mußte.

Er ahnte nicht, daß er, wenn er von Ulrike und seiner Liebe zu ihr sprach, der schönen Polin die furchtbarste Qual verursachte, denn sie liebte ihn selbst mit aller Gluth ihres ungestümen Herzens.

Dennoch und wie oft er sie auch zu sich einlud, um sich mit ihr zu unterhalten und sich an ihrem meisterhaften Spiel zu ergötzen, konnte sie nicht bemerken, daß er

in ihr etwas Anderes sähe als eine angenehme Gesellschafterin und treffliche Virtuosin. Sie fand es daher für sich ebenfalls geboten, innerhalb der Schranken zu bleiben, welche das Gesellschaftsleben für Personen gezogen hat, die einander nicht als Liebende gegenüber stehen.

Sie sah ein, daß ihre Neigung hoffnungslos sei, daß sie von ihm scheiden müsse, ohne dieselbe erwiedert zu sehen; aber sie wollte nicht scheiden, ohne sie ihm gestanden und sich dadurch die Gewißheit verschafft zu haben, daß er sich künftig wenigstens in Gedanken mehr mit ihr beschäftigen würde, als der Fall wäre, wenn sie ihm ihre Liebe nicht gestünde.

Es dauerte nicht lange, so bot die erwünschte Gelegenheit sich hierzu dar.

Goethe, welcher auch Andern durch Madame Szymanowska's musikalisches Talent einen Genuß bereiten wollte, lud eine Anzahl seiner Bekannten zu einem großen Thee ein, welcher durch die Kunstleistungen der Virtuosin verherrlicht werden sollte.

Die eingeladene Gesellschaft bestand aus dem Kanzler von Müller, August von Goethe und dessen Gemahlin, dem Regierungsrath Schmidt, mehrern Herren und Damen vom Hofe, dem Gemäldegaleriedirector Meyer, dem Secretair Riemer, Goethe's neuestem Schützling Eckermann, und einigen Ausländern.

Als der Thee vorüber war, ward Marie Szymanowska von Goethe selbst an den Flügel geführt.

Sie war schwarz gekleidet und ihre ganze Erscheinung eben so einfach als edel. Gleich die erste freie Passage, mit welcher sie die Finger über die Tasten laufen ließ, verrieth die Meisterin, und als sie unmittelbar darauf wirklich zu spielen anfing schien sie sich von der Gesellschaft vollständig zu isoliren, denn sie blickte weder links noch rechts und ihr immer bleicher werdendes edles Antlitz gewann endlich einen geradezu starren Ausdruck, als ob es aus Marmor gemeißelt wäre.

Nachdem sie einige ältere klassische Compositionen vorgetragen, machte sie eine kurze Pause, während welcher die Gesellschaft unter einander wetteiferte, der Künstlerin Beifall und Dank zu zollen.

Diese Kundgebungen schienen jedoch keinerlei Eindruck auf sie zu machen, denn sie verharrte in ihrer starren Unbeweglichkeit und begann dann, nachdem sie die Hände einige Minuten ruhen gelassen, eine freie Phantasie, die, als sie zu Ende war, einen in diesen Räumen noch nie dagewesenen Ausbruch von Enthusiasmus zur Folge hatte.

Die Virtuosin erhob sich, man drängte sich um sie, aber sie gab durch eine Handbewegung zu verstehen, daß man ihr Raum machen möge, und wankte in ein nur matt erleuchtetes Nebenzimmer.

„Man lasse sie," sagte Goethe. „Sie liebt diese stürmischen Beifallsbezeugungen nicht. Man lasse sie ungestört sich erholen."

Einer der Gäste, ein kunstgeübter Dilettant, setzte sich an das Instrument und trug eine Bethoven'sche Sonate vor.

Während die Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit diesem Vortrage zuwendete, schlich Goethe, der schon in der Nähe der Thür des Nebenzimmers gestanden, in dasselbe hinein, um zu sehen, was die Virtuosin mache.

Da er sie im ersten Nebenzimmer nicht fand, so ging er durch die offenstehenden Thüren in das zweite, welches noch weniger erleuchtet war als das erste.

Hier saß Marie Szymanowska in einer Sophaecke, und als er sich näherte, hörte er, daß sie weinte.

„Ihr himmlisches Spiel hat Ihre Nerven allzu sehr angegriffen," sagte er, „Sie dürfen sich nicht zu viel zumuthen, theure Freundin. Man muß auch in dem Genuß, welchen man Andern bereitet, Maß und Ziel zu halten wissen."

„Den man Andern bereitet?" wiederholte Marie Szymanowska, indem sie ihr thränenfeuchtes Antlitz emporrichtete. „Was frage ich nach Andern? Nur Einen giebt es, nach dessen Beifall ich geize und für den ich mit Freuden alles opfern würde, was ich habe und bin, obschon ich weiß, daß sein Auge mich mit vernichtender Gleichgül-

tigkeit betrachtet, daß sein Herz einer Andern gehört und daß es mir niemals vergönnt sein wird, auch nur den kleinsten Antheil davon mein zu nennen."

„Und wer ist dieser Glückliche?" fragte Goethe, von einer unheimlichen Ahnung durchschauert.

„Wer soll es anders sein als Du!" rief Marie, indem sie aufsprang, den erstaunten Greis leidenschaftlich mit ihren Armen umschlang und einen feurigen Kuß auf seine Lippen drückte. „Wer anders als Du, Abgott meiner Seele, den ich mit jeder Faser meines Herzens liebe, den ich geliebt, noch ehe ich ihn gesehen, und der nun, nachdem ich dieses Glücks theilhaftig geworden, mein ganzes Sein erfüllt! — So, nun hast Du mein Geständniß."

Goethe war so überrascht und bestürzt, daß seine dem Geiste sonst so gehorsame Zunge ihm den Dienst versagte. Ehe er noch zu Worte kommen konnte, hatte die Virtuosin die Spuren ihrer Thränen aus ihrem Antlitz hinweggetilgt. Dann ergriff sie seinen Arm und sagte in so ruhigem Tone, als ob nicht der mindeste ungewöhnliche Auftritt zwischen ihnen stattgefunden hätte:

„Kommen Sie, Excellenz, und lassen Sie uns zu der übrigen Gesellschaft zurückkehren."

Goethe begab sich wie ein Träumender an ihrer Seite in den Salon zurück und war froh, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft von der Leistung des Vortragenden noch so in Anspruch genommen zu sehen, daß von seinem und

Marie Szymanowska's Wiedererscheinen weiter keine Notiz genommen ward.

Nicht lange nach Beendung dieses letzten musikalischen Vortrags schlug es Zehn und die ganze Gesellschaft erhob sich, der in Goethe's Hause feststehenden Regel gemäß, um ihn ungestörter Ruhe zu überlassen.

Einige Tage später verließ die schöne Polin Weimar, ohne wieder eine Unterredung mit Goethe unter vier Augen gehabt zu haben, denn obschon sie in dieser Zeit noch einige Mal bei ihm gewesen, hatte er doch jedes tête-à-tête geflissentlich vermieden.

Nachwort.

Mit Marie Szymanowska haben wir Goethe bis zur letzten Station seines Liebelebens begleitet, und es bleibt uns, um der vorgeführten Reihe von Bildern einen würdigen Abschluß zu geben, nur noch übrig, das Ende seines irdischen Lebens überhaupt mit kurzen Worten unsern Lesern zu schildern.

Fast Alle, die seinem Herzen und seinem Thun nahe gestanden, waren, obschon sie zum Theil ein hohes Alter erreicht, vor ihm dahingegangen, von wo Keiner wieder zurückkehrt.

Sein Vater, seine Mutter, seine Schwester, Friederike von Sesenheim, Lili, Charlotte von Stein, die treue Christiane, Schiller, Herder, Wieland, die Herzoginnen Amalie und Louise, sein fürstlicher Freund Karl August und so viele Andere waren, manche darunter schon seit vielen, vielen Jahren, nicht mehr.

Abgesehen hiervon hatte er als achtzigjähriger Greis den Schmerz, seinen eigenen einzigen Sohn zu verlieren, der in Rom, wohin er sich zur Herstellung seiner Gesundheit begeben, der Krankheit erlag, die schon lange an ihm genagt.

Nun war auch die Zeit seines eigenen Abscheidens nahe.

Als am 16. März des Jahres 1832 sein Enkel Wolfgang, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, in das Schlafzimmer seines Großvaters trat, um ihn zum Frühstück zu rufen, fand er ihn noch im Bett, weil er sich am Tage vorher durch einen Spaziergang im Garten, nachdem er sich unmittelbar vorher im heißen Zimmer befunden, eine heftige Erkältung zugezogen hatte.

Sein schnell herbeigerufener Arzt, Hofrath Dr. Vogel, fand, daß er Fieber hatte, und es gelang ihm, dasselbe durch Anwendung geeigneter Mittel wieder in so weit zu mindern, daß der Patient gegen Abend aufstehen konnte und sich sogar sehr gesprächig und heiter zeigte.

Den nächstfolgenden Tag war seine Besserung so weit vorgeschritten, daß er einen langen Brief an Wilhelm von Humboldt dictiren konnte, und man die Gefahr für vollständig beseitigt hielt.

Auch der 18. März ging ganz leidlich vorüber, in der Nacht vom 19. zum 20. jedoch erwachte Goethe, der bis Mitternacht sehr sanft und gut geschlafen, in Folge heftiger, schmerzhafter Brustbeklemmung, während er zugleich fühlte, daß seine Hände und Füße eiskalt waren. Dennoch hielt er selbst diesen Zustand für weiter nicht gefährlich und ließ daher weder seine Familie noch seinen Arzt wecken.

Als man am Morgen nach ihm sah, zeigte sich, daß eine Verschlimmerung eingetreten war, welche einen raschen, unheilvollen Verlauf nehmen zu wollen schien. Von heftigem Frost geschüttelt, empfand er zugleich so quälenden Brustschmerz, daß er laut stöhnte und sich unruhig im Bett hin und her warf. Seine zeither immer muntere Gesichtsfarbe hatte sich in ein unheimliches Fahl verwandelt, die Augen blickten trüb und hohl und verriethen Todesangst.

Auch diesen furchtbaren Zustand gelang es dem Arzt nach einiger Zeit zu heben, und da der Schmerz durch das Liegen herbeigeführt worden zu sein schien, so brachte man den Kranken aus dem Bett und ließ ihn in dem daneben stehenden bequemen Lehnstuhl Platz nehmen.

Als der Abend kam, ward er noch einmal vollständig ruhig und unterhielt sich umständlich und mit vollem Bewußtsein über Dinge des alltäglichen Lebens.

Man berichtete ihm, daß seine Verwendung für einen jungen Künstler von gutem Erfolg begleitet gewesen sei, und dann fragte er, ob die Anweisung auf die Unterstützung, welche er einer jungen einheimischen Künstlerin ausgewirkt, für die er sich interessirte, ausgefertigt sei. Man legte ihm das Papier vor und er unterzeichnete es, obschon seine zitternde Hand kaum noch die Feder zu halten vermochte. Dies war das letzte Wort, welches er schrieb.

Es waren jetzt nur sein Arzt, seine Schwiegertochter, seine Enkel, sein Copist John und sein Kammerdiener Stadelmann um ihn. Allen Andern, mochten sie sein, wer sie wollten, war der Zutritt untersagt. Man sah, daß es rasch mit ihm zu Ende ging, und man wollte ihn sein an Thätigkeit so reiches Leben in möglichster Ruhe beschließen lassen.

Am nächstfolgenden Tage waren die Schmerzen fast gehoben, dagegen zeigten sich häufige Anwandlungen von Bewußtlosigkeit. Der Kranke ließ sich ein neu erschienenes Buch über die französische Revolution bringen, dessen Lectüre er vor seinem Erkranken begonnen. Er war jedoch nicht im Stande, darin weiter zu lesen, und nachdem er ein wenig hin und her geblättert, gab er es zurück.

Nach einer Weile ließ er sich das Verzeichniß der Personen vorlegen, welche sich nach seinem Befinden erkundigt hatten. Nachdem er es aufmerksam durchgelesen, sagte er im Tone der Rührung:

„Wie viele gute Menschen doch an mir theilnehmen! Wenn ich wieder gesund bin, werde ich mich dafür dankbar zu zeigen wissen.“

Als es Abend war, mußten Alle auf seinen ausdrücklichen Wunsch zu Bette gehen. Nur sein alter Copist John durfte bei ihm bleiben, mußte sich aber ebenfalls zu Bett legen, weil er, wie Goethe sagte, der Ruhe im höchsten Grade bedürftig sei.

Vom Morgen des nächstfolgenden Tages an bis zu dem noch an demselben — es war der 22. März 1832 — erfolgenden Hinscheiden, ließen sich ganz deutlich bald schwächer, bald stärker werdende accordähnliche Töne vernehmen, die bald von der Straße herauf, bald aus dem Garten, bald aus einem der Nachbarhäuser zu kommen schienen. Sie glichen, nach der Aussage der Personen, von welchen sie ganz deutlich gehört wurden, manchmal denen einer Harmonika, manchmal dem eines angeschlagenen Klaviers, zuweilen auch denen eines vierstimmigen Gesangs; wodurch sie aber eigentlich erzeugt wurden, dies ist bis auf den heutigen Tag ein ungelöstes Räthsel geblieben.

Goethe, der sich nach Tagesanbruch ziemlich erleichtert fühlte, erhob sich aus seinem Lehnstuhl und wollte ein wenig auf und ab gehen, mußte aber diesen Versuch sehr bald wieder aufgeben.

Ottilie, seine Schwiegertochter, die seit dem Tode ihres Gatten all ihre liebende Fürsorge dem theuern Greis gewidmet, setzte sich zu ihm und er begann mit ihr in heiterer Weise zu plaudern, sprach von dem wiederkehrenden Frühling, der sicherlich auch ihm volle Genesung bringen werde, und keins seiner Worte verrieth, daß er von seinem so nahe bevorstehenden Ende auch nur eine Ahnung hatte.

Nachdem er eine Weile geschwiegen, während Ottilie, um alles zu vermeiden, was ihn aufregen oder anstrengen

könnte, ebenfalls schwieg, begann er, auf ein auf dem Fußboden liegendes Blatt Papier zeigend, plötzlich zu phantasiren und sagte:

„Warum laßt ihr Schiller's Briefwechsel so auf dem Boden liegen? Hebt ihn doch auf!"

Man nahm das Blatt weg und einige Minuten darauf flüsterte er:

„Wie schön! wie schön! wie herrlich ist dieser liebliche von schwarzen Locken umfaßte Frauenkopf! Welch ein prächtiges Colorit auf schwarzem Hintergrunde!"

Nicht lange nachdem er dies gesagt, sank er in einen sanften Schlaf. Als er aus demselben erwachte, fragte er nach den Zeichnungen, die er so eben gesehen.

Es waren aber nur die Bilder seines letzten Traums gewesen, und einige unverständliche Worte murmelnd begann er mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand Buchstaben in der Luft zu schreiben, erst hoch und dann, so wie die Muskeln seines Arms ermüdeten, immer tiefer, bis zuletzt auf der Decke, die man über seine Knie gebreitet.

Plötzlich erhob er die Stimme noch einmal voll und deutlich.

„Mehr Licht! mehr Licht!" rief er und legte sich dann ruhig mit dem Kopfe auf die Seite in die Ecke des Lehnstuhls.

„Er schläft!" sagte Ottilie, die seine Hand in der ihrigen haltend neben ihm auf einem Schemel saß. „Er

schläft!" wiederholte sie leise und legte den Finger auf den Mund, um den Umstehenden Schweigen zu gebieten. Sie konnte in der unbequemen Stellung, die sie eingenommen, nicht sehr lange ausharren, und indem sie sich ein wenig emporrichtete, schauete sie dem nach ihrer Meinung Schlafenden behutsam unter den Schirm, der seine Augen bedeckte.

Diese waren gebrochen. Ohne Kampf war sein irdischer Schlaf in den ewigen übergegangen.

Ende.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß des dritten Theils.

X. Charlotte von Stein. — Erzählung. . . 3

XI. Emma Lyonna und die schöne Mailänderin. — Bilder aus dem Süden. 79

XII. Christiane Vulpius. — Ein Lebensbild. . 121

XIII. Minna Herzlieb. — Novelle. 223

XIV. Bettina. — Ein Capriccio. 249

XV. Die zwei Letzten: Ulrike von Lewezow und Marie Szymanowska. 275

Nachwort. 294